



Das Dekameron

des Boccaccio.

Von

D. W. Soltau.

Erster Theil.

Dritte Stereotyp-Auflage.

Berlin.
Verlag von A. Hofmann & Comp.
1874.

Giovanni Boccaccio, ein Zeitgenosse und vertrauter Freund des Petrarca, ward im Jahre 1313 geboren. Sein Vater war ein florentinischer Kaufmann, und seine Mutter eine Pariserin. Ueber seinen eigentlichen Geburtsort sind seine Biographen nicht einig, und es ist viel darüber gestritten worden, ob er zu Paris, Florenz oder Certaldo (einem Flecken im Florentinischen) sei geboren worden. Die Grabschrift, die sich Boccaccio selbst gesetzt hat*), giebt inzwischen der letzteren Vermuthung die meiste Wahrscheinlichkeit.

Daß er ein äußerst lebhafter, fröhlicher und angenehmer Gesellschafter gewesen sei, dafür bürgen uns gewissermaßen seine Schriften, wenn es auch nicht seine Biographen von ihm sagten, die ihn als einen an Geist und Leib sehr liebenswürdigen Mann geschildert haben.

Sein Vater nahm ihn schon in seiner frühen Jugend aus der Schule, um ihn zu Handlungsgeschäften anzuführen, obgleich er sich schon damals lieber den Studien gewidmet hätte, und er mußte sich bis in sein achtundzwanzigstes Jahr mit kaufmännischen Geschäften und Reisen befassen. Wie er sich auf einer dieser Reisen in Neapel befand, und auf einem Spaziergange von ungefähr das Grabmal Virgils erblickte, ergriff ihn plötzlich ein unwiderstehlicher Trieb zur Dichtkunst, so daß er sich von Stund' an allen andern Geschäften entzog, um sich gänzlich den Musen zu weihen. Nachdem sein Vater sich vergeblich bemüht hatte, ihn von seinem Vorsatze wieder abzubringen, gab er endlich seine Einwilligung, unter der Bedingung, daß sein Sohn sich ein Brodstudium wählen sollte, um dereinst zu einem Amte gelangen zu können. Er studirte auch wirklich sechs Jahre lang die Rechte, machte aber keine großen Fortschritte darin, und gab sie am Ende wieder auf, um sich ganz der Dichtkunst und der Philologie zu überlassen.

---

*) S. weiter unten.

Nach dem Tode seines Vaters folgte er gänzlich diesem Hange. Unter der Anführung des Leontius Pilatus, eines gelehrten Griechen, erlernte er die griechische Sprache, und da die schönen Wissenschaften sich in seinem Vaterlande noch nicht wieder aus dem Staube erhoben hatten, so reisete er umher, um die Werke der griechischen Schriftsteller zu sammeln, die er aber, wegen seiner eben nicht blühenden Vermögensumstände, größtentheils selbst abschreiben mußte; und so gelang es ihm mit vieler Mühe und Kosten, einer der ersten Wiederhersteller der Wissenschaften zu werden. Er selbst sagt in seinem Buche de genealogia Deorum: „Fui equidem, qui primus meis sumtibus Homeri libros et alios quosdam Graecos in Etruriam revocavi, ex qua multis antea saeculis abierant, non redituri."

Durch seinen anhaltenden Fleiß ward er einer der gründlichsten Gelehrten seiner Zeit, und nützte seinen Zeitgenossen nicht wenig durch seine Schriften mythologischen, historischen und geographischen Inhalts, die noch jetzt vorhanden sind, und die, wenn sie gleich heutiges Tages für uns keinen großen Werth mehr haben, doch gewiß für die damaligen Zeiten sehr unterrichtend waren. An der andern Seite bildeten ihn seine innige Freundschaft mit dem Petrarca (mit welchem er beständig im Briefwechsel stand) und sein unermüdetes Studium der Alten zu einem der geschmackvollsten Schriftsteller. Als Dichter hat er zwar nie geglänzt, sondern steht gegen seinen Freund Petrarca sehr im Schatten. Allein um desto berühmter ist er als prosaischer Schriftsteller, und sein Dekameron ist besonders in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Es ist kaum glaublich, daß Boccaccio (wie Einige von ihm behaupten) dieses Werk, das Einzige, durch welches er sich bis auf den heutigen Tag berühmt gemacht hat, am wenigsten geschätzt haben sollte. Die beiden Vorreden, die er zu dem ersten und zweiten Theile geschrieben hat, und seine Nachschrift am Ende des Werkes, scheinen mir keineswegs eine solche Gleichgültigkeit gegen dasselbe zu verrathen, sondern vielmehr von einer gewissen Vorliebe zu zeugen, die es auch wirklich verdient. Das Dekameron hat der italienischen Sprache (ein Paar veraltete Wörter und einige wenige Formen ausgenommen) diejenige bestimmte Gestalt und Ausbildung gegeben, die ihr noch jetzt eigenthümlich ist, und die Akademie della Crusca stützt sich auf dasselbe in ihrem Wörterbuche, als auf eine ihrer besten Autoritäten. Buommattei, Tiraboschi und andere gelehrte Italiener sind unerschöpflich in den Lobeserhebungen, womit sie es überhäufen, und dem Boccaccio das verdiente Zeugniß geben, daß

die italienische Prosa ihm nicht weniger zu verdanken habe, als die Poesie dem Petrarca. Tiraboschi nennt das Dekameron wegen der Zierlichkeit der Schreibart, wegen der sorgfältigen Wahl der Ausdrücke, wegen des leichten und gefälligen Vortrags, und wegen des fließenden Dialogs der redenden Personen, eines der vollkommensten Muster des reinen und ausgebildeten italienischen Styls. Auch Montaigne giebt ihm einen vorzüglichen Platz unter den wenigen Werken dieser Art, von denen er sagt, daß sie ihm wahres Vergnügen gewährten. Ueberall hat das Dekameron Bewunderer, Uebersetzer und Nachahmer gefunden; und in der That ist es ein Werk voll von Geist, Witz und fröhlicher Laune, bald mit ernster Moral und echter Lebensweisheit verwebt, bald mit beißender Satire gewürzt. Freilich fehlt es darin auch nicht an leichtfertigen und schlüpfrigen Schwänken; ja bisweilen stößt man auch wohl auf eine Erzählung, in welcher man das Salz des Witzes mühsam aufsuchen muß, und es wohl gar vergeblich sucht. Allein wer dem Boccaccio seinen muthwilligen, oft auch wohl ziemlich derben Ton zum Vorwurf macht, der sollte bedenken, daß man im vierzehnten Jahrhundert von manchen Dingen in Gegenwart der Weiber und Mädchen reden konnte, ohne wider den guten Ton und die Sitten der damaligen Zeit zu verstoßen, wovon man heutiges Tages in guter Gesellschaft nicht einmal vor Männern sprechen würde: und wer es ihm übel nimmt, daß nicht alle seine Erzählungen gleich geistreich sind, der vergißt, daß kein Mensch in der Welt immer bei gleicher Laune sein kann; wenn man auch nicht annehmen will, daß Boccaccio vielleicht vorsätzlich manche trockene Legende mit einer geistreichen Erzählung, so wie manche rührende Geschichte mit einem leichtfertigen Schwanke abwechseln ließ, um das eine durch das andere zu heben.

Viele von den Erzählungen im Dekameron sind merkwürdig wegen der Freimüthigkeit, womit Boccaccio schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts den Unfug, die Misbräuche und die Laster der Mönche und Pfaffen, und den dummen Aberglauben, welcher damals die Religion entstellte und verfinsterte, gerügt hat. Bei jeder Gelegenheit läßt er sie die Geisel seiner Satyre ohne Barmherzigkeit fühlen, und (sonderbar genug) es scheint eben nicht, daß ihn irgend jemand angefochten habe, obgleich er laut genug fast alles sagte, wofür fünfzig Jahre später Johann Huß verbrannt ward, und was erst nach hundertundfünfzig Jahren Luther mit glücklicherm Erfolg zur Sprache brachte.

Boccaccio ist nie verheiratet gewesen, und hat nie ein öffentliches Amt bekleidet; doch hat er gelegentlich in Staatsgeschäften, und besonders in Gesandschaften seiner Republik, nützliche Dienste geleistet. So ward er im Jahre 1351 (nachdem er in demselben Jahre seinem Freunde Petrarca das Schreiben der florentinischen Regierung nach Padua überbracht hatte, in welchem er eingeladen ward, in sein Vaterland zurückzukehren, und sein eingezogenes väterliches Vermögen wieder in Empfang zu nehmen) an Ludwig, Markgrafen von Brandenburg geschickt, um ihn zu bitten, den Florentinern gegen die Viscontis, Herren von Mailand, beizustehen. In den Jahren 1353 und 1365 ging er als Gesandter seiner Republik an den päpstlichen Hof nach Avignon. Im Jahre 1373 ward er zu Florenz mit einem Jahrgehalte von hundert Gulden angestellt, um über die Divina Comedia des Dante Vorlesungen zu halten*). Er starb im Jahre 1375 zu Certaldo, und ward in der Domkirche zu St. Jacob begraben. Folgende Grabschrift hat er sich selbst gesetzt:

Hac sub mole jacent cineres, ossaque Joannis;
Mens sedet ante Deum, meritis ornata laborum.
Mortalis vitae genitor Boccaccius illi;
Patria Certaldum; studium fuit alma poësis.

Von der gegenwärtigen Uebersetzung des Dekameron habe ich weiter nichts zu sagen, als daß ich bei meinem übrigen Bestreben, dem Original getreu zu bleiben, mich nicht habe enthalten können, die gar zu schlüpfrigen Stellen theils zu unterdrücken, theils ihnen ein etwas anständigeres Gewand umzuwerfen. Wenn mich einige Kunstrichter deswegen tadeln sollten, so hoffe ich hingegen, bei den meisten Lesern (und Leserinnen) Dank damit zu verdienen.

Das griechische Wort Dekameron bedeutet einen Zeitraum von zehn Tagen. Boccaccio hat seinen hundert Erzählungen diesen Namen gegeben, weil er sie von einer Gesellschaft von zehn Personen in zehn Tagen erzählen läßt. Er giebt seinem Dekameron auch noch den Beinamen Principe Galeotto, welchen ich durch Schalk aller Schälke übersetzt

*) S. Idelers Italienisches Handbuch (Berlin, Fröhlich) unter dem Titel Boccaccio.

habe. Galeotto heißt nämlich im Italienischen ein Galeerensclave, und im weitläuftigern Verstande ein jeder Spitzbube. Da nun die Italiener das Wort Galeotto eben sowohl, wie wir Deutschen das Wort Spitzbube, auch im scherzhaften Sinne gebrauchen, so glaube ich der Meinung des Boccaccio keine Gewalt zu thun, wenn ich voraussetze, daß er in diesem Sinne sein Dekameron, wegen seiner muthwilligen Schwänke, Principe Galeotto, einen Erzschelm, oder Schalk aller Schälke genannt hat.

Vorrede des Boccaccio.

Hier beginnt das Buch, genannt

Dekameron,

mit dem Beinamen Schalk aller Schälke, in welchem sich hundert Geschichten befinden, die in zehn Tagen vön sieben Frauenzimmern und drei jungen Herren sind erzählt worden.

Es ist menschenfreundlich, Mitleiden mit dem Betrübten zu haben, und so sehr dieses einem Jeden obliegt, so ist es doch doppelt die Pflicht derjenigen, die einst Trostes bedurften, und ihn bei Andern fanden. Wenn aber jemals ein Mensch Trostes bedürftig, wenn dieser ihm theuer, wenn er ihm Labsal war, so bin ich es gewesen. Denn seit meinem ersten Jünglingsalter bis zu dieser Stunde glüht mit Macht in meinem Herzen eine so edle und erhabene Liebe, daß man sie vielleicht meinem niedrigen Stande, wenn ihr Gegenstand bekannt würde, nicht angemessen finden möchte, obgleich verständige Männer, welche etwas davon anführen, mich deswegen lobten und höher schätzten. Doch ward mir meine Leidenschaft höchst peinlich; gewiß nicht, weil die geliebte Person mir mit Grausamkeit begegnete, sondern vor übermäßiger Inbrunst, womit die zügellose Begierde mein Gemüth entflammte, und weil sie mir nicht erlaubte, meinen Wünschen vernünftige Schranken zu setzen, mir oft nur gar zu viele Qual verursachte. Diese meine Qual ward damals durch die angenehmen Reden und durch die löblichen Trostgründe einiger Freunde dermaßen gelindert, daß ich gewiß glaube, sie allein haben es verhütet, daß ich nicht das Leben darüber einbüßte. Da es aber Demjenigen, welcher selbst unendlich ist, gefallen hat, jedem irdischen Dinge es zum unabänderlichen Gesetze zu machen, daß es einmal ein Ende nehmen muß, so hat auch meine über alle Maße inbrünstige

Liebe*), welche weder die Kraft des festesten Vorsatzes, noch guter Rath; weder die Furcht vor unausbleiblicher Beschämung, noch die Gefahr, die mir daraus erwachsen konnte, zu biegen oder zu brechen vermochten, in der Folge der Zeit sich von selbst dergestalt gemäßigt, daß sie in meinem Gemüthe jetzt nur noch denjenigen angenehmen Eindruck zurückgelassen hat, welchen sie auf einen Jeden zu machen pflegt, der sich nicht zu weit in ihre hohe See hinauswaget. Denn statt der Pein, die sie mir sonst verursachte, entfernt sie von mir jetzt allen Schmerz, und verursacht mir nur lauter angenehme Empfindungen. Obwohl aber meine Leiden jetzt vorüber sind, so verliert sich doch nicht die Erinnerung an die Wohlthaten, die ich einst von denen empfing, welche sich durch ihre Güte bewegen ließen, meinen Schmerz mitleidig zu empfinden, und ich gedenke sie auch bis an mein Ende nie zu vergessen. Weil nun die Dankbarkeit, wie mich däucht, die löblichste aller Tugenden, und das entgegengesetzte Laster das hassenswürdigste ist, so habe ich, um nicht undankbar zu scheinen, mir vorgenommen, jetzt, da ich mich als frei betrachten kann, nach meinem geringen Vermögen zur Wiedervergeltung des Empfangenen, wo nicht denen, die mir geholfen haben (weil sie vielleicht, ihres höhern Verstandes oder ihres bessern Glückes wegen, es nicht bedürfen), doch wenigstens denen, die es nöthig haben, einige Erleichterung zu verschaffen. Und wenn auch mein Beistand, oder mein Trost (wie wir es nennen wollen), bei den Hülfsbedürftigen von keiner großen Wirkung sein sollte, so glaube ich doch, ihn lieber denjenigen anbieten zu müssen, die ihn am meisten nöthig haben, weil er ihnen nicht nur am nützlichsten, sondern auch am willkommensten sein wird. Wer kann es denn wohl leugnen, daß er auf jeden Fall bei den lieben Weibern weit besser angebracht sei, als bei den Männern? Jene verschließen aus Furcht und Scham in ihrem zarten Busen die heimliche Gluth der Liebe; und wieviel gewaltsamer diese sei, als diejenige, welche frei und öffentlich emporlodert, das wissen diejenigen am besten, die es versucht haben und noch erfahren. Gezwungen durch den Willen, die Laune und die Befehle ihrer Väter, Mütter, Brüder oder Ehemänner, müssen sie überdies den größesten Theil ihrer Zeit, eingeschlossen in dem engen Bezirk ihrer Zimmer zubringen, wo sie fast müssig sitzend (sie mögen wollen oder nicht) sich von einer Stunde zur andern mit allerlei Gedanken herumschlagen, die gewiß nicht immer die angenehmsten sind.

---

*) Eine natürliche Tochter des Königs Robert von Neapel soll der Gegenstand dieser, vermuthlich halb wahren, halb poetischen Liebe gewesen sein.

Wenn nun diese in ihrem Gemüthe eine aus feurigen Begierden entspringende Schwermuth erregen, so können sie sich zu ihrer großen Qual nicht wieder davon losmachen, wenn nicht andere Gedanken sie wieder zerstreuen, zumal, da sie weit weniger Kraft zum Ausdauern besitzen, als die Männer. Bei diesen hat es damit, wenn sie verliebt sind, keine Noth, wie wir täglich gewahr werden. Denn wenn sie von der Schwermuth oder von andern verdrießlichen Gedanken angefochten werden, so haben sie mancherlei Mittel, das Uebel zu vermindern oder zu vertreiben, und es fehlt ihnen, wenn sie wollen, nicht an Gelegenheiten, auszugehen, allerlei Sachen zu hören und zu sehen, zu jagen, zu fischen, Vögel zu fangen, zu reiten, zu spielen, oder ihren Geschäften nachzugehen: lauter Dinge, welche das Gemüth gänzlich, oder doch zum Theil beschäftigen, und es wenigstens eine Zeitlang von unangenehmen Gedanken abziehen können, da denn auf eine oder die andere Weise Trost erfolgt, oder der Unmuth sich vermindert.

Damit ich nun das Meinige beitrage, den Fehler des Geschicks in etwas zu verbessern, welches (wie wir an den zarten Weibern sehen) mit seinem Beistande am kärgsten gegen diejenigen ist, die am wenigsten eigene Kraft besitzen, so will ich zum Behuf und zur Zuflucht derjenigen, welche verliebt sind (denn die andern können sich mit der Nadel, der Spindel und Haspel wohl behelfen), hundert Geschichtchen, oder Fabeln, oder Gleichnisse, oder Histörchen (wie man sie nennen will) mittheilen, welche in Zeit von zehn Tagen von einer (wie man bald sehen wird) sehr ehrbaren Gesellschaft von sieben Damen und drei jungen Herren, während der neulichen Pestzeit, sind erzählt worden, nebst einigen Liederchen, die sie zu ihrem Vergnügen gesungen haben. In diesen Erzählungen kommen allerlei angenehme und traurige Liebesgeschichten und andere Begebenheiten zum Vorschein, die sich in alten und neuen Zeiten zugetragen haben; woraus die liebenswürdigen Weiblein, welche sie lesen, theils Vergnügen an den unterhaltenden Sachen, die darin gesagt werden, theils auch guten Rath und Lehren schöpfen können, wenn sie sich dasjenige wohl bemerken, was man vermeiden, und was man nachahmen soll: welches alles, meiner Meinung nach, nicht fehlen kann, den Unmuth und die Langeweile zu vertreiben. Wenn dieß der Fall ist (und Gott gebe, daß es so sei!), so können sie es der Liebe verdanken, daß sie mir ihre Bande abnahm, um mir das Vermögen zu gönnen, zu ihrem Vergnügen mitzuwirken.

Inhalt des ersten Theiles.

Erster Tag.

Zweiter Tag.

Dritter Tag,

Das Dekameron.

Erster Theil.



Erster Tag.

Nachdem der Verfasser gezeigt hat, auf welche Veranlassung die Personen, welche hernach genannt werden, sich zu gemeinschaftlicher Unterhaltung versammelten, wird unter Pampina's Vorsitz von den Dingen gehandelt, die zum Vergnügen der Gesellschaft abzielten.

So oft ich in meinem Herzen bedenke, meine lieben Damen, wie sehr Sie alle von Natur zum Mitleiden geneigt sind, so oft überzeuge ich mich, daß Sie den Anfang dieses Werkchens traurig und langweilig finden müssen; denn die schmerzliche Erwähnung der neulichen todgebährenden Pestseuche, womit sich diese Blätter anfangen, kann nicht fehlen, diesen Eindruck auf einen jeden zu machen, der ihre Verheerung selbst gesehen, oder von ihren bejammernswerthen Wirkungen gehört hat.

Allein ich sähe doch nicht gern, daß Sie sich dadurch abschrecken ließen, weiter zu lesen; als hätten Sie nichts anders als Thränen und Seufzer in dem Buche zu erwarten. Dieser schauderhafte Eingang sei Ihnen vielmehr nur das, was dem Wanderer ein rauher schroffer Fels ist, hinter welchem eine angenehme, reizende Ebene liegt, die ihm um desto mehr Vergnügen gewährt, jemehr ihn das beschwerliche Auf- und Niederklettern ermüdet hat. Und wie das Uebermaß der Freude sich oft in Traurigkeit endigt, so folgen hingegen neue Freuden auf das überstandene Leid.

Auf eine kurze Unannehmlichkeit (ich nenne sie kurz, weil sie in wenigen Worten enthalten ist) folgt denn auch hier unmittelbar das Reizende und Angenehme, das ich Ihnen in der Vorrede versprochen habe, und das man vielleicht nach einem solchen Eingange nicht erwarten möchte, wenn es nicht vorausgesagt würde. In der That, wenn ich Sie auf eine schickliche Art durch einen andern Weg, als auf diesem beschwerlichen Pfade, dahin hätte führen können, wohin ich wollte, so hätte ich es gern gethan. Weil ich aber ohne die folgende Rückerinnerung die Art und Weise nicht anzeigen könnte, wie dasjenige, was man hernach lesen wird, eigentlich veranlaßt worden, so fühle ich mich gewissermaßen durch die Noth gedrungen, es Ihnen alles zu erzählen.

Wissen Sie demnach, daß die Jahre nach der gnadenreichen Menschwerdung des Sohnes Gottes schon auf 1308 gekommen waren, wie in der berühmten Stadt Florenz, die alle übrigen Städte in Italien an Schönheit übertrifft, eine tödtliche Seuche ausbrach, die entweder durch die Einwirkung der höhern Weltkörper verursacht, oder aus gerechtem Zorn Gottes über unsere Bosheit, als eine Züchtigung über uns Sterblichen verhängt ward, und die schon einige Jahre früher im Morgenlande begonnen, eine zahllose Menge der Lebendigen daselbst hingerafft, und dann, unaufhaltsam von einem Orte zum andern gegen Abend fortschreitend, auf eine schreckliche Weise um sich gegriffen hatte.

Hier half nun weder menschliche Kunst, noch Vorsicht, ob man gleich Leute bestellte, die alle Unsauberkeit aus der Stadt wegschaffen mußten; einem jeden Kranken den Eingang in die Thore verwehrte; auf allerhand Mittel bedacht war, um die Gesundheit zu verwahren; und nicht nur einmal, sondern mehrmal demüthige Gebete zu Gott aufschickte, sowohl durch Anstellung feierlicher Umgänge, als sonst auf andere Weise durch andächtige Personen, sondern fast schon im Anfange des Frühlings des gedachten Jahrs zeigte die Pest ihre fürchterlichen Wirkungen auf eine seltsame Weise, und nicht so, wie im Morgenlande, wo das Nasenbluten bei einem Jeden ein gewisser Vorbote eines unvermeidlichen Todes war. Hier aber zeigte sich im Anfange bei den Personen beider Geschlechter eine Geschwulst in den Weichen, oder in den Armhöhlen, welche bei Einigen so groß ward, wie ein gemeiner Apfel, bei andern wie ein Ei, einige größer, einige kleiner, und welche der gemeine Mann Pestbeulen nannte. In kurzer Zeit verbreiteten sich diese, von jenen Theilen des Leibes, über alle übrigen ohne Unterschied. Hernach veränderte sich die Krankheit in ihren Erscheinungen, und es zeigten sich schwarze und gelbe Flecken an den Armen, auf den Rippen und überall am ganzen Leibe. Bei Einigen waren diese Flecken groß und in geringer Anzahl, bei andern kleiner und häufiger; und so wie vorhin die Beule ein gewisser Vorbote des Todes gewesen, und bei Einigen noch war, so waren es jetzt diese Flecken bei einem jeden, an dem sie sich zeigten. Diese Krankheit zu heilen, schien die Kunst keines Arztes und die Kraft keines Heilmittels vermögend zu sein, oder auch nur im geringsten bei den Kranken zu wirken. Sondern entweder, weil die Natur des Uebels es nicht zuließ, oder wegen der Unwissenheit der Aerzte, deren Zahl (die wirklich erfahrenen ungerechnet) an Weibern und Männern, welche nie den gering-

sten Unterricht in der Heilkunde genossen hatten, überaus stark angewachsen war, die aber, da sie den Gang der Krankheit nicht kannten, auch nicht die rechten Mittel dagegen anzuwenden wußten; genug, es kamen nicht nur sehr Wenige davon, sondern die Meisten starben schon am dritten Tage nach der Erscheinung obiger Kennzeichen, einige früher, andere später, ohne Fieber oder andere hinzugekommene Zufälle.

Diese Pest war um desto verderblicher, da sie von den Kranken den Gesunden, die mit ihnen umgingen, so schnell mitgetheilt ward, wie das Feuer den trocknen oder fetten Sachen, welchen es sich nähert. Und was noch schlimmer war, nicht nur durch das Reden und durch den Umgang mit den Kranken wurden die Gesunden angesteckt, und wurden Opfer eines gemeinschaftlichen Todes, sondern die Berührung der Kleider und Gewänder, welche die Kranken gebraucht oder angerührt hatten, schien diese Krankheit fortzupflanzen. Was ich bei dieser Gelegenheit erzählen will, ist wunderbar zu hören, und wenn ich es nicht selbst, nebst vielen andern Leuten, mit Augen gesehen hätte, so wagte ich kaum, es zu glauben, viel weniger es niederzuschreiben, wenn es mir auch glaubwürdige Leute erzählt hätten. Das ansteckende Gift dieser Pestilenz war nämlich so bösartig, daß es sich nicht nur von einem Menschen zum andern fortpflanzte, sondern was noch weit mehr ist, daß auch die Sachen eines Menschen, der mit dieser Krankheit behaftet oder daran gestorben war, wenn irgend ein Thier (geschweige ein Mensch) sie berührte, es nicht nur auch ansteckten, sondern es oft in einer äußerst kurzen Zeit tödteten; wovon (wie ich kurz vorher sagte) meine Augen sich einst auf folgende Art überzeugten: Man hatte die Lumpen eines armen Mannes, der an dieser Krankheit gestorben war, auf die Straße geworfen, wo ein Paar Schweine darüber herfielen, die ihrer Gewohnheit nach erst mit ihren Rüsseln darin wühlten, und sie dann zwischen die Zähne nahmen und um die Köpfe schüttelten. In einer kleinen Stunde fielen beide unter Verzuckungen, als wenn sie Gift bekommen hätten, todt auf die zerrissenen Lumpen nieder. Diese, und eine Menge andrer ähnlichen, oder schlimmeren Umstände, verursachten bei denen, die übrig und lebendig blieben, mancherlei Furcht und Besorgniß, welches alles zuletzt einen etwas grausamen Entschluß bewirkte, daß man nämlich die Kranken und ihre Sachen floh und vermied, und daß ein Jeder darin sein bestes Verwahrungsmittel zu finden glaubte. Einige nun waren der Meinung, das beste Mittel, der Krankheit vorzubeugen wäre, mäßig zu

leben, und sich vor allem Ueberfluß zu hüten. Diese bildeten demnach kleine Gesellschaften, welche von allen Andern abgesondert, in solchen Häusern wohnten, wo niemand krank gewesen war. Hier lebten sie bei dem äußerst mäßigen Genusse der niedlichsten Speisen und der köstlichsten Weine, enthielten sich von allen Wollüsten, sprachen mit keinem Fremden, und wollten weder von Todten, noch von Kranken die mindeste Nachricht hören, sondern vertrieben sich die Zeit mit Musik und mit solchen Vergnügungen, als sie sich untereinander verschaffen konnten. Andere, welche entgegengesetzter Meinung waren, behaupteten, das sicherste Verwahrungsmittel wider ein so fürchterliches Uebel wäre, viel zu trinken und sich lustig zu machen, mit Gesang und Klang umher zu ziehen, und die Sinne auf alle mögliche Weise zu befriedigen, und sich über die Folgen hinwegzusetzen, und darüber zu lachen. Sie machten ihre Worte gut, so viel sie konnten; schwärmten Tag und Nacht bald in dieser, bald in jener Schenke umher, und tranken ohne Maaß und Ziel. Eben so trieben sie auch ihr Wesen in den Häusern anderer Leute, wenn sie hörten, daß es dorten etwas gab, das ihnen behagte. Und dieses ward ihnen nicht schwer gemacht, denn Jedermann (als wenn sein Leben nicht länger währen sollte) gab sich selbst und das Seinige gänzlich hin, so daß die meisten Häuser Jedem offen standen, und daß der Fremdling welcher hineintrat, eben so frei darin schaltete wie der Hausherr.

Doch bei allem diesen viehischen Leben vermieden sie die Kranken so viel als möglich. Und bei diesem großen Unglück und Elend, welches unsere Stadt betraf, war die ehrwürdige Gewalt der Gesetze, sowohl göttlicher als menschlicher, fast gänzlich herabgesunken und aufgelöst, weil die Diener und Handhaber derselben, eben so wie die andern Einwohner, entweder todt oder krank, oder so sehr von den Hausgenossen entblößt waren, daß sie ihre Dienste auf keine Weise verrichten konnten; daher es einem Jeden frei stand zu handeln wie er wollte.

Manche hielten auch zwischen denen, von welchen wir vorher gesprochen, die Mittelstraße, indem sie im Essen und Trinken sich kein so strenges Maß vorschrieben, wie die zuerst Erwähnten, und sich doch auch der Völlerei und andern Ausschweifungen nicht überließen, wie die Andern sondern sie bedienten sich aller Dinge in hinreichendem Maße, um ihre Wünsche zu befriedigen, und statt sich einzusperren, gingen sie umher Einige mit Sträußen von wohlriechenden Blumen und Kräutern, Einige mit verschiedenen Spezereien in den Händen, die sie oft an die Nase hielten, weil

sie glaubten, es wäre heilsam, durch Wohlgerüche das Gehirn zu stärken, da die Luft überall mit bösen Ausdünstungen von Leichen, Kranken und Arzeneien geschwängert schien.

Einige Andere dachten noch hartherziger und sagten, man könnte sich vor der Pest nicht anders retten, als indem man weit davon flöhe, als glaubten sie darin größere Sicherheit zu finden. Von diesem Bewegungsgrunde getrieben, und ohne sich um jemand Anders, als um sich selbst zu bekümmern, verließen sehr viele Männer und Weiber die Stadt und ihre Häuser, Wohnungen, Verwandten und Habseligkeiten, und flohen in die Fremde, oder wenigstens auf's Land, auf ihre eigenen Güter; als wenn Gottes Zorn, der die Sünden der Menschen durch diese Pestilenz strafte, ihnen nach dem Orte ihrer Zuflucht nicht folgen könnte, sondern nur diejenigen aufzureiben bedacht wäre, die sich innerhalb der Stadtmauern befänden, als wollte sie nur dort keinen Menschen leben lassen, und die Stunde ihres Unterganges wäre gekommen.

Obwohl nun diese verschieden gesinnten Menschen nicht alle umkamen, so entronnen sie doch auch nicht alle mit dem Leben. Sondern indem viele von ihnen erkrankten, so wurden sie nach dem Beispiele, das sie jederzeit, so lange sie gesund waren, selbst gegeben hatten, von denen, die jetzt gesund blieben, wieder verlassen, und mußten fast ganz einsam dahinschmachten.

Doch es möchte noch hingehen, daß ein Bürger den andern verließ, und daß fast kein Nachbar sich des andern annahm; daß Verwandte einander selten oder gar nicht besuchten, und sich nur von ferne sahen. Aber so tief hatte das Schrecken dieser Heimsuchung die Brust der Menschen beiderlei Geschlechts durchdrungen, daß ein Bruder den andern verließ, der Oheim den Neffen, die Schwester den Bruder, ja nicht selten das Weib den Mann, und was noch weit mehr und fast unglaublich ist, Väter und Mütter ließen sogar ihre Kinder, als ob sie ihnen nicht angehörten, ohne Besuch und ohne Pflege. Deswegen blieb auch für die unbeschreibliche Menge der Kranken, Männer und Weiber, keine andere Hülfe und Beistand übrig, als das Mitleiden der Freunde (und deren gab es wenige), oder die Gewinnsucht der Bedienten, die sich durch großen und unerschwinglichen Lohn anlocken ließen; wiewohl auch diese nicht in großer Anzahl zu finden waren, und die meisten waren nur Menschen von groben Begriffen und wenig gewohnt an dergleichen Dienste; daher man sie denn auch fast zu nichts weiter gebrauchen konnte, als um den Kranken Dieses und Jenes zu

reichen, das sie verlangten, und Achtung zu geben, wenn sie starben; und bei diesem Geschäfte kostete ihr Verdienst ihnen selbst oft das Leben.

Da nun die Kranken von ihren Nachbarn, Verwandten und Freunden verlassen wurden, und die Anzahl der Krankenwärter so geringe war, so entstand daher ein Mißbrauch, der bis dahin unerhört gewesen war. Kein Frauenzimmer nämlich, es mochte so schön, liebenswürdig, oder wohlerzogen sein, wie es wollte, trug Bedenken, sich von Mannspersonen bedienen zu lassen, gleichviel ob sie jung oder alt waren, und wenn es die Umstände der Krankheit nothwendig machten, sich vor ihnen wie vor ihren weiblichen Bedienten zu entblößen; welches denn vielleicht manchen, die mit dem Leben davon kamen, in der Folge Anlaß gab, weniger streng auf ihre Ehrbarkeit zu halten. Und überdies fanden manche dabei ihren Tod, die vielleicht wieder gesund worden wären, wenn sie die gehörige Aufwartung gehabt hätten. So aber war, theils wegen Mangel an gehöriger Bedienung und Verpflegung der Kranken, theils wegen der Bösartigkeit der Seuche, die Menge derer, welche Tag und Nacht daran hinstarben, so groß, daß es schrecklich war, davon zu hören, und noch mehr, es zu sehen; denn die Noth trieb die Ueberlebenden zu solchen Dingen, die sonst den Gebräuchen unserer Mitbürger ganz entgegen waren.

So war es sonst der Gebrauch (wie auch noch heutiges Tages bei uns), daß die weiblichen Verwandten und Nachbarinnen sich in dem Hause des Verstorbenen versammelten, und mit denen, die ihm am nächsten angehörten, seinen Tod beweinten; auch pflegten sich vor der Hausthüre die männlichen Verwandten und Nachbarn nebst vielen andern Mitbürgern einzustellen, und nach Maßgabe des Ranges des Verstorbenen erschien auch die Geistlichkeit mehr oder weniger zahlreich, worauf dann Männer seines eigenen Standes ihn auf ihren Schultern, mit feierlichem Gepränge von Wachsfackeln und Gesang nach derjenigen Kirche trugen, die er selbst vor seinem Tode sich auserwählt hatte; welches alles, wie die Wuth der Seuche aufs Höchste stieg, entweder gänzlich, oder doch größtentheils unterblieb, und andere Neuerungen dagegen entstanden. Denn es starben nicht nur manche Leute, ohne viele Leidträgerinnen um sich zu haben, sondern viele schieden ganz ohne Zeugen aus der Welt, und nur sehr geringe war die Zahl derjenigen, welchen die mitleidige Klage und die zärtliche Abschiedsthräne zu Theil ward; vielmehr sah man oft an deren Statt Gelächter und Lärm, und lustige Gelage, in welche zum Theil auch die Frauenzimmer,

unter dem Vorwande, ihre Gesundheit zu verwahren, mit Hintansetzung ihres weiblichen Zartgefühls sich bald fügen lernten. Es gab nur selten Leichen, die von mehr als zehn bis zwölf von ihren Nachbarn zur Kirche begleitet wurden, und zwar wurden sie nicht von ehrbaren und würdigen Mitbürgern zur Gruft getragen, sondern gewisse Todtengräber aus der niedrigsten Classe des Pöbels, Pestknechte genannt, verrichteten diesen Dienst für die Gebühr, trugen die Bahre und schleppten sie eilenden Trittes, nicht nach der Kirche, die etwa der Sterbende gewählt hätte, sondern nach der nächsten besten, wobei oft nicht über vier bis sechs Geistliche mit wenigen Kerzen vorangingen, und bisweilen kein einziger; da denn mit Hülfe der Pestknechte die Leiche ohne langes in requiem in irgend ein leeres Grab, das am ersten bei der Hand war, eiligst eingesenkt ward.

Um den gemeinen Mann, und auch zum Theil um den Mittelstand, sah es noch weit elender aus. Denn indem diese, entweder von der Hoffnung hingehalten, oder durch ihre Armuth gezwungen, sich in ihren Hütten hielten, und nahe bei einander wohnten, so wurden sie täglich zu Tausenden krank, und da sie weder Pflege, noch irgend einige Hülfe fanden, so mußten sie fast alle ohne Rettung sterben. Manche von ihnen fanden ihren Tod auf den Straßen, bei Nacht und bei Tage, und manche, die zwar in den Häusern starben, ließen ihre Nachbarn eher durch den Geruch ihrer Leichen, als auf andere Art ihren Tod erfahren; und so lag es von diesen und von andern allenthalben voll todter Leichname. Die meisten Nachbarn pflegten, nicht weniger von der Furcht vor der Ansteckung, als von christlichem Mitleid bewogen, gewöhnlich die todten Körper mit Beihülfe einiger Träger (wenn sie deren habhaft werden konnten) aus den Häusern zu schleppen und sie vor den Thüren nieder zu legen, wo man sie besonders des Morgens in Menge sehen konnte, wenn man in der Stadt umherging. Alsdann ließ man Bahren kommen, oder wenn diese fehlten, so legte man die Leichen auch wohl nur auf ein Brett. Da sah man denn mehr als eine Bahre, auf welcher zwei bis drei Leichen über einander lagen, und es war nichts Seltenes, sondern eine Sache, die sich sehr oft zutrug, daß Mann und Frau, zwei bis drei Brüder, oder Vater und Sohn zugleich auf einmal weggetragen wurden. Es traf sich auch nicht selten, wenn ein paar Geistliche mit dem Kreuze hingingen, um einen Todten abzuhohlen, daß sich noch drei bis vier Bahren hinter diesen anschlossen, und daß die Priester, wenn sie meinten, nur eine Leiche zu bestatten, wohl sechs bis acht, und bisweilen

noch mehr, zu begraben hatten. Und doch wurden alle diese keiner Thräne, keiner Leichenfackel und keiner ehrbaren Begleitung gewürdigt, sondern es war so weit gekommen, daß man sich um einen sterbenden Menschen nicht mehr als heutiges Tages um eine verreckte Ziege bekümmert. Denn es läßt sich leicht denken, daß was der natürliche Lauf der Dinge den Weisesten nicht durch kleine und seltene Unfälle lehren konnte, nämlich daß man durch Geduld die Größe des Uebels überwinden müsse, von den Einfältigen noch weniger bemerkt oder geachtet ward.

Wie die Menge der Leichen, welche man alle Tage und Stunden nach den Kirchen brachte, so sehr anwuchs, daß in geweihtem Boden nicht mehr Raum für sie war, und man doch nach alter Weise gern einem jeden einen schicklichen Ruheplatz gönnen wollte, so machte man, wie alles voll war, große tiefe Gruben rungsum die Kirchhöfe, in welchen die Leichen schichtenweise, wie die Waaren in einem Schiffe weggestauet und nur leicht mit Erde bedeckt wurden, bis die Gruben bis an den Rand voll waren.

Damit ich mich nicht länger bei jedem kleinen Umstand von dem Jammer in unserer Stadt aufhalte, so will ich nur sagen, daß das unglückliche Schicksal, welches dieselbe betraf, auch die umliegende Gegend im geringsten nicht verschonte wofelbst (die Schlösser ungerechnet, in welchen es im Kleinen eben so wie in der Stadt ging) in den Dörfern und auf den Feldern umher die armen elenden Landleute mit ihrem Hausgesinde, ohne einigen Beistand von Aerzten, ohne Pflege und Aufwartung, auf ihren Aeckern, oder in ihren Häusern, bei Tage und bei Nacht ohne Unterschied, nicht wie Menschen, sondern wie das Vieh umkamen. Daher denn auch diese, indem sie eben wie die Stadtbewohner in ihren Sitten zügelloser geworden, sich um ihre Sachen nnd Habseligkeiten nicht mehr bekümmerten; sondern als wenn sie jeden Tag, den sie erlebten, für ihren letzten hielten, die Früchte der Thiere, der Felder und ihrer eigenen vergangenen Arbeiten, nicht warteten, und sich nur alle ersinnliche Mühe gaben, den gegenwärtigen Vorrath zu verzehren. Deswegen sah man auch Ochsen, Esel, Schafe, Ziegen, Hühner, ja selbst die Hunde, die den Menschen so treu sind, aus den Häusern gejagt, auf den Feldern, wo noch das Korn nicht nur ungeerntet, sondern auch ungeschnitten stand, frei herum laufen. Und manche von diesen Thieren, nachdem sie sich den Tag über wohl geweidet hatten, kehrten des Abends (als wären sie vernünftig) ohne von Hirten getrieben zu werden, gesättigt wieder zurück.

Um von dem Lande noch einmal wieder auf die Stadt zu kommen: was kann man mehr sagen, als daß die Grausamkeit des Himmels (und auch vielleicht der Menschen) so weit ging, daß vom Monat März bis zum folgenden Julius, theils wegen der Bösartigkeit der Seuche, theils durch Vernachlässigung der Kranken, welche schlecht bedient oder in ihren Nöthen von den Gesunden aus Furcht verlassen wurden, über hunderttausend menschliche Geschöpfe (wie man glaubt) innerhalb der Mauern von Florenz umgekommen sind; da man vor der Pestzeit vielleicht nicht einmal geglaubt hatte, daß es im Ganzen so viele Einwohner zählte. O wie viele große Paläste, wieviel schöne Häuser, wieviel vortreffliche Wohnungen einst voll angesehener Geschlechter, waren jetzt entblößt von ihren Bewohnern, Herren und Frauen und bis auf den letzten Bedienten! O wie viele berühmte Familien, wie manche beträchtliche Erbschaft, wie viele große Reichthümer sah man jetzt ohne rechtmäßige Erben! Wie manche würdige Männer, wie viele schöne Frauen und blühende Jünglinge, die selbst ein Galen, ein Hippokrates und ein Aeskulap für Bilder der Gesundheit erklärt haben würden, saßen des Mittags an der Tafel mit ihren Verwandten, Bekannten und Freunden, und hielten das Abendmahl in der andern Welt mit ihren Vorfahren

Doch ich mag mich selbst nicht länger an so vieles Elend erinnern; um demnach forthin alles zu übergehen, was ich mit Schicklichkeit weglassen kann, so will ich nur sagen, daß wie auf diese Weise unsere Stadt von Einwohnern fast entblößt und verlassen war, es sich einst so fügte (wie mir glaubwürdige Personen versichert haben), daß in der heiligen neuen Kirche zur Lieben Frauen, an einem Dienstag Morgen, da fast keine andere lebendige Seele zugegen war, sieben junge Damen, alle durch Freundschaft, Nachbarschaft oder Verwandtschaft einander zugethan, deren keine das achtundzwanzigste Jahr erreicht hatte, und keine weniger als achtzehn Jahre alt war, lauter vernünftige, edle, schöne, wohlerzogene, mit züchtigem Frohsinn begabte Geschöpfe, sich befanden, die sämmtlich in Trauerkleider gehüllt (wie es die unglücklichen Zeiten mit sich brachten) die heilige Messe gehört hatten. Ihre Namen würde ich gehörig anzeigen, wenn mich nicht eine gerechte Ursache daran verhinderte: ich will nämlich nicht, daß irgend eine von ihnen wegen der Sachen erröthen soll, welche sie erzählt haben, und welche die Nachwelt hören wird; indem heutiges Tages der Fröhlichkeit ziemlich strenge Gesetze vorgeschrieben sind, dagegen sie damals, wegen der oben be-

rührten Ursachen, nicht nur für Personen ihres Alters, sonst auch für weit reifere Jahre unendlich gelinder waren. Auch den Schelsüchtigen, die so gern über einen jeden lobenswürdigen Charakter herfallen, möchte ich nicht gern Raum geben, ihren guten Namen mit ungeziemenden Reden zu verunglimpfen. Damit jedoch alles, was eine jede von ihnen sagt, ohne Verwirrung verstanden werde, so bin ich Willens, ihnen in der Folge solche Namen beizulegen, die den Eigenschaften eines jeden, wo nicht völlig, doch einigermaßen, angemessen sind. Die erste und älteste von allen wollen wir Pampinea nennen, Fiammetta die zweite, Filomena die dritte, und die vierte Emilia. Die fünfte mag Lauretta heißen, die sechste Neifile, und die letzte soll (nicht ohne Ursache) den Namen Elisa führen. Durch bloßen Zufall und ohne besondere Verabredung befanden sich diese an einem Orte in der Kirche, wie in einem Kreise versammelt, wo sie (ohne daran zu denken, ihren Rosenkranz abzubeten), nach manchem Seufzer vieles über die Zeitläufte miteinander sprachen, und nachdem ein kurzes Stillschweigen ihre Unterredung unterbrochen hatte, begann Pampinea folgendermaßen zu reden:

„Ihr habt wohl, meine lieben Freundinnen, so gut wie ich, oft gehört, daß Derjenige keinem Andern Unrecht thut, der auf eine erlaubte Weise sich seiner eigenen Rechte bedient. Ein jeder, der geboren wird, hat das natürliche Recht, sein Leben so viel ihm möglich ist, zu fristen, zu erhalten und zu beschützen, und es hat sich schon zugetragen, daß um diesen Endzweck zu erreichen, ohne Bosheit Menschenblut vergossen ist. Wenn nun dieses die Gesetze gut heißen, von deren Wachsamkeit die Wohlfahrt aller Menschen abhängt, wieviel mehr muß es uns und jedem Andern erlaubt sein, ohne Schaden Anderer, uns aller Mittel zu bedienen, die in unserer Gewalt stehen, um unser Leben zu erhalten. So oft ich es recht betrachte, wie wir diesen Morgen und manchen andern zugebracht haben, und bedenke welche, und wie viele traurige Gegenstände sich uns darbieten, so sehe ich ein (und Ihr werdet es auch wohl einsehen), daß eine jede von uns für ihr Leben besorgt sein muß; und das ist gar kein Wunder. Aber das wundert mich sehr, da wir doch alle weibliche Gefühle haben, daß wir uns nicht für alles, was wir billiger Weise befürchten müssen, einigermaßen entschädigen. Wie es mir scheint, so halten wir uns hier zu keinem andern Endzweck auf, als ob wir Zeugen sein wollten, oder sein müßten, wieviel Leichen zur Bestattung hierher gebracht werden; oder als wollten wir hören, ob die Mönche,

deren Anzahl fast zu Null herabgeschmolzen ist, ihr Amt zu gehöriger Stunde verwalten; oder als ob wir durch unsere Trauerkleider einem jeden, er hierher kömmt, die Größe und Menge unserer Leiden andeuten wollten. Und wenn wir von hier weggehen, so sehen wir entweder Leichen austragen, oder Kranke umherschleichen; oder wir sehen, daß Leute, die wegen ihrer Ausschweifungen längst zur Verbannung verurtheilt sein sollten, jetzt, da die Handhaber der Gerechtigkeit entweder todt, oder krank sind, den Gesetzen zum Trotz, mit wildem Ungestüm umherschweifen; oder daß die Hefen des Pöbels, die Pestknechte, nach unserm Blute dürstend und zu unserer Schmach umher laufen und fahren, und in schändlichen Liedern uns unser Unglück vorwerfen. Wir hören nichts anders als: „Dieser ist todt; jener liegt zu sterben", und wir würden überall nichts als Klagelieder hören, wenn nur noch jemand da wäre, um sie anzustimmen. Und wenn wir nach Hause kommen — ich weiß nicht, ob es Euch auch so geht wie mir, aber wenn ich von allen Meinigen keine Seele mehr vorfinde, als mein Kammermädchen, so wird mir angst und bange, die Haare stehen mir zu Berge, und es erscheinen mir allenthalben, wohin ich auch gehe, die Schatten der Verstorbenen, nicht in ihrer sonst gewohnten Gestalt, sondern als schreckten sie mich mit einem fürchterlichen Anblick, der ihnen, ich weiß nicht woher gekommen ist. Deswegen finde ich es hier, und zu Hause, und außer dem Hause, nirgends behaglich, um so weniger, da ich glaube, daß außer uns niemand, der einiges Vermögen und einen Zufluchtsort hat, wie wir, sich noch allhier aufhält; oder wenn ja noch Einige hier sind, so habe ich wohl gesehen, daß sie, ohne sich um das was schicklich, oder unschicklich ist, zu bekümmern, blos ihren eigenen Trieben nachleben, und bei Nacht und bei Tage allein oder in Begleitung alles thun, was ihnen beliebt. Und das thun nicht nur die freien Personen, sondern auch die Nonnen in den Klöstern (indem sie glauben, daß ihnen dasjenige, was Andere sich erlauben, nicht weniger anständig und erlaubt sei) überlassen sich, mit Hintansetzung ihrer Regel, den fleischlichen Lüsten, und meinen durch Wollust und Ausgelassenheit ihr Leben zu fristen. Wenn wir das Alles mit unsern Augen ansehen, was wollen denn wir hier machen? Was erwarten wir? Wovon träumen wir? Warum weilen und zaudern wir mehr, als andere Einwohner, an unsere Rettung zu denken? Ist an uns weniger gelegen, als an jedem Andern? Oder bilden wir uns ein, unser Leben sei mit stärkern Ketten an unsere Leiber gebunden, als das ihrige? und sollen wir uns des-

wegen um nichts bekümmern, was dem unsrigen schaden kann? Wir irren, wir betrügen uns; wie thöricht sind wir, wenn wir so denken! Wenn wir uns nur erinnern wollen, wie viele, und welche Jünglinge und Mädchen schon ein Raub dieser verheerenden Pest geworden sind, so müssen wir uns davon augenscheinlich überzeugen, damit wir demnach nicht aus Ziererei, oder aus Unvorsichtigkeit in den Fall gerathen, welchen wir vermeiden können, wenn wir wollen; so däucht mich das Beste zu sein (wenn Ihr auch so gesinnt seid, wie ich), daß wir so, wie wir hier sind, nach dem Beispiele, welches uns viele Andere gegeben haben und noch täglich geben, diese Stadt verlassen, und nicht nur den Tod, sondern auch das böse Beispiel der Uebrigen fliehen, um uns in aller Ehrbarkeit auf unsere Landgüter zu begeben, deren wir jede genug besitzen, und uns dort solche kleine Feste, Lustbarkeiten und Zeitvertreib zu verschaffen, die wir, ohne die Regeln der Vernunft zu verletzen, genießen können. Dort hören wir den Gesang der Vögel; dort sehn wir die Hügel und Thäler grünen, und die Kornfelder wie Wogen des Meeres wallen; sehen mannigfaltige Bäume, und sehen den freien offnen Himmel, der, so sehr er uns auch zürnt, uns dennoch seine ewigen Schönheiten nicht entzieht, welche unendlich lieblicher zu betrachten sind, als die öden Mauern dieser Stadt. Ueberdies haben wir dort frischere Luft; die Lebensbedürfnisse sind in größerer Menge, und der Gegenstände des Kummers weniger. Und wenn gleich die Landleute dort so wohl sterben, als hier die Stadtbewohner, so ist doch der unangenehme Eindruck davon um desto geringer, je entfernter die Häuser von einander stehen, und je kleiner die Zahl ihrer Bewohner ist, wenn man sie mit denen in der Stadt vergleicht. Auch verlassen wir (wie mich däucht) niemand; sondern wir können vielmehr mit Wahrheit sagen, daß wir verlassen werden, indem die Unsrigen entweder gestorben sind, oder, weil sie dem Tode entfliehen wollten, uns in der Noth verlassen haben, als wenn wir nicht zu ihnen gehörten. Man kann uns also nicht tadeln, wenn wir einen solchen Entschluß fassen, der uns Verdruß und Schmerzen erspart, und uns vielleicht vor dem Tode bewahrt, der uns sonst bevorstände. Laßt uns demnach, wenn es Euch gefällt, unsere Kammermädchen und die nothwendigsten Sachen mitnehmen, und heute an diesem Orte, morgen an jenem uns solche Vergnügungen zu verschaffen suchen, als die Zeitläufte uns verstatten, und laßt uns diese Lebensweise so lange fortsetzen, bis wir sehen, welch ein Ziel der Himmel den jetzigen Schicksalen setzt, wenn nicht etwa in der Zwischen-

zeit der Tod uns selbst ereilt. Und laßt mich Euch zugleich erinnern, daß es uns wohl so anständig ist, in Ehrbarkeit uns zu entfernen, als Andern, hier zu bleiben und ein ärgerliches Leben zu führen."

Wie die übrigen Frauenzimmer Pampinea angehört hatten, gefiel ihnen nicht nur ihr Vorschlag, sondern vor lauter Eifer, ihn auszuführen, fingen sie schon an zu rathschlagen, wie sie gleichsam stehenden Fußes auf und davon gehen könnten. Allein Filomena, die sehr bedächtig war, sagte: „Freundinnen, so vortrefflich auch alles ist, was uns Pampinea gesagt hat, so müssen wir uns doch nicht so sehr damit übereilen, wie es scheint, daß Ihr zu thun geneigt seid. Bedenkt, daß wir lauter Frauenzimmer sind; und welche unter uns allen ist so jung, daß es ihr nicht auffallen sollte, eine Gesellschaft von lauter Frauenzimmern könne ohne männlichen Rath und Beistand keine Ordnung unter sich erhalten? Wir sind wankelmüthig, launisch, mißtrauisch, furchtsam und verzagt; deswegen fürchte ich, wenn wir uns keiner andern Führung anvertrauen, als unserer eigenen, daß unsere Gesellschaft sich weit schneller wieder trennen würde, und weniger zu unserer Ehre, als uns lieb wäre. Darum ist es besser, uns vorzusehen, ehe wir anfangen."

„Freilich," sprach Elisa, „sind die Männer das Haupt der Weiber, und ohne ihre Anordnung gedeihen unsere Werke selten zu einem rühmlichen Ende. Aber, wo finden wir diese Männer? Ihr alle wißt, daß unsere Verwandten meistens gestorben, und daß die wenigen, die noch am Leben geblieben sind, hier und dort in verschiedenen Gesellschaften (wir wissen nicht wo) dasselbige fliehen, was wir zu vermeiden suchen. Fremdlinge zu wählen, wäre ebenfalls nicht rathsam; denn wenn wir unser wahres Wohl befördern wollen, so müssen wir uns bestreben, uns so einzurichten, daß uns da, wo wir Ruhe und Vergnügen suchen, nicht Verdruß und Schande ereilen.

Indem die Damen noch so unter einander sprachen, traten drei junge Herren in die Kirche, von welchen jedoch der Jüngste wenigstens schon sein fünfundzwanzigstes Jahr zählte, deren Freundschaft weder die Widerwärtigkeit der Zeitläufte, noch der Verlust ihrer Bekannten und Verwandten, noch die Besorgniß für ihre eigenen Personen hatte zerstören oder auch nur im mindesten wankend machen können. Der eine nannte sich Pamfilo, Filostrato der andere, und der dritte hieß Dioneo, lauter wohlgesittete angenehme Leute, die in diesen trübseligen Zeiten ihre einzige Glück-

seligkeit darin suchten, ihre Gebieterinnen zu sehen, welche sich zufälligerweise alle drei unter den schon genannten sieben Damen befanden, von welchen noch einige oder andere mit ihnen zum Theil nahe verwandt waren. Die Damen wurden von ihnen nicht so bald bemerkt, als sie auch die Herren schon erblickten, weswegen Pampinea lächelnd sagte: „Seht Ihr, wie das Glück unser Vorhaben begünstigt? Da sendet es uns diese verständigen und biedern Jünglinge, die sich nicht weigern werden, unsere Führer und Begleiter zu sein, wenn wir nichts dawider haben, sie dazu anzunehmen."

Neifile, die bis an die Ohren roth ward, weil einer von den drei Jünglingen ihr Geliebter war, antwortete: „Um des Himmels willen, Pampinea, sieh zu, was du sagest! Ich bin zwar gewiß genug versichert, daß man allen diesen Herren nichts anders als Gutes nachsagen kann, und ich halte sie weit größerer Dinge, als dieses, fähig, und gebe gerne zu, daß ihre Gesellschaft nicht nur für uns, sondern für noch weit edlere und schönere Damen gut und anständig sei. Aber da es bekannt ist, daß sie Verehrer einiger der Unsrigen sind, so fürchte ich, daß man ohne ihre oder unsere Schuld uns tadeln und uns Böses nachreden möchte, wenn wir sie mitnähmen.

Filomene versetzte: „Das kann mich nicht kränken, so lange ich in Unschuld lebe, und mir mein Gewissen keine Vorwürfe macht; es mag auch wer da will anders von mir sprechen. Gott und die Wahrheit werden mich immer vertheidigen, und wenn nur die Herren willfährig sind, mit uns zu gehen, so können wir mit Pampinea sagen, daß das Glück unsere Reise begünstigt."

Wie dies die Andern hörten, schwiegen sie nicht nur still, sondern sie erklärten alle einmüthig, man sollte die Herren rufen, ihnen ihre Absicht eröffnen, und sie bitten, sie auf ihrer Ausflucht zu begleiten. Ohne weitere Worte zu machen, erhob sich Pampinea, die mit einem von den Herren verwandt war, ging zu ihnen und grüßte sie freundlich, entdeckte ihnen ihre Absicht, und bat sie im Namen aller ihrer Gespielinnen, ihnen mit reinen brüderlichen Gesinnungen zu Begleitern zu dienen. Die Jünglinge glaubten anfänglich, man wollte sie aufziehen; wie sie aber sahen, daß die Dame es ernstlich meinte, bezeigten sie mit Freuden ihre Dienstwilligkeit, und ohne zu säumen, nahmen sie auf der Stelle Abrede wegen der Anstalten zu ihrer Abreise. Wie demnächst alles, was nöthig schien, in Bereitschaft gesetzt und nach dem Orte hingesandt war, wohin sie sich begeben wollten, machten sie

sich am folgenden (Mittwoch) Morgen, die Damen in Begleitung einiger von ihren Kammerjungfern, und die Herren mit ihren drei Dienern, auf den Weg nach dem Orte ihrer Bestimmung, der nur zwei kleine Meilen von der Stadt entfernt war. Er lag auf einem Hügel, der nach allen Seiten ein wenig von den Landstraßen entfernt war, bedeckt mit allerlei Gesträuch und Pflanzen, deren frisches Grün lieblich anzuschauen war. Auf dem Gipfel des Hügels stand ein Palast, umgeben von wunderschönen Gärten, anmuthigen Wiesen und kühlen Quellen, welcher inwendig einen geräumigen Hofplatz hatte, viele schöne Zimmer und Säle, mit den herrlichsten Malereien verziert, und Keller, gefüllt mit den köstlichsten Weinen, welche mehr für leckere Trinker, als für enthaltsame züchtige Frauenzimmer berechnet zu sein schienen; und hier fand die ankommende Gesellschaft zu ihrem nicht geringen Wohlgefallen alles gekehrt und geschmückt, die Betten in den Kammern aufgemacht, die Zimmer mit den Blumen, welche die Jahreszeit mitbrachte, ausgeschmückt, und mit Binsen ausgestreuet.

Wie die Gesellschaft ihre erste Sitzung hielt, sprach Dioneo, ein munterer Jüngling voll lebhafter Einfälle: „Meine Damen, wir haben es mehr Eurer Klugheit, als unserer eigenen Vorsicht zu danken, daß wir hier sind. Ich weiß nicht, was Ihr mit Euren Gedanken hier anfangen werdet; die meinigen aber ließ ich innerhalb der Stadtmauern, wie ich vor wenigen Minuten mit Euch heraus kam. Ihr müßt Euch demnach entweder bequemen, mit mir zu scherzen, zu lachen und zu singen (versteht sich mit aller gebührenden Beobachtung Eurer Zucht und Würde), oder Ihr könnt mich nur wieder fortschicken, um meinen Gedanken in unserer armen geplagten Stadt auf's Neue nachzuhängen."

Pampinea, nicht anders als hätte sie ebenfalls alle ihre Gedanken weit von sich gesagt, gab ihm fröhlich zur Antwort: „Dioneo, du hast vortrefflich gesprochen! Vergnügt zu leben ist unsere Absicht, und wir sind aus keiner andern Ursache vor der Traurigkeit geflohen. Weil aber alle Dinge, die über Maß und Ziel gehen, von kurzer Dauer sind, so bin ich, als die Urheberin der Berathschlagungen, die uns in dieser angenehmen Gesellschaft zusammengeführt haben, weil mir die Fortdauer unseres Vergnügens am Herzen liegt, der Meinung, daß wir nothwendig überein kommen müssen, ein Oberhaupt aus unserm Mittel zu wählen, welchem wir als unserm Vorgesetzten Achtung und Folgsamkeit beweisen, und welches an seiner Seite alle seine Gedanken darauf richtet, uns zu einem vergnügten

Leben Anleitung zu geben. Damit nun ein Jeder nach der Reihe die Bürde der Geschäfte so wohl, als das Vergnügen des Vorranges schmecken möge, und folglich damit keiner sei, der, weil er Beides nicht gekostet, denjenigen beneide, der es versucht hat; so wünschte ich, daß einem Jeden auf einen Tag die Ehre und die Bürde zu Theil würde; und zwar, daß wir sämmtlich denjenigen wählten, der zuerst damit bekleidet werden sollte; die Folgenden sollte dann an jedem Tage um die Vesperstunde derjenige, oder diejenige ernennen, welche an demselben Tage das Regiment geführt hätten: und das jedesmalige Oberhaupt sollte während der Zeit seiner Regierung den Ort unseres Aufenthalts und die Art und Weise unseres Zeitvertreibes anordnen und bestimmen."

Diese Rede fand allgemeinen Beifall, und Pampinea ward einstimmig für den ersten Tag zur Königin erwählt. Filomena eilte schnell zu einem Lorbeerbaume, weil sie oft gehört hatte, in welchen Ehren seine Zweige gehalten würden, und wie rühmlich sie die Schläfe desjenigen zierten, den man wegen seiner Verdienste damit bekrönte. Sie brach einige Zweige davon, und flocht sie zu einem stattlichen Ehrenkranze, den sie Pampinea aufsetzte, und der in der Folge, so lange die Gesellschaft beisammen blieb, einem Jeden zum Abzeichen der Oberherrschaft und des Vorranges diente.

Pampinea als erwählte Königin gebot nunmehr allgemeines Stillschweigen. Die Diener der drei jungen Herren und die Kammermädchen wurden vorgerufen; jedermann schwieg, und Pampinea sagte: „Damit ich Euch allen zuerst mit einem guten Beispiele vorangehe, wie wir das Beste unserer Gesellschaft befördern, und uns in den Stand setzen können, mit Ordnung, Anstand und Vergnügen zu leben, so lange es uns gefällt, beisammen zu bleiben, so bestelle ich zuvörderst Parmeno, den Diener des Dioneo, zu meinem Haushofmeister, mit dem Auftrage, für alles zu sorgen, was zur Haushaltung im Keller, in der Küche, und im Speisesaal gehört. Sirisco, der Diener des Pamfilo, soll unser Schatzmeister und Ausgeber sein, und die Aufträge des Parmeno ausführen. Tindaro wird seinen Herrn Filostrato und auch die beiden andern Herren in ihren Zimmern bedienen, wenn die andern Diener durch ihre anderweitigen Geschäfte verhindert werden. Misia, mein Kammermädchen, und Filomena's Licisca, sollen beständig die Küche besorgen und mit allem Fleiße die Speisen für uns zubereiten, die ihnen Parmeno vorschreiben wird. Lauretta's Chimera und Fiammetta's Stratilia wollen wir zur

Aufsicht über die Kammern der Damen bestellen, um für die Ordnung und Reinlichkeit derselben Sorge zu tragen; und ihnen allen sammt und sonders sei hiemit angedeutet, wenn sie ausgehen und heimkommen, daß sie bei Verlust unseres Wohlwollens uns keine andere, als fröhliche Nachrichten von außen bringen, sie mögen auch sehen oder hören, was sie wollen."

Wie sie diese Befehle mit wenigen Worten gegeben hatte, welche von jedermann gebilligt wurden, erhob sie sich mit heiterer Miene, und sprach: „Hier haben wir Gärten, Wiesen und allerlei andere Lustörter, wo ein Jeder nach seinem Belieben lustwandeln kann, und so bald es drei Uhr ist, wollen wir uns alle hier versammeln, um im Kühlen zu essen."

Wie die Königin den munteren Zirkel beurlaubt hatte, gingen die Jünglinge mit den schönen Mädchen unter angenehmen Gesprächen langsam durch die Gärten, wo sie frohe und zärtliche Lieder sangen, und Kränze von mancherlei Blumen flochten. Dort blieben sie bis um die Zeit, die ihnen von der Königin bestimmt war, und fanden, wie sie zu Hause kamen, daß Parmeno seinen Dienst mit Aufmerksamkeit angetreten hatte; denn wie sie in einen schönen Saal im Erdgeschosse traten, fanden sie die Tafel mit einem schneeweißen Tuche gedeckt und mit Trinkgeschirren besetzt, die wie Silber blinkten, und den Boden überall mit Blumen und mit wohlriechenden Kräutern bestreut; es ward demnach Wasser zum Händewaschen gegeben, worauf Parmeno auf den Wink der Königin die Gesellschaft einlud, sich zu Tische zu setzen. Die niedlichsten Speisen wurden aufgetragen, die feinsten Weine standen zum Trinken da, und die Tafel ward sofort von den drei Aufwärtern ohne Lärm und Geräusch bedient. Ueberall herrschten Zierlichkeit und Ordnung und erheiterten die Gemüther, so daß das Mahl unter frohen Gesprächen und muntern Scherzen zu Ende ging. Wie die Tafel aufgehoben war, ließ die Königin Instrumente bringen, weil die sämmtlichen Damen und Herren Gesang und Tanz liebten, und einige von ihnen vortrefflich spielen und singen konnten. Dioneo nahm auf Befehl der Königin eine Laute, und Fiammetta eine Violine, und stimmten eine sanfte Tanzmusik an, worauf die Königin, nachdem sie die Dienerschaft zum Essen hinausgeschickt hatte, mit den übrigen Damen und Herren einen Reihentanz anfing, nach dessen Endigung frohe und angenehme Lieder gesungen wurden. Auf diese Weise vergnügten sie sich, bis die Königin glaubte, daß es Zeit wäre, Mittagsruhe zu halten; daher nach genommenem Urlaub die Jünglinge sich in ihre Zimmer begaben, die von den Zimmern der Damen entfernt lagen, wo sie

die Betten auf's beste gemacht, und alles, so wie im Saale, mit Blumen bestreut fanden, welches auch in den Zimmern der Damen geschehen war; worauf sie sich entkleideten und sich zur Ruhe begaben. Es war noch nicht weit über die neunte Stunde, wie die Königin aufstand, und alle Damen und Herren gleichfalls wecken hieß; weil sie behauptete, es sei schädlich, bei Tage lange zu schlafen. Die ganze Gesellschaft begab sich demnach nach einem kleinen Rasenplatze, der mit üppigem Grase bedeckt und vor dem Sonnenstrahl geschützt war, wo sie, von einem sanften Lüftchen angehaucht, sich auf Befehl der Königin in einem Kreise im Grase lagerten, und folgendermaßen von ihr angeredet wurden:

„Die Sonne steht noch hoch, wie Ihr seht; die Hitze ist groß, und man hört nichts, als das Geschrei der Cicaden in den Oelbäumen; daher es gewiß thöricht wäre, andere Oerter aufzusuchen. Hier sind wir im Kühlen, und haben Dambreter und Schachsteine bei der Hand, so daß ein Jeder sich vergnügen kann, wie es ihm beliebt. Wollt Ihr aber meinem Rath folgen, so laßt uns lieber statt des Spieles, welches doch immer dem Einen unangenehme Empfindungen verursacht, ohne dem andern Theile oder dem Zuschauer viel Vergnügen zu machen, die heiße Tageszeit mit Erzählungen zubringen; so wird der Erzähler die ganze Gesellschaft stets angenehm unterhalten. Ihr werdet kaum ein jeder seine Erzählung geendigt haben, ehe sich die Sonne neigt und die Hitze nachläßt; da wir dann überall, wo es Euch gefällig sein wird, uns vergnügen können. Wenn Ihr demnach meinen Vorschlag genehmiget, so laßt uns ihn in Ausführung bringen; wo nicht, so vertreibe sich ein Jeder die Zeit bis zur Vesperstunde, wie es ihm am besten gefällt. Was mich betrifft, so will ich mich gern in Eure Wünsche fügen."

Die Damen und Herren stimmten sogleich einmüthig für das Erzählen. „Wohlan denn," sprach die Königin, „wenn Ihr es zufrieden seid, so sei an diesem ersten Tage einem Jeden die Wahl der Materie, die ihm am besten behagt, überlassen."

Sie wandte sich darauf am Pamfilo, der ihr zur Rechten saß, und bat ihn sehr höflich, mit einer Erzählung nach seinem Geschmack den Anfang zu machen.

Pamfilo gehorchte unverzüglich, und alle hörten ihm aufmerksam zu, indem er folgendermaßen begann.

Erste Erzählung.

Ser Ciappelletto betrügt durch eine heuchlerische Beichte einen frommen Pater und stirbt. Und obgleich er in seinem Leben ein Erzbösewicht gewesen war, so wird er doch im Tode für einen Heiligen gehalten und Sankt Ciappelletto genannt.

Es ist dem Menschen ersprießlich, meine lieben Damen, eine jede Sache, die er beginnt, in dem höhern und heiligen Namen desjenigen anzufangen, der alle Dinge erschaffen hat. Da ich nun der erste sein soll, der in dieser Versammlung eine Erzählung vorträgt, so will ich damit anfangen, Euch eines von seinen Wundern zu erzählen, damit, wenn wir es vernehmen, unser Vertrauen auf ihn, als auf ein unwandelbares Wesen gestärkt, und sein Name von uns immerdar gelobet werde. Es ist weltkundig, daß alle zeitliche Dinge und Wesen nicht nur vergänglich und sterblich, sondern auch innerlich und äußerlich mit Angst, Sorge und Mühseligkeit umgeben und allerlei unzähligen Gefahren ausgesetzt sind, welchen wir, die wir in der Reihe dieser Wesen stehen, und ein Theil derselben sind, weder widerstehen, noch uns davor schützen könnten, wenn uns die besondere Gnade Gottes nicht Kraft und Weisheit dazu verliehe. Und es läßt sich nicht denken, daß diese Gnade sich zu uns und in uns herablasse, durch irgend ein Verdienst an unserer Seite, sondern bewogen durch ihre eigene Güte, und erfleht durch das Gebet derjenigen, die, weil sie einst, da sie noch sterblich waren, wie wir, den Willen Gottes mit Freudigkeit erfüllten, jetzt mit ihm ewig unsterblich und selig geworden sind. Diesen Fürbittern, die aus eigener Erfahrung unsere Schwachheit kennen, pflegen wir (vielleicht nicht kühn genug, um selbst vor einem so großen Herzensforscher zu erscheinen) unsere Bitten um dasjenige, was wir für nützlich und nöthig halten, vorzutragen. Ja wir finden, daß er uns oft noch unendlich mehr Barmherzigkeit erzeigt; denn da wir mit der Schärfe unserer sterblichen Blicke in die Geheimnisse des göttlichen Geistes keineswegs eindringen können, so trägt es sich bisweilen zu, daß wir, vom Irrthum verleitet, einen solchen zum Fürbitter bei seiner göttlichen Majestät wählen, den er auf ewig von seinem Angesichte verworfen hat; und dennoch erhört er, dem kein Ding verborgen ist, das Gebet, indem er mehr auf die Reinigkeit der Absicht des Bittenden sieht, als auf seine Unwissenheit und auf die Verworfenheit des angerufenen Fürbitters; und gleichsam als wenn dieser heilig in seinen Augen wäre, gewährt

er die Bitte. Dies wird man deutlich aus der Geschichte abnehmen können, die ich erzählen will; ich sage deutlich nach menschlichem Urtheil, ohne dem göttlichen Urtheil vorzugreifen.

Man erzählt demnach von einem gewissen Musciatto Francesi, der in Frankreich aus einem reichen und angesehenen Kaufmann ein Edelmann geworden war, und mit Charles Sansterre, dem Bruder des Königs von Frankreich (den der Papst Bonifacius zu sich berufen hatte, und der sich auch willig finden ließ) nach Toscana ziehen sollte, daß er (wie es den Kaufleuten oft zu gehen pflegte) sein Vermögen hie und da versteckt hatte, und weil es sich nicht in der Geschwindigkeit losmachen ließ, den Entschluß faßte, verschiedenen Personen den Auftrag zu geben, mit seinen Schuldnern Abrechnung zu halten. Er fand auch zu allem Rath; nur blieb er in Verlegenheit, wem er es auftragen sollte, mit gewissen Burgundern, die ihm schuldig waren, Richtigkeit zu treffen. Diese Verlegenheit entstand daher, daß er seine Burgunder als hartnäckige, übelgesinnte und betrügerische Leute kannte, und er wußte sich auf keinen Menschen zu besinnen, den er für verschlagen und listig genug gehalten hätte, um sich auf ihn genugsam verlassen und ihn seinen Schuldnern entgegensetzen zu können. Wie er lange genug darüber nachgedacht hatte, erinnerte er sich endlich eines gewissen Ser Ciapperello da Prato, der oft in sein Haus in Paris zu kommen pflegte, und den die Franzosen Ciappelletto zu nennen gewohnt waren; denn weil er klein von Person und sehr zierlich und geschniegelt war, und weil die Franzosen nicht wußten, was Ciapperello bedeuten sollte, sondern glaubten, er hieße vielleicht Cappello (Kranz), welches in ihrer Sprache Chapelet heißt, so nannten sie ihn, weil er so klein war, nicht Cappello, sondern Ciappelletto, und unter diesem Namen war er allgemein bekannt, da hingegen wenige seinen rechten Namen Ciapperello wußten. Mit der Lebensart dieses Ser Ciappelletto hatte es folgende Bewandtniß: er war ein Notarius, würde sich aber gewaltig geschämt haben, wenn unter den wenigen Instrumenten, die er ausfertigte, sich ein einziges richtige befunden hätte; aber falsche zu schmieden, war er jeden Augenblick bei der Hand, und machte dergleichen lieber umsonst, als ein echtes für die beste Bezahlung. Falsches Zeugniß legte er ab mit dem größesten Vergnügen, gebeten oder ungebeten; und da man zu der Zeit in Frankreich einem Eidschwur großen Glauben beimaß, so wurden alle Processe gewonnen, in welchen er zum Zeugen auf seinen

Eid gerufen ward, weil es ihm keine Ueberwindung kostete, einen Meineid zu schwören. Er gab sich auch viel Mühe, und fand ein großes Vergnügen daran, Feindschaft und Verdruß in Familien und zwischen Freunden und andern Personen anzustiften, und je größer das Unglück war, das daraus entstand, desto größer war seine Freude. Ward er eingeladen an einem Morde, oder an einem andern Verbrechen Theil zu nehmen, so gab er nie eine abschlägige Antwort, sondern war gerne mit dabei, und hatte mit eigenen Händen manche Menschen verwundet und erschlagen. Er war der größeste Lästerer Gottes und seiner Heiligen, und fluchte und lästerte bei jedem kleinsten Anlaß, weil er mehr als gewöhnlich jähzornig war. In die Kirche ging er nie, und ihre Sacramente verlästerte er als verächtliche Dinge mit den abscheulichsten Ausdrücken. Dagegen war er nirgends lieber, als in den Kneipschenken und an andern lüderlichen Oertern. Die Weiber liebte er wie der Hund den Knüttel, dem entgegengesetzten Laster aber war er mehr als irgend ein anderer Schandbube ergeben. Raub und Diebstahl beging er mit eben dem Gewissen, womit ein heiliger Mann seine Gabe auf dem Altar darbringen würde. Er war ein Fresser und Säufer bis zum ekelhaftesten Uebermaße, und als falscher Spieler mit Karten und Würfeln war er berüchtigt. Mit einem Worte, er war vielleicht der größeste Bösewicht, der jemals geboren ward. Die Macht und der Reichthum des Musciatto dienten ihm lange Zeit zur Stütze, und um seinetwillen fürchteten ihn oft diejenigen Privatpersonen, die er bisweilen beleidigte, und der Hof, der seinen Frevel stets empfand. Wie sich demnach Musciatto dieses Ser Ciapperello erinnerte, dessen Lebenswandel ihm durch und durch bekannt war, so hielt er ihn eben für den rechten Mann, welchen er der Arglist seiner Burgunder entgegensetzen müßte. Er ließ ihn also rufen, und sagte: „Ciappelletto, ich bin, wie Du weißt, im Begriff, mich gänzlich von hier zu entfernen, und da ich unter Andern mit einigen Burgundern in Geschäften stehe, die ausgefeimte Betrüger sind, so weiß ich nicht, wen ich besser schicken kann als Dich, um meine Forderungen von ihnen einzutreiben. Weil Du nun eben jetzt nichts Anderes zu thun hast, so will ich Dir Geleitsbriefe vom Hofe verschaffen, wenn Du Dich dieser Sachen annehmen willst, und will Dir von allem, was Du mir einbringst, einen solchen Theil geben, daß Du mit mir zufrieden sein kannst."

Ser Ciappelletto, der keine Geschäfte hatte, dessen Umstände schlecht bestellt waren, und der eben denjenigen abreisen sah, welcher lange

Zeit sein einziger Stecken und Stab gewesen war, entschloß sich, von der Noth gedrungen, kurz und gut, und gab seine Einwilligung. Wie sie beiderseits einig waren, gab ihm Messer' Musciatto seine Vollmacht und den Geleitsbrief des Königs, und Ser Ciappelletto ging nach Burgund, wo ihn fast niemand kannte, und fing an, wider seine Gewohnheit, mit Sanftmuth und Gelindigkeit die Schulden einzufordern, und die Geschäfte zu verrichten, um derentwillen er gekommen war; gleichsam als wollte er das Gezänk und Streiten bis zuletzt versparen. Wie er sich zu diesem Endzweck bei zweien Brüdern aus Florenz, die auf Wucher liehen, und die ihn aus Achtung für Musciatto sehr gut aufnahmen, eingemiethet hatte, traf es sich, daß er krank ward, weswegen die beiden Brüder sogleich Aerzte und Aufwärter anschafften, die ihn bedienen mußten; allein es half nichts, sondern der Ehrenmann, der nicht mehr jung war, und ausschweifend gelebt hatte, ward nach dem Urtheil der Aerzte täglich schwächer, und eilte dem Tode entgegen, welches den beiden Brüdern sehr ungelegen war. Eines Tages unterredeten sie sich mit einander nahe bei der Kammer, wo Ciappelletto krank lag. „Was machen wir mit dem Menschen?" fragte einer den andern. „Wir sind mit ihm sehr schlimm daran; denn es wäre Sünde und Schande, ihn so krank aus dem Hause zu schaffen, nachdem die Leute gesehen haben, daß wir ihn bei gesunden Tagen gut aufgenommen, und ihn hernach mit aller Sorgfalt haben arzen*) und pflegen lassen; und nun, da er uns keine Ursache zum Mißvergnügen kann gegeben haben, sollten wir ihn plötzlich, und noch dazu todtkrank, fortschicken? An der andern Seite aber ist er ein so gottloser Mensch gewesen, daß er jetzt nicht wird beichten, oder irgend ein Sacrament gebrauchen wollen, und wenn er ohne Beichte stirbt, so wird man seinen Leichnam in keiner Kirche aufnehmen, sondern ihn wie einen Hund in eine Grube werfen. Ja, wenn er auch beichtete, so sind seine Sünden so groß und abscheulich, daß es nicht besser gehen wird; denn weder Mönch noch Weltpriester werden ihn lossprechen wollen, oder können, um zu verhüten, daß er nicht eben so auf den Anger geworfen werde. Wenn aber dieses geschähe, so würden die Leute in dieser Stadt (die uns nicht nur wegen unseres Gewerbes, das ihnen verhaßt ist, Böses nachreden, sondern auch die größeste Lust haben, uns das Unsrige zu

*) Arzen, medicare. Ich hoffe, man werde mir dieses freilich schon veraltete Wort, um der Kürze willen zu gute halten.

rauben) einen Auflauf erregen, würden über die Lombardischen Hunde schreien, welche die Kirche abgewiesen habe, und würden uns nicht länger das Brot gönnen; sondern uns das Haus stürmen und uns vielleicht nicht nur unsere Güter rauben, sondern auch unsere Personen antasten, so daß es auf alle Weise mißlich mit uns steht, wenn er sterben sollte."

Ciappelletto, der wie gesagt nicht weit davon lag, wo jene mit einander sprachen, hatte ein feines Gehör, wie es die Kranken oft haben, und verstand alles, was sie von ihm sprachen. Er ließ sie zu sich rufen und sagte zu ihnen: „Ich wünschte nicht, Euch auf irgend eine Weise um meinetwillen in Verlegenheit zu wissen, oder Euch die Besorgniß zu verursachen, daß Ihr meinetwegen in Schaden und Unglück gerathen solltet. Ich habe alles gehört, was Ihr von mir gesprochen habt, und Ihr habt freilich Recht, daß es so kommen würde, wie Ihr fürchtet, wenn dasjenige geschähe, was Ihr voraussetzt; allein es soll schon anders gehen. Ich habe in meinem Leben an unserm Herrn Gott so vieles gesündigt, daß eine Sünde mehr oder weniger am Rande des Grabes nichts verschlimmern oder verbessern wird. Laßt mir demnach nur den frömmsten und besten Pater herkommen, den Ihr finden könnt (wenn ein solcher zu haben ist), und laßt mich nur machen, so sollt Ihr sehen, daß ich Eure und meine Angelegenheit in Ordnung bringen will, wie sichs gebührt, und daß Ihr sollt mit mir zufrieden sein."

Die beiden Brüder bauten zwar nicht viel auf diese Versicherung; nichts destoweniger gingen sie nach einem Kloster und begehrten einen klugen und frommen Mann, um die Beichte eines Lombarden zu hören, der in ihrem Hause krank läge. Man gab ihnen auch einen alten Klosterbruder von sehr erbaulichem frommen Wandel mit, einen in der Schrift wohlgelehrten und sehr ehrwürdigen Mann, der bei allen Bürgern in der Stadt in besonderem Ansehn und Hochachtung stand, und sie führten ihn nach ihrem Hause. Wie er in die Kammer des Ciappelletto kam und sich neben sein Bett gesetzt hatte, fing er zuerst an, ihn mit Sanftmuth zu trösten, und fragte ihn dann, wie lange es wäre, seitdem er zum letzten Mal gebeichtet hätte.

Ciappelletto, der nie zur Beichte gegangen war, gab ihm zur Antwort: „Mein Vater, es ist immer meine Gewohnheit gewesen, wöchentlich wenigstens einmal zu beichten, wiewohl ich es auch oft mehrmals gethan habe; aber die Wahrheit zu sagen, seit meiner Krankheit, die nun schon über

acht Tage dauert, habe ich noch gar nicht gebeichtet; so sehr hat mir meine Krankheit zugesetzt."

„Wohl gethan, mein Sohn," sprach der Pater, „und nur immer so fortgefahren! Ich merke wohl, da Du so oft beichtest, so werde ich wenig Mühe haben, Dich zu vernehmen und zu befragen."

„Sagt das nicht, lieber Vater," sprach Ciappelletto. „Ich habe nie so oft und so viel gebeichtet, daß ich nicht jedes Mal wünschen sollte, eine allgemeine Beichte meiner Sünden abzulegen, so weit ich mich ihrer von dem Tage meiner Geburt an bis an den Tag meiner Beichte erinnern kann. Darum bitte ich Euch, bester Pater, mich über alle Dinge so strenge zu befragen, als ob ich noch nie gebeichtet hätte. Und kehrt Euch nur nicht daran, daß ich so krank bin; denn ich will weit lieber mein Fleisch und Blut kreuzigen, als ihnen zu gefallen etwas thun, das meiner Seele zum Verderben gereichen könnte, die mein Heiland mit seinem theuren Blute erkauft hat."

Diese Worte gefielen dem frommen Geistlichen sehr wohl, und schienen ihm ein Beweis eines christlich gesammelten Gemüths zu sein; daher er denn, nachdem er ihm darüber sein Wohlgefallen bezeugt hatte, den Anfang damit machte, daß er ihn fragte, ob er sich jemals der Wollust mit dem weiblichen Geschlecht schuldig gemacht hätte?

Ciappelletto antwortete ihm mit einem Seufzer: „Lieber Pater, ich schäme mich, Euch über diesen Punkt die Wahrheit zu sagen, weil ich fürchte, in die Sünde der Ruhmredigkeit zu verfallen."

„Redet frei heraus," sprach der Pater; „denn wenn man die Wahrheit sagt, so sündigt man nicht, weder in der Beichte noch anderswo."

„Nun, weil Ihr mich denn darüber beruhiget," sprach Ciappelletto, „so will ichs Euch sagen: ich bin noch so rein, wie ich von Mutterleibe gekommen bin."

„Gott segne Dich!" sprach der Pater. „Ach wie wohl hast Du gethan, und wie viel größer war dabei Dein Verdienst als das unsrige, da es in Deiner Willkür stand, anders zu handeln; da es hingegen mir und meinen andern Ordensbrüdern durch unsere Regeln verboten ist!"

Hierauf fragte der Pater, ob er auch wohl durch die Sünde der Schwelgerei dem Himmel mißfällig geworden wäre. „Ach leider, mehr als zu oft!" versetzte Ciappelletto und seufzte abermals sehr stark dabei. „Denn obgleich ich außer den großen Fasten, welche die gottseligen Leute jähr-

sich beobachten, noch wöchentlich wenigstens drei Tage bei Brot und Wasser zu fasten gewohnt bin, so habe ich doch, besonders nach irgend einer mühsamen Arbeit, oder während derselben, oder auf einer Wallfahrt, das Wasser oft mit eben der Wollust getrunken, womit die Trinker den Wein genießen, und nicht selten war ich nach einem leckeren Krautsalat eben so lüstern, wie die Weiber, wenn sie zu Dorfe gehen; auch hat mir bisweilen das Essen nachher weit besser geschmeckt, als es, wie ich glaube, demjenigen schmecken sollte, der aus Bußfertigkeit fastete."

„Lieber Sohn!" sprach der Pater, „dergleichen Schwachheiten sind so natürlich, und sind so unbedeutend, daß Dich Dein Gewissen deswegen nicht mehr martern muß, als nöthig ist Es begegnet wohl einem jeden Menschen, sei er so heilig wie er wolle, daß ihm nach langen Fasten das Essen, und ein Trunk nach schwerer Arbeit, herzlich wohl schmecken."

„Ach mein bester Pater!" antwortete Ciappelletto, „sprecht doch nicht so, um mich zu trösten; bedenkt nur, daß ich wohl wissen muß, eine jede Sache, die man thut, um Gott wohlgefällig zu sein, müsse aus reinem Herzen und ohne Widerwillen geschehen, und daß ein jeder, welcher anders handelt, sündigt."

Mit Herzlichkeit gab ihm der Pater zur Antwort: „Es freuet mich, mein Sohn, daß Du es so betrachtest, und ich bemerke mit großem Wohlgefallen in diesem Stücke die Zartheit und das feine Gefühl Deines Gewissens. Sage mir denn auch, hast Du Dich wohl des Geizes schuldig gemacht, und gewünscht, mehr zu besitzen, als Dir beschieden war, oder Dir etwas zugeeignet, das Dir nicht gebührte?"

Ciappelletto versetzte: „Guter Pater! es wäre mir leid, wenn Ihr übel von mir dächtet, weil ich hier bei diesen Wucherern im Hause wohne. Ich habe aber nichts mit ihnen zu schaffen, sondern ich halte mich vielmehr blos deßwegen zu ihnen, damit ich sie warne und ermahne, und sie von dieser abscheulichen Gewinnsucht abwende. Ich glaube auch wirklich, daß es mir würde gelungen sein, wenn mich Gott nicht auf diese Weise heimgesucht hätte. Allein ich muß Euch sagen, daß mein Vater mir einst ansehnliche Reichthümer hinterließ, wovon ich nach seinem Tode den größesten Theil den Armen gab, und hernach, um mein eigenes Leben zu fristen, und um den Armen meines Heilandes beizustehen, eine kleine Handlung trieb, bei welcher ich freilich nach Gewinnst trachtete, aber immer mit der lieben Armuth theilte, so daß ich die eine Hälfte zu meinen Bedürfnissen verwandte,

und die andere Hälfte den Armen gab; und dabei hat mich der Beistand meines Schöpfers dergestalt gesegnet, daß meine Umstände sich von Tage zu Tage verbessert haben."

„Du hast wohl gethan," sprach der Pater. „Aber hast Du Dich auch wohl oft ereifert?"

„Ach ja," sprach Ciappelletto; „ich kann Euch versichern, daß mir dieß oft genug begegnet ist. Aber wer könnte sich dessen auch enthalten, wenn man sieht, wie die Leute täglich Werke der Finsterniß ausüben, die Gebote Gottes nicht halten, und seine Gerichte nicht fürchten? Wie manchen lieben Tag hätte ich mir nicht lieber den Tod gewünscht, als das Leben, wenn ich sehen mußte, wie die Jünglinge dem eitlen Wesen nachlaufen, wie sie fluchen und schwören, wie sie in den Weinhäusern umherschwärmen, und die Kirchen nicht besuchen, und vielmehr den Wegen der Welt, als den Wegen des Herrn folgen!"

„Das ist ein frommer Eifer, mein Sohn," sprach der Pater, „und ich kann Dir deswegen, meiner Meinung nach, keine Buße auflegen. Aber hat Dich nicht etwa Dein Eifer verführt, irgend einen Todtschlag zu begehen, oder Jemand durch Scheltworte, oder sonst auf irgend eine Weise zu beleidigen?"

„Ach mein Herr, oder Mann Gottes, wofür ich Euch halte!" sprach Ciappelletto, „wie könnt Ihr so reden? Glaubt Ihr denn, wenn mir irgend ein Gedanke an dergleichen Handlungen in's Herz gekommen wäre, daß ich mir einbilden könnte, Gott würde mich so lange haben leben lassen? Das sind Dinge, deren nur sittenlose und lasterhafte Menschen fähig sind, und wenn mir dergleichen Leute in den Weg kamen, pflegt' ich immer zu sagen: Geh hin, Gott bessere Dich!"

„Daß Dich Gott segne, mein Sohn!" sprach der Pater. „Aber sage mir nun auch, hast Du jemals falsches Zeugniß wider Jemand abgelegt, oder Böses von Jemand gesprochen, oder Dir fremdes Eigenthum angemaßt, wider den Willen dessen, dem es gehörte?"

„Ach freilich, mein Herr," sagte Ciappelletto, „habe ich Böses von Jemand gesprochen; denn ich hatte einmal einen Nachbar, der wider alles Recht und Billigkeit in der Welt nie aufhörte, sein Weib zu prügeln; daher ich einst mit Unglimpf gegen die Verwandten seiner Frau von ihm sprach, weil mir das arme Weib so nahe ging, da er sie, so oft er betrunken war, dermaßen zusammenprügelte, daß es Gott erbarmte."

„So sage mir denn," sprach der Geistliche, „da Du ein Kaufmann gewesen bist, hast Du nie Jemand übervortheilt, wie die Kaufleute wohl zu thun pflegen?"

„Ach freilich ja, lieber Herr," sprach Ciappelletto; „allein ich erinnere mich nicht mehr, wer es war, der mir einmal Geld brachte, das er mir für verkauftes Tuch schuldig war, und ich legte es ungezählt in meinen Geldkasten, und wie etwa ein Monat vergangen war, fand ich daran vier Groschen zuviel, die ich wohl ein Jahr lang aufhob, um sie ihm wieder zu geben; weil ich ihn aber nicht wieder zu sehen bekam, hab' ich sie zu Almosen verwandt."

„Das war eine Kleinigkeit," sprach der Pater, „und Du hast sie gut angelegt."

Darauf fragte ihn der fromme Pater noch Mancherlei, worauf er ihm auf eben dieselbe Weise antwortete. Wie nun der Pater schon zur Absolution schreiten wollte, sprach Ciappelletto: „Lieber Herr, ich habe noch eine Sünde begangen, die ich Euch nicht gebeichtet habe."

„Und was für eine?" frug der Pater.

„Ich erinnere mich," gab Ciappelletto zur Antwort, „daß ich einst meinen Diener am Sonnabend Abends das Haus fegen ließ, und also den Vorsabbath nicht so heilig hielt, wie ich sollte."

Ach mein Sohn, das hat wenig zu bedeuten," sprach der Pater.

„O, sagt das nicht, daß es wenig bedeutet," sprach Ciappelletto. „Der Sonntag ist zu heilig, weil an diesem Tage unser Erlöser vom Tode zum Leben erstand."

„Hast Du sonst nichts mehr auf dem Herzen?" fragte der Mönch.

„Ja Herr," sprach Ciappelletto, „einmal habe ich, ohne daran zu denken, in der Kirche ausgespieen."

Der Pater lächelte und sagte: „Lieber Sohn, daraus mußt Du Dir nichts machen. Wir Geistlichen selbst thun dieses alle Tage."

„Daran thut Ihr sehr übel," sprach Ciappelletto; „denn nichts sollte sauberer gehalten werden, als die heilige Stätte, wo man Gott sein Opfer bringt."

Kurz, Ciappelletto brachte noch eine Menge solcher Sachen vor, und am Ende fing er an zu seufzen und bitterlich zu weinen, welches er meisterhaft konnte, so oft er wollte.

„Was hast Du denn noch?" fragte ihn der ehrliche Mönch.

„O weh, mein Herr!“ sprach Ciappelletto, „es ist mir noch eine Sünde übrig geblieben, die ich noch nie gebeichtet habe, weil ich mich so sehr schämen muß, sie zu gestehen. So oft ich mich daran erinnere, muß ich bitterlich weinen, wie Ihr jetzt seht, und ich fürchte wahrlich, daß Gott wegen dieser Sünde nimmermehr Erbarmen mit mir haben werde.“

„Behüte, was sagst Du, mein Sohn!“ sprach der fromme Mann. „Wenn alle Sünden, die jemals in der Welt begangen wurden, oder noch künftig mögen begangen werden, auf dem Haupte eines einzigen Menschen lägen, und dieser wäre so reuig und bußfertig, wie ich Dich finde, so ist die Gnade und Barmherzigkeit Gottes so groß, daß er sie ihm auf sein Bekenntniß willig vergeben würde. Du kannst also nur freimüthig sagen, was es ist.“

Ciappelletto antwortete unter beständigen Thränen: „Ach Vater! meine Sünde ist zu groß, und ich kann kaum glauben, daß mir sie Gott jemals vergeben wird, wenn Ihr mir nicht mit Eurem Gebete beisteht.“

„Sage an, ohne Scheu,“ sprach der Pater, „ich verspreche Dir, Gott für Dich zu bitten.“

Ciappelletto fuhr immer fort zu weinen, und wollte nicht mit der Sprache heraus. Der Pater sprach ihm indessen beständig Trost zu, und wie nun Ciappelletto mit seinen Thränen den Geistlichen lange Zeit hingehalten hatte, stieß er endlich einen tiefen Seufzer aus und sagte: „Mein Vater, weil Ihr mir versprecht, Gott für mich zu bitten, so will ich's Euch bekennen. Wisset, daß ich einst, wie ich noch ein kleines Kind war, meine Mutter gescholten habe.“ Wie er dieß gesagt hatte, hub er an, von neuem zu weinen.

„Und scheint Dir denn das eine so schreckliche Sünde zu sein, mein Sohn?“ sagte der Geistliche. „Ach, die Menschen lästern ja Gott selbst jeden Tag, und doch verzeiht er es gern denen, die es herzlich bereuen, und Du wolltest nicht glauben, daß er Dir dieses verziehe? Weine nicht, sei getrost; denn wahrlich, wenn Du auch einer von denen gewesen wärest, die ihn an's Kreuz schlugen, und Du bewiesest Dich so zerknirrscht, wie ich Dich sehe, so würde er's Dir verzeihen.“

Ciappelletto versetzte: „O weh, mein Vater, was sagt Ihr! Meine liebe Mutter, die mich neun Monate Tag und Nacht unter ihrem Herzen getragen und mich tausendmal an ihren Busen gedrückt hat; wie übel that

ich, sie zu schelten! Die Sünde ist gar zu groß, und wenn Ihr nicht Gott für mich bittet, so wird sie mir nimmer vergeben."

Wie der Geistliche fand, daß Ciappelletto nichts weiter zu sagen hatte, ertheilte er ihm die Absolution und gab ihm seinen Segen, indem er ihn für den heiligsten Menschen hielt, weil er zuversichtlich glaubte, alles wäre wahr, was ihm Ciappelletto gesagt hätte. Und wer würde das nicht auch geglaubt haben, wenn er einen Menschen auf dem Sterbebette so reden hörte? Zuletzt sprach er zu ihm: „Ser Ciappelletto, Ihr werdet mit Gottes Hülfe bald wieder gesund werden. Sollte es aber dennoch geschehen, daß Gott Eure gnadenerfüllte Seele zu sich riefe, so habt Ihr doch hoffentlich nichts dawider, daß man Euren Leichnam in unserer Kirche zur Erde bestatte?"

„Ach nein," antwortete Ciappelletto; „vielmehr möchte ich nirgends lieber ruhen, da Ihr mir versprochen habt, Gott für mich zu bitten, zumal, da ich überdieß immer eine besondere Hochachtung für Euren Orden gehabt habe. Ich bitte Euch deswegen, wenn Ihr wieder in Euer Kloster kommt, daß Ihr alsobald Anstalt machet, daß der wahre Leib Christi zu mir komme, den Ihr des Morgens auf dem Altare eingesegnet habt, weil ich ihn, wiewohl unwürdig, zu genießen, und alsdann die heilige letzte Oelung zu empfangen wünsche, damit ich, wenn ich gleich als ein Sünder gelebt habe, zum wenigsten wie ein Christ sterbe."

Der gute Geistliche sagte: er sei es sehr zufrieden, und es sei wohl gesprochen, er wolle gleich gehen und Anstalt machen, daß ihm Alles gebracht werde, welches auch geschah.

Die beiden Brüder, denen immer bange gewesen war, Ciappelletto möchte ihnen nicht Wort halten, hatten an einer Bretterwand gehorcht, welche die Kammer des Ciappelletto von einer andern trennte, wo sie in der Stille zuhörten, und alles sehr gut vernahmen, was Ciappelletto mit dem Pater sprach; und oft hatten sie so große Mühe gehabt, sich des Lachens zu enthalten über die Dinge, die er beichtete, daß sie fast bersten wollten, und bisweilen dachten: welch ein Mensch ist das, den weder sein Alter, noch die Furcht vor dem nahen Tode und vor Gott selbst, vor dessen Richterstuhle er in wenigen Stunden zu erscheinen gewärtigen muß, von seiner Bosheit abwendig machen und ihn abhalten können, eben so dahin zu sterben, wie er gelebt hat! Doch wie sie fanden, daß er ihnen Wort gehalten hatte, und daß er in der Kirche sollte begraben werden, bekümmerten sie sich

nicht um das Uebrige. Ciappelletto empfing gleich darauf das Abendmahl, und wie es sich immer mehr mit ihm verschlimmerte, auch die letzte Oelung, und starb kurz nach der Vesperzeit an demselben Tage, an welchem er seine treffliche Beichte abgelegt hatte. Zufolge seiner eigenen Anordnung, wie er wollte auf eine ehrbare Weise begraben sein, sandten die beiden Wirthe Nachricht zu den Mönchen in's Kloster, damit sie noch des Abends kämen, um die gewöhnlichen Vigilien bei der Leiche zu halten, und sie des andern Morgens abzuholen, wozu sie sebst auch die nöthigen Anstalten machten. Wie der fromme Pater, der die Beichte des Ciappelletto gehört hatte, vernahm, daß er gestorben wäre, begab er sich zum Prior, ließ die Capitelglocke läuten und alle Mönche im Kloster versammeln, und zeigte ihnen an, daß Ciappelletto ein heiliger Mann gewesen sei, wie er aus seiner Beichte schließen müsse. Da er nun hoffte, daß unser Herr Gott durch ihn viele Wunder thun würde, so ermahnte er sie, seinen Leichnam mit vieler Ehrfurcht und Andacht aufzunehmen. Der Prior und die übrigen Mönche glaubten alles, und stimmten ihm bei, und begaben sich sämmtlich des Abends nach dem Hause, wo die Leiche des Ciappelletto lag, bei welcher sie eine große und feierliche Vigilie hielten; und des Morgens kamen sie alle, in ihren Westerhemden und Meßgewändern feierlich gekleidet, mit ihren Büchern in der Hand und mit vorgetragenen Kreuzen, um den Leichnam abzuholen, und brachten ihn mit vielem Gepränge und Feierlichkeit nach ihrem Kloster, wobei fast alle Leute in der Stadt, Männer und Weiber, nachfolgten. Wie man die Leiche im Kloster niedersetzte, bestieg der Pater, dem Ciappelletto gebeichtet hatte, die Kanzel, und hielt eine lange Rede, in welcher er von seinem Lebenswandel, von seinen Fasten, von seiner Keuschheit, von seiner Unschuld und Einfalt, Wunder erzählte. Wie er unter andern dasjenige anführte, was ihm Ciappelletto als seine größeste Sünde gebeichtet hätte, und daß er ihm kaum habe begreiflich machen können, daß Gott ihm dieses vergeben würde, sagte er mit strafender Miene und Rede zu seinen Zuhörern: „Und Ihr, von Gott Verworfenen, lästert Gott und seine Mutter, und alle Heiligen im Paradiese um eines jeden Strohhalms willen, der Euch unter die Füße geräth!“ So sprach er noch vieles von seiner Aufrichtigkeit und von der Reinigkeit seiner Sitten; kurz, seine Worte, welchen alle Menschen in der Gegend völligen Glauben beimaßen, erfüllten die Köpfe der ganzen Gemeine mit so vieler Ehrfurcht für den Verstorbenen, daß nach dem Gottesdienst alles haufenweise hinzulief, um

ihm Hände und Füße zu küssen; alles Gewand ward ihm vom Leibe gerissen, und ein jeder schätzte sich glücklich, der einen Fetzen davon erhalten konnte. Man mußte den Sarg den ganzen Tag offen lassen, damit ein jeder ihn besuchen und sehen könnte, und wie der Abend kam, ward er in einer marmornen Lade sehr ehrenvoll in einer Kapelle beigesetzt. Am andern Tage kamen schon Leute, um zu ihm zu wallfahrten und ihn anzubeten, und folglich auch, um Gelübde an ihm zu thun, und wächserne Bilder nach Maßgabe ihrer Gelübde zu opfern. Ja so sehr verbreitete sich der Geruch seiner Heiligkeit und die Andacht seiner Verehrer, daß fast niemand, der sich in irgend einer Widerwärtigkeit befand, sich einem andern Heiligen empfahl, als ihm, und man nannte ihn (und nennt ihn noch diese Stunde) Sankt Ciappelletto, und versichert, daß Gott durch ihn manches Wunderwerk verrichtet habe, und noch jeden Tag an denen wirke, die sich ihm mit Andacht empfehlen!

So lebte und starb Ser Ciapperello da Prato, und ward zum Heiligen, wie Ihr gehört habt. Nun will ich zwar die Möglichkeit nicht leugnen, daß er als ein Seliger vor dem Angesichte Gottes lebt; denn obwohl er ein ruchloses und lasterhaftes Leben geführt hat, so kann er doch dieses in seinen letzten Augenblicken dermaßen bereuet haben, daß Gott vielleicht sich seiner erbarmte, und ihn in sein Reich aufnahm. Weil uns aber dieses doch verborgen ist, so urtheile ich nach dem äußerlichen Anschein, und sage: dieser muß sich wohl eher in der Gewalt des Teufels, in der Verdammniß, als im Paradiese befinden.

Und wenn das ist, so kann man die Größe der Barmherzigkeit Gottes gegen uns daran erkennen, welche nicht auf unsern Irrthum, sondern auf die Lauterkeit unseres Glaubens sieht, und uns erhöret, indem wir einen seiner Feinde für seinen Freund halten, und ihn zu unserm Mittler machen; gleich als wenn wir zu einem wahren Heiligen unsere Zuflucht genommen hätten, um uns seine Gnade zu erflehen.

Deswegen, und damit wir durch Gottes Gnade in den jetzigen betrübten Zeiten in dieser fröhlichen Gesellschaft gesund und wohl erhalten bleiben, so laßt uns seinen Namen loben, in welchem wir uns versammelt haben; laßt uns ihn verehren und ihn in unsern Nöthen anrufen, in der gewissen Zuversicht, von ihm erhört zu werden."

Zweite Erzählung.

Der Jude Abraham reiset auf Antrieb des Jeannot de Sevigny nach Rom, und wie er das Lasterleben der Geistlichen sieht, kehrt er zurück nach Paris und wird ein Christ.

Die Erzählung des Pamfilo erhielt von den Damen bisweilen ein Lächeln, und im Ganzen einmüthigen Beifall. Wie man sie aufmerksam bis zu Ende angehört hatte, befahl die Königin, daß Neifile, die zunächst neben ihm saß, durch Erzählung einer neuen Geschichte die Unterhaltung fortsetzen sollte. Diese nicht minder einnehmend durch ihr gefälliges Wesen, als durch ihre Schönheit, gab willig zur Antwort: „sehr gern," und begann folgendermaßen: „Pamfilo hat in seiner Erzählung gezeigt, daß die Güte Gottes nicht auf unsern Irrthum sieht, wenn dieser durch Dinge veranlaßt wird, die wir nicht wissen können. Und ich will in der meinigen darthun, wie sehr eben dieselbe Güte dadurch, daß sie geduldig die Fehler derjenigen erträgt, die uns durch ihre Worte und Werke ein kräftiges Zeugniß von ihr geben sollten, und das Gegentheil thun, sich selbst um desto einleuchtender offenbaret, damit wir uns um desto ernstlicher bestreben, unsern Glauben in unsern Werken zu zeigen.

Wie man mir erzählt hat, meine lieben Damen, so wohnte einst in Paris ein reicher Kaufmann, Namens Jeannot de Sevigny, ein braver, rechtschaffener Mann, der einen großen Tuchhandel führte und in sehr vertrauter Freundschaft mit einem sehr reichen Juden lebte, welcher Abraham hieß, und auch ein rechtlicher und ehrlicher Kaufmann war. Wenn Jeannot bisweilen die Rechtschaffenheit und Redlichkeit dieses Juden betrachtete, so schmerzte es ihn sehr, daß die Seele eines so guten und weisen Mannes wegen Mangel des Glaubens verloren gehen sollte. Deswegen fing er an, freundschaftlich in ihn zu dringen, daß er doch die Irrthümer der jüdischen Lehre verlassen und sich zur christlichen Wahrheit bekehren möchte, die, wie er ja selbst sehen könnte, wegen ihrer Heiligkeit und Vortrefflichkeit immer wüchse und zunähme, da hingegen die seinige sichtlich abnähme und sich ihrer Vernichtung näherte. Der Jude gab ihm aber zur Antwort: er hielte keine Lehre außer der jüdischen weder für heilig, noch für gut; in dieser wollte er leben und sterben, und nichts wäre vermögend, ihn jemals davon abwendig zu machen. Jeannot ließ indessen nicht nach, sondern brachte

nach einigen Tagen dieselbige Unterredung wieder auf's Tapet, und bewies ihm mit solchen einfachen Gründen, dergleichen ein Kaufmann gemeinlich nur fähig ist vorzubringen, aus welchen Ursachen unsere Religion besser wäre als die jüdische. Und obwohl der Jude in dem mosaischen Gesetze ein großer Meister war, so geschah es doch, entweder weil ihn seine große Freundschaft für Jeannot bewegte, oder weil ihn vielleicht die Worte überredeten, die der heilige Geist dem ungelehrten Manne in den Mund legte, daß die Beweise des Jeannot anfingen, dem Juden sehr einzuleuchten, wiewohl er noch immer hartnäckig dabei blieb, sich von seinem Glauben nicht abwenden zu lassen. So eigensinnig dieser nun immer blieb, so beharrlich fuhr Jeannot fort, ihm zuzureden, bis endlich der Jude, von dieser Beharrlichkeit überwunden, zu ihm sagte: „Höre, Jeannot, Du willst durchaus haben, daß ich ein Christ werden soll, und ich bin nicht abgeneigt, Dir zu willfahren; doch ich will erst nach Rom reisen und will denjenigen sehen, von dem Du sagst, er sei der Statthalter Gottes auf Erden; ich will seinen Wandel und seine Führung kennen lernen, und auch den Lebenswandel seiner Brüder, der Cardinäle; und wenn diese mir so gefallen, daß ich an ihren Werken sowohl, wie aus Deinen Worten merke, daß Eure Religion besser ist als die meinige, wie Du Dich bemühest, mir zu beweisen, so will ich thun, was Du verlangest; wenn ich es aber anders finde, so bleibe ich ein Jude, wie ich bin."

Wie Jeannot dies hörte, ward er in seiner Seele betrübt und dachte bei sich selbst: alle meine Mühe ist verloren, die ich glaubte so gut angewandt zu haben, weil ich dachte, ich hätte diesen Mann schon bekehrt. Wenn er aber nach Rom kömmt und sieht das Lasterleben der Clerisei, so wird er nicht nur aus einem Juden kein Christ werden, sondern wenn er schon ein Christ wäre, so würd' er unfehlbar wieder zum Juden. Darum sprach er zu Abraham: „Lieber Freund, warum willst Du Dir die viele Mühe und Unkosten machen, die mit einer Reise nach Rom verknüpft sind; zumal da einen reichen Mann wie Dich tausenderlei Gefahren zu Wasser und zu Lande bedrohen? Meinest Du denn, Du findest Niemand hier, der Dich taufen kann? Und wenn Dir ja gegen den Glauben, den ich Dir erkläre, noch einige Zweifel aufstoßen, wo giebt es denn größere Meister in demselben und weisere Leute als hier, bei denen Du Dich über alles befragen kannst? Darum bin ich der Meinung, daß Deine Reise ganz überflüssig ist. Denke Dir die Prälaten in Rom als eben solche Männer, wie Du sie hier gesehen

hast und noch um so viel frömmer, als sie dem obersten Hirten näher wohnen, und erspare Dir die Mühe einer Reise auf mein Wort, bis Du dereinst Anlaß findest, nach Ablaß zu wallfahrten, so leiste ich Dir alsdann vielleicht Gesellschaft."

Der Jude antwortete: „Ich will zugeben, Jeannot, daß es so sei, wie Du sagst; allein mit einem Worte statt vieler: ich bin fest entschlossen, zu reisen, wofern ich dasjenige thun soll, warum Du mir so sehr angelegen hast; sonst kann nichts daraus werden."

Da Jeannot ihn so entschlossen fand, blieb ihm nichts Anderes übrig zu sagen als: „So reise denn glücklich!" Allein er dachte bei sich selbst, er würde nimmermehr ein Christ werden, sobald er den römischen Hof gesehen hätte; doch da er selbst nichts dabei verlor, so gab er sich zufrieden. Der Jude stieg zu Pferde, und zog nach Rom so eilig er konnte, wo ihn seine Glaubensgenossen bei seiner Ankunft mit vielen Ehrenbezeugungen aufnahmen. Während seines Aufenthalts daselbst beobachtete er, ohne seine Absicht zu verrathen, sehr aufmerksam den Lebenswandel des Papstes und seiner Cardinäle, so wie der übrigen Prälaten und aller Herren am Hofe; und nach Allem, was er als ein scharfsichtiger Mann selbst bemerkte, und was ihm Andere berichteten, fand er bald, daß sie vom Größesten bis zum Kleinsten durchgängig auf die schändlichste Weise der Wollust fröhnten, und sich nicht nur den natürlichen, sondern auch den widernatürlichsten Lüsten ohne Scham und Scheu überließen, so daß man durch den Einfluß der Buhlerinnen und unzüchtigen Knaben bei ihnen die wichtigsten Dinge erlangen und durchsetzen konnte. Ueberdies fand er sie Alle dem Fressen und Saufen und der Unmäßigkeit ergeben, und überzeugte sich, daß sie in ihren Begierden, wie unvernünftige Thiere, nur dem Bauche dienten; und wie er noch weiter nachforschte, so fand er, daß sie Menschenseelen, und christliche oder geistliche Dinge, sie mochten Namen haben wie sie wollten und mochten zu Kirchen, oder zu Pfründen gehören, für Geld kauften und verkauften, und einen größeren Handel damit trieben, und mehr Mäkler dazu gebrauchten, als in Paris zum Tuchhandel und zu anderen Geschäften angestellt sind; und daß sie die offenbarste Simonie mit dem Namen Bestallungspflege*) und ihre Gierigkeit mit dem Namen Unterhaltungsgebühren **) bedeckten, als wenn Gott sich um solche Wortklaubereien bekümmerte, die

*) Procureria. **) Sustentazioni.

bösen Absichten verkehrter Gemüther nicht kennte, und sich nach Menschen Weise durch Benennung der Dinge hintergehen ließe.

Wie nun dieses Alles und manches Andere, welches wir lieber verschweigen, dem Juden als einem ehrbaren und bescheidenen Manne höchst mißfällig war, und wie er glaubte, genug gesehen zu haben, entschloß er sich zur Rückreise, und kam wieder nach Paris. Jeannot hatte kaum seine Ankunft erfahren, als er auch schon zu ihm ging und sich mit ihm des Wiedersehens höchlich erfreuete; doch fiel es ihm im geringsten nicht ein, daß sein Freund ein Christ werden würde. Wie dieser nun einige Tage ausgeruht hatte, fragte ihn Jeannot, wie er den Pabst und die andern Herren am Hofe gefunden hätte.

„Böse habe ich sie gefunden (gab ihm der Jude hastig zur Antwort) und Böses vergelte ihnen Gott! Das ist alles, was ich Dir sagen kann; denn wo ich recht gesehen habe, so gibt es dort weder Frömmigkeit noch Andacht, noch irgend ein gutes Werk oder Beispiel, oder sonst etwas Löbliches, bei irgend einem, der zum geistlichen Stande gehört; sondern eitel Wollust, Geiz, Schwelgerei, Betrug, Neid, Hochmuth, und mehr dergleichen und noch schlimmere Dinge, wenn man sie noch schlimmer denken kann. Dies alles glaube ich in solchem Maße bei ihnen gefunden zu haben, daß ich Rom eher für eine Werkstatt teuflischer als göttlicher Dinge halte. Und wie es mir scheint, so arbeitet Euer Oberhirte, und folglich auch alle Uebrigen, mit Gewalt daran, die christliche Religion zu Schanden zu machen, und sie von der Welt zu vertilgen, da sie doch billig der Grundstein und die Stütze derselben sein sollten. Da ihnen nun dieses nicht gelingt, wornach sie streben, sondern da Eure Religion sich täglich mehr und mehr ausbreitet, und immer heller und reiner glänzt, so glaube ich mit Recht zu schließen, daß der heilige Geist selbst der Grund und Pfeiler dieser Religion sein muß, und daß sie alle andern an Wahrheit und Heiligkeit übertrifft. Deswegen, so steif und fest ich mich auch bisher Deinen Ermahnungen widersetzt habe, und kein Christ werden wollte, so will ich Dir frei gestehen, daß mich nunmehr nichts in der Welt länger abhalten kann, die christliche Religion anzunehmen. Komm mit mir in die Kirche, und laß mich daselbst nach der Vorschrift Eurer heiligen Religion taufen."

Jeannot, der sich eines ganz entgegengesetzten Entschlusses von ihm versehen hatte, war der vergnügteste Mensch von der Welt, wie er ihn so reden hörte. Er eilte mit ihm in die Kirche unserer Frauen in Paris, und

bat die Geistliche, seinen Freund Abraham zu taufen, welches sie auch unverzüglich thaten, wie sie hörten, daß er selbst es begehrte. Jeannot ward sein Pathe und gab ihm den Namen Jean. Er ließ ihn hernach durch große Schriftgelehrten vollkommen in unserer Religion unterrichten, mit welcher er sich auch in kurzer Zeit bekannt machte, und hernach als ein trefflicher Mann ein erbauliches Leben führte."

Dritte Erzählung.

Der Jude Melchisedech zieht sich durch eine Geschichte von drei Ringen aus einer gefährlichen Schlinge, die ihm Saladin zu legen gedachte.

Nachdem Neifile's Erzählung mit allgemeinem Beifall geendigt war, begann Filomena, dem Willen der Königin gemäß, folgendermaßen zu reden:

„Neifile's Erzählung bringt mir einen kitzlichen Fall ins Gedächtniß, in welchem sich einst ein Jude befand; und da wir bisher von Gott und von der Wahrheit unserer Religion viel guter Reden gehört haben, so können wir nun auch wohl zu den Begegnissen und Handlungen der Menschen uns herablassen, und ich will versuchen, Euch davon einiges zu erzählen, das Euch vielleicht warnen kann, bedächtig auf die Fragen zu antworten, die man Euch vorlegt. Ihr müßt wissen, meine lieben Gespielinnen, so wie die Thorheit oft Manchen um sein Glück bringt, und ihn in tiefes Elend stürzt, so zieht den Weisen sein Verstand aus den augenscheinlichsten Gefahren, und gewährt ihm vollkommene Ruhe und Sicherheit. Wie wahr es sei, daß die Thorheit den Menschen aus einem guten Zustande in einen schlechten stürzt, davon sieht man häufige Beispiele, bei denen wir uns jetzt nicht aufhalten wollen, weil wir sie täglich zu Tausenden vor Augen haben. Daß aber der Verstand uns oft zum großen Heile gereicht, davon will ich Euch, wie ich versprach, durch ein Geschichtchen überführen.

Saladin, der so tapfer war, daß er nicht nur aus einem geringen Manne zum Sultan von Babylon ward, sondern auch außerdem noch manche Siege über die sarazenischen und christlichen Fürsten erfocht, hatte theils in verschiedenen Kriegen, theils durch seinen großen Aufwand und Pracht, einst seinen ganzen Schatz erschöpft, und nun traf es sich eben, daß

er plötzlich einer ansehnlichen Summe bedurfte, die er nirgends so schnell aufzutreiben wußte, als er sie nöthig hatte. In dieser Verlegenheit erinnerte er sich eines reichen Juden, der Melchisedech hieß und in Alexandrien auf Wucher zu leihen pflegte, und er glaubte, dieser könnte ihm helfen, wenn er wollte. Der Jude war aber so geizig, daß er es von freien Stücken nimmer würde gethan haben, und offenbare Gewalt wollte Saladin nicht brauchen. Weil ihn jedoch die Noth drang, so sann er auf ein Mittel, den Juden unter einem scheinbaren Vorwande zu zwingen, seinen Beutel aufzuthun. Er ließ ihn demnach zu sich rufen, und hieß ihm freundlich sich neben ihn setzen, indem er zu ihm sagte: „Trefflicher Mann, ich habe von verschiedenen Leuten gehört, daß Du weise bist, und in geistlichen Dingen sehr erfahren. Darum möchte ich gern von Dir wissen, welche von den drei Lehren Du für die wahrhafteste hältst, die jüdische, die sarazenische oder die christliche."

Der Jude der in der That ein kluger Mann war, merkte sehr gut, daß ihn Saladin mit seinen Worten zu fangen suchte, um Händel mit ihm anzufangen, und er glaubte daher, daß er keine von den drei Religionen mehr als die andern loben dürfe, damit Saladin seinen Zweck nicht erreichte, und da es auf eine schnelle Antwort ankam, wodurch er keine Blöße gäbe, so kam ihm auf der Stelle sein Scharfsinn zu rechter Zeit zu Statten, und er sagte: „Mein Herr, Ihr habt mir da eine wichtige Frage vorgelegt, um Euch aber zu sagen, wie ich darüber denke, so bitte ich Euch, vorher eine kleine Geschichte von mir anzuhören: Wenn mir recht ist, so hat man mir oft erzählt, daß einst ein reicher vornehmer Mann war, der unter anderen kostbaren Kleinoden, die sich in seinem Schatze befanden, einen sehr schönen und köstlichen Ring besaß, welchen er wegen seines Werths und seiner Schönheit besonders auszeichnen und ihn deswegen auf immer bei seiner Nachkommenschaft erhalten wollte, und darum befahl er, daß derjenige unter seinen Söhnen, welchem er diesen Ring hinterlassen würde, als sein Erbe angesehen werden sollte, und alle seine andern Brüder sollten ihn als das Haupt der Familie ehren und hochachten. Derjenige, der den Ring erbte, beobachtete gegen seine Nachkommen dasselbe Verfahren, und folgte dem Beispiele seines Ahnherrn. So ward der Ring vom Vater auf den Sohn durch viele Geschlechter vererbt, bis ihn endlich einer bekam, der drei liebenswürdige und tugendhafte Söhne hatte, welche dem Vater alle gleich gehorsam waren, und deswegen alle drei von ihm gleich geliebt wurden. Die

Jünglinge, welchen das Herkommen mit dem Ringe bekannt war, und welche einer wie der andere wünschten, ein jeder vor den übrigen der Geehrteste zu sein, bestrebten sich um die Wette, den Ring zu bekommen, und ein jeder von ihnen bat den Vater, der schon alt war, ihm denselben nach seinem Tode zu vermachen. Der gute Vater, der seine Söhne gleich lieb hatte, und selbst keine Wahl unter ihnen zu treffen wußte, versprach einem jeden, ihm den Ring zu geben, und ersann ein Mittel, sie alle drei zu befriedigen. Er ließ deswegen bei einem geschickten Meister heimlich zwei andere Ringe machen, die dem ersten so völlig ähnlich waren, daß er selbst, der sie hatte verfertigen lassen, kaum im Stande war, den echten von dem unechten zu unterscheiden. Auf seinem Sterbebette gab er jedem seiner Söhne insgeheim einen von den drei Ringen. Nach seinem Tode wollte nun ein jeder von den Söhnen der Erbe sein und den Vorrang vor seinen Brüdern behaupten, und um diesen den andern streitig zu machen, zog ein jeder, dem hergebrachten Gebrauche gemäß, seinen Ring hervor. Da war aber ein Ring dem andern so ähnlich, daß es nicht möglich war, den echten zu erkennen, und die Frage, wer der rechte Erbe des Vaters wäre, blieb unentschieden, und bleibt unentschieden bis auf diesen Tag. Und eben dieses sage ich Euch, mein Herr, von den drei Religionen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben hat, wegen welcher Ihr mich befraget. Ein jedes derselben glaubt, sein Erbtheil, seine Lehre und seine Gesetze unmittelbar von ihm empfangen zu haben. Von welchem unter ihnen aber sich dieses mit Wahrheit behaupten lasse, das bleibt (so wie bei den drei Ringen) noch unausgemacht."

Saladin sah wohl ein, daß der Jude sich gut aus der Schlinge zog, die er ihm gelegt hatte. Er entschloß sich demnach, ihm sein Anliegen geradezu zu eröffnen, und zu versuchen, ob er ihm von freien Stücken würde helfen wollen. Er that es, und gestand ihm zugleich, was seine Absicht gewesen wäre zu thun, wenn er nicht so vernünftig geantwortet hätte. Der Jude bediente ihn willig mit der ganzen Summe, die er brauchte, und Saladin bezahlte ihm in der Folge nicht nur seine Schuld, sondern machte ihm noch überdies ansehnliche Geschenke, und behielt ihn als seinen Freund in großen Ehren und Ansehen beständig bei sich."

Vierte Erzählung.

Ein Mönch, der sich durch sein Vergehen einer schweren Strafe schuldig gemacht hat, befreiet sich davon, indem er seinen Abt desselbigen Fehlers überzeugt.

Kaum hatte Filomena ihre Geschichte geendigt, als Dioneo, welcher ihr zunächst saß, ohne den Befehl der Königin abzuwarten, das Wort nahm, weil er glaubte, daß der beobachteten Ordnung gemäß die Reihe an ihm wäre.

„Liebenswürdige Damen;" sprach er, „wenn ich Eurer Aller Absicht recht verstanden habe, so sind wir hier versammelt, um uns mit Geschichtchen zu ergötzen, und deswegen glaube ich, es müsse einem jeden von uns erlaubt sein (wenn dieser Endzweck nur nicht verfehlt wird), irgend eine Geschichte zu erzählen, die uns Unterhaltung gewähren kann; und so sagte uns auch vor Kurzem unsere Königin, daß es sein sollte. Da wir nun gehört haben, wie der Jude Abraham durch den guten Rath des Jeannot de Sevigny seine Seele errettete, und wie Melchisedech durch seine Klugheit seine Schätze vor dem Saladin sicherte, so hoffe ich, Ihr werdet mich nicht schelten, wenn ich Euch mit wenigen Worten erzähle, wie listig ein junger Mönch seinen Leib vor einer schweren Züchtigung bewahrte.

In Lunigiana, einem Ländchen nicht weit von hier, war ein Kloster, welches einst reicher an Mönchen und an Heiligkeit war, als heutigen Tages, und woselbst sich unter andern ein junger Klosterbruder befand, dessen Kräfte und Gesundheit weder Fasten noch Nachtwachen schwächen konnten. Wie dieser einst nach Mittag, indeß die übrigen Mönche alle schliefen, außer den Mauern des Klosters lustwandelte, welches an einem ziemlich einsamen Orte lag, ward er ein sehr hübsches junges Mädchen gewahr (vielleicht die Tochter eines Landmanns aus der Gegend), welches im Felde ging, um Kräuter zu sammeln. Er hatte sie kaum erblickt, wie ihn auch schon die Fleischeslust mit aller Gewalt bestürmte. Er näherte sich also dem Mädchen und knüpfte ein Gespräch mit ihr an, wobei er seine Worte so gut zu machen wußte, daß er mit ihr einig ward, und sie in seine Zelle führte, ohne von Jemand bemerkt zu werden. Indem er hier von gar zu großer Begierde getrieben, ein wenig zu laut mit ihr kosete, traf sich's, daß der Abt, der nach geendigtem Mittagsschläfchen aufgestanden war, das Gekicher der beiden Liebenden hörte, indem er mit leisen Tritten vor der

fängniß an. Der Mönch gab ihm geschwind zur Antwort: „Hochwürdiger Herr, ich bin noch nicht so lange im Orden des heiligen Benedicts gewesen, daß ich alle Gebräuche desselben vollkommen inne habe, und Ihr hattet mich bisher noch nicht unterwiesen, daß wir Mönche uns der Bürde der Weiber eben so wohl unterwerfen müßten, als der Last der Fasten und Nachtwachen. Jetzt aber, da Ihr mir selbst das Beispiel gegeben habt, verspreche ich Euch, wenn Ihr mir diesmal verzeiht, künftighin in diesem Stücke nicht mehr zu fehlen, sondern immer nach Eurem Vorbilde zu handeln."

Der Abt, der ein schlauer Mann war, merkte wohl, daß jener mehr wußte als er, und daß er ihm hinter seine Schliche gekommen war. Er schämte sich also, da er sich desselbigen Vergehens schuldig wußte, den Klosterbruder mit der Strafe zu belegen, die er selbst verdient hatte. Er verzieh ihm demnach, und befahl ihm zu verschweigen, was er gesehen hätte, worauf sie Beide das Mädchen ohne Geräusch wieder aus dem Kloster schafften; doch läßt sich vermuthen, daß sie sie bisweilen wieder kommen ließen."

Fünfte Erzählung.

Die Marquise von Montferrat straft die thörichte Liebe des Königs von Frankreich, indem sie ihn mit lauter Hühnern bewirthet, und ihm einige treffende Worte sagt.

Indem Dioneo seine Geschichte erzählte, überzog zuerst eine kleine züchtige Schamröthe die Wangen der Zuhörerinnen, als ein Beweis ihres Zartgefühls; wie aber bald darauf ihre Blicke sich einander begegneten, konnten sie sich kaum des Lachens enthalten, und schmunzelten, indem sie sie bis ans Ende anhörten. Hernach gaben sie ihm jedoch durch einige gutmüthige Stachelreden zu erkennen, daß dergleichen Geschichtchen nicht in Gegenwart der Frauenzimmer erzählt werden sollten; worauf die Königin Fiametta, die neben ihm im Grase saß, einen Wink gab, der Ordnung im Erzählen zu folgen, welche demnach, mit sittsamer Freundlichkeit ihren Blick auf die Königin richtend, anfing: „Nicht nur deswegen, weil wir auf den Einfall gerathen sind, in unsern Erzählungen die Wirkung schneller und passender Antworten zu zeigen, sondern auch darum, weil es von den Frauenzimmern eben so verständig gehandelt ist, den Anmuthungen der

Männer von höherem Stande zu widerstehen, als von den Männern, nach der Liebe solcher Damen zu streben, die von vornehmerer Geburt sind als sie; so bin ich gesonnen, meine lieben Freundinnen, Euch in der Erzählung, die mir obliegt, zu zeigen, wie eine edle Frau durch Handlungen und Reden sich vor einer solchen Anmuthung bewahrte, und ihren Liebhaber davon zurück brachte.

Der Marquis von Montferrat, ein sehr tapferer Mann und ein Panierträger der Kirche, war auf einem Kreuzzuge der Christen über's Meer verreiset. Wie nun von seiner Tapferkeit am Hofe des Königs von Frankreich, Philipps des Einäugigen, vieles gesprochen ward, welcher sich eben auch zu demselben Kreuzzuge rüstete, so sagte unter andern einer von den anwesenden Rittern, es gebe kein so vortreffliches Paar unter dem weiten Himmel, als den Marquis und seine Gemahlin. Denn so wie der Marquis unter den Männern wegen jeder ritterlichen Tugend der berühmteste sei, so behauptete seine Gemahlin vor allen Weibern in der Welt den Vorzug der Schönheit und Liebenswürdigkeit. Diese Worte machten auf den König solchen Eindruck, daß er, ohne die Marquise jemals gesehen zu haben, auf einmal sterblich in sie verliebt ward. Er nahm sich deswegen vor, sich auf dem vorhabenden Kreuzzuge in Genua einzuschiffen, damit er auf der Reise dahin eine schickliche Gelegenheit hätte, sie zu besuchen; indem er sich schmeichelte, während der Abwesenheit ihres Gemahls vielleicht seinen Endzweck bei ihr zu erreichen. Er schickte demnach alle seine Leute voraus, und machte sich selbst mit einigen wenigen Edelleuten auf den Weg, und wie er sich dem Gebiete des Marquis näherte, ließ er der Dame einen Tag vorher melden, daß sie ihn am folgenden Tage zur Mahlzeit erwarten möchte. Als eine kluge und verständige Frau gab sie mit Freundlichkeit zur Antwort: sie schätzte sich's zur großen Ehre, und der König sollte ihr willkommen sein. Und nun sann sie nach, was es doch wohl bedeuten müßte, daß ein solcher König während der Abwesenheit ihres Mannes zum Besuch bei ihr käme, und sie irrte sich nicht, indem sie sich einbildete, daß der Ruf von ihrer Schönheit ihn dahin gezogen hätte. Nichtsdestoweniger machte sie Anstalt, ihn zu empfangen, wie es einer verständigen Frau geziemt; sie ließ die ehrsamsten Männer, welche daheim geblieben waren, zu sich berufen, und berathschlagte sich mit ihnen über alle Anstalten, die gemacht werden müßten; doch behielt sie sich vor, das Mittagsmahl und das Essen ganz allein nach ihrem Sinne anzuordnen. Sie ließ hierauf so viele Hühner zusammenbringen, als sie

in der Gegend bekommen konnte, und befahl ihren Köchen, diese allein auf verschiedene Art für das königliche Mahl zuzurichten. Der König kam zur bestimmten Zeit, und ward von der Marquise sehr festlich empfangen. Indem er sie sahe, däuchte sie ihm noch unendlich schöner, sittsamer und liebenswürdiger, als er sie sich nach der Beschreibung des Ritters gedacht hatte; er betrachtete sie mit der höchsten Bewunderung, und überhäufte sie mit Lobsprüchen, indeß seine Liebe um desto mehr zunahm, je mehr er fand, daß die Marquise seine Erwartung übertraf. Nachdem er eine Zeit lang in Zimmern ausgeruht hatte, welche auf eine seiner würdige Art ausgeschmückt waren, und die Stunde des Mittagsmahls heran kam, setzte sich die Marquise mit ihm an eine besondere Tafel, und die übrigen Herren wurden an andern Tischen bewirthet. Dem Könige wurden herrlich zubereitete Speisen und köstliche Weine vorgesetzt, und überdieß gewährte ihm der Anblick der liebenswürdigen Wirthin unbeschreibliches Vergnügen. Wie jedoch ein Gericht nach dem andern aufgetragen ward, fing der König endlich an, sich zu verwundern, daß sie zwar auf verschiedene Art zubereitet waren, aber alle aus lauter Hühnerfleisch bestanden. Da er nun wußte, daß es in der Gegend, wo er sich befand, nicht an allerlei Wildpret fehlen konnte, und da die Marquise zeitig genug von seiner Ankunft war unterrichtet gewesen, um etwas aufjagen zu lassen, so nahm ihn das zwar um desto mehr Wunder, doch wollte er von keiner andern Sache Anlaß nehmen, sie zur Sprache zu bringen, als blos von ihren Hühnern. Er fragte sie demnach mit lachendem Munde, ob in ihrer Gegend lauter Hühner, ohne einen einzigen Hahn geheckt würden. Die Marquisin, welche die Meinung seiner Frage errieth, und glaubte, der Himmel schickte ihr die gewünschte Gelegenheit, dem Könige merken zu lassen, wie sie gesinnt wäre, gab ihm mit Freimüthigkeit zur Antwort: „Nein, Sire, aber die Weiber sind hier eben so gemacht, wie anderswo; wenn sie sich gleich durch Rang und Kleidung ein wenig von andern unterscheiden.“

Wie der König diese Worte hörte, erklärte er sich leicht die Absicht mit den Hühnergerichten und den versteckten Sinn der Rede, und ward zugleich inne, daß er bei einer solchen Frau seine Worte nur verlieren würde, und daß hier Gewalt nicht Statt fände; daher er denn, so wie er sich unbedachtsamer Weise in sie verliebt hatte, es nun für das Weiseste hielt, um seiner eigenen Ehre willen, die unzeitige Flamme wieder zu ersticken; ohne demnach der Dame weiter mit Reden zuzusetzen, weil er sich vor ihren Antworten

fürchtete, endigte er seine Mahlzeit, ohne sich weiter Hoffnung zu machen, und damit er durch eine schnelle Entfernung seinen ungeziemenden Besuch wieder gut machte, so dankte er ihr für ihre gute Aufnahme; sie empfahl ihn Gott, und er reisete nach Genua."

Sechste Erzählung.

Ein ehrlicher Laie straft durch einen scherzhaften Einfall die Heuchelei der Mönche.

Wie die Damen einstimmig die Marquise wegen ihrer freimüthigen und artigen Zurechtweisung des Königs von Frankreich gelobt hatten, nahm Emilie, die neben Fiametta saß, dem Willen ihrer Königin gemäß, mit Munterkeit folgendermaßen das Wort: „Ich will Euch ebenfalls nicht verschweigen, wie einst ein braver Laie durch einen eben so scherzhaften, als treffenden Einfall, einem geizigen Mönch einen Stich versetzte.

Es war einmal, meine schöne Frauen, vor nicht gar langer Zeit, ein Bruder Minorit in unserer Stadt Inquisitor der ketzerischen Greuel, welcher sich zwar gern das Ansehen der Heiligkeit und des Eifers für die christliche Religion geben mochte (wie sie alle thun), aber sich nicht minder darauf verstand, den vollen Säckeln auf die Spur zu kommen, als den glaubensleeren Herzen; und vermöge dieser Thätigkeit war ihm einmal ein Ehrenmann in die Klauen gerathen, der weit größeren Ueberfluß an Reichthümern besaß, als an Verstand. Dieser hatte nämlich einst, nicht aus Freigeisterei, sondern um ehrlich zu reden, vielleicht vom Weine, oder von der Fröhlichkeit ein wenig zu sehr erhöht, zu einem von seiner Tischgesellschaft gesagt: er habe einen Wein, der so gut sei, daß ihn Christus selbst trinken würde. Dieß ward dem Inquisitor hinterbracht, welcher wußte, daß der Mann vermögend, und daß seine Börse wohl gefüllt war; daher er cum gladiis et fustibus über ihn herfiel, und ihm einen fürchterlichen Proceß machte, nicht so wohl, um ihm seinen Unglauben auszutreiben, als um seine Goldgülden in seine Hände zu bekommen. Er ließ ihn vorladen, und fragte ihn, ob dasjenige wahr wäre, dessen er beschuldigt würde. Der ehrliche Mann gestand es ein, und erzählte dem Inquisitor, wie er dazu veranlaßt worden. Aber der fromme Inquisitor, als ein würdiger Gelobter des heiligen Johannes mit dem goldenen Barte, fuhr ihn an: „So willst Du

Christum zu einem Säufer machen, wie einen Cinciglione, oder einen andern von Euren Schlemmern und Saufgesellen? Und nun meinst Du, mit glatten Worten durchzukommen, und das Ding auf die leichte Achsel zu nehmen? Aber es ist nicht so leicht, wie Du Dir's einbildest; Du hast den Scheiterhaufen damit verdient, wenn wir Dich so strafen wollten, wie wir wohl sollten."

Mit dergleichen und andern bittern Vorwürfen setzte er ihm zu, wie einem Epikuräer, der die Unsterblichkeit der Seele geleugnet hätte. In der That erschreckte er ihn so sehr, daß der arme Mann durch gewisse Unterhändler ihm die Hände mit einer guten Gabe von der Salbung des heiligen Johann Goldmunds schmieren ließ (ein treffliches Heilmittel für die pestilenzialische Seuche der Pfaffen, besonders der Minoriten, die kein Geld anrühren dürfen), damit er barmherzig mit ihm verführe. Diese Salbe, die sehr wirksam ist, obgleich Galenus in seinen Schriften nichts davon erwähnt, schlug so gut an, daß der Scheiterhaufen in ein Kreuz verwandelt ward, und zwar gab er ihm ein gelbes im schwarzen Felde, als wollte er ihm zu einer Kreuzfahrt über's Meer mit einem recht schönen Panier versehen. Ueberdieß behielt er ihn nach dem Empfang des Geldes noch einige Zeit bei sich, und legte ihm die Buße auf, daß er alle Morgen die Messe zum heiligen Kreuze hören, und sich hernach zur Mittagsstunde bei ihm stellen mußte; da er denn die übrige Tageszeit über gehen durfte, wohin er wollte. Jener richtete treulich aus, was ihm aufgelegt war, und da traf es sich eines Morgens, daß in dem Evangelio die Worte abgelesen wurden: es wird Euch Alles hundertfältig vergolten werden, und Ihr werdet das ewige Leben haben. Diese Worte schrieb er sich in's Gedächtniß, und erschien, dem Befehl gemäß, um die Mittagsstunde vor dem Inquisitor, der schon bei Tische saß. Dieser fragte ihn, ob er des Morgens die Messe gehört habe.

„Ja, Hochwürdiger," war die Antwort.

„Ist Dir nichts dabei vorgekommen, woran Du einigen Zweifel hättest, und Dich darüber befragen möchtest?"

„Nichts," sprach der gute Mann. „Ich zweifele an Keinem, das ich gehört habe, sondern glaube alles fest und gewiß. Aber eine Sache habe ich gehört, die mir leid ist um Euretwillen, und wegen allen Eurer Mitbrüder, wenn ich an den unglücklichen Zustand denke, der Euch in jener Welt erwartet."

„Wie lauteten denn die Worte, die Dich so zum Mitleiden mit uns bewegten?" fragte der Minorit.

„Es waren die Worte des Evangelii: „Es wird Euch Alles vergolten werden hundertfältig."

„Die Worte sind richtig," sprach der Inquisitor; „aber warum haben Dich diese Worte so sehr bewegt?"

„Ich wills Euch sagen, Hochwürdiger Herr! Seitdem ich hier aus und eingehe, habe ich täglich gesehen, daß eine Menge armer Leute bald einen, bald mehrere große Kessel voll Küchenspülicht hier abhohlen, die als ein überflüssiger Abfall von Eurer Tafel und von der Tafel der übrigen Brüder weggeräumt werden. Wenn Ihr nun für jeden Kessel Spühlwasser hundert in jener Welt wieder bekommt, so müßt Ihr ja alle darin ersaufen."

Hierüber lachten nun zwar Alle, die an des Inquisitors Tafel saßen; er selbst aber, dem diese empfindliche Stichelrede seine heuchlerische Spülichtspende vorwarf, entfärbte sich ganz, und wenn er nicht gefürchtet hätte, daß dieser Vorgang ihm selbst keine Ehre machen würde, so hätte er ihm einen neuen Proceß an den Hals geworfen, weil er mit seinem scherzhaften Einfall ihn und die andern faulen Bäuche aufgezogen hatte; und mit übler Laune befahl er ihm, zu gehen, wohin er wollte, und ihm nur nicht wieder vor die Augen zu kommen."

Siebente Erzählung.

Bergamino straft den Herrn Cane Della Scala auf eine bescheidene Art, wegen einer plötzlichen Anwandlung von Geiz, indem er ihm die Geschichte vom Primasseau und von dem Abte zu Cligny erzählt.

Emiliens Geschichtchen und ihre muntere Art es zu erzählen, hatten die Königin und die ganze Gesellschaft zum Lachen bewogen, und man lobte den guten Einfall des Kreuzträgers. Wie aber das Lachen vorüber und alles wieder still war, fing Filostrato, den die Reihe traf zu erzählen, folgendermaßen an zu reden: „Es ist zwar recht schön, meine vortrefflichen Frauen, ein Ziel zu treffen, das an einem festen Orte steht, allein es ist vielmehr zu bewundern, wenn ein Bogenschütze einen ganz unerwarteten Gegenstand erblickt, und ihn auch sogleich trifft. Das lasterhafte und faule

Leben der Clerisei, welches in mancher Rücksicht gewissermaßen als ein immerwährendes Ziel der Lasterhaftigkeit da steht, bietet einem jeden, dem es beliebt, einen leichten Anlaß dar zum Afterreden, Sticheln und Tadeln; und obwohl der Ehrenmann ganz Recht hatte, welcher dem Inquisitor die heuchlerische Mildthätigkeit seiner Brüder vorwarf, die den Armen dasjenige geben, was sich nur für die Schweine oder zum Wegwerfen schickt: so scheint mir doch derjenige noch mehr Beifall zu verdienen, von welchem ich Euch, auf Veranlassung der vorhergehenden Geschichte, jetzt erzählen will; indem er den Herrn Cane della Scala, einen sonst freigebigen Mann, durch eine artige Geschichte strafte, in welcher er ihm unter fremden Namen dasjenige vorstellte, was eigentlich sie Beide selbst betraf.

Herr Cane della Scala, ein Mann, den das Glück auf mancherlei Weise begünstigt hatte, war, wie die Sage fast überall geht, einer von den vornehmsten und freigebigsten Herren, die es seit Kaiser Friedrichs II. Zeit in Italien gegeben hat. Wie dieser einst in Verona ein überaus großes und herrliches Fest angesetzt hatte, und schon von allen Orten und Enden, besonders vom Hofe, Gäste von allerlei Stand und Würden sich einstellten, besann er sich plötzlich (man weiß nicht warum) eines andern, sorgte einigermaßen für diejenigen, die gekommen waren, und entließ sie. Nur ein gewisser Bergamino, ein Mann, von dessen fertiger und zierlichen Beredtsamkeit man sich, ohne ihn gehört zu haben, keinen Begriff machen konnte, blieb allein zurück, ohne etwas zu bekommen, oder seinen Abschied zu erhalten, doch hoffte er noch immer, daß man ihn dieses in der Folge nicht würde missen lassen. Allein Herrn Cane hatte es gedäucht, daß alles, was er an ihm thäte, nicht besser angewandt sein würde, als wenn er es ins Feuer würfe. Inzwischen sagte er selbst ihm nichts davon, und ließ ihm auch nichts sagen. Wie Bergamino nach Verlauf einiger Zeit sah, daß er weder eingeladen noch zu irgend einem Geschäfte berufen ward, wozu er fähig war, und daß er überdies mit seinen Leuten und Pferden sein Geld verzehrte, fing er an mißvergnügt zu werden; doch wartete er noch immer, weil er es nicht für schicklich hielt, sich zu entfernen. Er hatte drei schöne reiche Kleider, die ihm andere Herren geschenkt hatten, mitgebracht, um mit Ehren bei dem Feste erscheinen zu können. Wie nun sein Wirth Geld haben wollte, gab er ihm zuerst eins von den Kleidern in Bezahlung, und wie er sich noch länger verweilen mußte, war er auch genöthigt, das zweite herzugeben, wenn er länger in seinem Quartiere bleiben wollte.

Endlich fing er auch an, auf das dritte Kleid los zu zehren, entschlossen zu verweilen, so lange dieses hinreichte, und dann zurück zu reisen. Indem er nun noch an diesem letzten Kleide zehrte, traf es sich eines Tages, da eben Herr Cane an der Mittagstafel saß, daß er mit ziemlich bedrängter Miene gerade gegen ihm über stand. Herr Cane, der dieses gewahr ward, fragte ihn, mehr um ihn aufzuziehen, als um das Vergnügen zu haben, ihn reden zu hören: „Bergamino, was fehlt Dir? Du siehst ja so niedergeschlagen aus, sage uns doch etwas."

Bergamino, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, gab ihm auf der Stelle durch folgende Erzählung seine Umstände zu erkennen:

„Ihr werdet wohl wissen, mein Herr, daß Primasseau ein trefflicher Grammatiker und ein vor vielen Andern berühmter und geschickter Dichter war, weswegen er bald überall so bekannt und geehrt ward, daß, obwohl ihn nicht ein jeder persönlich kannte, doch fast kein Mensch war, der ihn nicht dem Namen und dem Rufe nach gekannt hätte. Nun traf es sich einmal, daß er sich in einem ärmlichen Aufzuge in Paris aufhielt (wie ihm denn seine Geschicklichkeit, die nur wenig Unterstützung bei vermögenden Leuten fand, selten einen bessern Zustand verschaffte), wo er von dem Abte zu Cligny reden hörte, von welchem man glaubte, daß er unter allen Prälaten der Kirche Gottes (den Papst ausgenommen) die größesten Einkünfte besaß. Von diesem erzählte man ihm Wunderdinge, und machte ihm herrliche Beschreibungen von seiner Hofhaltung, und daß man es keinem, der dahin käme wo er sich aufhielte, an Speise und Trank fehlen ließe, wenn er sich nur zur Tafelzeit meldete. Wie Primasseau dies hörte, welcher immer ein Vergnügen darin fand, angesehene Männer und Herren kennen zu lernen, entschloß er sich, hinzugehen und die Herrlichkeiten dieses Abts in Augenschein zu nehmen. Er erkundigte sich, wie weit er damals von Paris wohnte, und erfuhr, daß er sich nur etwa sechs Meilen davon auf einem seiner Landgüter aufhielt, so daß Primasseau rechnete, wenn er des Morgens zeitig ausginge, daß er um Mittagszeit dort eintreffen könnte. Er ließ sich den Weg sagen, doch weil er niemand hatte, der ihn begleitete, so besorgte er, daß er vielleicht irre gehe, und an einen Ort kommen möchte, wo er nicht leicht ein Mittagsessen fände; um also nicht Hunger zu leiden, fand er für gut, drei Brote mit zu nehmen, denn Wasser, dachte er, fände sich wohl allenthalben, wiewohl er sonst eben kein Liebhaber davon war. Die Brote steckte er in die Tasche, machte sich auf den Weg, und

wanderte so rasch, daß er noch vor Mittagszeit in dem Landhause des Abtes ankam. Er ging hinein und sah sich allenthalben um, und wie er die Menge der gedeckten Tafeln, die großen Anstalten in der Küche, und alles übrige sahe, was Bezug auf das Mittagsmahl hatte, dachte er bei sich selbst: „Wahrlich, der Abt ist doch so gastfrei, wie man's ihm nachsagt.“ Indem er noch alle diese Dinge betrachtete, ließ der Haushofmeister Wasser zum Händewaschen bringen, worauf sich ein Jeder zu Tische setzte. Es traf sich, daß Primasseau gerade der Thüre gegenüber zu sitzen kam, durch welche der Abt herein treten mußte, um zur Tafel zu gehen. Nun war es an seinem Hofe der Gebrauch, weder Brot noch Wein, noch etwas Anderes zu essen oder zu trinken aufzutragen, bis der Abt kam und sich setzte. Wie demnach der Haushofmeister die Gäste gesetzt hatte, ließ er dem Abte sagen, das Essen sei, wenn er es befehle, zum Anrichten fertig. Der Abt ließ die Thüre seines Gemachs öffnen, um in den Speisesaal zu gehen, und es traf sich, das Primasseau ihm zuerst in die Augen fiel. Da er ihn in einem sehr armseligen Gewande erblickte, und ihn von Person nicht kannte, so kam er auf einen schlimmen Gedanken, der ihm sonst noch nie eingefallen war: „Sieh da (dacht' er), wem ich das Meinige zu verzehren gebe!“ Damit kehrte er um, und befahl die Thüre wieder zuzuschließen, indem er zugleich diejenigen, die um ihn waren, fragte, ob Jemand von ihnen den Landstreicher kennte, welcher der Kammerthüre gegenüber säße. Alle antworteten nein. Primasseau, dem es anfing zu hungern, langte inzwischen ein Brot aus der Tasche, und fing an zu essen. Wie der Abt ein wenig gewartet hatte, befahl er einem von seinen Leuten zu sehen, ob der Fremde weg gegangen wäre: „Hochwürdiger, nein, (war die Antwort) und er ißt Brot das er, wie es scheint, wohl muß mitgebracht haben.“ „Gut,“ sprach der Abt, „wenn er eigenes Brot hat, so mag ers essen, von dem meinigen soll ihm heute nichts werden.“ Er hätte nun gern gesehen, daß Primasseau von selbst wieder fortgegangen wäre, denn ihn hinaus führen zu lassen hielt er für unziemlich. Primasseau hatte unterdessen ein Brot verzehrt und wie der Abt noch nicht kam, fing er an das zweite zu essen. Dies war ebenfalls dem Abte gemeldet, welcher wieder hingeschickt hatte, zu sehen, ob er noch nicht weggegangen wäre. Endlich, wie der Abt noch immer weg blieb, und Primasseau schon sein zweites Brod verzehrt hatte, begann er auch bei dem dritten, welches abermal der Abt erfuhr, der darauf in sich ging, und dachte: „Welch ein neuer Einfall ist mir heute in den Sinn g

kommen? welch ein Geiz, welch ein Unwillen, und um wessentwillen? Ich habe seit vielen Jahren das Meinige einem Jeden zu verzehren gegeben, der Lust dazu hatte, ohne darauf zu sehen, ob er Edelmann oder Bauer, arm oder reich, Kaufmann oder Beutelschneider wäre, und mancher Schlingel hat mir's vor meinen Augen verpraßt, ohne daß mir so was jemals eingefallen wäre; und heute muß mir das mit diesem Menschen begegnen? Wahrlich, der Geiz kann mich nicht um eines gleichgültigen Menschen willen angewandelt haben. Dieser, der mir wie ein Bettler vorkommt, muß ein Mann von Bedeutung sein, weil ich einen so sonderbaren Widerwillen fühlte, ihn zu bewirthen." Er verlangte nun durchaus zu wissen, wer der Mann wäre, und wie er erfuhr, daß es Primasseau war, den er dem Namen nach schon längst als einen verdienten Mann kannte, und der gekommen war, um seine Gastfreiheit, die man ihm gerühmt hatte, zu sehen, schämte er sich, und aus Eifer, es wieder gut zu machen, bestrebte er sich, ihn aufs Beste zu bewirthen. Nach Tische ließ er ihn auf eine seinen Verdiensten angemessene Art herrlich kleiden, gab ihm Geld und ein schön aufgezäumtes Pferd, und ließ ihm freien Willen, da zu bleiben oder heim zu gehen. Primasseau war froh darüber, dankte dem Abte aufs Demüthigste, und ritt auf einem schönen Gaule nach Paris zurück, woher er zu Fuße gekommen war."

Herr Cane, als ein scharfsinniger Mann, verstand ohne weitere Erklärung vollkommen, was Bergamino sagen wollte, und sprach lächelnd zu ihm: „Bergamino, Du hast Deine Beschwerden, Deine Verdienste und meine Knickerei, und was Du von mir begehrest, klar genug vorgetragen, und ich versichere Dir, daß mich sonst in Ansehung Deiner der Geiz noch nie angewandelt hat. Ich will ihn aber mit eben dem Prügel wieder fortjagen, den Du mir selbst an die Hand gegeben hast."

Hierauf ließ er den Wirth bezahlen, ließ dem Bergamino seine drei Kleider wiedergeben, und ihn sehr ehrenvoll mit einem seiner eigenen Kleider schmücken, gab ihm Geld und ein schönes Reitpferd, und stellte ihm frei, zu reisen oder bei ihm zu bleiben."

Achte Erzählung.

Guglielmo Borsiere straft in einer Scherzrede den Geiz des Messer' Ermino de' Grimaldi.

Neben Filostrato saß Lauretta, welche, nachdem sie den Witz des Bergamino hatte loben gehört, und es nun für ihre Pflicht hielt, auch etwas zu sagen, mit sanfter Stimme (ohne auf einen Befehl zu warten) also anfing: „Die vorige Erzählung gibt mir Anlaß, meine lieben Gespielinnen, Euch zu sagen, wie einst ein feiner Hofmann auf eine ähnliche Weise, und nicht ohne Nutzen, den Geiz eines sehr reichen Kaufmanns strafte. Laßt Euch aber meine Geschichte darum nicht weniger lieb sein, weil sie mit der vorigen fast einerlei Ausgang hat; denn am Ende schaffte sie doch Nutzen.

Es war also einmal vor langer Zeit in Genua ein angesehener Mann, Namens Messer' Ermino de' Grimaldi, welcher nach Jedermanns Meinung die begütertsten Bürger, die damals in Italien lebten, bei weitem an Reichthum übertraf; allein, so wie er es Jedermann an Reichthum zuvor that, so übertraf er auch an Geiz den kärgsten Filz in der Welt im höchsten Maße; so daß er nicht nur seine Börse nie zog, um andern gütlich zu thun, sondern daß er auch sich selbst die nothwendigsten Bedürfnisse versagte; und wider die Gewohnheit der Genueser, die sich gerne prächtig kleiden mögen, mangelte es ihm nicht nur an anständiger Kleidung, sondern er darbte sich's auch ab am Essen und Trinken, um nur sein Geld nicht auszugeben. Deswegen nannte man ihn auch nicht mehr bei seinem Familiennamen Grimaldi, sondern er hieß allenthalben nur Messer Ermino Avarizia.

Indem nun dieser nichts that, als geizen und Reichthümer anhäufen, kam einst nach Genua ein angesehener Hofmann von feinen Sitten und Reden, Namens Guglielmo Borsiere, der in keinem Stücke unsern heutigen Höflingen glich, welche Trotz ihren verderbten und schändlichen Sitten sich Herren und Edelleute nennen wollen, und doch lieber Esel heißen sollten, weil sie eher in dem Schlamme der Laster und Niederträchtigkeiten des gemeinsten Pöbels, als am Hofe scheinen erzogen zu sein; und statt, daß zu jenen Zeiten das Geschäft und das Bestreben der Hofleute darin bestand, daß sie Frieden machten, da wo Zank und Streit zwischen Biedermännern entstanden waren, oder Heirathen, Verwandtschaften und

Freundschaften stifteten, mit unterhaltenden Scherzen und angenehmen Reden das Gemüth der Niedergeschlagenen erheiterten und den Hof vergnügten, und mit ernstlichen Strafreden, wie Väter, die Fehler und Laster tadelten; und das alles ohne großen Lohn dafür zu erwarten: so sieht man sie heutiges Tages nur ihre Zeit damit zubringen, daß sie einer von dem andern afterreden, Zwietracht ausstreuen, lasterhafte und gottlose Reden führen, und was noch schlimmer ist, gottlose Handlungen vor Jedermanns Augen begehen, und sich dann einander alle ihre Bosheiten und Schandthaten, wahr oder unwahr, öffentlich vorwerfen, und gute Menschen durch allerlei falsche Vorspiegelungen zu niederträchtigen nnd lasterhaften Schritten verführen; und derjenige wird am liebsten gehalten und von den verderbten Großen am meisten geehrt, und durch die größesten Belohnungen empor gehoben, der die schändlichsten Reden führt und die verworfensten Handlungen begeht: zur großen Schande nnd Vorwurf für die jetzige Welt, und zum offenbaren Beweise, daß die Tugenden bei uns verschwunden sind, und das elende Menschengeschlecht im Schlamm der Laster versinken lassen.

Doch damit ich dem Faden wieder folge, von welchem ich mich, durch gerechten Unwillen bewogen, weiter entfernt hatte, als ich wollte, so sage ich, daß dieser Guglielmo, den ich vorher nannte, von allen Edelleuten in Genua geehrt und gerne gesehen ward. Wie er einige Zeit in Genua gewesen war, und vieles von dem Geiz und der Filzigkeit des Ermino gehört hatte, ward er neugierig, ihn zu sehen. Messer' Ermino hatte schon gehört, daß Guglielmo Borsiere ein trefflicher Mann wäre, und da er bei allem seinen Geize doch auch ein Fünkchen von guter Aufführung besaß, so empfing er ihn mit sehr freundlichen Worten und mit vergnügter Miene, ließ sich in verschiedene Gespräche mit ihm ein, und führte während der Unterredung ihn und einige Genueser, die mit ihm gekommen waren, in ein schönes neues Haus, das er hatte bauen lassen; und wie er ihm alles darin gezeigt hatte, sprach er zu ihm: „Messer' Guglielmo, Ihr habt doch vieles gesehen und gehört, könnt Ihr mir nicht eine Sache anzeigen, die man noch nie gesehen hat, damit ich sie hier in meinem Hause könnte malen lassen?“

Guglielmo antwortete ihm auf sein wunderliches Anmuthen: „Mein Herr, ich glaube nicht, daß ich Euch etwas nennen könnte, das man noch nie gesehen hätte, es wäre denn das Niesen, oder etwas dem Aehnliches;

allein ich wollte Euch wohl etwas nennen, das Ihr selbst wenigstens (wie ich glaube) nie gesehen habt."

„Und was wäre denn das?" fragte Ermino

„Laßt die Leutseligkeit*) mahlen," antwortete Guglielmo.

Bei diesem Worte fühlte sich Messer Ermino plötzlich von solcher Scham durchdrungen, daß sie ihn bewog, seine Gesinnung völlig umzuändern, und er versetzte: „Herr Guglielmo, ich will sie dergestalt schildern lassen, daß weder Ihr, noch ein anderer, mir jemals wieder mit Recht den Vorwurf machen soll, ich hätte sie nie gesehen, noch gekannt." Und von dem Tage an wirkten die Worte des Guglielmo so stark auf ihn, daß er der freigebigste und geselligste Mann von der Welt ward, und Fremde und Einheimische mit mehr Gastfreiheit aufnahm, als irgend ein anderer Genueser."

Neunte Erzählung.

Ein König von Cypern, von einer Gasconierin mit Worten gestraft, wird aus einem trägen, ein thätiger Fürst.

Elisa hatte den letzten Befehl der Königin zu gewärtigen. Sie kam ihm mit Munterkeit zuvor, und sagte: „Meine jungen Damen, man hat schon oft gesehen, daß ein leicht ausgesprochenes und ohne langen Vorbedacht gesagtes Wörtchen mehr gewirkt hat, als wiederholte Ermahnungen und mühsame Belehrung. Dieß erhellt deutlich genug aus Lauretta's Erzählung, und ich will es durch ein anderes ganz kurzes Geschichtchen bestätigen; denn da eine gute Geschichte immer ihren Nutzen hat, so verdient sie die Aufmerksamkeit der Zuhörer, der Erzähler mag sein wer er wolle.

Wisset demnach, daß zu den Zeiten der ersten Könige von Cypern, nachdem Godefroi de Bouillon das gelobte Land eingenommen hatte, eine adelige Frau aus Gascogne einst zum heiligen Grabe wallfahrtete, und auf ihrer Rückreise, wie sie in Cypern ankam, von einigen ruchlosen Leuten schändlich gemißhandelt ward. Ihr Schmerz darüber war ohne Grenzen, und sie wollte den König um Rache anflehen; allein man sagte

*) Im Original steht: la cortesia, welches ich aber an dieser Stelle lieber durch Leutseligkeit, als durch Höflichkeit wiedergegeben habe.

ihr, sie würde sich verlorne Mühe geben, denn der König wäre ein so träger und unthätiger Herr, daß er nicht nur den Beschwerden anderer Leute nicht abhülfe, sondern daß er nicht einmal die ihm selbst oft mit vieler Unverschämtheit zugefügte Schmach zu ahnden suchte; daher denn ein jeder, welchem ein schweres Unrecht zugefügt würde, seinen Unmuth an ihm durch irgend eine Verachtung oder Beschimpfung ausließe. Die Dame, die dieses hörte, und alle Hoffnung aufgab, Genugthung zu erlangen, nahm sich demnach vor, um ihren Unmuth einigermaßen zu kühlen, dem Könige seine feigherzige Faulheit vorzuwerfen. Sie trat vor ihn mit Thränen in den Augen, und sagte: „Sire, ich komme nicht zu Euch, um Rache zu fordern für die Schmach, die man mir zugefügt hat, sondern ich will Euch nur um die Gnade bitten, daß Ihr mich lehret, wie Ihr die vielfältigen Beleidigungen geduldig ertraget, die man (wie ich höre) Euch täglich zufügte, damit ich lerne, die meinigen auch geduldig zu tragen, welche ich Euch, bei Gott! gern überlassen möchte, wenn ich nur könnte, weil Ihr ein so gutmüthiger Dulder seid.“

Der König, der bis dahin lässig und träge gewesen war, schien wie aus einem Traume zu erwachen: er fing damit an, daß er die Dame für die ihr zugefügte Beleidigung aufs Strengste rächte, und hernach strafte er aufs Schärfste einen jeden, der sich unterfing, gegen die Ehre seiner Krone etwas zu unternehmen.

Zehnte Erzählung.

Doctor Alberto in Bologna macht auf eine bescheidene Art eine Dame schamroth, welche ihn damit aufziehen wollte, daß er in sie verliebt war.

Nach Elisa traf die Reihe des Erzählens zuletzt die Königin selbst, welche mit weiblicher Würde sich folgendermaßen vernehmen ließ: „Liebenswürdige Mädchen! Wie an einem heitern Abend die Sterne den Himmel, wie im Frühling tausendfarbige Blumen die grünen Matten zieren; so sind muntere Scherze die Zierde löblicher Sitten und anmuthiger Gespräche, und ihrer Kürze wegen stehen sie den Frauenzimmern besser an, als den Männern; so wie hingegen die Weiber, wenn es möglich ist, sich des langen und weitläufigen Redens mehr enthalten müssen als die Männer. Aber freilich gibt es heutiges Tages wenige, oder gar keine Frauenzimmer mehr, die sich auf feine Scherze verstehen, oder wenn sie sie verstehen, die

allein ich wollte Euch wohl etwas nennen, das Ihr selbst wenigstens (wie ich glaube) nie gesehen habt."

„Und was wäre denn das?" fragte Ermino

„Laßt die Leutseligkeit*) mahlen," antwortete Guglielmo.

Bei diesem Worte fühlte sich Messer Ermino plötzlich von solcher Scham durchdrungen, daß sie ihn bewog, seine Gesinnung völlig umzuändern, und er versetzte: „Herr. Guglielmo, ich will sie dergestalt schildern lassen, daß weder Ihr, noch ein anderer, mir jemals wieder mit Recht den Vorwurf machen soll, ich hätte sie nie gesehen, noch gekannt." Und von dem Tage an wirkten die Worte des Guglielmo so stark auf ihn, daß er der freigebigste und geselligste Mann von der Welt ward, und Fremde und Einheimische mit mehr Gastfreiheit aufnahm, als irgend ein anderer Genueser."

Neunte Erzählung.

Ein König von Cypern, von einer Gasconierin mit Worten gestraft, wird aus einem trägen, ein thätiger Fürst.

Elisa hatte den letzten Befehl der Königin zu gewärtigen. Sie kam ihm mit Munterkeit zuvor, und sagte: „Meine jungen Damen, man hat schon oft gesehen, daß ein leicht ausgesprochenes und ohne langen Vorbedacht gesagtes Wörtchen mehr gewirkt hat, als wiederholte Ermahnungen und mühsame Belehrung. Dieß erhellt deutlich genug aus Lauretta's Erzählung, und ich will es durch ein anderes ganz kurzes Geschichtchen bestätigen; denn da eine gute Geschichte immer ihren Nutzen hat, so verdient sie die Aufmerksamkeit der Zuhörer, der Erzähler mag sein wer er wolle.

Wisset demnach, daß zu den Zeiten der ersten Könige von Cypern, nachdem Godefroi de Bouillon das gelobte Land eingenommen hatte, eine adelige Frau aus Gascogne einst zum heiligen Grabe wallfahrtete, und auf ihrer Rückreise, wie sie in Cypern ankam, von einigen ruchlosen Leuten schändlich gemißhandelt ward. Ihr Schmerz darüber war ohne Grenzen, und sie wollte den König um Rache anflehen; allein man sagte

*) Im Original steht: la cortesia, welches ich aber an dieser Stelle lieber durch Leutseligkeit, als durch Höflichkeit wiedergegeben habe.

ihr, sie würde sich verlorne Mühe geben, denn der König wäre ein so träger und unthätiger Herr, daß er nicht nur den Beschwerden anderer Leute nicht abhülfe, sondern daß er nicht einmal die ihm selbst oft mit vieler Unverschämtheit zugefügte Schmach zu ahnden suchte; daher denn ein jeder, welchem ein schweres Unrecht zugefügt würde, seinen Unmuth an ihm durch irgend eine Verachtung oder Beschimpfung ausließe. Die Dame, die dieses hörte, und alle Hoffnung aufgab, Genugthung zu erlangen, nahm sich demnach vor, um ihren Unmuth einigermaßen zu kühlen, dem Könige seine feigherzige Faulheit vorzuwerfen. Sie trat vor ihn mit Thränen in den Augen, und sagte: „Sire, ich komme nicht zu Euch, um Rache zu fordern für die Schmach, die man mir zugefügt hat, sondern ich will Euch nur um die Gnade bitten, daß Ihr mich lehret, wie Ihr die vielfältigen Beleidigungen geduldig ertraget, die man (wie ich höre) Euch täglich zufügte, damit ich lerne, die meinigen auch geduldig zu tragen, welche ich Euch, bei Gott! gern überlassen möchte, wenn ich nur könnte, weil Ihr ein so gutmüthiger Dulder seid.“

Der König, der bis dahin lässig und träge gewesen war, schien wie aus einem Traume zu erwachen: er fing damit an, daß er die Dame für die ihr zugefügte Beleidigung aufs Strengste rächte, und hernach strafte er aufs Schärfste einen jeden, der sich unterfing, gegen die Ehre seiner Krone etwas zu unternehmen.

Zehnte Erzählung.

Doctor Alberto in Bologna macht auf eine bescheidene Art eine Dame schamroth, welche ihn damit aufziehen wollte, daß er in sie verliebt war.

Nach Elisa traf die Reihe des Erzählens zuletzt die Königin selbst, welche mit weiblicher Würde sich folgendermaßen vernehmen ließ: „Liebenswürdige Mädchen! Wie an einem heitern Abend die Sterne den Himmel, wie im Frühling tausendfarbige Blumen die grünen Matten zieren; so sind muntere Scherze die Zierde löblicher Sitten und anmuthiger Gespräche, und ihrer Kürze wegen stehen sie den Frauenzimmern besser an, als den Männern; so wie hingegen die Weiber, wenn es möglich ist, sich des langen und weitläufigen Redens mehr enthalten müssen als die Männer. Aber freilich gibt es heutiges Tages wenige, oder gar keine Frauenzimmer mehr, die sich auf feine Scherze verstehen, oder wenn sie sie verstehen, die

sie gehörig zu erwiedern wissen: und das ist eine Schande für uns alle, die wir jetzt leben. Denn die Vorzüge, welche den Geist unserer Vorgängerinnen schmückten, haben die heutigen Weiber in äußerlichen Schmuck des Leibes umgesetzt, und diejenige, deren Kleider am besten geblümt, oder gestreift, oder mit Flittern und Fransen besetzt sind, glaubt vornehmer und besser zu sein, als die andern, und bedenkt nicht, daß ein Esel, dem man sie anzöge, oder aufpackte, ihrer weit mehr tragen könnte, als irgend eine von ihnen, und würde darum doch nichts besser, als ein anderer Esel. Ich schäme mich dieses zu gestehen, denn indem ich das von Andern sage, darf ich mich selbst nicht ausnehmen. Diese bebänderten, bemahlten, beflitterten Puppen stehen entweder da, wie Bildsäulen von Marmor, fühllos und stumm; oder wenn man sie fragt, so antworten sie auf solche Weise, daß sie besser gethan hätten zu schweigen. Und dann bilden sie sich ein, es sei ein Zeichen der Unschuld, daß sie weder mit Weibern, noch mit vernünftigen Männern reden können; und diese ihre leere Dummheit nennen sie Ehrbarkeit; als wenn es sonst keine ehrbaren Weiber gäbe, als die sich blos mit ihrer Kammerjungfer, Wäscherin, oder Bäckerin zu unterhalten wissen. Wenn das die Natur gewollt hätte (wie sie sich einbilden), so würden sie ihrer Geschwätzigkeit schon auf eine andere Weise Grenzen gesetzt haben. Es ist inzwischen wahr, daß man in diesem Stücke so wohl, als in andern Dingen, Zeit und Ort beobachten, und zusehen muß, mit wem man rede; denn sonst kann es sich leicht zutragen, daß ein Frauenzimmer, oder eine Mannsperson, indem sie meinen, mit einem scharfsinnigen Wörtchen einen andern in die Enge zu treiben, sich selbst eine Schamröthe zuziehen; indem sie entweder ihre eigenen Kräfte, oder die Kräfte ihres Gegners, nicht gehörig berechnen. Damit Ihr nun lernet, Euch davor in Acht zu nehmen, und damit man nicht auf Euch das Sprichwort anwenden möge, welches man so oft hört, daß die Weiber in allen Dingen den Kürzern ziehen, so soll Euch die letzte heutige Geschichte, welche mir zu erzählen obliegt, davon belehren, damit Ihr Euch über die andern, so wie Ihr durch die Vorzüge Eures Geistes Euch vor ihnen auszeichnet, auch durch Eure Sitten erheben möget.

Es sind noch nicht viele Jahre verflossen, wie in Bologna ein vortrefflicher und fast überall berühmter Arzt lebte (und vielleicht noch jetzt lebt), welcher Alberto hieß, dessen Geist in einem Alter von fast sechszig Jahren noch so lebhaft war, daß er nicht vermeiden konnte, für die Flamme der Liebe noch empfänglich zu sein, wie ihn bereits das natürliche Feuer fast

gänzlich verlassen hatte; denn einst erblickte er bei einem Gastmahl eine reizende Witwe, die, wie man sagt, Donna Margherita de' Ghisolieri hieß, und die ihn so sehr, wie einen Jüngling in der Blüte seiner Jahre entzückte, so daß er meinte, die Nacht nicht ruhig schlafen zu können, wenn er nicht am Tage das zarte und schöne Angesicht der reizenden Frau gesehen hatte. Deswegen versäumte er nicht, bald zu Fuß und bald zu Pferde, wie es sich am besten fügte, vor ihrem Hause täglich vorbei zu reiten, oder zu gehen. Die Dame und ihre Nachbarinnen merkten bald die Ursache seines Vorbeigehens, und hatten oft ihren Scherz darüber, daß ein an Jahren und am Verstande so reifer Mann sich noch verliebt hätte; als meinten sie, daß die süße Leidenschaft der Liebe nur in den thörichten Busen der Jünglinge, und nirgends anders Platz finden und wohnen könnte. Wie nun Alberto immer fortfuhr, vorbei zu gehen, fügte es sich einst an einem Feiertage, daß die besagte Dame nebst vielen andern vor ihrer Thüre saß, wo sie den Arzt von weitem kommen sahen, und sich daher sämmtlich beredeten, ihn herein zu rufen und zu bewirthen, und ihn hernach mit seiner Liebe aufzuziehen. Sie standen demnach auf, baten ihn herein, und führten ihn in einen kühlen Saal, wo sie ihn mit Confect und köstlichen Weinen bewirtheten, und ihn hernach mit feinen und artigen Worten aufzogen, daß er sich in eine so schöne Dame verliebt hätte, von welcher er doch wüßte, daß viele artige junge Herren sich um sie bewürben. Doctor Alberto fühlte ihre feinen Stachelreden, und antwortete mit lachendem Munde: „Madonna, daß ich Euch liebe, darüber wird sich kein Vernünftiger wundern, weil Ihr es verdient. Wenn nun zwar den alten Männern natürlicher Weise die Kräfte fehlen, die zur Ausübung der Liebe erforderlich sind, so fehlt es ihnen doch weder an gutem Willen, noch an der Erkenntniß dessen, was wirklich liebenswürdig ist; vielmehr sind sie um desto bessere Kenner, je mehr Erfahrung sie vor den Jünglingen voraus haben. Nun will ich Euch auch sagen, warum ich alter Mann mir noch Hoffnung mache, obgleich Ihr von vielen Jünglingen geliebt werdet. Ich habe oft gesehen, daß die Frauenzimmer zur Vesperkost Lupinen und Lauch gegessen haben, und obwohl der Lauch überhaupt kein gutes Essen ist, so ist doch der Kopf desselben weniger schädlich und unschmackhaft, als die Blätter; allein von einem verkehrten Geschmack angetrieben, nehmt Ihr den Kopf in die Hand, und eßt nur die Blätter, die nicht allein zu nichts taugen, sondern auch übel schmecken. Was weiß ichs, Madonna, ob es Euch mit euren Liebhabern nicht eben so

gebt? Und wenn das geschähe, so nähmt Ihr mich, und schicktet alle Anderen fort."

Die Dame und ihre Freundinnen wurden ein wenig beschämt, und sie gab ihm zur Antwort: „Lieber Doctor, Ihr habt uns sehr gut und höflich unsern vorwitzigen Scherz verwiesen; Eure Liebe soll mir, als die Liebe eines weisen und achtungswürdigen Mannes immer werth sein. Deswegen könnt Ihr in allen Fällen, meiner Ehrbarkeit unbeschadet, frei über mich gebieten."

Der Doctor und seine Begleiter standen auf; er bedankte sich bei der Dame, und nahm fröhlich und vergnügt von ihr Abschied.

So ward die gute Frau, weil sie sich nicht vorsah, mit wem sie scherzte überwunden, indem sie zu siegen meinte; und davor werdet Ihr, lieben Mädchen, wenn Ihr weise seid, Euch bestens hüten."

Die Sonne neigte sich schon zum Untergange, und die Hitze hatte sich ziemlich gelegt, wie die Erzählungen der jungen Damen und der drei Cavaliere sich endigten. Darum sagte die Königin mit vergnügter Miene: „Jetzt, meine lieben Gespielinnen, bleibt mir als Regentin für den heutigen Tag nichts mehr übrig zu thun, als Euch eine neue Königin zu geben, die nach ihrem Belieben für den morgenden alles so anordnet, daß sie und wir alle uns wieder auf eine anständige Weise vergnügen; und obwohl uns, wie es scheint, bis zum Schlafengehen noch ziemlich viel Zeit übrig bleibt, so denke ich doch, wer sich nicht mit Muße vorbereitet, der kann nicht Alles mit Bequemlichkeit für den folgenden Tag beschicken; damit nun Alles, was die neue Königin für den morgenden Tag für nöthig erachtet, zu rechter Zeit angeschafft werden könne, so sollten wir, däucht mich, in der Folge beständig um diese Zeit unsere neue Tagesordnung anfangen. Demnach soll zur Ehre dessen, welchem Alles lebet, was ist, und zu unserem gemeinschaftlichen Besten, die verständige Filomena am kommenden zweiten Tage als unsere Königin das Regiment führen."

Mit diesen Worten stand sie auf, nahm den Lorbeerkranz von ihrem Kopfe, und setzte ihn Filomena mit Ehrerbietung auf; indem sie zuerst, und hernach alle übrigen Mädchen und Jünglinge, sie als Königin begrüßten, und sich ihrer Herrschaft fröhlich unterwarfen. Filomena erröthete anfänglich ein wenig über ihre königliche Bekrönung; erinnerte sich

aber an die Worte, die Pampinea erst kürzlich geredet hatte, und um keine einfältige Miene zu machen, faßte sie sich wieder, bestätigte zuerst jedermann in den Bedienungen, die ihnen Pampinea angewiesen hatte, verordnete demnächst Alles, was zum morgenden Mittag- und Abendessen, an demselben Orte, wo sie sich befanden, zugerichtet werden sollte, und hielt alsdann folgende Anrede:

„Liebste Gespielinnen, obwohl Pampinea mich zu Eurer Königin ernannt hat, mehr aus Artigkeit, als wegen meiner Verdienste; so bin ich doch nicht Willens, in der Wahl unseres Zeitvertreibs blos meinem eigenen Urtheil zu folgen, sondern mich mit Euch Allen zu berathen; und damit Ihr meine Meinung wisset, und nach Eurem Belieben das Eurige hinzusetzen oder verändern könnt, so will ich Euch in wenigen Worten meinen Entwurf mittheilen: Wenn ich von Pampinea's heutigen Einrichtungen recht urtheile, so habe ich sie in allen Stücken löblich und angenehm gefunden, und deswegen wünsche ich auch nichts daran zu ändern, so lange ihre Fortsetzung uns nicht durch die lange Dauer, oder sonst aus einem andern Grunde, lange Weile macht. So bald wir demnach alles Angefangene völlig angeordnet haben, wollen wir uns auf eine kurze Zeit von hier entfernen, um uns die Zeit zu verkürzen, und gegen Sonnenuntergang essen wir hier zu Nacht, und wenn wir nach der Tafel einige Liederchen gesungen und uns sonst belustigt haben, wird es Zeit sein, schlafen zu gehen. Morgen stehen wir dann zeitig auf, und wählen uns einen Ort, wo wir uns ein jeder nach seinem Belieben ergötzen können. Um die gewöhnliche Stunde kehren wir, wie heute, zurück zum Mittagessen; nach dem Tänzchen und der Mittagsruhe versammeln wir uns hier wieder zum Erzählen, welches meiner Meinung nach das meiste Vergnügen, und zugleich Nutzen gewährt. Eine Einrichtung wünsche ich noch dabei zu machen, an welche Pampinea nicht Zeit hatte, zu denken, weil sie erst spät zur Regierung erwählt ward, nämlich unsern Erzählungen einen gewissen Zweck zu geben, und Euch den Gegenstand derselben vorher aufzugeben, damit ein Jeder sich anschicken könne, eine dem Gegenstande angemessene hübsche Geschichte zu erzählen. Da nun die Menschen von Anbeginn der Welt her mancherlei Glückswechseln unterworfen gewesen sind, und bis an's Ende der Welt unterworfen sein werden; so soll morgen ein Jeder eine Geschichte von solchen Personen erzählen, die von mancherlei Unglücksfällen angefochten worden, und glücklich hindurch gekommen sind."

Die Damen und Herren bezeigten ihre Zufriedenheit mit dieser Einrichtung, und versprachen ihr Folge zu leisten. Dioneo allein sagte, wie alle Andern bereits schwiegen: „Madonna, ich finde so wie alle Uebrigen die Einrichtung ganz gut und angenehm, die Ihr gemacht habt, allein ich muß Euch bitten, mir aus besonderer Gefälligkeit eine Erlaubniß zu geben, die sich auf die ganze Zeit unserer gesellschaftlichen Vereinigung erstreckt, nämlich, daß ich dem Gesetze nicht mit unterworfen sei, mich an den aufgegebenen Gegenstand zu binden, wenn es mir nicht selbst gefällt, sondern zu erzählen, was ich will. Und damit Niemand glaube, daß ich um diese Nachsicht bitte, weil es mir etwa an Geschichten gebräche, so bin ich zufrieden, künftig immer der Letzte im Erzählen zu sein."

Die Königin, welche ihn als einen munteren und aufgeweckten Kopf kannte, sahe wohl ein, daß er diese Bitte aus keiner andern Ursache vorbrachte, als um die Gesellschaft, wenn sie der Einförmigkeit der Erzählungen etwa müde würde, durch ein lustiges Geschichtchen wieder aufzuheitern, und gab ihm gern, mit Bewilligung der Andern, die gebetene Erlaubniß. Hierauf wandelten die Frauenzimmer mit langsamen Schritten durch ein schattiges Thal zwischen schroffen Felsen und blumigen Matten, zu einem krystallhellen Bache, der sich von einem Hügel herabstürzte. Hier plätscherten sie mit entblößten Armen und Füßen im Wasser, und schäkerten mit einander. Wie die Abendstunde kam, kehrten sie nach dem Palaste zurück, und hielten mit Vergnügen ihre Abendmahlzeit. Wie nach dem Essen die Instrumente gebracht wurden, befahl die Königin Lauretta, einen Tanz aufzuführen, und Emilie ein Lied, vom Dioneo mit der Laute begleitet, dazu zu singen. Lauretta begann augenblicklich den Tanz, zu welchem Emilie mit zärtlichem Ausdruck folgendes Lied sang:

So sehr kann meine Schönheit mich entzücken,
daß keine andre Liebe
im Stande ist, mich jemals zu beglücken.

Ich find' in ihr, so oft ich mich betrachte,
für meinen Geist den Grund zum höchsten Glücke.
Nichts Neues reizt mich, daß ichs höher achte;
kein Bild der Vorzeit denk' ich mir zurücke,
das diesen Eindruck bei mir schwächer machte.
Und welche neue Liebe
vermöcht' es denn, mich jemals zu beglücken?

Sie flieht mich nie, so oft ich auch begehre,
durch ihren Anblick mein Gemüth zu laben,
und welche Freude mir ihr Bild gewähre,
das zu beschreiben, kann nicht Worte haben,
kann nicht empfinden, was er selbst entbehre,
wen nicht, wie mich, die Liebe
zu seinem eignen Bilde kann beglücken.

Und ich, die ich mich stündlich mehr entzünde,
je mehr ich auf mein Bild die Blicke hefte,
ich gebe mich ihm gänzlich hin, und finde
auf dieser Welt kein seliger Geschäfte;
weil ich das Vorgefühl damit verbinde,
es werd' einst diese Liebe
mit nie empfundner Wonne mich beglücken.

Wie dies Tanzlied geendigt war, in welches alle mit vieler Fröhlichkeit eingestimmt hatten, obwohl die Worte des Liedes manchen Anlaß zum Nachdenken gaben, wurden noch einige Reihen getanzt, und wie bereits ein Theil der kurzen Nacht vergangen war, gefiel es der Königin, dem ersten Tagwerke ein Ende zu machen; sie ließ demnach die Fackeln anzünden, und empfahl einem Jeden, sich bis zum folgenden Morgen zur Ruhe zu begeben. Dieses geschah, und Jeder ging in seine Kammer.

Zweiter Tag.

An welchem unter Filomena's Regierung von solchen Personen erzählt wird, welche von mancherlei Drangsalen angefochten wurden, und sie dennoch über ihr Verhoffen glücklich überstanden.

Schon hatte die Sonne überall den neuen Tag mit ihrem Strahl verbreitet, und die Vögel des Hains verkündigten ihn dem Ohr durch ihren süßen Gesang; wie die sämmtlichen Frauenzimmer und die drei Jünglinge sich ebenfalls von ihren Lagern erhoben, in die Gärten gingen, den bethauten Rasen mit weilenden Tritten hin und her durchwandelten, und frische Kränze windend, sich eine geraume Zeit belustigten. Wie sie nach dem Beispiele des vorigen Tages im Kühlen gegessen, und ein wenig getanzt hatten, begaben sie sich zur Ruhe, standen um die neunte Stunde wieder auf, und lagerten sich auf Befehl ihrer Königin um sie her im frischen Grase. Nachdem diese, eine junge Dame von großer Schönheit und liebenswürdigem Anstand, mit ihrem Lorbeerkranze gekrönt, eine kleine Weile gesessen, und die ganze Gesellschaft mit ihren Blicken gemustert hatte, befahl sie Neifile, die neue Unterhaltung mit einer Erzählung anzufangen, welche auch keinen Anstand nahm, und fröhlich also begann

---

Erste Erzählung.

Martellino verstellt sich als einen Krüppel, und giebt vor, indem er den Leichnam des heiligen Erichs berührt, zu genesen. Sein Betrug wird entdeckt, er wird geprügelt, wird festgesetzt und läuft große Gefahr, gehenkt zu werden; kommt aber noch glücklich davon.

„Es trägt sich oft zu, meine lieben Freundinnen, daß derjenige, welcher anderer Leute spotten will, besonders, wenn er seinen Scherz mit ehrwür-

digen Dingen treibt, sich selbst zum Spott macht, und sich bisweilen in Schaden bringt. Um den Befehl der Königin nachzuleben, und mit einer Erzählung des verabredeten Inhalts den Anfang zu machen, so will ich Euch sagen, was einmal einem unserer Mitbürger Unglückliches, und hernach über alle Erwartung Glückliches begegnet ist.

Es war einmal vor nicht gar langer Zeit in Trivigi ein Deutscher, Namens Erich, ein armer Mann, der sein Brod als ein Lastträger verdienen mußte, aber dabei einen sehr frommen Wandel führte, und bei Jedermann beliebt war; daher denn, wie die Trivigianer versichern (es mag nun wahr sein, oder nicht), in der Stunde seines Todes die Glocken der Hauptkirche zu Trivigi, ohne angezogen zu werden, von selbst anfingen zu läuten. Dieß ward von Jedermann für ein Wunder, und Erich deswegen für einen Heiligen gehalten; alles Volk in der Stadt lief zusammen nach dem Hause, wo sein Leichnam lag, den sie wie eine Reliquie nach der Hauptkirche trugen, und Lahme, Gichtbrüchige, Blinde und Kranke jeder Art, oder Leute, die sonst Mängel hatten, zu ihm brachten, als ob die Berührung seines Leibes sie alle gesund machen könnte. Während dieses allgemeinen Zulaufs begab es sich, daß in Trivigi drei von unsern Landsleuten ankamen, wovon der eine Stecchi hieß, der andere Martellino und der dritte Marchese, welche ihr Brod damit verdienten, daß sie an den Höfen umherzogen und die Leute damit belustigten, daß sie die Geberden eines jeden Menschen nachmachten. Da sie hier noch nie gewesen waren, so wunderten sie sich, einen so großen Auflauf von Menschen zu finden, und wie sie die Ursache davon erfuhren, wurden sie neugierig, dieselbe auch zu sehen; sie ließen demnach ihr Gepäck in einer Herberge und Marchese sagte: „Wir wollen zwar hingehen, den Heiligen zu sehen, allein ich weiß wahrlich nicht, wie wir zu ihm kommen wollen, weil ich höre, daß der Platz voll von Deutschen und andern Landsknechten ist, die der Herr auf den Beinen hält, um Meuterei zu verhüten; überdieß ist die Kirche (sagt man) so voll Menschen, daß man fast nicht hinein kommen kann."

Martellino, der sehr neugierig war zuzusehen, sagte: „Das soll uns nicht hindern; ich will wohl Mittel finden, bis zu dem Leichnam zu kommen."

„Und wie denn?" fragte Marchese.

„Das will ich Dir sagen," entgegnete Martellino. „Ich will mich wie

ein Gichtbrüchiger anstellen, und Du sollst mich an einer Seite, und Stecchi an der andern führen, als wenn ich allein nicht gehen könnte, und Ihr wolltet mich zu dem Heiligen bringen, daß er mich gesund machte. Da wird Euch kein Mensch sein, der uns sieht, und uns nicht aus dem Wege ginge, um uns Platz zu machen."

Dieß gefiel dem Marchese und Stecchi, und sie säumten sich nicht, ihre Herberge zu verlassen, und gingen an einen einsamen Ort, wo sich Martellino die Hände, Finger, Arme und Beine, die Augen und das ganze Gesicht dermaßen verdrehte, daß es fürchterlich anzusehen war; und wer ihn sahe, konnte nicht umhin zu glauben, daß er am ganzen Leibe verzerrt und gelähmt wäre. So faßten ihn Marchese und Stecchi unter die Arme, und gingen mit ihm nach der Kirche mit ganz andächtiger Miene, und baten demüthig und um Gottes Willen einen Jeden, der ihnen im Wege war, Platz zu machen; welches sie auch leicht erhielten. Kurz, ein Jeder erwies ihnen Aufmerksamkeit; überall ward „Platz, Platz!" gerufen, und sie gelangten bis zu der Leiche des heiligen Erichs, die von einigen angesehenen Männern umgeben war, welche den Martellino auf den Leichnam hoben, damit er die Gabe der Gesundheit von ihm empfinge. Martellino, auf welchen Aller Augen gerichtet waren, lag ein wenig still, und wußte dann meisterlich erst den einen, dann den andern Finger zu regen, dann die Hand, dann einen Arm, bis er sich endlich völlig aufrichtete. Wie das die Leute sahen, brach ein jeder so laut in Lobsprüche auf den heiligen Erich aus, daß man kein Wort vor dem andern verstehen konnte.

Zum Unglück stand nicht weit davon einer von unsern florentinischen Mitbürgern, der den Martellino sehr gut kannte, und wie er ihn, nachdem er sich ganz aufgerichtet hatte, gewahr ward, überlaut zu lachen anfing, und sagte: „Daß doch der Henker den Kerl! wer sollte nicht gedacht haben, wie er herkam, daß er wirklich gichtbrüchig wäre?"

Dieses hörten einige Trivigianer, und fragten, ob der Mensch denn wirklich nicht gichtbrüchig wäre.

„Gott bewahre!" sprach Jener, „er war immer so gerade, wie der Beste von uns; aber er versteht besser, als irgend ein anderer Gaukler, die Kunst, sich eine jede Gestalt zu geben, wie Ihr wohl gesehen habt."

Wie dieses laut ward, brauchte es nichts weiter, um den Pöbel aufzubringen, welcher hinzustürmte, und schrie: „Greift den Schelm, den

Spötter Gottes und seiner Heiligen, der so gesund ist wie wir, und kommt her, den Gichtbrüchigen hier zu spielen, um uns und unsern Heiligen zu verspotten."

Mit diesen Worten ergriffen sie ihn, zogen ihn von dem Gerüst herunter, zerrten ihn bei den Haaren, rissen ihm die Kleider vom Leibe, und bearbeiteten ihn mit Faustschlägen und Rippenstößen: kurz, man schien zu glauben, wer ihm nicht eins versetzte, der könnte kein braver Kerl sein. Martellino bat zwar um Gottes Willen um Barmherzigkeit, und wehrte sich dabei seiner Haut, so gut er konnte; allein es half Alles nichts, und die Faustschläge und Fußtritte fielen immer dichter. Wie Stecchi und Marchese dieses gewahr wurden, fürchteten sie, das Ding möchte schlimm werden, und da sie für sich selbst besorgt waren, so durften sie es allein nicht wagen, ihrem Cameraden zu Hülfe zu kommen; sondern sie schrien so laut, wie die Uebrigen: bringt ihn um. Doch sannen sie auf Mittel, ihn den Händen des Pöbels zu entziehen, der ihn gewiß würde getödtet haben, wenn nicht Marchese in Zeiten auf einen glücklichen Einfall gerathen wäre. Dieser, welcher bemerkt hatte, daß die ganze löbliche Polizei zugegen war, ging so eilig er konnte zu demjenigen, welcher die Stelle des Commandanten vertrat, und rief: „Helft um Gottes Willen! Hier ist ein Spitzbube, der mir meinen Beutel mit mehr als hundert Goldgülden gestohlen hat; ich bitte Euch, laßt ihn festnehmen, damit ich das Meinige wieder bekomme."

Den Augenblick liefen ein Dutzend Häscher dahin, wo man dem armen Martellino den Pelz wusch. Mit genauer Noth gelang es ihnen, den zusammengerotteten Pöbel zu zerstreuen, und ihm den Martellino, übel gemißhandelt und zerzaust, aus den Händen zu reißen. Sie brachten ihn darauf nach dem Rathhause, wohin ihm viele von denen nachfolgten, die sich für beleidigt hielten, und wie sie hörten, daß man ihn als einen Beutelschneider eingezogen hatte, glaubten sie, sie könnten ihm nicht besser vom Brot helfen, als durch ähnliche Beschuldigungen, und ein Jeder fing an zu schreien, er sei auch von ihm bestohlen worden. Wie dies der Richter hörte, der ein sehr strenger Mann war, ließ er ihn gleich in's heimliche Verhör bringen, und fing an, ihn zu befragen. Martellino antwortete ihm mit lauter Scherzreden, und schien sich aus seiner Verhaftung nichts zu machen, worüber der Richter aufgebracht ward, ihn auf die Folter spannen und ihm einige tüchtige Hiebe geben ließ, um ihn zum Bekenntniß zu bringen, und

ihn hängen zu lassen. Wie man ihn wieder aufstehen ließ, und der Richter ihn fragte, ob es wahr sei, was die Verkläger ihm Schuld geben, und Martellino wohl merkte, daß das bloße Leugnen ihn nicht retten würde, sprach er: „Mein Herr, ich bin bereit, Euch die Wahrheit zu bekennen; fragt aber vorher einen jeden meiner Ankläger, wenn und wo ich ihm seine Börse gestohlen habe, so will ich Euch hernach sagen, was ich gethan habe, und was nicht."

Der Richter war es zufrieden, und ließ einige von den Klägern rufen. Der eine sagte, er hätte ihm vor acht Tagen, der andere vor vier, und wieder ein anderer, er hätte ihm heute seinen Beutel genommen. Wie dieses Martellino hörte, sprach er: „Mein Herr, alle diese Menschen lügen in ihren Hals, und das kann ich Euch leicht beweisen; denn wollte Gott, ich wäre so gewiß nie in Eure Stadt gekommen, als ich bis vor wenigen Stunden meinen Fuß nicht hierher gesetzt habe, und zu meinem Unglück gleich bei meiner Ankunft hingegangen bin, den heiligen Leichnam zu sehen, wobei man mich so abgedroschen hat, wie Ihr mich seht. Daß dieses wahr sei, kann Euch der Thorschreiber mit seiner Rolle beweisen, und auch mein Hauswirth, wenn's nöthig ist. Wenn Ihr demnach findet, daß ich Euch die Wahrheit sage, so bitte ich Euch, mich nicht diesen gottlosen Leuten zu Gefallen martern und tödten zu lassen."

Indem die Sache so stand, und Marchese und Stecchi hörten, daß der Richter dem Martellino so hart zusetzte, und ihn schon gefoltert hätte, ward ihnen bange und sie dachten: „Wir haben einen dummen Streich gemacht, und bringen unsern Kameraden aus der Pfanne auf die Kohlen." Sie eilten demnach geschwind zurück zu ihrem Wirth, und erzählten diesem den ganzen Verlauf der Sache. Er lachte über die Geschichte, und brachte sie zu einem gewissen Sandro Agolante, der in Trivigi wohnte, und viel bei dem Landesherrn galt, welchem er Alles in gehöriger Ordnung erzählte, und nebst den Andern ihn bat, mit der Lage des Martellino Mitleiden zu haben. Sandro mußte herzlich lachen, ging zu dem Herrn, und erhielt von ihm, daß nach Martellino gesandt würde, welches auch geschah.

Die Boten, die nach ihm geschickt wurden, fanden ihn noch im Hemde, ganz angst und verzagt in den Händen des Richters, welcher nichts von seiner Rechtfertigung hören wollte, sondern (weil er die Florentiner vielleicht heimlich haßte) große Lust hatte, ihn hängen zu lassen; daher er ihn auch durchaus nicht eher herausgeben wollte, bis er gezwungen ward, es zu thun.

Wie Martellino vor den Herrn kam, und ihm alles aufrichtig gestanden hatte, bat er um nichts so angelegentlich, als um die Gnade, ihn nur gleich gehen zu lassen, weil er noch immer so lange glauben würde, den Strick um die Gurgel zu haben, bis er wieder nach Florenz käme. Der Herr konnte sich des Lachens nicht enthalten, und ließ einem jeden von den Dreien ein Kleid geben.

So entgingen sie über alles Verhoffen dieser großen Gefahr, und zogen mit heiler Haut wieder heim."

Zweite Erzählung.

Rinaldo d'Asti kommt, nachdem er geplündert worden, nach Castel Guglielmo wo ihn eine schöne Witwe beherbergt, und nachdem er seinen Verlust reichlich ersetzt bekommen, kehrt er gesund und vergnügt wieder nach Hause.

Die Frauenzimmer lachten herzlich über die Abenteuer des Martellino, und auch unter den Jünglingen vorzüglich Filostrato, welchem die Königin, da er neben Neifile saß, auftrug, weiter zu erzählen. Er gehorchte ohne Verzug, und sagte: „Schöne Frauen, ich kann nicht umhin, Euch ein Geschichtchen zu erzählen, das aus katholischem, tragischem und verliebtem Stoff zusammengewebt ist; das aber dennoch für Denjenigen, der es anhört, vielleicht nicht ohne Nutzen sein wird, besonders für solche, die das mißliche Gebiet der Liebe bereisen, wo derjenige, welcher das Paternoster des heiligen Julian nicht gesprochen hat, oft übel herbergt, wenn ihm gleich gut gebettet wird.

So kam denn einmal, zu den Zeiten des Markgrafen Azzo von Ferrara ein Kaufmann, Namens Rinaldo d'Asti, um seiner Geschäfte willen nach Bologna, und wie er alles abgethan hatte, und wieder nach Hause reisete, traf es sich, indem er aus Ferrara ritt, und sich nach Verona wandte, daß er auf einige Männer stieß, die er für Kaufleute hielt, die aber Schnapphähne und räuberisches Gesindel waren, mit welchen er sich unvorsichtiger Weise in Gespräche und in Gesellschaft einließ. Wie diese merkten, daß er ein Kaufmann war, und folglich nicht zweifelten, daß er Geld bei sich führte, machten sie einen Anschlag, ihn bei der ersten Gelegenheit zu berauben, und damit er ja nichts argwöhnen möchte, so sprachen

sie mit ihm, nach der Weise stiller und ordentlicher Leute, von keinen andern, als von rechtlichen und ehrbaren Dingen, und betrugen sich, soviel ihnen möglich war, artig und gefällig gegen ihn, so daß er es für ein großes Glück hielt, sie angetroffen zu haben, weil er allein reisete, und nur einen Diener bei sich hatte. Wie man nun unterwegs allerlei mit einander zu schwatzen pflegt, so kamen sie auch unter andern auf die Gebete zu sprechen, welche die Menschen an Gott richten, und einer von den Buschkleppern (deren drei waren) fragte den Rinaldo: „Und Ihr, mein Herr, was habt denn Ihr für ein Gebet, dessen Ihr Euch auf der Reise bedient?"

Rinaldo antwortete: „Die Wahrheit zu sagen, so bin ich in diesem Stück ein einfältiger unwissender Mensch, der nur so immer nach seiner alten Weise lebt, und fünf gerade sein läßt. Nichtsdestoweniger ist es immer meine Gewohnheit gewesen, auf Reisen, wenn ich des Morgens aus meiner Herberge gehe, ein Paternoster und ein Ave zum Besten der Seelen der Aeltern des heiligen Julians zu sprechen, und hernach Gott und ihn zu bitten, mir auf die folgende Nacht wieder gute Herberge zu bescheren; und manchen lieben Tag meines Lebens ist es mir schon begegnet, daß ich auf meinen Reisen in große Gefahren gerathen bin, aus welchen ich immer glücklich entrann, und des Abends an einen Ort kam, wo ich gute Aufnahme und bequeme Herberge fand. Ich bin deswegen fest überzeugt, daß der heilige Julian, welchem zu Ehren ich diese Gebete verrichte, mir diese Wohlthat von Gott erbeten hat, und ich würde nicht glauben, daß es mir an demjenigen Tage wohl gehen, und daß ich die folgende Nacht gut zubringen könnte, an welchem ich sie des Morgens nicht gesprochen hätte."

„Habt Ihr sie denn auch diesen Morgen gesprochen?" fragte ihn derjenige, der mit ihm sich unterredete.

„Das versteht sich," versetzte Rinaldo.

Der andere, der schon wußte wie die Sache gekartet war, dachte: Du wirst's nöthig haben, wenn wir uns nicht irren, denn ich denke, Du sollst mir schlecht genug herbergen. Darauf gab er ihm zur Antwort: „Ich bin doch auch viel gereiset, und habe dies Gebet nie gesprochen, obwohl es mir Manche schon angerühmt haben; doch ist es mir deswegen noch nie widerfahren, daß ich nicht recht gute Herberge gefunden hätte; und vielleicht erfahren wir noch diesen Abend, wer von uns Beiden besser herbergt, Ihr, der Ihr dies Gebet gesprochen habt, oder ich, der ich es nicht that. Ich pflege mich jedoch statt dessen wohl des Dirupisti, oder der intemerata, oder des

ex profundis zu bedienen, von welchen mir meine Großmutter zu sagen pflegte, daß sie große Wirkung thun sollen."

So schwatzten sie noch allerlei, indem sie zusammen fortritten, und die Räuber nur auf gelegene Zeit und Ort warteten, um ihren Streich auszuführen; bis sie endlich, wie es schon spät ward, an eine Furt kamen, wo die drei Spitzbuben, weil es dunkel und der Ort abgelegen war, den Rinaldo anfielen und ausplünderten, und indem sie ihn im bloßen Hemde und zu Fuße laufen ließen, zu ihm sagten: „Geh hin, und sieh zu, ob Dein Sankt Julian Dir diese Nacht so gute Herberge verschaffen wird, wie der unsrige." Damit ritten sie durch die Furt, und jagten davon.

Rinaldo's Knecht hatte in dem Augenblick, da sein Herr angefallen ward, wie ein feiger Schlingel die Flucht genommen, und nicht daran gedacht, ihm beizustehen; er ritt auch davon, ohne still zu halten, bis er nach Castel Guglielmo kam, wo er des Abends spät ankam, und sich um nichts bekümmerte, als Quartier zu suchen. Rinaldo, im Hemde und barfuß, sah inzwischen bei einer bitterlichen Kälte und Schneegestöber die Nacht anbrechen, und wußte nicht, wie er sich helfen sollte. Er zitterte, und die Zähne klappten ihm vor Frost, er sah sich überall um, nach einem Zufluchtsorte für die Nacht, wo er nicht vor Frost umkommen müßte; allein er fand ihn nicht, denn es war kürzlich Krieg gewesen, und alles war niedergebrannt; daher er, von der Kälte getrieben, so schnell er konnte, nach Castel Guglielmo eilte, obgleich er nicht wußte, ob sein Diener dorthin oder an einen andern Ort geflüchtet wäre, denn er dachte, wenn er nur hinein käme, so würde ihm der Himmel auf eine oder die andere Art wohl helfen. Aber schon überraschte ihn die Dunkelheit der Nacht, wie er noch wohl eine Meile von Castel Guglielmo entfernt war, daher er daselbst erst so spät ankam, daß die Thore bereits geschlossen waren, und die Zugbrücke aufgezogen, so daß er nicht mehr hinein konnte. Traurig und trostlos sah er umher, und suchte ein Lager, wo er sich wenigstens vor dem Schnee schützen könnte; da fiel ihm von ungefähr ein Haus auf der Schloßmauer in die Augen, welches einen Vorsprung hatte, unter welchem er sein Nachtlager zu nehmen beschloß. Unter diesem Vorsprunge ward er eine Thüre gewahr, die aber verschlossen war, an deren Schwelle er ein wenig Stroh, das er in der Nähe zusammenraffte, zu seinem Bette machte, sich traurig und ächzend darauf hinstreckte, und sich oft über Sankt Julian beschwerte, daß er sein Vertrauen auf ihn nicht besser belohnte.

Doch Sankt Julian vergaß ihn nicht, und bescherte ihm bald eine recht gute Herberge.

Es befand sich in diesem Schlosse eine sehr schöne junge Witwe, die der Markgraf Azzo wie sein Leben liebte, und sie dort unterhielt. Sie wohnte in eben dem Hause, unter dessen Vorsprung sich Rinaldo sein Lager bereitet hatte, und am vergangenen Tage war eben der Markgraf dahin gekommen, um die Nacht bei ihr zuzubringen, weswegen er in ihrem Hause in der Stille ein Bad hatte bereiten und ein schönes Abendmahl bestellen lassen. Wie schon alles fertig war, und die Dame nur auf die Ankunft des Markgrafen wartete, kam unverhofft ein Diener, und brachte ihm eine Nachricht, die ihn bewog, sogleich wieder davon zu reisen; daher er der Dame sagen ließ, sie möchte nicht auf ihn warten, und sich auf den Weg begab. Die Dame ward darüber ein wenig mißmuthig, doch da sie nichts anders anzufangen wußte, so entschloß sie sich, das Bad zu gebrauchen, das für den Markgrafen bereitet war, und hernach zu Abend zu essen und sich zu Bette zu begeben. Das Badezimmer lag hart an der Thüre, wo der arme Rinaldo draußen auf der bloßen Erde lag; daher die Dame, wie sie im Bade war, sein Aechzen hörte, und wie er zitterte wie ein Espenlaub. Sie rief demnach ihre Magd, und sagte: „Geh hinauf und sieh über die Mauer hinaus, wer dort unten an der Thür ist, und was er da macht."

Die Magd ging, und ward in der Dämmerung gewahr, daß ein Mensch im bloßen Hemde und barfuß da saß, welcher erbärmlich zitterte. Sie fragte ihn wer er wäre, und Rinaldo, der so sehr vor Kälte zitterte, daß er kaum sprechen konnte, sagte ihr mit wenigen Worten, wer er wäre, und durch welcherlei Zufälle er dahin gerathen sei, und bat zugleich flehentlich, ihn wenn es möglich wäre, nicht vor Frost in der Nacht daselbst umkommen zu lassen. Die Magd, welche Mitleiden mit ihm hatte, kehrte zu ihrer Frau zurück, und gab ihr von allem Bericht, wodurch diese gleichfalls zum Mitleiden bewogen ward. Sie erinnerte sich, daß sie den Schlüssel zu dem Pförtchen hatte, durch welches der Markgraf bisweilen insgeheim zu ihr zu kommen pflegte, und sagte zu ihrer Magd: „Geh sachte hin und öffne ihm das Pförtchen; das Abendessen steht fertig, und Niemand ist da, der es verzehren hilft; Raum genug haben wir auch, um ihm ein Nachtlager zu geben."

Die Magd lobte die Leutseligkeit ihrer Dame, und wie sie ihm die

Pforte öffnete, und ihn fast völlig erstarrt fand, sagte sie: „Geschwind, guter Freund, geht in dies Bad, das noch warm ist."

Er ließ sich nicht lange nöthigen, sondern war des Bades herzlich froh, dessen Wärme ihn fast vom Tode ins Leben zurück zu rufen schien. Die Dame ließ ihm Kleider geben, die ihrem kürzlich verstorbenen Mann zugehört hatten, und die ihm, wie er sie anzog, wie zu Leibe gemacht schienen, und indeß er die weiteren Befehle der Dame erwartete, dankte er Gott und dem heiligen Julian, der ihm eine so böse Nacht, wie er befürchtet hatte, ersparte, und ihm allem Anschein nach ein gutes Nachtlager beschieden hatte.

Wie die Dame nach ihrem Bade ein wenig ausgeruhet hatte, ging sie in ein Zimmer, wo ein schönes Feuer angezündet war, und fragte, was aus dem guten Menschen geworden wäre.

Die Magd antwortete: „Madonna, er hat sich angekleidet, und ist ein schöner, und allem Ansehen nach wohlerzogener und gesitteter Mann."

„So geh hin und rufe ihn her," sprach die Dame, „und sage ihm, er soll sich hier ans Feuer setzen und zu Nacht essen, denn das hat er gewiß noch nicht gethan."

Rinaldo trat herein, und wie er die Dame erblickte, und vermuthete, daß sie von vornehmem Stande wäre, grüßte er sie ehrerbietig, und dankte ihr aufs Verbindlichste für die Güte, die sie ihm erwies. Die Dame fand an seinem Anstand und Rede, daß er völlig der Mann war, den ihr ihre Magd beschrieben hatte; daher sie ihn freundlich empfing, ihn traulich nöthigte, sich neben ihr ans Feuer zu setzen, und ihn nach den Umständen fragte, welche ihn hergeführt hätten, welches Rinaldo ihr alles ausführlich erzählte. Sie hatte bereits, gleich nach der Ankunft seines Dieners in dem Schlosse etwas von der Sache gehört, daher sie um desto leichter seinen Reden Glauben beimaß, und ihm auch sagte, was sie von seinem Diener wußte, und wie er ihn leicht am folgenden Morgen antreffen könnte. So bald der Tisch gedeckt war, mußte Rinaldo nach geschehenem Händewaschen sich mit ihr zur Tafel setzen. Er war groß und wohl gewachsen, von einnehmender Miene und gefälligem Wesen, und in der vollen Blüte seiner Jahre, welches alles die Dame hinreichende Gelegenheit hatte, mit Wohlgefallen zu bemerken; und da die Erwartung des Markgrafen bereits ihre Begierden rege gemacht hatte, so konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, sich die Gelegenheit zu Nutz zu machen, die ihr das gute Glück schien gesandt zu haben, um sich wegen seines Außenbleibens zu entschädigen.

Sie scherzte demnach mit Rinaldo, wie sie nach dem Abendessen wieder mit ihm beim Feuer saß, über sein niedergeschlagenes Wesen. „Glaubt Ihr nicht,“ sprach sie, „daß ein Pferd und ein paar Kleider, die Ihr verloren habt, sich bald wieder ersetzen lassen? Seid gutes Muths, und stellt Euch vor, daß Ihr hier zu Hause seid, denn kurz, ich kann es Euch nicht verhehlen, seitdem ich Euch in diesen Kleidern meines verstorbenen Mannes vor mir sehe, finde ich zwischen Euch und ihm die Aehnlichkeit so auffallend, daß ich diesen Abend wohl tausendmal in Versuchung gerathen bin, Euch für ihn selbst anzusehen, uud Euch wie ihm zu begegnen.“

Rinaldo verstand den Sinn ihrer Worte, den ihm ein zärtliches Feuer in ihren Blicken vollends erklärte. Er empfand, wieviel er der Dame schuldig wäre, die ihn aus der augenscheinlichsten Todesgefahr errettet hatte, und wer hätte ihr dafür an seiner Stelle nicht auch mit Freuden das süßeste Dankopfer gebracht? Er that es, und mehr als einmal bat er in den Armen seiner holden Erretterin den heiligen Julian um Vergebung, daß er ihn beinahe unschuldiger Weise im Verdacht gehabt hätte. Wie die Morgenröthe erschien, entließ ihn die Dame, und damit kein Aufsehen verursacht würde, so ließ sie ihm einige schlechte Kleider umwerfen, füllte ihm seine Börse, und nachdem sie ihm gesagt hatte, wie er in das Schloß kommen und seinen Diener wiederfinden könnte, befahl sie, ihn durch dasselbe Pförtchen, durch welches er hereingekommen war, wieder auszulassen. Wie es heller Tag ward, ging er so bald die Thore geöffnet wurden, ins Schloß, als wenn er erst eben von einem fernen Orte käme, und fand auch bald daselbst seinen Diener. Indem er seine eigenen Kleider, die in dem Felleisen des Dieners waren, wieder anzog, und schon im Begriff war, seines Dieners Pferd zu besteigen, begab es sich, daß die drei Räuber, die ihn Abends vorher ausgeplündert hatten, über einem andern Straßenraube, den sie nachher begingen, ertappt, und in dasselbe Schloß gefänglich eingebracht wurden, wo dem Rinaldo laut ihres Bekenntnisses sein Pferd, seine Kleider und alle seine Sachen wieder erstattet wurden, so daß er nichts davon einbüßte, außer ein Paar Kniebänder, von welchen die Räuber selbst keine Nachricht geben konnten. Rinaldo stieg demnach zu Pferde, und dankte Gott und dem heiligen Julian, indem er froh zu Hause ritt; die drei Schnapphähne aber mußten am folgenden Tage schaukeln.“

Dritte Erzählung.

Drei Jünglinge verschwenden das Ihrige und gerathen in Armuth. Einer von ihren Neffen, indem er aus Verzweiflung nach Hause reiset, macht unterwegs mit einem Abte Bekanntschaft, den er hernach für eine Tochter des Königs von England erkennt, welche sich mit ihm vermählt, seinen Oheimen allen ihren Verlust ersetzt, und ihnen wieder zum Wohlstande verhilft.

Das Abenteuer des Rinaldo d'Asti ward von den Damen und Herren mit theilnehmender Verwunderung angehört, und man lobte seine Andacht, und dankte Gott und dem heiligen Julian, die ihm in seiner höchsten Noth beigestanden hatten; auch gestand man sich insgeheim, die Dame sei keine Thörin gewesen, indem sie das Gute genossen, das ihr der Himmel ins Haus geschickt habe. Indem man noch mit Schmunzeln von dem guten Nachtlager sprach, welches Rinaldo bei ihr angetroffen hätte, überlegte Pampinea, welche zunächst bei Filostrato saß, und erwartete, daß die Reihe sie treffen würde, was sie erzählen wollte, und wie sie den Befehl der Königin vernahm, fing sie eben so fertig als fröhlich, folgendermaßen an zu reden:

„Liebenswürdige Frauen! Je mehr man von den Wechseln des Glücks spricht, um desto mehr wird ein Jeder finden, der seine eigenen Umstände nur wohl erwägen will, daß davon immer noch vieles zu sagen übrig bleibt; und darüber wird sich Niemand wundern, wenn er vernünftig überlegt, daß alle Dinge, die wir einfältiger Weise uns selbst zuschreiben, in den Händen des Schicksals stehen, und folglich nach seinem geheimen Rathschluß unaufhörlich von diesem zu jenem, und von jenem zu diesem, sich in einem beständigen Umlaufe befinden, an welchem wir weder Ordnung noch Regel wahrzunehmen im Stande sind. Obwohl sich nun dieses zur Genüge an allen Dingen und an jedem Tage ergibt, und uns auch schon in einigen vorhergehenden Erzählungen ist dargestellt worden, so will ich doch, weil es der Wille unserer Königin ist, daß wir alle etwas darüber sagen sollen, vielleicht nicht ohne Nutzen meiner Zuhörer, auch ein Geschichtchen von meiner Art hinzufügen, das Euch hoffentlich nicht mißfallen wird.

In unserer Stadt war einst ein Cavalier, Namens Tebaldo, von dem Geschlechte der Lamberti, wie einige wollen, obgleich andere behaupten, er habe den Agolanti zugehört, welche Letzteren ihre Meinung vielleicht mehr auf das Gewerbe stützen, welches in der Folge seine Söhne trieben, und

womit sich die Agolanti jederzeit befaßt haben, als auf irgend einen andern Grund. Ohne mich darauf einzulassen, von welchem dieser Häuser er abstammte, wird es genug sein, anzumerken, daß er zu seiner Zeit einer der reichsten Edelleute war, und daß er drei Söhne hatte, von welchen der älteste Lamberto hieß, der zweite Teobaldo, und der dritte Agolante, lauter schöne, muntere Jünglinge, von welchen jedoch der Aelteste kaum achtzehn Jahr alt war, wie der Vater starb, und ihnen als seinen rechtmäßigen Erben sein bewegliches und unbewegliches Vermögen hinterließ. Die Jünglinge, die einen so beträchtlichen Schatz an baarem Gelde und an Grundstücken in die Hände bekamen, und damit nach ihrem eigenen Belieben, ohne Einrede und Widerspruch schalten konnten, fingen an, auf allerlei Art das Ihrige zu verthun, indem sie ein großes Haus machten, kostbare Pferde, Jagdhunde, Falken hielten, offene Tafel gaben, Geschenke machten, Turniere anstellten, und nicht nur lebten, wie es Edelleuten ziemt, sondern wie es ihnen nach ihren jugendlichen Leidenschaften in den Sinn kam. Diese Lebensart konnte nicht lange dauern, ohne die väterlichen Schätze zu erschöpfen, und wie ihre gewöhnlichen Einkünfte nicht zureichten, fingen sie an, ihre Grundstücke eines nach dem andern zu versetzen und zu verkaufen, und wurden es nicht eher gewahr, wie sie mit ihren Umständen nach und nach auf die Neige geriethen, bis die Dürftigkeit ihnen die Augen öffnete, welche der Reichthum verschlossen hatte. Lamberto berief deswegen eines Tages seine Brüder zusammen, und stellte ihnen vor, in welchem Ansehen ihr Vater gelebt hätte, und in welche Armuth sie durch ihre übermäßige Verschwendung gerathen wären Er gab sich daher alle Mühe, sie zu überreden, ehe ihre armseligen Umstände noch sichtbarer würden, seinem Rath und Beispiele zu folgen, die wenigen Güter zu verkaufen, die ihnen noch übrig geblieben wären, und davon zu reisen; welches sie auch thaten, und ohne Abschied zu nehmen und Aufsehen zu machen, Florenz verließen, und gerade nach England gingen, ohne sich irgendwo zu verweilen. In London mietheten sie ein kleines Haus, machten wenig Aufwand, und liehen auf schweren Wucher; wobei ihnen das Glück so günstig war, daß sie in wenig Jahren einen ungeheuren Reichthum sammelten. Deswegen zogen sie einer nach dem andern wieder nach Florenz, kauften einen großen Theil ihrer vorigen Besitzthümer zurück, und manches neue dazu; verheirateten sich, und da sie noch immer in England Wucher trieben, so setzten sie dort einen ihrer Neffen, Namens Alessandro, über ihre Geschäfte; allein uneingedenk des Zustandes, in welchen ihre thörichte

Verschwendung sie schon einmal versetzt hatte, und ohne Rücksicht, daß sie alle drei jetzt Hausväter geworden waren, fingen sie wieder an, in Florenz mehr Aufwand, als jemals zu machen, zumal, da sie bei allen Kaufleuten in großem Credit standen.

Einige Jahre hindurch waren sie im Stande, diesen Aufwand fortzusetzen, weil ihnen Alessandro ansehnliche Summen überschickte, welcher in England den Baronen auf ihre liegenden Gründe und andere Einkünfte Gelder vorstreckte, und dafür ansehnliche Zinsen bezog. Indem aber die drei Brüder fortfuhren, zu verschwenden, und zu borgen, wenn sie nichts hatten, weil sie immer auf England, als eine Goldquelle rechneten, brach daselbst wider alles Vermuthen ein Krieg aus zwischen dem Könige und einem seiner Prinzen. Darüber gerieth die ganze Insel in Zwiespalt, indem es der eine mit dem Vater, der andere mit dem Sohne hielt, so daß dem Alessandro die verpfändeten Güter der Barone keine Sicherheit mehr waren, und alle seine Hülfsquellen versiegten. Weil man indessen immer noch hoffte, daß zwischen dem Vater und dem Sohne wieder Friede werden sollte, und daß Alessandro alsdann seine Gelder sammt den Zinsen erhalten würde, so blieb dieser noch in England, und seine drei Oheime dachten nicht daran, ihre Ausgaben einzuschränken, so daß sie täglich tiefer in Schulden geriethen. Wie sich aber nach einigen Jahren die Hoffnung ganz verlor, daß ihre Erwartungen würden erfüllt werden, ging nicht nur ihr Credit zum Ende, sondern ihre Gläubiger drangen auch auf Bezahlung, und da ihr Vermögen bei weitem nicht hinreichte, ihre Schulden zu tilgen, so mußten sie ins Gefängniß wandern, ihre Weiber und Kinder irrten auf den Dörfern und sonst hier und da in armseligen Lumpen umher, und es schien, als ob ihnen nichts anderes, als ein immerwährendes dürftiges Leben bevorstände.

Alessandro, welcher in England verschiedene Jahre vergebens auf den Frieden gewartet hatte, und anfing zu besorgen, daß sein Aufenthalt daselbst ihm eben so gefährlich werden könnte, als er unnütz war, entschloß sich, nach Italien zurück zu kehren, und machte sich ganz allein auf den Weg. Wie er nun durch Brügge kam, ward er gewahr, daß ein Abt von den weißen Mönchen mit ihm zugleich aus der Stadt ritt, welchen eine Menge Mönche nebst einem zahlreichen Troß begleiteten, und daß ihnen ein Paar alte Ritter nachfolgten, welche mit dem Könige verwandt waren, und mit welchen Alessandro, als mit alten Bekannten, ein Gespräch anknüpfte, und von ihnen willig zum Reisegefährten angenommen ward. Unterwegs fragte sie

Alessandro im Vertrauen, wer die Mönche wären, die mit so vielem Gepäcke voranzögen? Einer von den Cavalieren gab ihm zur Antwort: „Derjenige, der vor uns hin zieht, ist ein Jüngling von unserer Verwandtschaft, welcher kürzlich zum Abt von einer der reichsten Abteien in England ist erwählt worden. Weil er aber noch zu jung ist, um nach den Gesetzen mit dieser Würde bekleidet zu werden, so ziehen wir mit ihm nach Rom, um von dem heiligen Vater Dispensation wegen seines Alters, und die Bestätigung in seiner Würde zu erlangen. Man muß sich aber davon gegen Andere nichts merken lassen."

Da nun der junge Abt bald vorn, bald hinten im Zuge ritt, wie vornehme Herren auf Reisen wohl zu thun pflegen, so traf er einst mit Alessandro zusammen, der ein sehr schöner und wohlgewachsener Jüngling, und überaus wohlerzogen, angenehm und gebildet in seinen Sitten war; so daß er ihm auf den ersten Blick außerordentlich gefiel; daher er ihn zu sich rief, ihn freundlich anredete, und ihn fragte, wer er wäre, woher er käme, und wohin er wollte. Alessandro erzählte ihm offenherzig alle seine Umstände, befriedigte seine Neugier, und erbot sich zu allen Diensten, die er fähig wäre, ihm zu leisten. Der Abt, welcher seine Rede zierlich und wohlgeordnet fand, und indem er seine Manieren genau beobachtete, überzeugt ward, er müsse (seiner niedrigen Beschäftigung ungeachtet) ein Edelmann sein, ward immer mehr und mehr für ihn eingenommen, und da ihn ohnehin seine Unglücksfälle bereits zum Mitleiden bewogen hatten, so tröstete er ihn sehr freundschaftlich, und ermahnte ihn, guten Muth zu fassen, weil ihn, wenn er ein braver Mann sei, der Himmel sehr leicht auf eben die Staffel wieder erheben könne, von welcher das Glück ihn herabgestürzt habe, und vielleicht noch höher. Zugleich bat er ihn, weil er doch nach Toscana ginge, ihn so weit zu begleiten, weil er auch dahin wollte. Alessandro dankte ihm für seine tröstlichen Worte, und versicherte, daß er ihm völlig zu Befehl stände.

Indem nun der Abt, bei welchem die Unterredung mit Alessandro allerlei neue Empfindungen entwickelt hatte, weiter fortreisete, traf es sich nach einiger Zeit, daß sie in ein Dorf kamen, welches eben nicht reichlich mit Herbergen versehen war. Weil nun der Abt daselbst zu übernachten wünschte, so ließ ihn Alessandro bei einem Wirthe absteigen, mit welchem er wohl bekannt war, und bestellte ihm ein Nachtlager in dem Zimmer des Hauses, welches er für das beste hielt; und weil er als ein gewandter Jüngling

bereits des Abts rechte Hand geworden war, so verlegte er die übrige Reisegesellschaft so gut er konnte, hin und wieder im Dorfe. Wie der Abt zu Abend gegessen hatte, und es schon gegen die Nacht ging, so daß ein jeder sich zur Ruhe gelegt hatte, fragte Alessandro den Wirth, wo er denn selbst schlafen könne?

„Das weiß ich wahrhaftig nicht (sprach der Wirth). Du siehst, alles ist voll gepfropft, und ich muß selbst mit den Meinigen auf Bänken und Brettern liegen; doch in der Kammer des Abts stehn ein Paar Kornkisten, worauf ich Dir ein Stückchen Bettzeug legen kann, und damit mußt Du Dich, wenn Du willst, für diese Nacht begnügen."

„Was soll ich in des Abts Kammer machen? (sprach Alessandro), die so klein ist, daß man nicht einmal einem seiner Mönche neben ihm hat betten können? Hätt' ich das bedacht, wie die Vorhänge aufgehangen wurden, so hätten meinetwegen die Mönche auf den Kornkisten liegen mögen, und ich hätte mich da gebettet, wo sie übernachten."

„Die Sache steht aber nun einmal nicht anders (sprach der Wirth), und Du wirst Dich dort so gut befinden, wie anderswo. Der Abt schläft; die Vorhänge sind zugezogen; ich lege Dir sacht ein Matratzchen hin, und Du schläfst wie ein König."

Wie Alessandro fand, daß die Sache sich einrichten ließ, ohne den Abt zu stören, ließ er es sich gefallen, und legte sich, so sacht er konnte, zur Ruhe. Der Abt aber, welcher noch nicht eingeschlafen war, sondern sich mit seinen neuen Entwürfen zu schaffen machte, hatte alles gehört, was Alessandro und der Wirth mit einander sprachen, und hatte auch bemerkt, wo sich Alessandro schlafen legte. Er war sehr froh darüber, und dachte: der Himmel hat meine Wünsche begünstigt, und wenn ich mir diese Gelegenheit nicht zu Nutz mache, so kömmt sie vielleicht so bald nicht wieder. Er entschloß sich demnach, sie nicht fahren zu lassen, und wie es ihm schien, daß alles im Hause schon im Schlafe begraben lag, rief er den Alessandro mit leiser Stimme, und befahl ihm, sich neben ihn zu legen, welches dieser auch that, und sich (jedoch nicht ohne lange Weigerung) entkleidete und niederlegte. Der Abt fuhr ihm darauf mit der Hand über die bloße Brust, wie wohl ein liebendes Mädchen seinem Liebhaber zu thun pflegt; worüber Alessandro sich mächtig wunderte, und nicht wußte, ob den Abt nicht irgend eine unerlaubte Lust anwandelte. Entweder, weil der Abt eine solche Besorgniß bei ihm vermuthen mußte, oder Alessandro sie wirklich nicht verheh-

len konnte, ward der Abt sie bald gewahr, und lächelte darüber, nahm die Hand des Alessandro, und legte sie auf seine eigene Brust, indem er sagte: „Alessandro, laß Deinen ungegründeten Verdacht fahren, und überführe Dich von einer Sache, die ich vor jedem Andern geheim halte."

Alessandro fühlte, indem er seine Hand auf die Brust des Abtes legte, ein Paar runde, zarte, feste Hügelchen, die von lebendem Elfenbein gemacht zu sein schienen, und die ihm bald begreiflich machten, daß er neben einem Frauenzimmer läge, und er war schon im Begriff, sie ohne eine weitere Aufmunterung zu erwarten, in seine Arme zu schließen und zu küssen, wie sie ihm mit diesen Worten zuvorkam: „Ehe Du Dich mir näherst, höre zuvor, was ich Dir sagen will: Du weißt nunmehro, daß ich ein Frauenzimmer bin, und keine Mannsperson. Ich habe als Jungfrau das Haus meines Vaters verlassen, in der Absicht, mich zu vermählen. Entweder Dein Glück, oder mein Unstern hat es so gefügt, daß ich neulich, wie ich Dich zuerst sahe, mich dergestalt in Dich verlieben mußte, daß nie ein Frauenzimmer stärker geliebt hat; daher ich mir auch vorgenommen, Dich und keinen Andern zum Gemahl zu nehmen. Willst Du mich nun nicht zu Deiner Gemahlin, so entferne Dich alsobald von mir, und begib Dich zurück an Deinen Ort."

Alessandro, der zwar nicht wußte, wer sie war, der aber Rücksicht nahm auf ihre Begleiter, und also nicht zweifelte, sie müßte sehr reich und vornehm sein, und der überdieß ihre Schönheit kannte, bedachte sich nicht lange, sondern versicherte, daß er sich höchst glücklich schätzen würde, ihr Gemahl zu sein. Darauf setzte sie sich auf das Bett nieder, vor einem Bilde, worauf ein Crucifix vorgestellt war, gab ihm einen Ring in die Hand, und hieß ihm, mit demselben sich feierlich mit ihr zu verloben, worauf sie Beide den Ueberrest der Nacht in zärtlicher und wonnevoller Umarmung mit einander zubrachten. Nachdem sie für die Zukunft ihre Maßregeln verabredet hatten, stand Alessandro zeitig auf, ging aus der Kammer, ohne daß Jemand gewahr ward, wo er geschlafen hatte, und machte sich mit unbeschreiblichem Vergnügen mit dem Abt und seinen Begleitern wieder auf den Weg, und nach mancher Tagereise kamen sie mit einander nach Rom.

Nachdem sie sich daselbst einige Tage aufgehalten hatten, begab sich der Abt nebst den beiden Cavalieren und Alessandro geradesweges zu dem Pabst, welchen der Abt, nachdem er ihm seine Ehrerbietung bezeigt hatte, folgendermaßen anredete: „Heiliger Vater, Ihr wißt besser, als irgend ein Anderer, daß ein Jeder, welcher glücklich und ehrbar in der Welt zu leben

wünscht, eine jede Gelegenheit, so viel als möglich vermeiden muß, die ihn zu andern Wegen verleiten kann. Ich bin deswegen, um immer züchtig und unbescholten leben zu können, in der Kleidung, in welcher ich vor Euch erscheine, und mit einem großen Theil der Schätze meines Vaters, des Königes von England, heimlich entflohen, weil er mich mit dem alten abgelebten Könige von Schottland vermählen wollte, da ich doch, wie Ihr seht, ein junges Mädchen bin; und deswegen machte ich mich auf den Weg, um zu Euch zu kommen, damit Ihr mir einen Gemahl gebet. Mich bewog auch nicht so sehr das Alter des Königs von Schottland zur Flucht, als vielmehr die Besorgniß, es möchte mich die Schwachheit meiner Jugend verleiten, wenn ich mich mit ihn vermählt hätte, etwas zu thun, das den göttlichen Gesetzen zuwider und dem königlichen Blute meines Vaters unanständig wäre. Indem ich mich nun in dieser Absicht auf der Reise befand, hat, wie ich glaube, Gott, der am besten weiß, was einem Jeden nützlich ist, mir nach seiner Barmherzigkeit denjenigen zugeführt, den er mir zum Gemahl bestimmte, nämlich diesen Jüngling (sie zeigte auf Alessandro), der hier neben mir steht, und dessen Tugenden und Sitten des vornehmsten Frauenzimmers würdig sind, wenn gleich seine Geburt keiner königlichen gleichkömmt. Mit ihm habe ich mich demnach vermählt, und ihn und keinen Andern begehre ich zu meinem Gemahl, was auch die Absicht meines Vaters, oder anderer Leute sein mag. Und obwohl jetzt der erste Bewegungsgrund wegfällt, weswegen ich die Reise hierher unternahm, so gefiel es mir doch, meinen Weg bis zu Ende fortzusetzen theils um die heiligen und ehrwürdigen Oerter, von welchen diese Stadt voll ist, und Eure Heiligkeit selbst, zu besuchen, theils auch, damit ich meine Vermählung mit Alessandro, die bisher nur im Angesicht Gottes geschlossen war, auch vor Euch, und mithin vor der ganzen Welt kund mache. Deswegen bitte ich Euch demüthigst, Euch dasjenige gefällig sein zu lassen, was Gott und mir gefallen hat, und uns Euren Segen zu geben, damit wir durch denselben des Beifalls desjenigen, dessen Statthalter Ihr seid, um desto mehr versichert sein, und zu Gottes und Eurer Ehre mit einander leben, und dereinst sterben mögen."

Alessandro erstaunte, wie er hörte, daß seine Gemahlin eine Prinzessin von England wäre, doch erfüllte es ihn mit heimlicher Freude. Allein weit mehr verwunderten sich die beiden Cavaliere, und wurden so unwillig, daß sie den Alessandro vielleicht übel würden behandelt haben,

wenn sie sich an einem andern Orte, als in Gegenwart des Pabstes befunden hätten.

An der andern Seite wunderte sich der Pabst ebenfalls über die Kleidung der Prinzessin, und über ihre Wahl; weil er aber sahe, daß das Geschehene nicht mehr zu ändern war, entschloß er sich, ihre Bitte zu gewähren; er besänftigte demnach zuerst die Cavaliere, deren Unwillen er bemerkte, und nachdem er sie mit der Prinzessin und mit Alessandro versöhnt hatte, veranstaltete er Alles, was weiter geschehen sollte, und an einem gewissen, von ihm dazu angesetzten Tage, an welchem er alle Cardinäle und andere vornehme Herren zu einem großen Feste hatte einladen lassen, stellte er ihnen die Prinzessin im königlichen Schmucke vor, in welchem sie so schön und liebenswürdig erschien, daß sie mit Recht von Jedermann bewundert ward; auch Alessandro war prächtig gekleidet, und zeigte in seinem Anstande und in seinen Sitten nicht den Jüngling, der sich mit Wuchern ernährt hatte, sondern vielmehr ein königliches Wesen, so daß ihm die beiden Cavaliere mit Ehrerbietung begegneten; worauf der Pabst die Vermählung feierlich begehen ließ, und nachdem die Hochzeit mit vieler Pracht vollzogen war, dem Brautpaar seinen Segen gab, und sie entließ.

Es gefiel dem Alessandro und seiner Gemahlin, wie sie Rom verließen, nach Florenz zu gehen, woselbst die Fama bereits die Nachricht von ihrer Verbindung verbreitet hatte, und wo sie von den Einwohnern mit großen Ehrenbezeigungen empfangen wurden. Die Prinzessin ließ die drei Brüder wieder auf freien Fuß stellen, nachdem sie ihre Schulden bezahlt, und sie und ihre Gemahlinnen in alle ihre Güter wieder eingesetzt hatte; worauf Alessandro und seine Gemahlin mit Bewilligung der Andern den Agolante mit sich nahmen und Florenz verließen, und bei ihrer Ankunft in Paris von dem Könige von Frankreich ehrenvoll empfangen wurden.

Von dort gingen die beiden Cavaliere voraus nach England, und vermochten den König, die Prinzessin wieder zu Gnaden anzunehmen, und sie und ihren Gemahl mit vieler frohen Feierlichkeit zu empfangen, welchen Letzteren er bald darauf mit großem Gepränge zum Ritter schlug, und ihm die Grafschaft Cornwall zum Geschenk gab. Er war so glücklich und so geschickt, daß er den König auch mit dem Prinzen wieder aussöhnte, welches dem Lande zum großen Heile gereichte, und ihm die Herzen aller Unterthanen gewann. Agolante bekam auch Alles wieder, was man ihm schuldig war, und kehrte mit großem Reichthum nach Florenz zurück, nachdem ihn

der Graf Alessandro vorher zum Ritter geschlagen hatte. Dieser lebte hernach sehr geehrt und glücklich mit seiner Gemahlin, und wie Einige sagen, so eroberte er durch seine Tapferkeit und Klugheit, und mit dem Beistande seines Schwiegervaters, das Königreich Schottland, und ward daselbst zum Könige gekrönt."

Vierte Erzählung.

Landolfo Rufolo verarmt und wird ein Seeräuber. Die Genueser nehmen ihn gefangen; er leidet Schiffbruch und rettet sich auf einem Kasten voll Juwelen; wird in Corfu von einer armen Frau beherbergt, und kommt reich nach Hause.

Lauretta, die neben Pampinea saß, und sahe, daß diese ihre Geschichte mit Beifall geendigt hatte, wartete auf keine Aufforderung, sondern sagte: „Meine gütigen Damen! ich glaube, man kann sich wohl keinen größern Glückswechsel denken, als wenn Jemand aus der äußersten Dürftigkeit in den königlichen Stand erhoben wird, wie Pampinea uns erzählt hat, daß es dem Alessandro geschehen ist. Und obgleich ein Jeder, welcher nach ihr etwas über die uns aufgegebene Materie in seiner Erzählung vortragen wird, sich gewiß innerhalb dieser Schranken wird halten müssen, so will ich mich doch nicht schämen, Euch eine Geschichte mitzutheilen, die zwar vielleicht größere Unglücksfälle enthält, aber doch kein so glorreiches Ende nimmt. Wenn man darauf Rücksicht nehmen wollte, so würde man vielleicht meiner Erzählung weniger Aufmerksamkeit schenken; da ich aber nichts Besseres zu geben vermag, so wird man mich entschuldigen.

Man hält das Meerufer zwischen Reggio und Gaeta für eine der lieblichsten Gegenden in ganz Italien. An diesem Ufer befindet sich in der Nähe von Salerno eine Küstenstrecke, welche die Einwohner die Küste von Malfi nennen, und welche mit einer Menge kleiner Städte und von Quellen bewässerter Gärten bedeckt ist, die von den reichsten und thätigsten Handelsleuten in der Welt bewohnt werden. Unter diesen kleinen Städten ist eine, Namens Ravello, woselbst es zwar noch heutiges Tages an reichen Leuten nicht fehlt; doch zählte sie einst unter ihren Bürgern einen gewissen Landolfo Rufolo, der ganz über alle Maße reich war, dem aber seine Reichthümer dennoch nicht genügten, so daß er sie vielmehr noch zu verdop-

peln suchte, und darüber in Gefahr gerieth, nicht nur Alles, sondern auch das Leben zu verlieren.

Wie er nach Art der Kaufleute seine Berechnung gemacht hatte, kaufte er ein großes Schiff, befrachtete es ganz für seine eigene Rechnung mit Waaren, und segelte damit nach Cypern. Wie er aber ankam, fand er bereits eine große Anzahl Schiffe daselbst, die mit eben den Waaren beladen waren, so daß er die seinigen, wenn er sie los werden wollte, nicht nur sehr wohlfeil verkaufen, sondern sie fast umsonst geben mußte, worüber er aus der Haut fahren wollte. Wie er nun vor lauter Verzweiflung nicht wußte, was er anfangen sollte, da er aus einem sehr reichen Mann in kurzem beinahe zum Bettler geworden war, so beschloß er, entweder in den Tod zu gehen, oder sich durch Kaperei seines Schadens zu erholen, um nicht arm dahin zurückzukehren, von wannen er als ein reicher Mann ausgelaufen war. Er verkaufte sein großes Schiff, und mit dem Gelde, welches er daraus lösete, und mit demjenigen, was er für seine Waaren empfangen hatte, kaufte er ein leichtes Fahrzeug zum Kreuzen, welches er auf's Beste ausrüstete, und mit allem Nöthigen versah, das zu einem Kreuzzuge nöthig war; worauf er anfing, auf alles Jagd zu machen, vorzüglich aber auf die Türken. Das Glück war ihm auch bei diesem Gewerbe viel günstiger, als bei der Handlung, und er nahm in Jahresfrist so viele türkische Fahrzeuge weg, daß er nicht nur Alles wieder gewann, was er bei seinen Waaren verloren hatte, sondern wohl noch einmal so viel dazu. Weil ihn nun sein erster Verlust gewitzigt hatte, und er sah, daß er reich genug war, so glaubte er, um nicht zum zweiten Mal in die Schlinge zu fallen, müßte er sich begnügen Er entschloß sich also, nach Hause zu gehen, und da ihm die Handlung kopfscheu gemacht hatte, so bekam er keine Lust, sein baares Geld noch einmal in Waaren anzulegen, sondern er ging mit demselbigen leichten Schiffchen, womit er es gewonnen hatte, unter Segel. Wie er sich schon im Archipel befand, erhob sich ein Sturm, der ihm nicht nur entgegen war, sondern auch das Meer so unruhig machte, daß er sich nicht getrauete, mit seinem Schiffchen die offene See zu halten, sondern in einer Bucht unter dem Schutz einer kleinen Insel vor Anker ging, um daselbst besseres Wetter abzuwarten. Wie er hier noch nicht lange gelegen hatte, kamen zwei große genuesische Galioten nach ihm vor Anker, die sich mit Mühe gleichfalls dahin retteten. Wie diese sein Schiffchen gewahr wurden, und erfuhren, daß es Landolfo war, von dessen Reichthümern sie schon gehört hatten, wurden sie als geldgierige,

räuberische Leute begierig, diese in ihre Hände zu bekommen. Den Weg nach der See hatten sie ihm bereits verlegt; sie schickten also noch einen Theil ihrer Mannschaft mit Armbrüsten und andern Waffen an's Land, um zu verhindern, daß sich Niemand von dem Schiffe dahin retten möchte, worauf sie mit ihren Böten sich an die Seite des Schiffes bugsieren ließen, und es nach einem schwachen Widerstande sammt der ganzen Mannschaft wegnahmen, ohne einen einzigen Mann dabei zu verlieren. Den Landolfo, dem sie nichts als eine elende Jacke übrig gelassen hatten, ließen sie an Bord eines von ihren Schiffen bringen; alles was in seinem Schiffe war, nahmen sie heraus, und versenkten das Fahrzeug. Wie am folgenden Tage der Wind günstiger ward, lichteten sie die Anker und segelten nach Westen. Der Wind blieb ihnen auch den ganzen Tag günstig, allein gegen den Abend ward es stürmisch, die See ging außerordentlich hohl, die beiden Galioten wurden durch den Sturm getrennt, und das Unglück wollte, daß diejenige, auf welcher sich Landolfo befand, mit fürchterlicher Gewalt auf einer Bank oberhalb der Insel Cefalonia auf den Grund stieß, und wie ein Glas gegen eine Mauer mit großem Krachen zu Trümmern ging. Die armen Schiffbrüchigen suchten sich in der finstern Nacht zu retten, so gut sie konnten, auf den Waaren, Kisten und Brettern, die bereits umhertrieben; wer schwimmen konnte, schwamm, und die Uebrigen klammerten sich an das Erste, was ihnen das Ungefähr in den Weg trieb. Unter diesem befand sich auch der arme Landolfo, welcher am vorigen Tage den Tod oft angerufen hatte, weil er lieber sterben, als wie ein Bettler nach Hause kommen wollte. Wie er aber den Tod vor Augen sahe, fürchtete er sich doch vor ihm, so gut wie die Andern, und verschmähte es nicht, ein Brettchen zu ergreifen, in der Hoffnung, daß ihm der Himmel, wenn er sich vor dem Ertrinken hüten könnte, doch noch wohl wieder Hülfe senden möchte. Er klammerte sich demnach mit Armen und Beinen an das Brett, und erhielt sich auf demselben bis an den lichten Morgen, indeß ihn der Sturm und die Wellen bald hierhin, bald dorthin schleuderten. Bei Tages Anbruch sah er rings um sich her nichts, als Luft und Wasser, und eine Kiste, die auf den Wellen trieb, und die ihm oft zu seinem großen Schrecken sehr nahe kam; denn er fürchtete, sie möchte ihm einen Stoß geben, der ihm gefährlich würde. So oft sie ihm demnach zu nahe kam, suchte er sie mit den wenigen Kräften, die ihm übrig geblieben waren, von sich zu stoßen. Allein plötzlich erhob sich ein gefährlicher Windstoß, und schleuderte die Kiste mit solcher Gewalt gegen

das Brett, daß Landolfo es mußte fahren lassen, und in die Wellen versank. Wie er wieder auftauchte, und ihm die Angst mehr als seine Kräfte half, sich über dem Wasser zu erhalten, fand er, daß das Brett zu weit von ihm entfernt war, deswegen er die Arme nach der Kiste streckte, die ihm eben nahe genug trieb, um sie zu erreichen; er stemmte sich mit der Brust auf den Deckel, und steuerte sie mit den Armen so gut er konnte, und so trieb er den Tag und die ganze Nacht bald hierhin, bald dorthin, auf den Wellen umher, ohne zu essen, weil er nichts hatte, dagegen er öfter zu trinken bekam, als ihn lüstete, und nichts als offenes Meer um sich sahe, ohne zu wissen, wo er sich befand.

Am folgenden Tage erbarmte sich der Himmel über ihn, oder der Sturmwind (wie er beinahe zum Schwamm geworden war, und sich um die Seiten der Kiste festgeklammert hatte, wie ein Ertrinkender in der Todesangst zu thun pflegt), und trieb ihn an das Ufer der Insel Corfu, wo von ungefähr ein armes Weib ihre Töpfe mit Sand und Seewasser scheuerte. Wie sie ihn und seine Arche schwimmen sahe, und keine deutliche Gestalt unterscheiden konnte, fürchtete sie sich, und lief mit Geschrei davon. Er selbst hatte nicht die Kraft, zu sprechen, oder auch nur zu sehen; so daß er ihr nichts sagen konnte; doch wie ihn die Wogen an's Ufer spülten, ward das Weib erstlich die Kiste gewahr, dann die Arme, die sie umschlangen, hernach das Menschengesicht, und errieth nun endlich das Ganze. Vom Mitleiden bewogen, watete sie ein wenig in's Wasser, und zog ihn bei den Haaren sammt der Kiste an's Land, wo sie mit Mühe seine Arme von derselben losmachte. Die Kiste ließ sie ihrer Tochter, welche bei ihr war, auf dem Kopfe tragen, und sie selbst trug den Landolfo wie ein Kind auf ihren Armen nach Hause, und brachte ihn in eine Badstube, wo sie ihn so lange rieb und mit warmem Wasser wusch, bis die erloschene Farbe sich auf seinem Wangen wieder einstellte, und die verlorenen Kräfte allmählich wiederkamen. Wie sie glaubte, daß es Zeit wäre, ließ sie ihn aus der Badstube gehen, und erquickte ihn mit etwas Wein und trockenen Früchten, und bewirthete ihn, so gut sie konnte, einige Tage, bis er wieder zu Kräften und zur völligen Besinnung kam, worauf sie es für Pflicht hielt, ihm seine Kiste, die sie geborgen hatte, wieder zuzustellen, und ihm zu sagen, daß er nun sein Glück weiter suchen könnte. Er wußte zwar von keiner Kiste, doch nahm er sie gern an, wie die gute Frau sie ihm darbot, weil er dachte, sie müßte wenig werth sein, wenn sie ihm nicht einmal auf einen Tag zu seiner Zehrung verhülfe

Wie er sie aufhob und sehr leicht befand, verging ihm beinahe diese Hoffnung; doch einst, wie die gute Frau nicht zu Hause war, erbrach er sie, um zu sehen, was darin wäre, und fand, daß sie eine Menge köstlicher Steine, gefaßte und ungefaßte enthielt, von welchen er einigermaßen ein Kenner war, und fand, daß sie von großem Werthe waren; so daß er dem Himmel dankte, der ihn noch nicht verlassen hätte, und recht guten Muths ward. Weil ihn aber das Glück nun schon zweimal übel gemißhandelt hatte, so traute er ihm das dritte Mal nicht, sondern hielt für nöthig, es sehr vorsichtig anzufangen, diese Kostbarkeiten nach Hause zu bringen. Er wickelte sie demnach in alte Lumpen, und sagte zu seiner Wirthin, er könnte die Kiste nicht mehr brauchen, sondern bäte sie, ihm lieber einen Sack dafür zu geben, welches die gute Freu sehr gerne that. Er dankte ihr darauf herzlich für die Wohlthat, die sie ihm erwiesen hatte, nahm seinen Sack auf den Nacken, fuhr in einem Boot hinüber nach Brandizio, und ging längs der Küste fort bis nach Trani, wo er einige Tuchhändler fand, die seine Landsleute waren, welche ihn aus Wohlthätigkeit kleideten, nachdem er ihnen alle seine Begebenheiten, die, mit dem Kistchen ausgenommen, erzählt hatte; ihm außerdem ein Pferd liehen, und ihn bis nach Ravello geleiteten, wohin er zurückzukehren wünschte. Wie er nun hier in Sicherheit zu sein glaubte, dankte er Gott, der ihn zurückgeführt hatte, öffnete sein Bündelchen, und fand bei genauer Untersuchung, daß er so viele und so köstliche Steine besaß, daß er, wenn sie auch unter ihrem Werth verkauft werden müßten, zweimal so reich war, als damals, wie er ausreisete.

Wie er hernach Mittel gefunden hatte, seine Schätze zu Gelde zu machen, schickte er eine schöne Summe nach Corfu, um der guten Frau ihre Dienste zu belohnen, die ihn aus dem Wasser gezogen hatte, und auch nach Trani an diejenigen, die ihn bekeidet hatten. Den Rest behielt er, ohne sich weiter um die Handlung zu bekümmern, und führte ein ehrbares Leben bis an sein Ende."

Fünfte Erzählung.

Andreuccio von Perugia kommt nach Neapel, um Pferde zu kaufen. In einer Nacht begegnen ihm dreierlei Unglücksfälle, aus welchen allen er glücklich entkommt, und mit einem Rubin wieder nach Hause geht.

„Die Edelsteine, welche Landolfo fand (sprach Fiametta), erinnern mich an eine Geschichte, in welcher nicht weniger Unfälle vorkommen, als in Lauretta's Erzählung; nur mit dem Unterschiede, daß jene vielleicht in einigen Jahren vorfielen, indeß diejenigen, welche ich erzählen will, sich in einer einzigen Nacht zugetragen haben.

Es war, wie man erzählt, in Perugia ein junger Mann Namens Andreuccio di Pietro, ein Roßtäuscher, welcher hörte, daß in Neapel treffliche Pferde zu bekommen wären; daher er eine Börse mit fünfhundert Goldgülden zu sich steckte, und weil er noch nie aus seiner Vaterstadt gekommen war, mit einigen andern Kaufleuten dahin reisete. Er kam auf einen Sonntag um die Vesperzeit an, erkundigte sich bei seinem Wirth, wo der Pferdemarkt wäre, und ging am folgenden Morgen dahin, besah eine Menge Pferde, fand einige die ihm gefielen, handelte bald über das eine, bald über das andere, ward aber mit Niemand über den Preis einig; und ließ unterdessen, um zu zeigen, daß er kaufen und auch bezahlen könnte, wie ein unvorsichtiger und unerfahrner Jüngling, seine Börse in Gegenwart aller, die hin und her gingen, sehen Indem er so stand und handete, und seine Gülden blicken ließ, ging unbemerkt von ihm eine sehr schöne Sicilianerin vorbei, die gern für eine Kleinigkeit einem braven Jüngling sich gefällig erwies. Sie dachte: Wie glücklich wär' ich, wenn ich dies Geld hätte! und ging weiter. Ihr folgte eine alte Sicilianerin, die, indem sie gleichfalls den Andreuccio gewahr ward, ihre Gefährtin voraus gehen ließ und ihn sehr freundlich umarmte, welches das junge Frauenzimmer beobachtete, und ohne sich etwas merken zu lassen, an einer Ecke stehen blieb, um die Alte zu erwarten. Andreuccio erkannte dieselbe und bezeugte ein Vergnügen, sie zu sehen: und sie versprach ihm, ihn den Abend in seinem Quartier zu besuchen, worauf sie, ohne sich länger bei ihm aufzuhalten, weiter ging, und Andreuccio fuhr fort zu handeln, kaufte aber desselben Morgens nichts.

Das junge Frauenzimmer, welches zuerst die Börse des Andreuccio, und hernach seine Bekanntschaft mit der Alten bemerkt hatte, sann auf Mittel, dies Geld entweder ganz, oder zum Theil in ihre Hände zu bekommen,

und fragte deswegen die Alte sehr genau, wer der junge Mann wäre, wo er wohnte, was er dort machte, und woher er sie ihn kennte.

Die Alte erzählte ihr alle Umstände des Andreuccio so genau, als er selbst sie mit wenigen Worten hätte erzählen können; denn sie hatte lange Zeit in Sicilien und hernach auch in Perugia bei seinem Vater gewohnt, und sie sagte ihr auch, woher er käme, und was sein Geschäft wäre. Wie die junge Sicilianerin sich nach seiner Verwandtschaft und nach dem Namen der Seinigen genugsam erkundigt hatte, machte sie einen Anschlag, ihre Absicht durch einen boshaft angelegten Betrug zu erreichen. Sie gab nämlich der Alten, wie sie nach Hause kam, Beschäftigung genug für den ganzen übrigen Tag, damit sie nicht wieder zu Andreuccio gehen könnte, und schickte unterdessen eine Magd, die zu dergleichen Botschaften abgerichtet war, um die Vesperstunde nach der Herberge, wo Andreuccio wohnte. Wie sie dahin kam, traf es sich, daß er ganz allein an der Hausthüre stand, so daß sie bei ihm selbst sich nach ihm erkundigte, und wie er ihr sagte, daß er derjenige wäre, den sie suchte, ihn auf die Seite zog und sagte: „Mein Herr, eine vornehme Frau hier in der Stadt wünscht, Euch zu sprechen, wenn es Euch gefällig ist."

Wie er das hörte, machte er sich große Gedanken, und weil er sich für einen hübschen Burschen hielt, so dachte er, die Dame müsse sich in ihn verliebt haben (als wenn sie sonst keinen hübschen Jüngling außer ihm in Neapel hätte finden können). Er gab demnach geschwind zur Antwort, er wäre bereit zu kommen, und fragte nur wo, und wenn die Dame ihn zu sprechen wünschte.

Das Mädchen antwortete: „Gleich jetzt, mein Herr, erwartet sie Euch in ihrem Hause, wenn Ihr mit mir kommen wollt."

Andreuccio, ohne ein Wort Nachricht in der Herberge zu lassen, sagte geschwind: „Gehe nur voran; ich will Dir folgen."

Das Mädchen führte ihn also nach dem Hause ihrer Herrschaft, die in einer Gegend, Malpertugio *) genannt, wohnte. Aus dem Namen kann man schon schließen, wie ehrbar es daselbst zugehen müsse; weil aber Andreuccio davon nichts träumte, sondern glaubte, er ginge nach einem anständigen Orte, und zu einer liebenswürdigen Dame, so folgte er mit fröhlichen Schritten der Magd bis in das Haus ihrer Gebieterin, stieg die

*) Malpertugio, Mörderloch, devil's hole.

Treppe hinauf, und fand die Dame, welcher die Magd seine Ankunft schon gemeldet hatte, im Begriff, ihm entgegen zu kommen. Sie war noch ziemlich jung, schlank gewachsen, schön von Angesicht, und sehr anständig gekleidet und geschmückt, und wie Andreuccio sich ihr näherte, sprang sie drei Stufen hinunter ihm entgegen mit offenen Armen, womit sie ihm um den Hals fiel, und einige Sekunden zubrachte, ohne ein Wort zu sagen, als wenn sie vor übergroßer Rührung nicht sprechen könnte. Endlich küßte sie ihn mit Thränen in den Augen auf die Stirne, und sprach mit halbgebrochener Stimme: „Ach lieber Andreuccio, sei mir willkommen."

Er wunderte sich über ihre zärtlichen Liebkosungen, und stammelte: „Madonna — es freut mich — Euch wohl zu sehen."

Sie nahm ihn darauf bei der Hand, und führte ihn in ihre Kammer. Hier roch alles nach Rosen, Pomeranzen, und andern Wohlgerüchen; hier fand er ein prächtiges Bett, mit schönen Vorhängen geziert; und an der Wand hingen, nach dortigem Gebrauch, eine Menge Kleider, nebst andern schönen und reichen Sachen. Aus allen diesen Dingen schloß er, wie ein unerfahrner Jüngling, daß sie gewiß nichts anderes, als eine vornehme Frau sein könnte; sie setzte sich mit ihm auf einen Schemel am Fuß ihrer Bettstelle, und fing an, ihn folgendermaßen anzureden:

„Ich kann mir wohl vorstellen, Andreuccio, daß Dich sowohl meine Liebkosungen, als meine Thränen, gewaltig wundern müssen, da Du mich gar nicht kennst, und vielleicht nie etwas von mir gehört hast; aber Du wirst Dich gewiß noch weit mehr verwundern, wenn ich Dir sage, daß ich Deine Schwester bin, und wenn ich Dir versichere, daß ich jetzt, da mir Gott die Gnade erzeigt, mich vor meinem Ende einen meiner Brüder sehen zu lassen (wiewohl ich wünschte, Euch alle hier zu sehen), mit viel mehr Ruhe sterben werde; und wenn Dir vielleicht nie etwas davon zu Ohren gekommen ist, so will ich Dir's erzählen.

Pietro, Dein Vater und der meinige, lebte (wie Du gewiß wirst gehört haben) eine Zeitlang in Palermo, wo er wegen seiner Gutmüthigkeit und Geselligkeit bei jedermann, der ihn kannte, beliebt war, und noch ist. Unter denjenigen, deren Liebe er besonders gewann, befand sich auch meine Mutter, eine adelige Dame, welche damals Wittwe war, und ihn so innig liebte, daß sie, ohne Rücksicht auf ihren Vater, ihre Brüder und ihre eigene Ehre, sich ihm so sehr ergab, daß ich, die ich jetzt mit Dir rede, die Frucht ihrer Liebe ward. Wie es nach einiger Zeit die Umstände erforderten, daß Pietro

Palermo verlassen mußte, ließ er meine Mutter und mich als ein kleines Kind zurück, und hat sich, so viel ich weiß, weder ihrer noch meiner, jemals wiedererinnert. Ja, wenn er nicht mein Vater gewesen wäre, so würde ich ihn sehr deswegen tadeln, daß er so undankbar gegen meine Mutter handelte, welche sich und das Ihrige, ohne ihn recht zu kennen, aus herzlicher, treuer Liebe so gänzlich hingab; denn von der Liebe zu mir, die ich doch von keiner Magd, oder gemeinem Weibsbilde geboren bin, will ich gar nicht einmal reden. Allein was ist zu thun? Ungerechtigkeiten, die vor langer Zeit begangen sind, kann man wohl rügen, aber nicht so leicht bessern; doch kurz, so verhielt sich wirklich die Sache: Er hinterließ mich als ein kleines Kind in Palermo, und wie ich heranwuchs (fast so groß, wie Du mich jetzt siehst), vermählte mich meine Mutter, eine reiche und vornehme Frau, mit einem braven Edelmann, Namens Gergenti, welcher aus Liebe zu mir und zu meiner Mutter sich in Palermo wohnhaft niederließ, und weil er sehr guelfisch gesinnt war, sich bald darauf in ein Verständniß mit unserm Könige Karl einließ, wovon aber König Friedrich Wind bekam, ehe er etwas ausrichten konnte; so daß wir genöthigt waren, aus Sicilien zu entfliehen, wie ich eben Hoffnung hatte, die vornehmste Dame auf der ganzen Insel zu werden. Wie wir nun die wenigen Sachen, die wir mitnehmen konnten, eingepackt hatten (ich nenne sie wenige, in Vergleich mit den vielen, die wir besaßen) und Landgüter und Paläste im Stiche ließen, suchten wir eine Zuflucht in diesem Lande, woselbst sich auch der König Karl so gnädig gegen uns bewies, daß er uns den Schaden und Verlust zum Theil ersetzte, welchen wir um seinetwillen erlitten, und uns Häuser und Güter hier gegeben hat, und meinem Mann, Deinem Schwager, noch immer eine gute Besoldung gibt, wie Du auch noch jetzt an allem sehen kannst; und so lebe ich denn nun hier, und dank' es unserm Herrn Gott, mein lieber Bruder, und nicht Dir, daß ich Dich einmal wiedersehe.“ Mit diesen Worten umarmte sie ihn von neuem, und küßte ihm unter zärtlichen Thränen die Stirne.

Andreuccio, dem sie diese Fabel, die sie auf der Stelle erdichtete, so zusammenhängend und so rund vom Maule weg erzählte, daß ihr nicht ein einziges Mal ein Wörtchen fehlte, oder die Zunge anstieß, und der sich erinnerte, daß sein Vater wirklich einmal in Palermo gewesen war; der auch übrigens aus eigener Erfahrung wohl wußte, wie gern die Jünglinge sich der Liebe überlassen; und der sich jetzt durch zärtliche Thränen, Umarmungen und Küsse um desto leichter überreden ließ, alles was sie sagte für mehr, als wahr

zu halten, gab ihr, wie sie schwieg, zur Antwort: „Madonna Ihr müßt mir's nicht übel nehmen, wenn ich mich verwundere; denn in der That, entweder hat mein Vater (er mag am besten wissen warum) niemals etwas von Euch erwähnt, oder wenn es geschehen ist, so ist wenigstens mir nichts davon bekannt geworden, und ich habe so wenig von Euch gewußt, als wenn Ihr gar nicht in der Welt wäret. Es ist mir aber um desto lieber, daß ich hier eine Schwester gefunden habe, da ich es am wenigsten vermuthete; indem ich hier allein und fremd bin. Aber eine Sache muß ich Euch doch bitten, mir zu erklären; sagt mir nämlich, wie Ihr erfahren habt, daß ich hier wäre?"

„Diesen Morgen (antwortete sie) sagte mir's eine arme Frau, die bisweilen zu mir kömmt, weil sie mit unserm Vater (wie sie mir sagt) lange Zeit in Palermo und in Perugia gewesen ist; und wenn ich nicht geglaubt hätte, daß es schicklicher wäre, Dich zu mir bitten zu lassen, als daß ich Dich in einem fremden Hause aufsuchte, so wäre ich schon längst selbst zu Dir gekommen."

Nach diesen Worten fing sie an, sich genau und mit Namen nach allen seinen Verwandten zu erkundigen, worauf ihr Andreuccio treuherzige Antworten gab, und nur um desto williger alles glaubte, was er nie hätte glauben sollen, wenn er weise gewesen wäre. Da sie ziemlich lange geschwatzt hatten, und die Hitze groß war, so ließ sie griechischen Wein mit Süßigkeiten bringen, und bewirthete ihn damit. Wie hierauf Andreuccio Abschied nehmen wollte, weil es Zeit war, zum Abendessen zu gehen, ließ sie es nicht zu, sondern stellte sich ganz betrübt, und sagte, indem sie ihm abermal um den Hals fiel: „Weh mir! ich sehe leider wohl, wie wenig Du mich lieb hast; denn anstatt zu bedenken, daß Du bei einer Schwester bist, die Du noch nie gesehen hattest, und in ihrem Hause, wo Du billig hättest einkehren sollen, so willst Du sie lieber verlassen, um in einem Wirthshause zu Nacht zu essen. Wahrlich, Du mußt bei mir bleiben, und obwohl mein Mann zu meinem Leidwesen nicht daheim ist, so will ich Dich doch wohl bewirthen, so gut es ein Frauenzimmer vermag."

Andreuccio hatte darauf nichts anderes zu erwiedern, als: „Ich liebe Euch so sehr, wie man eine Schwester lieben kann. Wenn ich aber nicht zu Hause komme, so wird man den ganzen Abend mit dem Essen auf mich warten; und dann hätte ich doch unartig gehandelt."

„Nun, Gott segne uns! (sprach sie) habe ich denn etwa keinen Menschen mehr im Hause, den ich hinschicken und sagen lassen kann, daß Du nicht zu

Hause kömmst? und es wäre noch wohl verbindlicher von Dir gehandelt, wenn Du Deinen Gefährten sagen ließest, sie sollten auch hier mit essen; so könntet Ihr hernach alle zusammen heimgehen."

Andreuccio antwortete: ihm sei für heute mit der Gesellschaft seiner Cameraden nicht gedient; über ihn selbst aber könne sie, weil es ihr so gefällig sei, befehlen.

Sie stellte sich darauf, als wenn sie nach dem Wirthshause schickte, um sein Abendessen absagen zu lassen, und nachdem sie noch eins und das andere mit einander gesprochen hatten, setzten sie sich zu Tische. Die Tafel war reichlich besetzt, und sie fand Mittel, die Mahlzeit bis spät in die Nacht zu verlängern. Wie sie endlich vom Tische aufstanden, und Andreuccio weggehen wollte, sagte sie, sie würde dieses auf keine Weise zugeben; denn Neapel wäre kein Ort, wo man des Nachts allein herumgehen könnte, und wie sie das Abendessen für ihn hätte absagen lassen, wäre es auch zugleich in Ansehung des Nachtlagers schon geschehen. Er glaubte dieses, und ließ es sich auch in seiner Leichtgläubigkeit wohl behagen, bei ihr zu bleiben. Nach dem Abendessen wurden demnach (nicht ohne Absicht) noch lange Gespräche geführt, und wie schon ein großer Theil der Nacht vergangen war, ließ sie ihn von einem kleinen Knaben, der ihm die Bequemlichkeiten für die Nacht anweisen sollte, in seine Kammer begleiten, und begab sich mit ihren Mägden in die ihrige.

Weil es sehr warm war, so entkleidete sich Andreuccio sobald er in sein Zimmer kam, legte seine Beinkleider unter sein Kopfkissen, und weil seine Natur sich ihres Ueberflusses zu entladen suchte, so erkundigte er sich bei dem Knaben nach dem dazu bestimmten Orte. Dieser zeigte ihm eine Thüre am Ende des Schlafzimmers, welche dahin führte. Wie Andreuccio, der nichts Arges besorgte, hinein ging, trat er auf ein Brett, welches von den Balken, worauf es ruhete, an einem Ende losgemacht war, so daß es überkippte und mit ihm hinabstürzte; ja, es war noch eine Gnade von Gott, daß er keinen Schaden nahm, da er ziemlich hoch herunter fiel; wiewohl er sich garstig mit dem Unflath, wovon der Ort voll war, besudelte. Damit Ihr desto besser versteht, was ich gesagt habe, und was noch folgt, so will ich Euch sagen, wie dieser Ort angelegt war: es waren nämlich über einen schmalen Gang, dergleichen man oft zwischen zwei Häusern findet, ein paar Lattenbalken gelegt, auf welchen einige Bretter nebst dem Sitze befestigt waren, und mit einem dieser Bretter purzelte Andreuccio hinab.

Wie er sich nun unten in dem Gange befand, rief er mit jämmerlicher Stimme den Knaben; dieser aber war den Augenblick, wie er etwas fallen hörte, zu seiner Frau gelaufen, und hatte es ihr gesagt. Sie eilte in das Zimmer des Andreuccio, und sah sich um nach seinen Kleidern, die sie auch bald fand, und das Geld darin, welches er thörichter Weise immer bei sich trug, um es nicht zu verlieren. Wie sie diesen Endzweck erreicht hatte, weswegen sie ihr Netz ausgeworfen, und als eine geborene Palermitanerin die Rolle der Schwester eines Peruginers gespielt hatte, bekümmerte sie sich nicht weiter um ihn, sondern schloß geschwind die Thüre zu, wo er hinausgegangen war, wie er fiel.

Wie Andreuccio von dem Knaben keine Antwort bekam, schrie er immer lauter; allein es half ihm nichts, und wie er, etwas zu spät, anfing, dem Betrug zu ahnen, kletterte er über eine Mauer, welche dem Gang zwischen den beiden Häusern nach der Straße zu verschloß, und suchte nach der Hausthüre, die er auch bald im Dunkeln fand. Hier rief er wieder lange, und polterte und pochte vergeblich an der Thüre, und rief endlich, indem er sein Unglück deutlich erkannte: „O wehe mir! In wie wenigen Augenblicken habe ich fünfhundert Goldgülden und eine Schwester verloren!“ Unter diesen und vielen andern Klagen fing er wieder an zu klopfen und zu schreien, und machte einen solchen Lärm, daß einige von den Nachbarn, welche von dem Getöse erwachten, und es nicht länger ausstehen konnten, aufstanden. Eine von den Mägden der saubern Dame kam auch, dem Anscheine nach ganz schlaftrunken, an's Fenster, und fragte verstellter Weise: „Wer klopft da?“

„Ach, kennst Du mich nicht?“ sprach Andreuccio. „Ich bin ja Andreuccio, der Bruder der Madonna Fiordaliso.“

„Guter Freund,“ sprach sie, „wenn Du zuviel getrunken hast, so geh' hin und schlaf' aus, und komm morgen wieder. Ich weiß nicht, wer Dein Andreuccio ist, und was für ein Geschwätz Du machst. Geh' mit Gott, und laß uns schlafen, wenn es Dir beliebt.“

„Was?“ sprach Andreuccio, „Du weißt nicht was ich sage? Freilich weißt Du's. Wenn aber die sicilianischen Verwandtschaften so bestellt sind, daß man sie in kurzer Zeit vergißt, so gib mir nur wenigstens meine Kleider, die ich oben gelassen habe, und ich will Dir gerne mit Gott gehen.“

Die Magd that, als ob sie darüber lachen müßte, und rief ihm zu: „Ich

glaube, Ihr träumt, guter Freund." Damit ging sie fort, und schlug das Fenster zu.

Andreuccio, der nun an seinem Unglück nicht mehr zweifeln konnte, und vor Schmerz und Verdruß fast rasend werden wollte, nahm sich vor, mit Gewalt heraus zu pochen, was er mit guten Worten nicht erlangen konnte; er nahm daher einen großen Stein, und klopfte damit noch lauter und heftiger, als vorher an die Thüre. Wie dies einige Nachbaren hörten, die schon erwacht und aufgestanden waren, glaubten sie, er wäre ein unruhiger Mensch, der seine Worte nur erdichtete, um dem armen Frauenzimmer Verdruß zu machen; und weil sie selbst sich über sein Lärmen und Poltern ärgerten, kamen sie alle an die Fenster, und wie sich alle Hunde in einer Straße zu versammeln pflegen, um einen fremden Hund anzubellen, so fingen sie alle an zu rufen: „Ist es nicht unverschämt, daß man um diese Stunde der Nacht bei ehrbaren Frauenzimmern an die Thüren pocht, und ein solches Geschwätz macht! Geht doch mit Gott, guter Freund, und laßt uns schlafen, wenn Ihr so gut sein wollt; und habt Ihr mit ihr was abzumachen, so kommt morgen wieder, und laßt uns die Nacht über ungeschoren."

Diese Worte weckten vielleicht den Muth eines Renommisten, den die gute Dame in ihrem Hause hielt, und den Andreuccio weder gesehen, noch bemerkt hatte. Dieser kam gleichfalls an's Fenster, und brüllte mit einer fürchterlichen Baßstimme herunter: „Wer klopft dort unten?"

Andreuccio, der bei diesem Anrufe den Kopf empor hob, ward einen Kerl gewahr, mit einem struppigen schwarzen Bart, der ihm ein halber Riese zu sein schien, und der sich gähnend die Augen rieb, wie einer, der eben vom Schlaf erwacht. Nicht ohne Furcht gab er ihm zur Antwort: „Ich bin ein Bruder der Dame in diesem Hause."

Jener ließ ihn nicht ausreden, sondern schrie ihm noch fürchterlicher als vorher entgegen: „Ich weiß nicht was mich abhält, daß ich nicht hinunterkomme, und Dich durchwalke, bis Du Dich nicht mehr rühren kannst; Du unverschämter und versoffener Esel, der Du die ganze Nacht keinen Menschen schlafen läßt!" Damit schlug er das Fenster zu und ging fort.

Einige von den Nachbaren, welche den Kerl kannten, redeten darauf dem Andreuccio freundlich zu, und sagten: „Geht um Gottes willen heim, guter Freund, wenn Euch der Kerl nicht noch diese Nacht todtschlagen soll; geht um Eures eignen Bestens willen."

Andreuccio, den der Anblick und die Stimme des Eisenfressers schon genugsam erschreckt hatten, und der die Ermahnungen dieser Leute vernahm, die ihm aus Mitleiden zu rathen schienen, ging äußerst betrübt, und an der Wiedererlangung seines Geldes verzweifelnd, nach der Gegend zu, durch welche ihn die Magd am Tage geführt hatte, und ohne recht zu wissen, wo er war, tappte er herum und suchte den Weg nach seiner Herberge. Er war sich selbst zum Ekel, wegen der Gerüche, die von ihm ausgingen, und weil er wünschte an's Ufer zu kommen, um sich in der See abzuwaschen, so wandte er sich linker Hand auf einen Weg, den man die catalonische Straße nennt, und wie er den oberen Theil der Stadt erreichte, ward er von ferne ein Paar Menschen gewahr, die ihm mit einer Leuchte entgegen kamen, und weil er fürchtete, sie möchten zur Schaarwache gehören, oder sonst Leute sein, die böse Absichten hätten, so schlich er sich, um ihnen zu entgehen, in ein verfallenes Haus, welches nahe bei war. Allein jene, gerade als wenn sie nach demselben Orte geschickt würden, gingen ebenfalls in dieses Haus hinein, woselbst einer von ihnen gewisse eiserne Werkzeuge, die er auf der Schulter trug, niederlegte, und indem er sie mit dem andern betrachtete, Verschiedenes mit ihm darüber sprach. Während des Gesprächs sagte einer von ihnen: „Was zum Henker ist das hier? ich spüre einen ganz unerträglichen Gestank." Wie er nun ein wenig umher leuchtete, wurden sie bald den armen Andreuccio gewahr. Sie stutzten darüber, und fragten: „Wer da?" Andreuccio schwieg; sie gingen aber auf ihn zu, und fragten ihn, wie er so besudelt dahin käme. Andreuccio erzählte ihnen darauf alles, was ihm begegnet war. Sie erriethen sehr gut, wo sich das zugetragen hatte, und sprachen unter einander: „Dieser ist gewiß in dem Hause des Mordbrenners Scarabone gewesen." Einer von ihnen redete ihn darauf an, und sagte: „Guter Freund, Ihr habt zwar Euer Geld verloren, allein Ihr könnt Gott danken, daß Ihr den Fall gethan habt, und daß Ihr nicht wieder in das Haus kommen konntet; denn wenn Ihr nicht in die Gosse gefallen wäret, so könnt Ihr versichert sein, daß man Euch im ersten Schlafe würde ermordet haben, und dann hättet Ihr Geld und Leben zugleich verloren. Wozu kann das Wimmern helfen? Ihr würdet Euer Geld so wenig wieder aus seinen Klauen reißen, als die Sterne vom Himmel herunter; aber den Tod könnt Ihr Euch wohl zuziehen, wenn er jemals hört, daß Ihr Euch nur ein Wörtchen davon merken laßt."

Nach diesen Worten berathschlagten sich die beiden ein wenig mit ein-

ander, und sagten hernach zu ihm: „Hört, wir haben Mitleiden mit Euch, und wenn Ihr uns helfen wollt, eine Sache auszuführen, die wir vorhaben, so scheint es uns mehr als gewiß, daß Ihr für Euren Theil mehr dabei gewinnen könnt, als Ihr verloren habt.“

Andreuccio gab in der Verzweiflung zur Antwort, er wäre zu allem bereit. Nun war an eben demselben Tage ein Erzbischof von Neapel begraben worden, Namens Messer Filippo Minutolo, welchem man in seinem Sarge sehr reiche Kleider angethan und ihm einen Rubin an den Finger gesteckt hatte, der weit mehr als fünfhundert Goldgülden werth war. Diesen wollten sie stehlen, und ließen es Andreuccio merken. Andreuccio, der mehr gierig als weise war, machte sich auch mit ihnen auf den Weg nach der Hauptkirche, weil er aber so übel roch, so sagte der Eine: „Ist denn kein Mittel, diesen ein wenig abzuwaschen, daß er uns nicht so arg anstinkt?“

„Ei ja doch,“ sprach der Andere, „wir sind hier nahe bei einem Brunnen, an welchem gewöhnlich ein Strick und ein Eimer zu hängen pflegen; laßt uns dahin gehen, und ihn tüchtig abspülen.“

Wie sie dahin kamen, fanden sie, daß der Strick zwar da war; der Eimer aber war weggenommen; daher sie auf den Einfall kamen, ihn an den Strick zu binden, und ihn in den Brunnen hinab zu lassen, damit er sich unten wüsche; und wenn er fertig wäre, befohlen sie ihm, den Strick zu schütteln, damit sie ihn wieder herauf zögen. Indem sie ihn in den Brunnen hinabgelassen hatten, wollte der Zufall, daß einige von den Häschern der Schaarwache, theils wegen des heißen Wetters, theils weil sie Jemand nachgesetzt hatten, durstig wurden, und zu dem Brunnen kamen, um zu trinken. Wie die beiden diese gewahr wurden, liefen sie eiligst davon; die Häscher, welche vor lauter Durst nicht auf sie merkten, setzten sich nieder, wie Andreuccio eben fertig geworden war sich zu waschen, und schon an dem Strick schüttelte. Sie legten ihre Tartschen, Waffen und Mäntel ab, und fingen an, den Strick heraufzuziehen, weil sie nicht zweifelten, daß der Eimer unten daran hinge. Wie Andreuccio bis an das Loch des Brunnen kam, schwang er sich auf den Rand, und ließ den Strick fahren. Sobald ihn die Häscher gewahr wurden, ergriff sie plötzlich die Furcht, und sie ließen den Strick los und liefen davon, so schnell sie konnten. Andreuccio wunderte sich darüber gewaltig, und es war ein Glück, daß er sich an dem Rande des Brunnens fest hielt, weil er sonst wieder hinabgestürzt und zu

Schaden, oder wohl gar um's Leben gekommen wäre. Wie er aber glücklich heraus kam, und die Waffen sahe, welche, wie er wohl wußte, seinen Cameraden nicht gehörten, wunderte er sich darüber noch mehr und nachdem er lange hin und her gedacht hatte, und nicht wußte, was er weiter anfangen sollte, beklagte er sein Unglück, und entschloß sich, ohne etwas von den Sachen anzurühren, weiter zu gehen, wiewohl er selbst nicht wußte wohin. Indem er so herumirrte, begegneten ihm seine Cameraden, welche wieder kamen, um ihn aus dem Brunnen zu ziehen, und sich nicht wenig verwunderten, ihn zu sehen. Sie fragten ihn, wer ihn herausgezogen hätte, und er wußte es ihnen nicht zu sagen, erzählte ihnen aber, wie es damit zugegangen sei, und was er neben dem Brunnen gefunden habe. Sie merkten daraus, was vorgefallen war, und erzählten ihm lachend, warum sie davon gelaufen, und wer diejenigen gewesen wären, die ihn aus den Brunnen gezogen hätten. Ohne viele Worte mehr zu machen, gingen sie, weil es schon Mitternacht war, nach der Hauptkirche, in welche sie leicht hinein zu kommen wußten, und machten sich an den Sarg, welcher sehr groß und von Marmor war, und von welchem sie den schweren Deckel mit ihrem Eisen so hoch aufhoben, daß ein Mensch hineinschlüpfen konnte, und ihn aufstützten. Darauf sagte der Eine zum Andern: „Wer von uns soll hineinsteigen?"

„Ich nicht," antwortete Dieser.

„Und ich auch nicht," versetzte Jener, „aber laßt Andreuccio hineinsteigen."

„Das laß' ich wohl bleiben," sprach Andreuccio; allein die beiden Andern machten sich an ihn, und sagten: „Wie? Du willst nicht hinein? Beim Himmel, wenn Du nicht diesen Augenblick hineinsteigst, so sollst Du diese eisernen Keulen fühlen, bis wir Dich todt hinstrecken."

Andreuccio kroch vor Angst hinein, und dachte bei sich: Die Beiden schicken mich hinein, um mich zu betrügen, denn so bald ich ihnen alles hinausgereicht habe, was hier ist, so werden sie davon laufen, ehe ich wieder herauskommen kann, und ich werde das leere Nachsehen haben. Er kam also auf den Einfall, seinen Theil voraus zu nehmen, und weil er sich des kostbaren Ringes erinnerte, von welchem die Andern gesprochen hatten, zog er ihn dem Erzbischof vom Finger, und steckte ihn an den seinigen. Darauf reichte er seinen Cameraden den Bischofsstab und die Mütze zu, und wie er die Leiche bis aufs Hemd ausgezogen und ihnen alles hinausgereicht

hatte, sagte er, es wäre weiter nichts übrig. Die Andern, welche wußten, daß der Ring da sein müßte, empfahlen ihm, überall fleißig nachzusuchen; er blieb aber dabei, daß er nichts weiter fände, und stellte sich indessen immer an, als ob er noch suchte. Jene, die nicht weniger arglistig waren als er, hießen ihn noch weiter suchen, und nahmen indessen Gelegenheit, die Stütze wegzuziehen, und den Deckel fallen zu lassen, worauf sie davon liefen, und ließen ihn im Sarge sitzen.

Wie dem Andreuccio zu Muthe ward, indem er den Deckel fallen hörte, das kann man sich denken. Mehr als einmal versuchte er mit Kopf und Schultern, ihn aufzuheben; allein er bemühte sich vergeblich, und vom Schmerz überwältigt, sank er ohnmächtig hin auf den Leichnam des Erzbischofs. Wer ihn damals gesehen hätte, der hätte schwerlich unterscheiden können, welcher am meisten todt wäre, der Erzbischof oder er. Wie er sich aber wieder erholte, fing er an, bitterlich zu weinen, indem er sich vorstellte, daß er auf die eine oder die andere Weise seinen Tod gewiß finden müßte, entweder vor Hunger und Gestank unter den Würmern, die an dem todten Körper nagten, im Fall ihm Niemand heraus hälfe, oder wie ein Dieb am Galgen, im Fall man das Grab öffnete, und ihn darin fände. Indem ihn diese Gedanken peinigten, hörte er in der Kirche Leute gehen und reden, von denen er sich vorstellte, daß sie in eben der Absicht gekommen wären, die ihn und seine Gesellen hergeführt hatte, weswegen sich seine Furcht nur noch vermehrte. Sie öffneten wirklich den Sarg, und wie sie ihn gehörig gestützt hatten, und die Frage war, wer hineinsteigen sollte, wollte es Niemand wagen, bis nach langem Streiten ein Priester sagte: „Was fürchtet Ihr denn? Meint Ihr, er wird Euch fressen? Die Todten sind keine Menschenfresser; wenn Niemand will, so will ich hineinsteigen.“ Indem er dies sagte, legte er sich mit der Brust auf den Rand des Sarges, den Kopf nach außen und die Füße hineingekehrt, um sich in den Sarg hinunter zu lassen.

Wie dies Andreuccio gewahr ward, richtete er sich auf, packte den Pater bei einem Bein, und that, als ob er ihn hinabziehen wollte. Der Pater that darüber einen gewaltigen Schrei, und warf sich jählings wieder aus dem Sarge hinaus. Die Andern alle erschraken ebenfalls, ließen den Sarg offen stehen, und liefen davon, als wenn Legionen Teufel sie jagten. Andreuccio ward herzlich froh, sprang eiligst aus der Gruft, und lief zur Kirche hinaus. Der Tag fing bereits an zu grauen, wie er mit seinem

Ringe am Finger, indem er aufs gute Glück umher irrte, das Ufer erreichte, und von dort den Weg zurück nach seinem Quartier fand. Hier traf er seine Gefährten und seinen Wirth, welche die ganze Nacht voll Bekümmerniß seinetwegen durchgewacht hatten. Wie er ihnen alles erzählte, was ihm begegnet war, rieth ihm der Wirth, Neapel unverzüglich zu verlassen. Er that es auch, ohne zu säumen, und ging zurück nach Perugia, nachdem er sein Geld, wofür er Pferde kaufen wollte, in einen Ring umgesetzt hatte.“

Sechste Erzählung.

Madonna Beritola wird mit zwei Rehzickeln auf einer wüsten Insel gefunden, nachdem sie ihre beiden Kinder verloren hatte. Sie kommt nach Lunigiana, wo der eine von ihren Söhnen bei ihrem Hausherrn in Dienste geht, welcher ihn bei seiner Tochter antrifft und ihn ins Gefängniß setzen läßt. Wie darauf die Sicilianer gegen den König Karl rebellieren, wird der Sohn von der Mutter wieder erkannt und heirathet die Tochter seines Herrn. Sein Bruder wird auch gefunden, und sie gelangen wieder zu großem Ansehen.

Die Damen und Herren hatten sich sehr an den Begebenheiten des Andreuccio ergötzt, welche Fiammetta erzählte, worauf Emilia, wie die Geschichte geendigt war, auf Befehl der Königin also anfing zu reden:

„Grausam und niederschlagend sind oft die mannigfaltigen Wechsel des Glückes; so oft man demnach von ihnen erzählt, werden unsere Gemüther dadurch aufmerksam gemacht, welche sich sonst über seinem Lächeln leicht einschläfern, und darum sollten (däucht mich) weder die Glücklichen, noch die Unglücklichen müde werden, dergleichen Erzählungen anzuhören, weil die Ersteren dadurch gewarnt, und die Letzteren getröstet werden. So viel Schönes nun schon vor mir darüber gesagt worden ist, so will ich Euch doch auch eine eben so wahre, als rührende Geschichte erzählen, die sich zwar mit glücklichen Ereignissen endigt, welchen aber so mancherlei und so langwierige bittere Trübsale vorhergehen, daß ich kaum glaube, die darauf folgenden Freuden haben sie hinlänglich wieder versüßen können.

Lieben Freundinnen, Ihr müßt wissen, daß nach dem Tode des Kaisers Friedrichs II. Manfredi zum Könige von Sicilien gekrönt ward, unter dessen Regierung ein gewisser neapolitanischer Edelmann, Namens Arrighetto Capace, eine große Rolle spielte, der ein schönes, edles,

ebenfalls aus Neapel gebürtiges Weib zur Gemahlin hatte, Namens Madonna Beritola Caracciola. Wie dieser Arrighetto, dem die Zügel der Regierung anvertraut waren, vernahm, daß König Karl I. bei Benevento den Manfredi überwunden und erschlagen hatte, und daß das ganze Reich sich ihm unterwarf, und wie er selbst glaubte, sich auf die Treue der Sicilianer wenig verlassen zu können, und dennoch dem Feinde seines Herrn nicht wollte unterthan werden, machte er Anstalt, zu entfliehen. Wie aber dies die Sicilianer erfuhren, überlieferten sie plötzlich ihn und viele andere Diener des Königs Manfredi dem König Karl, und räumten ihm darauf die ganze Insel ein.

Madonna Beritola, die in dieser gewaltigen Zerrüttung der Dinge nicht wußte, was aus ihrem Gemahle geworden wäre, und immer dasjenige befürchtete, was sich wirklich zugetragen hatte, ließ aus Furcht vor Gewalt und Verletzungen ihrer Ehre alle ihre Habseligkeiten im Stiche, begab sich arm und schwanger mit einem Söhnchen von acht Jahren, Namens Giuffredi, an Bord eines Schiffchens, und entfloh nach Lipari, woselbst sie noch einen Sohn gebar, den sie Scacciato (den Verjagten) nannte; worauf sie eine Amme nahm, und mit ihnen allen wieder ein kleines Fahrzeug bestieg, in der Absicht, sich zu ihren Verwandten in Neapel zu begeben. Allein es fiel anders aus, als sie dachte, denn das Schiffchen, das nach Neapel gehen sollte, ward durch widrige Winde an das Ufer der Insel Ponzo getrieben, wo sie in eine kleine Bucht einliefen, und einen günstigen Wind abwarteten, um ihre Reise fortzusetzen. Madonna Beritola, die nebst den Uebrigen ans Land ging, fand daselbst einen entlegenen und einsamen Ort, wohin sie sich oft ganz allein begab, um ihren Arrighetto zu beweinen. Indem sie diese Gewohnheit jeden Tag beobachtete, traf es sich einst, daß während ihrer traurigen Wanderungen eine Raubgaleere sich so schnell näherte, daß sie fast ohne von den Seeleuten, oder den Uebrigen bemerkt zu werden, sie überfiel, und sich ihrer ohne Schwertschlag bemächtigte und davon fuhr. Wie Madonna Beritola ihre tägliche Klage verrichtet hatte, und nach dem Ufer zurückkehrte, um ihre Kinder wieder zu umarmen, fand sie daselbst keinen einzigen Menschen mehr. Zuerst verwunderte sie sich nur darüber, bald aber fing sie an, zu ahnen was vorgefallen war, schaute hinaus in die See, und sah die Galeere, die noch nicht weit entfernt war, und das kleine Fahrzeug im Schlepptau hatte, Sie sah sich nunmehr ohne Gemahl und ohne Kinder, einsam, verlassen

und elend, und ohne einen Schein von Hoffnung sie jemals wieder zu finden, und nun sank sie, indem sie vergeblich ihren Namen ausrief, ohnmächtig am Gestade nieder. Da war Niemand, der mit erquickendem Wasser, oder mit tröstenden Reden ihre abgespannten Kräfte wieder gestärkt hätte, sondern ihre Lebensgeister hatten Zeit, abwesend zu bleiben, so lange sie wollten. Wie jedoch endlich in ihrem erschöpften Körper die entflohenen Kräfte sich wieder einstellten, und mit ihnen die Thränen und Klagen, da begann sie wieder, ihre Kinder ohne Aufhören zu rufen, und jede Höhle zu durchwandern, um sie aufzusuchen; doch wie sie fand, daß alle ihre Mühe vergeblich war, und daß die Nacht anbrach, indem sie noch immer Hoffnungen nährte, und selbst nicht wußte warum, so fing sie endlich an, auf ihre Selbsterhaltung bedacht zu sein. Sie entfernte sich demnach vom Ufer, und nahm ihre Zuflucht zu der Höhle, wo sie sonst gewohnt war, zu klagen und zu weinen. Nachdem sie die Nacht voll unbeschreiblicher Schmerzen und nicht ohne Furcht zugebracht hatte, nachdem der neue Tag angebrochen, und schon die dritte mühselige Stunde überstanden war, fühlte sie, die am vorigen Tage kein Abendmahl erquickt hatte, sich vom Hunger gezwungen, das Kraut der Erde zu essen, und wie sie sich kümmerlich gesättigt hatte, überließ sie sich thränenvoll dem Nachdenken über ihre künftige Lebensweise. Indem sie so in Gedanken vertiest saß, ward sie ein Reh gewahr, welches vorüber in eine benachbarte Höhle lief, und bald wieder herauskam, um seinen Weg in das Gebüsch zu nehmen. Sie stand auf, und ging in die Höhle, aus welcher das Reh geschlüpft war, und fand daselbst zwei junge Rehzwillinge, die vielleicht erst an demselben Tage geworfen waren, und die ihr die lieblichsten und niedlichsten Geschöpfchen zu sein schienen. In ihrer eigenen Brust war die Milch noch nicht versiegt, sie nahm demnach diese Thierchen, und legte sie zärtlich an ihren Busen; auch ließen diese sich die Pflege willig gefallen, und sogen an ihr, wie an ihrer Mutter, machten auch in der Folge zwischen den beiden gar keinen Unterschied. Da sie nun an diesem wüsten Orte gewissermaßen eine Gesellschaft gefunden zu haben glaubte (denn auch die Rehmutter ward bald eben so vertraut mit ihr, wie ihre Jungen), so gewöhnte sie sich an den Gedanken, dort zu leben und zu sterben, indem sie sich von Kräutern nährte und Wasser dazu trank, und Thränen vergoß, so oft sie sich an ihren Gemahl und ihre Kinder, und an ihr voriges Leben erinnerte.

Indem nun die edle Dame sich hier allmählich in eine Wilde verwan-

delte, trug es sich nach einigen Monaten zu, daß ein Boot von Pisani eben so zufälliger Weise an derselben Stelle landete, wo sie zuerst das Ufer betreten, und sich eine geraume Zeit aufgehalten hatte. Am Bord desselben befand sich ein Edelmann, Namens Currado Malespina, mit seiner Gemahlin, einer tugendhaften und christlichen Frau. Sie hatten eben beide eine Wallfahrt nach allen heiligen Oertern in der Provinz Puglia, zurückgelegt, und waren jetzt auf der Heimreise begriffen. Dieser Edelmann hatte eines Tages, um sich die Langeweile zu vertreiben, mit seiner Gemahlin und einigen seiner Leute mit Jagdhunden auf der Insel umher gestreift, und nicht weit von dem Aufenthalt der Madonna Beritola waren die Hunde den beiden Rehzwillingen auf die Spur gekommen, die nun schon etwas herangewachsen waren, und sich im Revier äßten, und wie sie von den Hunden aufgejagt wurden, sich geradesweges nach der Höhle zu Madonna Beritola retteten. Wie diese sie gewahr ward, sprang sie alsobald auf, ergriff einen Stecken, womit sie die Hunde abhielt, und wie Currado mit seiner Frau, welche den Hunden folgten, dazu kamen, und ihre magere, von der Sonne verbrannte Figur mit verwirrtem Haar erblickten, erstaunten sie nicht wenig darüber, und sie verwunderte sich nicht minder über die Erscheinung der Fremden. Wie nun Currado auf ihre Bitte seine Hunde abgerufen hatte, brachte er es nach vielem Zureden zuwege, daß sie ihm sagte, wer sie wäre, und wie es zuginge, daß sie sich dort befände. Sie gab ihm also Nachricht von allen ihren Umständen, von dem Unglück, welches sie dort betroffen, und von dem raschen Vorsatz, den sie gefaßt hätte. Wie dieses Currado hörte, welcher den Arrighetto Capace sehr genau gekannt hatte, vergoß er Thränen des Mitleids, und bot alle seine Beredtsamkeit auf, sie von ihrem verzweifelten Entschlusse abzubringen, indem er sich erbot, sie zurück zu ihren Verwandten zu führen, oder sie bei sich, wie eine leibliche Schwester in Ehren zu halten, bis ihr Gott einst glücklichere Tage schenkte. Da seine eigenen Bitten nicht vermögend waren, die Dame zu bewegen, so ließ Currado seine Gemahlin bei ihr, und trug ihr auf, etwas Speise bringen zu lassen, und sie einigermaßen mit Kleidern zu versehen (denn die ihrigen waren ganz zerrissen), und alles Mögliche anzuwenden, um sie zu bewegen, mit ihr zu gehen. Die Dame, so bald sie mit Madonna Beritola allein war, fing zuerst an, ihr Unglück herzlich zu beklagen; hiernächst bewog sie sie, nicht ohne viele Mühe, die Kleider, welche sie ihr bringen ließ, anzulegen, und etwas Weniges zu genießen; doch end-

lich gelang es ihr nach vielen Bitten, sie zu bewegen, mit ihr nach Lunigiana zu gehen (denn sie erklärte, daß sie durchaus nirgends hingehen wollte, wo man sie kennte) und die Rehziege mit ihren beiden Jungen mitzunehmen; denn auch diese war in der Zwischenzeit zurückgekommen, und hatte der Donna Beritola, zur nicht geringen Verwunderung der edlen Neapolitanerin, die größesten Liebkosungen bewiesen.

Wie nun der Wind günstig ward, bestiegen Donna Beritola sammt Currado und seiner Gemahlin ihr Schiff, und nahmen die Rehziege und ihre Jungen mit, nach welchen Donna Beritola, um ihren wahren Namen allenthalben geheim zu halten, sich Madonna Cavriuola nennen ließ. Ein günstiges Lüftchen brachte sie bald nach der Mündung der Magra, wo sie ans Land stiegen, und sich nach dem Schlosse des Currado begaben. Hier lebte Madonna Beritola in Witwenkleidern, als eine Gesellschaftsdame der Gemahlin des Currado, in einem ehrbaren, demüthigen und unterwürfigen Zustande, und sorgte immer liebreich für ihre Rehzwillinge.

Die Räuber, welche zu Ponzo das Schiff weggenommen hatten, auf welchem Madonna Beritola gekommen war, ließen sie zurück, weil sie sie nicht gesehen hatten, und gingen mit den übrigen Gefangenen nach Genua, wo die Eigenthümer der Galeere die Beute theilten, und durch das Loos ward die Amme der Beritola nebst den beiden Knaben einem Messer Gasparin d'Oria zu Theil. Dieser nahm sie und die Kinder in sein Haus, um sie als Leibeigene zu allerlei Diensten zu gebrauchen. Die Amme war untröstlich über die Trennung von ihrer Frau, und vergoß zugleich bittere Thränen über die unglückselige Lage, in welcher sie und die Kinder sich befanden. Wie sie aber bedachte, daß sie mit Thränen nichts ausrichtete, und daß sie mit ihnen in einerlei Dienstbarkeit lebte, so faßte sie als ein zwar armes, aber kluges und vorsichtiges Weib fürs erste den Entschluß, sich zu trösten, so gut sie konnte, und zweitens überlegte sie, nachdem sie sich erkundigt hatte, was aus den Kindern geworden wäre, daß es gefährlich und schädlich für sie werden könnte, wenn man erführe, wer sie wären. Und da sie überdies hoffte, daß sich vielleicht irgend einmal das Glück wenden, und die Kinder, wenn sie so lange lebten, wieder in ihren vorigen Zustand erheben könnte, so war sie Willens, Niemand eher ihren Stand zu entdecken, bis sie eine solche günstige Gelegenheit fände. Sie gab sie demnach bei Jedermann für ihre eigenen Kinder aus, und nannte den ältesten

Knaben nicht Giuffredi sondern Giannotto di Procida. Den Namen des Kleinsten zu ändern, hielt sie nicht für nothwendig, hingegen sparte sie keine Mühe, dem Giuffredi begreiflich zu machen, warum sie ihm einen andern Namen gegeben habe, und wie gefährlich es für ihn werden könne, wenn er erkannt würde; sie erinnerte ihn auch daran nicht nur einmal, sondern oftmals. Der Knabe, dem es nicht an Witz fehlte, richtete sich auch fleißig nach der Vorschrift seiner Amme. Beide Brüder lebten demnach nebst ihrer Amme manches Jahr geduldig in dem Hause des Messer Gasparin, schlecht bekleidet und noch schlechter beschuhet, und mußten sich zu allerlei niedrigen Diensten gebrauchen lassen. Wie aber Giannotto das sechszehnte Jahr erreicht hatte, und mehr Stolz besaß, als mit seinem dienstbaren Zustande bestehen konnte, verschmähte er die niedrige Knechtschaft, entsprang aus dem Dienste des Messer Gasparin, ging auf eine Galeere, die nach Alexandria segelte, und durchreisete viele Länder, ohne jedoch irgendwo sein Fortkommen zu finden. Endlich, ungefähr vier Jahre nachdem er von Messer Gasparino entflohen, und nunmehro ein feiner großer Jüngling geworden war, hörte er, daß sein Vater, den er immer für todt gehalten hatte, noch lebte, daß ihn aber der König Karl gefangen hielte. Da er nun lange fast verzweifelnd wie ein Ball des Glücks herumgeirrt hatte, so kam er nach Lunigiana, und der Zufall wollte, daß er bei Currado Malespina in Dienste trat, welchem er sehr treulich diente, und sich sein Wohlwollen dadurch erwarb. Obwohl er nun nicht selten seine Mutter, die bei der Gemahlin des Currado war, zu sehen bekam, so kannte er sie doch nicht, und sie ihn auch nicht, weil die Jahre sie beide, seitdem sie sich zuletzt gesehen, außerordentlich verändert hatten.

Während der Zeit, daß Giannotto bei Messer Currado in Diensten war, traf es sich, daß eine Tochter desselben, Namens Spina, die Witwe eines Niccolo da Grignano wieder nach ihres Vaters Hause kam, und als ein schönes, junges und munteres Weibchen von sechszehn Jahren, ihre Augen auf Giannotto warf, und er wiederum auf sie, so daß sie Beide sich inbrünstigst in einander verliebten. Diese Liebe blieb nicht lange unbefriedigt, und währte verschiedene Monate, ohne daß sie von fremden Augen bemerkt ward. Dadurch wurden aber die Liebenden zu sicher, und fingen an, ihre Maßregeln weniger vorsichtig zu nehmen, als bei solchen Gelegenheiten nöthig war. Wie sie demnach eines Tages zusammen in einem schattigen Gebüsche lustwandelten, trennten sie sich von der übrigen Gesell=

schaft, und eilten in die dichtesten Schatten, und wie sie glaubten, die Andern weit genug hinter sich zurückgelassen zu haben, ließen sie sich auf einen anmuthigen, mit Blumen bedeckten, und von dichten Zweigen überschatteten Rasen nieder, und überließen sich den sanften Entzückungen der Liebe. Da sie sich aber eine lange Zeit (die ihnen für ihr Vergnügen nur gar zu kurz schien) zusammen aufhielten, so wurden sie zuerst von der Mutter, und gleich darauf von Currado selbst überrascht. Aeußerst aufgebracht über den unvermutheten Anblick, ließ dieser sie Beide (ohne sich merken zu lassen, in welcher Absicht) durch drei seiner Bedienten binden und nach einem seiner Schlösser bringen; denn knirschend vor Zorn und Wuth war er Willens, sie Beide eines schmählichen Todes sterben zu lassen. Die Mutter der jungen Dame, die zwar ebenfalls über ihre Tochter sehr entrüstet war, und glaubte, daß ihr Vergehen eine schwere Züchtigung verdiente, hatte inzwischen aus einigen Worten, die ihrem Gemahl entfallen waren, seine blutdürstigen Absichten mit den beiden Schuldigen geahnet, daher sie ihm nacheilte, und ihn flehentlich bat, ihr zu Liebe nicht so rasch den Vorsatz zu fassen, in seinem Alter der Mörder seiner Tochter zu werden, und seine Hände mit dem Blute seines Knechts zu besudeln; indem er ja andere Mittel finden könnte, seine Rache auszuüben, wenn er sie in ein Gefängniß setzen, und sie daselbst dulden und ihr Verbrechen abbüßen ließe. Mit dergleichen und andern Reden brachte ihn die fromme Frau dahin, daß er seinen Entschluß änderte, und anstatt sie umbringen zu lassen, Befehl gab, sie Beide an verschiedenen Orten einzukerkern, sie unter strenger Aufsicht zu halten, ihnen sparsame Nahrung zu geben und schwere Buße aufzulegen, bis er anders über sie verhängen würde. Dieses geschah, und man kann sich vorstellen, wie ihnen im Gefängnisse zu Muthe ward, wo beständige Thränen ihr Loos waren, und wo sie mehr fasten mußten, als ihnen lieb war.

Indeß nun Giannotto und die Spina unter diesen Drangsalen seufzten, und schon ein Jahr so zugebracht hatten, ohne daß Currado sich ihrer erinnerte, begab es sich, daß der König Don Pedro von Aragonien, durch die Mitwirkung des Herrn Gian di Procida die Sicilianer zum Aufstande bewegte, und die Insel dem Könige Karl wegnahm, welches dem Currado, als einem echten Ghibelliner große Freude verursachte. Wie dieses dem Giannotto durch einen seiner Aufseher hinterbracht ward, rief er mit einem tiefen Seufzer: „Weh mir! nun sind es schon vierzehn Jahr, daß ich mich in der Welt im Elende herumgeschleppt, und nur auf einen sol-

chen Umstand gewartet habe; und jetzt, da er wirklich eingetreten ist, muß ich, damit mir ja keine hoffnungsvolle Aussicht übrig bleibe, hier im Gefängniß sitzen, aus welchem ich nie hoffen darf, lebendig heraus zu kommen."

„Wie so? sprach der Kerkermeister), was geht es Dich an, was zwischen großen Königen vorgeht? und was hattest denn Du in Sicilien zu thun?"

Giannotto antwortete: „Es zerreißt mir das Herz, wenn ich bedenke, was einst mein Vater daselbst zu thun hatte, von welchem ich mich noch wohl erinnere, daß er zu den Zeiten des Königs Manfredi ein angesehener Mann war, obwohl ich nur noch ein kleiner Knabe war, wie ich entfliehen mußte."

„Wer war denn Dein Vater?" fragte der Kerkermeister.

„Ich darf jetzt getrost seinen Namen nennen (antwortete Giannotto), da die Gefahr nunmehr vorüber ist, die ich sonst befürchten mußte, wenn ich ihn entdeckt hätte. Er nannte sich (und nennt sich noch, wofern er noch lebt) Arrughetto Capace, und ich heiße nicht Giannotto, sondern Giuffredi ist mein Name, und ich bin versichert, wenn ich aus diesem Orte entkommen, und mich in Sicilien zeigen könnte, daß ich dort zu großem Ansehen gelangen würde."

Der gute Mann fragte nicht weiter, sondern begab sich so schnell er konnte, zu Currado, dem er alles erzählte. Wie Currado es vernahm, ließ er sich zwar gegen den Kerkermeister nicht merken, daß er sich darum bekümmerte; ging aber den Augenblick zu Madonna Beritola, und fragte sie im Vertrauen, ob sie von Arrighetto einen Sohn gehabt hätte, welcher Giuffredi hieße. Weinend gab sie ihm zur Antwort: wenn der älteste von ihren beiden Söhnen noch am Leben sei, so müsse er so heißen, und zwei und zwanzig Jahr alt sein.

Wie dies Currado hörte, zweifelte er nicht, daß Giannotto dieser Giuffredi sein müßte, und es fiel ihm gleich ein, daß er in diesem Falle ihm eine große Wohlthat erzeigen, und zu gleicher Zeit seine eigene und seiner Tochter Schande auslöschen könnte, wenn er sie ihm zur Gemahlin gäbe. Er ließ deswegen den Giannotto insgeheim zu sich kommen, fragte ihn nach allen Umständen seines bisherigen Lebens, und wie er in demselben die untrüglichsten Beweise fand, daß er wirklich Giuffredo, der Sohn des Arrighetto Capace war, sprach er zu ihm: „Giannotto, Du weißt, wie groß die Beleidigung ist, welche Du mir in der Person meiner leiblichen

Tochter zugefügt hast; da ich Dir doch so gut und so freundlich begegnete, weswegen Du, wie es einem treuen Diener ziemt, meine Ehre stets hättest beschützen und fördern sollen. Mancher andere an meiner Stelle, an welchem Du so gehandelt hättest, wie an mir, hätte Dich vielleicht eines schmählichen Todes sterben lassen, welches mir meine Langmuth nicht erlaubte. Jetzt aber, da die Sachen so stehen, wie Du mir sagest, daß Du der Sohn eines Edelmanns und einer adeligen Mutter bist, will ich Deinem Kummer ein Ende machen, wofern es Dein eigener Wunsch ist; ich will Dich aus dem Elend und der Gefangenschaft befreien, und zu gleicher Zeit Deine und meine Ehre auf eine geziemende Weise wieder herstellen. Du weißt, die Spina, welche Du (wiewohl auf eine für Dich und sie ungeziemende Art) zur Liebe bewogen hast, ist Wittwe; ihre Aussteuer ist ansehnlich; wer ihre Eltern sind, und wie sie erzogen ist, das weißt Du; von Deiner jetzigen Lage will ich nicht reden. Wenn Du es nun zufrieden bist, so bin ich entschlossen, sie, die Du auf eine unerlaubte Art geliebt hast, Dir auf eine gesetzmäßige Weise zum Weibe zu geben, und Du kannst mit ihr, wie mein Sohn künftig bei mir wohnen, wenn es Dir gefällt."

Die lange Gefangenschaft hatte zwar die Leibeskräfte des Giannotto geschwächt; allein der edelmüthige Geist, den er von seinen Eltern geerbt hatte, war dadurch im geringsten nicht niedergebeugt worden, so wenig als seine aufrichtige Liebe zu seiner Gebieterin; und so sehnlich er sich auch dasjenige wünschte, was Currado ihm antrug, so unterdrückte er dennoch nicht ein Wort von demjenigen, was sein gerechter Stolz ihm in den Mund legte, und gab ihm zur Antwort: „Currado! weder Ehrgeiz, noch Gierigkeit, oder irgend eine andere Rücksicht, konnte mich je bewegen, gegen Dein Leben, oder gegen irgend etwas, das Dein ist, einen unredlichen Anschlag zu machen. Ich habe Deine Tochter geliebt, ich liebe sie noch, und werde sie ewig lieben, weil ich sie meiner Liebe würdig halte, und wenn ich an ihr, nach den Begriffen gewöhnlicher Menschen, weniger als ehrenvoll gehandelt habe, so beging ich einen Fehler, welcher der Jugend anklebt, und welcher sich nicht ausrotten läßt, so lange man nicht die Jugend selbst mit ausrotten kann; und der auch so schwer nicht scheinen würde, wie Du und Andere ihn ansehen, wenn Ihr Alten Euch erinnern wolltet, daß Ihr auch einst jung gewesen seid, und wolltet Eure Fehler gegen die Unsrigen, und diese wieder gegen jene, mit Billigkeit abwägen; auch habe ich aus Liebe gefehlt, und nicht aus feindseliger Absicht. Was Du mir jetzt anbietest, das

war immer das Ziel meiner Wünsche, und hätte ich mir einbilden können, daß es mir würde gewährt werden, so hätte ich es längst gesucht; je geringer dennach jetzt meine Hoffnung ist, um desto werther wird mir die Erreichung meiner Wünsche sein. Ist es Dir aber nicht völliger Ernst mit Deiner Anerbietung, so halte mich nicht hin mit eitlen Hoffnungen; sende mich zurück ins Gefängniß, wenn es Dir gefällt, und überlaß mich meiner Qual; ich werde dennoch, so lange ich die Spina liebe, auch Dich als ihren Vater lieben und ehren, Du magst gegen mich handeln, wie Du willst."

Wie Currado ihn so reden hörte, verwunderte er sich, und hielt ihn für einen Mann von eben so hohem Sinn, als feurigen Leidenschaften, und schätzte ihn deswegen um desto höher. Er stand auf, umarmte und küßte ihn, und um die Sache nicht länger zu verzögern, ließ er in der Stille die Spina gleichfalls zu sich kommen. Sie war in der Gefangenschaft bleich, mager, und fast ganz ein anderes Frauenzimmer geworden, so wie auch Giannotto sich in einen andern Mann schien verwandelt zu haben; und in diesem Zustande hielten sie beiderseits in Gegenwart des Currado mit dem besten Willen ihr Verlöbniß nach unserer Sitte.

Nachdem Currado einige Tage lang, ohne daß Jemand wußte, was vorgegangen war, ihnen Beiden alles verschafft hatte, was ihnen nöthig und angenehm war, schien es ihm Zeit zu sein, auch ihre Mütter zu erfreuen; daher er seine Gemahlin und die Donna Cavriuola rufen ließ, und zu der Letzteren sprach: „Was würdet Ihr wohl sagen, Madonna, wenn ich Euch Euren ältesten Sohn wiederschaffte, und ihn Euch als den Gemahl einer meiner Töchter vorstellte?"

„Ich würde (sprach die Cavriuola) Euch gestehen müssen, daß wenn ich Euch noch mehr verbunden werden könnte, als ich schon bin, meine Verbindlichkeit gegen Euch um desto größer sein würde, wenn Ihr mir Dasjenige wiedergäbet, was mir viel theurer ist, wie mein eigenes Selbst, und wenn Ihr es mir noch dazu auf eine solche Weise wiedergäbet, wie Ihr saget, so würdet Ihr alle meine verlornen Hoffnungen wieder lebendig machen."

Hier unterbrachen die Thränen ihre Rede, und Currado sagte nun zu seiner Gemahlin: „Was meinst denn Du, Frau, von einem solchen Schwiegersohn?"

„Nicht nur ein Edelmann (antwortete sie), sondern selbst ein Bettler würde mir willkommen sein, so bald er Dir gefiele."

„Wohlau (sprach Currado), ich hoffe Euch bald Beide zu glücklichen Müttern zu machen.“

Er begab sich darauf zu dem jungen Paar, welches bereits seine vorige Gestalt wieder erlangt hatte, und standesmäßig gekleidet war: „Würde es (fragte er den Giuffredi) die Freude, welche Dir geworden ist, nicht noch erhöhen, wenn Du Deine Mutter hier fändest?“

„Ich darf nicht hoffen (antwortete Giuffredi), daß sie den Schmerz über ihre vielen schweren Leiden so lange hat ertragen können, sonst würde es mir allerdings große Freude verursachen; zumal, da ich durch ihren guten Rath vielleicht einen Theil meiner Güter in Sicilien wieder erlangen würde.“

Darauf ließ Currado die beiden Damen hereinkommen. Sie überhäuften Beide die junge Braut mit Liebkosungen, und konnten nicht begreifen, durch welche Eingebung Currado bewogen worden, sie mit dem Giannotto zu verbinden. Allein Madonna Beritola, die sich an die Worte des Currado erinnerte, fing an, ihn genau zu betrachten, und ein geheimer Trieb half ihr bald in seinem Gesichte die Jugendzüge ihres Sohnes aufzufinden, worauf sie, ohne nach andern Beweisen zu fragen, ihn mit offenen Armen umfing. Das Uebermaß mütterlicher Zärtlichkeit und Freude erlaubte ihr nicht, ein Wort vorzubringen, sondern jedes Empfindungsvermögen verließ sie, und sie sank wie leblos in die Arme ihres Sohnes. Dieser wunderte sich zwar sehr, indem er sich erinnerte, sie oft vorher in diesem Schlosse gesehen zu haben, daß er sie nie erkannt hatte; doch überzeugte ihn bald der verwandte Duft des mütterlichen Busens, und indeß er sich innerlich Vorwürfe wegen seiner vergangenen Unachtsamkeit machte, schloß er sie mit Thränen und zärtlichen Küssen in seine Arme.

Wie Madonna Beritola durch den freundschaftlichen Beistand der Gemahlin des Currado und ihrer neuen Schwiegertochter wieder zur Besinnung kam, umarmte sie von neuem ihren Sohn, mit Vergießung vieler Thränen, und küßte ihn tausendmal unter den zärtlichsten Ergießungen ihrer mütterlichen Liebe. Wie nun diese frommen und fröhlichen Umarmungen, nicht ohne viel Freude und Theilnehmung der Umstehenden, drei bis viermal waren erneuert worden, und ein jeder dem andern seine Begebenheiten erzählt hatte, sagte Giuffredi zum Currado, welcher die neue Verbindung bereits allen seinen Freunden verkündigt, und ihre Glückwünsche empfangen hatte, und Anstalten zu einem frohen und herrlichen Feste

machte: „Currado, Ihr habt mir nun auf mancherlei Weise Freude gemacht, und habt auch meiner Mutter lange Zeit viele Liebe und Ehre erwiesen: damit nun nichts fehlen möge, das Ihr noch uns zu Gefallen thun könnt, so bitte ich Euch, meine Mutter und mich an meinem Hochzeitsfeste mit der Gegenwart meines Bruders zu erfreuen, der als Diener in dem Hause des Herrn Gasparin d'Oria lebt, welcher ihn und mich (wie ich Euch schon erzählt habe) auf der See wegnahm. Auch bitte ich Euch, Jemand nach Sicilien zu schicken, um genaue Nachricht einzuziehen, wie es dort im Lande steht und nachzuforschen, was aus meinem Vater geworden, ob er lebendig oder todt ist, und wenn er noch lebt, in welchem Zustande er sich befindet; und uns von allem umständliche Nachricht zu bringen."

Currado billigte Giuffredi's Begehren, und schickte unverzüglich verständige Boten nach Genua und Sicilien. Derjenige, welcher nach Genua ging, bat den Herrn Gasparino in Currado's Namen inständig, den Scacciato und seine Amme zu ihm zu schicken, und erzählte ihm alles, was Currado an Giuffredi und an dessen Mutter gethan hätte. Gasparino verwunderte sich sehr darüber, und sagte: „Ich würde gewiß Currado zu Gefallen alles thun was ich könnte, und ich habe wirklich schon seit vierzehn Jahren den jungen Menschen, den Du nennst, sammt seiner Mutter im Hause, und will sie ihm gerne hinschicken; allein sagt ihm von mir, er solle den Fabeln des Giannotto, der sich jetzt Giuffredi nennen läßt, nur nicht zu viel Glauben beimessen; denn der Bursch ist schlimmer, als er sich vorstellt."

Hierauf ließ er den Boten bewirthen, und ließ in der Stille die Amme zu sich fordern, und befragte sie mit vieler Genauigkeit über alle diese Dinge. Da sie schon von dem Aufstande in Sicilien gehört hatte, und daß Arrighetto noch lebte, so entschlug sie sich aller ihrer bisherigen Besorgnisse, erzählte ihm alles, und zeigte ihm die Ursachen an, warum sie solche Maßregeln beobachtet hätte

Wie Gasparino fand, daß die Erzählung der Amme in jedem Umstande mit den Worten des Boten übereinstimmte, fing er an, ihnen Glauben beizumessen, und wie er, als ein schlauer Mann, noch überdieß auf diese und jene Art sich des Dinges erkundigt hatte, und immer neue überzeugende Beweise fand, so schämte er sich der niedrigen Begegnung, die er dem Jünglinge hatte widerfahren lassen, und da er eine liebenswürdige Tochter von elf Jahren hatte, und wohl wußte, wer Arrighetto gewesen war, so gab

er diese mit einem reichen Aussteuer dem jungen Mann zur Gemahlin, und nachdem er ihnen eine große Hochzeit gemacht hatte, ging er selbst mit dem Brautpaar, sammt der Amme und dem Boten des Currado an Bord einer wohlbewaffneten Halbgaleere nach Lerici, wo er von Currado empfangen ward, und sich mit seiner Gesellschaft nach einem Schlosse desselben begab, woselbst das Hochzeitmahl bereitet war.

Wie sehr die Mutter sich freuete, ihren zweiten Sohn wieder zu sehen, wie groß die Freude der Brüder war, sich wieder zu umarmen, wie sie alle drei die getreue Amme liebkoseten, mit welcher Liebe Gasparino und seine Tochter empfangen wurden; wie endlich ein Jeder sich mit Currado und seiner Frau, mit ihren Kindern, und mit allen Freunden erfreute, das läßt sich mit Worten nicht ausdrücken, und ich muß es Euch, meine lieben Damen überlassen, es ihnen nachzuempfinden.

Damit die Freude vollständig würde, so gefiel es unserm Herrn Gott, welcher der reichlichste Geber ist, wenn er einmal anfängt zu schenken, daß auch von dem Leben und Wohlbefinden des Arrighetto Capace fröhliche Nachricht gebracht ward. Denn indem sich die zahlreiche Gesellschaft der Herren und Damen zur festlichen Tafel niedergelassen hatte, und noch bei dem ersten Gerichte war, kam der Bote zurück, welcher nach Sicilien war gesandt worden, und erzählte unter andern Dingen von Arrighetto; weil dieser im Gefängniß gewesen sei, wie der Aufstand gegen den König Karl ausgebrochen, so habe das Volk das Gefängniß gestürmt, die Wache niedergemacht, den Arrighetto herausgeführt, und ihn als einen geschwornen Feind des Königs Karl zum Oberhaupte gewählt, unter dessen Anführung sie alle Franzosen erschlagen oder davon gejagt hätten; wodurch er sich bei dem Könige Don Pedro dergestalt in Gunst gesetzt, daß ihm dieser alle seine Güter und Ehrenstellen wiedergegeben habe, so daß er sich jetzt in hohen Ehren und großem Wohlstande befinde. Er setzte hinzu, Arrighetto habe ihn sehr ehrenvoll aufgenommen, und sich über die Nachrichten von seiner Gemahlin und seinem Sohn unbeschreiblich gefreut, von welchen er seit seiner Gefangenschaft nie das Geringste gehört habe. Ueberdieß habe er auch eine Jacht mit einigen Edelleuten nach ihnen geschickt, welche ihm auf dem Fuße nachfolgten.

Der Bote ward mit vielen Freuden empfangen und angehört, und Currado eilte mit einigen seiner Freunde den Cavalieren entgegen, welche nach Madonna Beritola und Giuffredi gesandt waren; er empfing sie

freundlich, und führte sie herein zur Tafel, die noch nicht halb vorüber war Hier wurden sie von der Dame und ihrem Sohne und von allen Uebrigen mit einer Freude gesehen, die nie ihres Gleichen hatte, und ehe sie sich zu Tische setzten, überbrachten sie von Seiten des Arrighetto dem Currado und seiner Gemahlin Grüße und Danksagungen in den verbindlichsten Ausdrücken für die Ehre, welche sie seiner Gemahlin, seinem Sohne und ihm selbst erwiesen, und erboten ihnen seine besten und willigsten Dienste. Darauf wandten sie sich auch an Herrn Gasparino, und versicherten ihm, so bald Arrighetto die unvermuthete Güte erführe, die er seinem Sohne Scacciato erzeigt hätte, würde er ihm gleichfalls ähnliche und noch größere Danksagungen abstatten.

Hierauf setzten sie sich fröhlich mit den jungen Brautleuten zum hochzeitlichen Mahle nieder, und nicht nur dieser Tag, sondern noch viele folgende wurden mit Festen zugebracht, welche Currado seinem Schwiegersohn und seinen Freunden gab.

Nach Endigung der Feierlichkeiten schickten sich Madonna Beritola und Giuffredi mit ihrem Gefolge zur Abreise an; sie trennten sich mit Thränen von Currado und seiner Gemahlin, und von Gasparino, und bestiegen nebst der Spina und dem andern jungen Paar ihre Jacht, und da sie mit gutem Winde absegelten, so kamen sie bald nach Sicilien, wo sie insgesammt von Arrighetto mit unbeschreiblicher Freude in Palermo empfangen wurden, und dort sollen sie lange und glücklich, und wegen ihrer Dankbarkeit für die empfangenen Wohlthaten als Freunde des lieben Herrn Gottes gelebt haben.

Siebente Erzählung.

Der Sultan von Babylon schickt seine Tochter als Braut zu dem Könige von Algarbien. Durch mancherlei Zufälle geht sie in einer Zeit von vier Jahren durch die Hände von neun Männern in verschiedenen Ländern. Endlich bekommt sie der Vater wieder und sie geht als Jungfrau zu dem Könige von Algarbien, zu welchem sie zuerst als Braut reisete.

Hätte Emilia's Erzählung noch ein wenig länger gedauert, so wären vielleicht die Augen aller Damen vor Mitleiden mit den Unglücksfällen der Dame Beritola von Thränen übergegangen. Wie sie geendigt

war, gefiel es der Königin, daß Pamfilo weiter erzählen sollte. Er gehorchte und hob an:

„Es ist schwer, meine liebenswürdigen Damen, zu erkennen, was zu unserm Besten gereicht. Denn wie oft hat man nicht gesehen, daß Menschen, die sich einbildeten, wenn sie reich wären, so könnten sie in Ruhe und Bequemlichkeit leben, nicht nur Gott beständig um Reichthümer baten, sondern auch unermüdet waren, und keine Arbeit und Gefahr scheueten, um sie zu erwerben, und wenn sie sie hatten, von denjenigen aus Begierde nach einer reichen Erbschaft umgebracht wurden, welchen vor der Erlangung ihres Reichthums ihr Leben theuer gewesen war. Andere stiegen aus einem niedrigen Stande durch tausend gefährliche Schlachten auf den Leichnamen ihrer Brüder und Freunde empor zu Zeptern und Thronen, und suchten in diesen ihr höchstes Glück; doch außerdem, daß sie solche mit Sorgen und Mühseligkeiten umringt fanden, wurden sie erst im Tode gewahr, daß an den Tafeln der Könige in goldenen Bechern Gift geschenkt wird. Manche haben sich mit unmäßiger Begierde nach körperlicher Stärke, nach Schönheit und nach anderen dergleichen Vorzügen gesehnt, und nicht eher die Eitelkeit ihrer Wünsche erkannt, bis auch diese ihnen den Tod, oder ein qualvolles Leben zuwege brachten. Doch damit ich nicht weitläufig alle und jede Wünsche der Menschen aufzähle, so will ich nur überhaupt sagen, daß die Erfüllung derselben in keinem Falle die Sterblichen vor Unglück sichern kann, daher wir denn, wenn wir recht handeln wollten, uns damit begnügen sollten, nur dasjenige mit Dank zu empfangen und zu genießen, was uns der große Geber bescheret, welcher allein weiß, und uns geben kann, was wir wirklich bedürfen.

Weil aber, so wie wir Männer oft in unsern Wünschen ausschweifen, auch Ihr, meine lieben Damen, Euch in einem gewissen Stücke zu weit vergehet, indem Ihr so sehr nach Schönheit trachtet, daß Ihr Euch nicht einmal mit derjenigen begnüget, die Euch die Natur verliehen hat, sondern sie noch durch die ausgesuchtesten Künste zu erhöhen suchet, so will ich Euch erzählen, wie unglücklich einst eine schöne Sarazenin ward, indem ihre leidige Schönheit sie in einer Zeit von vier Jahren neunmal einem neuen Besitzer in die Arme warf.

Es ist nun schon eine lange Zeit her, wie einmal in Babylon ein Sultan herrschte, Namens Beminadas, welchem zu seiner Zeit manches Ding nach Wunsch gelang. Dieser hatte eine Menge Söhne und Töchter,

und unter andern auch eine Tochter, Namens Alatiel, die nach dem Zeugniß aller, die sie gesehen hatten, in ihren Tagen das schönste Frauenzimmer in der Welt war; und weil in einer großen Schlacht, die er einst an einem großen Heer Araber gethan hatte, welches ihm über den Hals gekommen war, der König von Al-Garve ihm sehr beistand, so hatte er sie diesem auf seine besondere Bitte zur Gemahlin versprochen, und er ließ sie demnach mit einem stattlichen Gefolge von Weibern und Männern, und mit vielem reichen und köstlichen Geräthe versehen, ein wohlausgerüstetes und wohlbewaffnetes Schiff besteigen, und empfahl sie Gott, indem er sie zu ihrem Gemahl hinsandte Mit dem ersten günstigen Winde zogen die Schiffsleute die Segel auf, und gingen aus dem Hafen von Alessandria in See, fuhren auch einige Tage mit gutem Wetter, und waren schon Sardinien vorbei gesegelt, so daß sie glaubten, dem Ziele ihrer Reise bald sehr nahe zu kommen, als plötzlich an einem Tage verschiedene Windsbräute aufsprangen, welche mit solchem unglaublichen Ungestüm das Schiff hin und her warfen, daß die Dame, und selbst die Seeleute, mehr als einmal fürchteten, zu Grunde zu gehen. Sie arbeiteten jedoch, als gute Seefahrer, mit Kunst und Kraft zwei Tage lang den wüthenden Wogen entgegen, und wie seit dem Anfange des Sturmes schon die dritte Nacht anbrach, und das Ungewitter noch nicht nachließ, sondern vielmehr immer heftiger ward, und sie weder wußten, noch durch Beobachtungen oder Rechnung ausfindig machen konnten, wo sie waren, weil die Wolken und die Nacht den Himmel in tiefe Finsterniß begruben, stieß plötzlich ihr Schiff auf den Grund, indem sie kaum Mallorca konnten erreicht haben. Da sie nun kein Mittel sahen, das Schiff zu retten, und ein Jeder nur suchte, sein eigenes Leben davon zu bringen, setzten sie das Boot aus; die Schiffer, welche sich diesem lieber, als dem lecken Schiffe anvertrauen wollten, sprangen zuerst hinein, und ihnen folgten in der größesten Eile die übrigen Schiffsleute einer nach dem andern, bis auf den letzten Mann, obwohl die ersten, die sich eingeschifft hatten, sie mit den Säbeln und Messern abzuhalten suchten, und eilten solchergestalt dem Tode in den Rachen, indem sie ihm zu entgehen suchten; denn weil das Boot bei so schwerem Wetter nicht so viele Menschen tragen konnte, so schlug es um, und alle ertranken. Das Schiff, welches sehr leck, und fast schon halb voll Wasser war, und auf welchem sich keine Seele mehr befand, außer der Prinzessin und ihren Weibern, die von dem Ungestüm des Meeres und von der Furcht betäubt, wie leblos

umher lagen, w rd von den Wellen empor gehoben, und lief an einem Ufer der Insel Mallorca mit solcher Gewalt auf den Strand, daß es einen Steinwurf vom Lande ganz fest in dem Sande stecken blieb, und so blieb es auch, von Wind und Wellen bekämpft, die ganze Nacht hindurch unbeweglich stehen. Wie der Tag anbrach und der Sturm sich ein wenig legte, richtete die Dame, die fast halb todt war, ihr Haupt auf, und fing an, mit schwacher Stimme, bald diesen, bald jenen von ihren Leuten zu rufen; allein sie rief umsonst, denn die Gerufenen waren leider zu weit entfernt. Wie ihr nun Niemand antwortete, und Niemand kam, richtete sie sich auf, so gut sie konnte, und sah ihre eigenen und die übrigen Frauenzimmer, die mit ihr gekommen waren, auf dem Verdeck liegen; und wie sie nach langem Rufen erst diese, dann eine andere bewegte, fand sie nur wenige, in denen noch einiges Leben war, denn die meisten waren vor Seekrankheit und vor Angst gestorben, worüber sich die Prinzessin noch mehr entsetzte. Weil sie sich aber von den übrigen verlassen befand, und nicht wußte, wo sie war, so zwang sie die Noth, diejenigen, in welchen noch einiges Leben zu sein schien, so lange zu rütteln, bis sie sie auf die Beine brachte. Da ihr nun diese auch nicht zu sagen wußten, wohin die Mannschaft gekommen war, und da sie fand, daß das Schiff ganz voll Wasser auf dem Strande saß, so fing sie an, mit ihren Weibern bitterlich zu weinen. Schon kam die neunte Stunde heran, und noch hatte sich weder nahe am Ufer, noch in der Ferne ein Mensch sehen lassen, von welchem sie sich Mitleid oder Hülfe versprechen konnten. Endlich kam um die neunte Stunde ein Edelmann, Namens Pericon da Visalgo, mit verschiedenen seiner Diener zu Pferde, auf seinem Wege nach Hause, vorbei, welcher das Schiff gewahr ward, und gleich errieth, wie es um dasselbe stände; daher er unverzüglich einem seiner Diener befahl, wo möglich an Bord zu gehen, und ihm Nachricht zu bringen, wer sich auf dem Schiffe befände. Dem Diener gelang es mit Mühe, hinauf zu kommen, und er fand die Schöne mit ihren wenigen Gefährtinnen, die sich unter dem Verdeck verborgen hatten. Wie sie ihn sahen, fingen sie an zu weinen, und ihn um Barmherzigkeit zu bitten, und wie sie fanden, daß er ihre Worte nicht verstand, versuchten sie, durch Geberden ihm ihre Noth zu klagen. Der Diener bestrebte sich, nachdem er alles in Augenschein genommen, seinem Herrn genaue Nachricht zu geben, wie er alles auf dem Schiffe vorgefunden hatte; und wie dieser die Frauenzimmer und die besten Sachen, zu welchen man gelangen konnte, vom Bord

hatte holen lassen, begab er sich mit ihnen nach einem seiner Schlösser, wo er ihnen Speise und Erquickung reichen ließ, und an dem köstlichen Geräthe, so wie an der Ehrerbietung, welche die übrigen Frauenzimmer der Alathiel bewiesen, bald bemerkte, daß sie eine vornehme Person sein müßte. So blaß und abgemattet sie auch damals war, von dem Ungemach, das sie auf der See ausgestanden hatte, so fand Pericone dennoch ihre Gestalt außerordentlich schön, und ward in seinen Gedanken schon mit sich einig, sie zur Gemahlin zu nehmen, wenn sie noch unverheirathet wäre, oder wenn das nicht anginge, sie zu seiner Geliebten zu machen. Dieser Pericone war ein Mann von wildem Ansehen und starkem Gliederbau; wie er nun die Dame eine Zeit lang auf's Beste hatte bedienen lassen, und sie, nachdem ihre Kräfte völlig wieder hergestellt waren, über alle Begriffe schön fand, war es ihm sehr empfindlich, daß er sie weder verstehen, noch sich ihr verständlich machen, und folglich nicht erfahren konnte, wer sie war. Weil er sich aber nichts desto weniger von ihrer Schönheit ganz hingerissen fühlte, so gab er sich alle Mühe, sie durch ein gefälliges und liebkosendes Betragen zu bewegen, sich ihm ohne Widerstand zu ergeben; allein es war alles umsonst, und sie versagte ihm durchaus jede Vertraulichkeit, wodurch indessen seine Begierden nur noch mehr erregt wurden. Wie sie dieses bemerkte, und nach einem Aufenthalte von mehreren Tagen aus manchen Gebräuchen, die sie beobachtet hatte, schloß, daß sie sich unter Christen befände, in einem Lande, wo es ihr nichts helfen würde, wenn sie auch Mittel fände, sich Jemand zu entdecken, und wie sie glaubte, daß sie am Ende, es sei aus Zwang oder aus Liebe, dahin würde gebracht werden, den Wünschen des Pericone nachzugeben, so faßte sie den heldenmüthigen Entschluß, ihrem harten Schicksal muthig die Stirne zu bieten. Sie empfahl demnach ihren Weibern, deren ihr nur noch drei übrig geblieben waren, keinem Menschen zu offenbaren, wer sie wären, wenn sie nicht etwa an einen Ort kommen sollten, wo sie sich ganz gewiß Hülfe versprechen könnten, um ihre Befreiung zu bewirken. Zugleich empfahl sie ihnen auf's Angelegentlichste, ihre Keuschheit zu bewahren, und versicherte, daß sie selbst sich gewiß keinem Menschen, außer ihrem rechtmäßigen Gemahl, überlassen würde. Die guten Weiber lobten ihren Entschluß, und versprachen, ihren Befehlen zu folgen, so gut sie könnten.

Pericone, dessen Leidenschaft immer stärker ward, und zwar um desto mehr, da er den Gegenstand derselben täglich vor Augen hatte, und ihn

immer widerspenstiger fand, entschloß sich, weil er sahe, daß er durch Bitten nichts ausrichten konnte, List und Kunst zu versuchen, und wenn auch diese nicht helfen wollten, am Ende Gewalt zu gebrauchen. Wie er nun einst die Bemerkung machte, daß die Dame den Wein liebte, dessen sie nicht gewohnt war, weil ihre Religion den Gebrauch desselben untersagte, so nahm er sich vor, sie durch diesen Diener der Venus zu fangen. Er stellte sich demnach, als ob er nicht mehr nach demjenigen trachtete, was sie ihm so hartnäckig verweigerte, und veranstaltete an einem Abend ein herrliches Gastmahl, bei welchem auch die Dame erschien, und wie es dabei auf mancherlei Art sehr fröhlich herging, befahl er dem Schenken, welcher sie bediente, ihr verschiedene Weine durch einander zu trinken zu geben; welches dieser auch sehr geschickt ausrichtete, und weil sie nichts davon argwöhnte, so nahm sie, durch den Wohlgeschmack angelockt, mehr davon zu sich, als ihrer Sittsamkeit zuträglich war. Sie vergaß darüber alle ihre Trübsale, und wie sie einige Weiber nach mallorcanischer Weise tanzen sahe, fing sie auch an, auf alexandrinisch zu tanzen. Wie Pericone dies sahe, glaubte er dem Ziele seiner Wünsche näher zu sein; daher er die Abendmahlzeit bis tief in die Nacht verlängerte. Nach aufgehobener Tafel führte er sie in seine Kammer. In dem Rausche ihrer Sinne mochte sie ihn für ihr Kammermädchen halten, so daß sie sich ohne Widerstreben von ihm zu Bette begleiten ließ. Wie sie bald darauf ihren Irrthum erkannte, war es zu spät; ja, einige lose Spötter haben sogar behaupten wollen, sie habe es heimlich bereuet, daß sie sich ihm so lange widersetzt hatte; wenigstens ließ sie sich in der Folge von ihm nicht mehr unerbittlich finden.

Allein das Schicksal war noch nicht damit zufrieden, daß es sie aus einer königlichen Braut zum Kebsweibe eines Landjunkers gemacht hatte; sondern indem sie und Pericone sich ihrem Vergnügen überließen, bereitete es ihr auf eine grausame Weise ein anderes Liebesabenteuer. Pericone hatte nämlich einen Bruder von fünfundzwanzig Jahren, schön und blühend wie eine Rose, Namens Marato, welcher, wie er sie sahe, sich nicht nur sterblich in sie verliebte, sondern auch aus ihrem Betragen schloß, daß er ihr nicht gleichgültig wäre, und daß seinen Wünschen nichts im Wege stände, als die Eifersucht, womit Pericone sie bewachte. Er faßte daher einen grausamen Entschluß, der auch augenblicklich zur That reifte. Es befand sich eben zufälliger Weise ein Schiff im Hafen, welches mit Waaren nach Chiarenza in Romanien befrachtet war, und zwei jungen Genne-

sern gehörte, und schon hatten sie die Segel gespannt, um sich des ersten guten Windes zur Abfahrt zu bedienen. Mit diesen Genuesern nahm Marato Abrede, daß sie in der folgenden Nacht ihn und die Dame an Bord nehmen sollten, und wie es Abend ward, ging er mit einigen seiner vertrautesten Kameraden, die er zu seinem Vorhaben angeworben hatte, nach der Wohnung seines Bruders, wo er sich allein in das Haus schlich und sich daselbst versteckte. Wie es schon tief in der Nacht war, ließ er seine Gefährten in das Haus, überfiel seinen Bruder in der Kammer, wo er sich mit Alathiel befand, und erschlug ihn im Schlafe. Alathiel erwachte und rang die Hände; allein man drohete ihr den Tod, wenn sie das geringste Geräusch machte; man bemächtigte sich ihrer und der besten Sachen, die Pericone besessen hatte, und eilte unbemerkt nach dem Ufer, wo Marato sich mit der Dame einschiffte und seine Kameraden entließ. Alathiel bejammerte jetzt bitterlich, sowohl ihr erstes Unglück, als dieses zweite; doch Marato fand solche Mittel, sie zu trösten, daß sie sich bald bei ihm zufrieden gab, und den Pericone vergaß. Aber kaum fing sie an, sich wieder behaglich zu fühlen, wie das Schicksal ihr auch schon wieder neuen Kummer bereitete, als wäre es an dem vergangenen nicht schon genug gewesen. Sie war, wie wir schon oft gesagt haben, außerordentlich schön von Gestalt, und eben so einnehmend in ihrem Betragen; daher die beiden jungen Schiffsherren sich dergestalt in sie verliebten, daß sie auf nichts Anders dachten, als wie sie ihr aufwarten, und sich ihr gefällig machen wollten; wobei sie sich jedoch sehr in Acht nahmen, daß Marato ihre Absicht nicht merkte. Wie der eine Bruder die Leidenschaft des andern entdeckte, berathschlagten sie sich Beide darüber heimlich, und nahmen Abrede, daß sie den Gegenstand ihrer Liebe gemeinschaftlich besitzen wollten; als wenn die Liebe ein Gut wäre, daß wie Kaufmannswaare, oder gewonnenes Geld, sich theilen ließe. Da sie fanden, daß Marato die Dame sorgfältig bewachte, und dadurch ihre Anschläge vereitelte, und es sich fügte, indem sie einst mit einem frischen Winde sehr schnell segelten, daß Marato hinten über dem Spiegel des Schiffes stand, und in die Wellen hinabschauete, nahmen sie die Gelegenheit wahr, ergriffen ihn beide von hinten, und stürzten ihn in's Meer; und sie waren schon über eine Meile fortgesegelt, ehe jemand gewahr ward, daß er ertrunken war. Wie dieses Alathiel hörte, und fand, daß keine Hoffnung war, ihn zu retten, fing sie von neuem an, sich zu bejammern. Die beiden Brüder eilten sogleich herbei, und gaben sich alle Mühe, sie, die nicht so sehr den Verlust des Ma-

rato, als ihr eigenes Unglück beweinte, mit süßen Worten und mit großen Verheißungen (wovon sie jedoch wenig verstand), zu trösten. Nach vielem wiederholten Zureden glaubten sie auch, daß es ihnen einigermaßen gelungen wäre, sie zu beruhigen, und fingen an, unter einander auszumachen, wer die geliebte Beute zuerst besitzen sollte. Sie konnten darüber nicht einig werden, sondern geriethen zuerst mit ernsthaften, dann mit harten Worten an einander, bis endlich der Zank sie dermaßen aufbrachte, daß sie Beide zu den Messern griffen, und einander wüthend zu Leibe gingen. Niemand im ganzen Schiffe war im Stande, sie zu besänftigen, sondern sie zerfetzten einander mit Schnitten und Stichen, bis der eine todt niedersank, und der andere mit gefährlichen Wunden bedeckt war. Alathiel nahm dieses sehr zu Herzen, zumal da sie sich nun ganz allein, ohne Rath und Beistand befand, und sie war sehr in Aengsten, daß die Eltern und Verwandten der beiden Brüder ihren Zorn an ihr auslassen würden. Weil sie jedoch bald in Chiarenza ankamen, und der Verwundete sich ihrer annahm, so entging sie dieser Todesgefahr. Sie ging mit diesem ans Land, und wohnte mit ihm in einer Herberge, und bald verbreitete sich der Ruf ihrer Schönheit in der ganzen Stadt, und gelangte zu den Ohren des Fürsten von Morea, welcher damals in Chiarenza war. Er ward neugierig, sie zu sehen, und weil sie ihm noch reizender schien, als das Gerücht sie geschildert hatte, ward er so sehr in sie verliebt, daß er an nichts Anders denken konnte. Da er nun vernommen hatte, auf welche Art sie dahin gekommen war, so zweifelte er nicht, daß er sie leicht in seine Hände bekommen würde; auch säumten die Verwandten des Verwundeten nicht, sie ihm zu überliefern, sobald sie merkten, daß er mit dieser Absicht umginge; welches dem Fürsten sehr lieb war, und der Dame nicht weniger, indem sie glaubte, dadurch einer großen Gefahr entgangen zu sein. Wie der Fürst bemerkte, daß ihre Schönheit noch durch einen königlichen Anstand erhöhet ward, hielt er sie (da er keine Nachricht wegen ihrer Abkunft erhalten konnte) wenigstens für eine sehr adelige Dame; daher er sie um desto höher schätzte, und sie nicht wie eine Beischläferin, sondern wie seine leibliche Gemahlin in Ehren hielt. Weil demnach Alathiel, indem sie sich ihres vorigen Ungemachs erinnerte, und dagegen ihren jetzigen behaglichen Zustand erwog, sehr froh und zufrieden lebte, so ward auch ihre Schönheit so blühend, daß man in ganz Romanien nicht aufhörte, davon zu reden.

Dadurch ward der Herzog von Athen, ein junger, schöner, rüstiger

Herr, und ein Freund und Verwandter des Fürsten, so neugierig gemacht, daß er unter dem Vorwande eines Besuches, den er bisweilen bei ihm abzustatten pflegte, mit einem auserlesenen und ansehnlichen Hofstaat nach Chiarenza kam, wo er mit Freuden und mit vielen Ehrenbezeigungen aufgenommen ward. Wie nach einiger Zeit einmal von der Schönheit der Alathiel die Rede war, fragte der Herzog den Fürsten, ob sie denn wirklich so wunderschön wäre, wie man behauptete?

„Noch weit schöner (sprach der Fürst); allein Du sollst mir das nicht auf mein Wort glauben, sondern es mit Deinen Augen sehen."

Der Herzog ließ demnach dem Fürsten keine Ruhe, bis er ihn zu der Schönen führte, welche von ihrem Besuche vorher war benachrichtigt worden, und sie mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit empfing. Sie mußte sich zwischen den beiden Fürsten setzen, welche sich aber mit ihr nicht viel unterreden konnten, weil Alathiel wenig von ihrer Sprache verstand; vielmehr betrachteten die Beiden sie blos wie ein bewundernswürdiges Wesen; besonders der Herzog, welcher sie kaum für ein sterbliches Geschöpf halten konnte. Indem er sie betrachtete, ward er des lieblichen Giftes nicht gewahr, das er durch seine Augen einsog, und indem er glaubte, sie blos mit Wohlgefallen anzuschauen, verwickelte er sich in den Schlingen der inbrünstigsten Liebe.

Wie er mit dem Fürsten sich von ihr entfernte, und völlige Muße hatte, seinen Gedanken nachzuhängen, hielt er den Fürsten für den glücklichsten Mann in der Welt, daß ihm ein so wunderschönes Geschöpf zu Gebote stände, und wie nach einem langen Kampfe seine Liebe den Sieg über seine Rechtschaffenheit behielt, so beschloß er, es möchte kosten was es wollte, den Fürsten dieses Kleinods zu berauben, und es zu seinem eigenen Genusse zu verwenden. Und weil ihm sein Trieb zu eilen gebot, so setzte er alle Vernunft und Rechtlichkeit beiseite, und dachte nur auf lauter Verrath und Bosheit. Nach dem verruchten Plan, den er mit einem vertrauten Kammerdiener des Fürsten verabredet hatte, der sich Ciuriaci nannte, ließ er an einem Tage heimlich alle seine Pferde und sein Gepäck in Bereitschaft zur Abreise halten, und in der folgenden Nacht ward er, nebst einem seiner Leute, bewaffnet von dem besagten Ciuriaci durch einen geheimen Gang in das Gemach des Fürsten eingelassen. Alathiel schlief, und der Fürst stand im bloßen Hemde an einem Fenster, um sich von der großen Hitze durch den sanften Seewind abkühlen zu lassen. Der Herzog schlich also nebst seinem

Mitthelfer, dem er seinen ganzen Plan mitgetheilt hatte, leise bis an das Fenster, gab dem Fürsten einen Stich in die Seite, der ihm das Herz durchbohrte, und stürzte ihn den Augenblick aus dem Fenster. Der Palast lag am Meer, und war sehr hoch, und unter dem Fenster, an welchem der Fürst stand, waren einige verfallene Hütten, welche das Meer zerstört hatte, und wohin selten, oder niemals Menschen kamen; daher auch (wie der Herzog vorhergesehen hatte) niemand es gewahr ward, wie man den Fürsten hinabstürzte. Wie dieß geschehen war, zog der Begleiter des Herzogs plötzlich eine Schnur aus der Tasche, die er dem treulosen Ciuriaci um den Hals warf, und ihn mit Hilfe des Herzogs so geschickt erdrosselte, daß er keinen Laut von sich geben konnte, worauf sie ihn aus demselben Fenster hinaus warfen.

Wie dieß geschehen war, und sie ganz gewiß waren, daß weder die schlafende Dame, noch jemand anders sie bemerkt hatte, trat der Herzog an das Bett, und weidete seine Blicke an der schlafenden Schönen, die, wenn sie ihm bekleidet gefallen hatte, jetzt unbekleidet seine Sinne noch unendlich mehr bezauberte. Er scheuete sich nicht, mit Händen, die noch von dem Blute des Fürsten rauchten, sich ihr zu nähern, und seinen Platz neben derjenigen einzunehmen, die halb schlafend, in der Meinung, daß er der Fürst sei, ihm ihre Umarmung nicht versagte. Doch verweilte er nicht lange, sondern stand auf, und etliche der Seinigen mußten sich ihrer auf solche Art bemächtigen, daß sie kein Geräusch machen konnte, worauf er sie durch eben den geheimen Gang, auf welchem er hereingekommen war, entführen und auf ein Pferd setzen ließ, und sich mit allen Seinigen in möglichster Stille auf den Weg nach Athen begab. Weil er aber eine Gemahlin hatte, so getrauete er sich nicht, sie in die Stadt zu bringen, sondern führte die bekümmerte Schöne nach einem Lustschlosse am Ufer des Meeres, wo er sie heimlich unterhielt, und sie mit allem Nöthigen standesmäßig bedienen ließ.

Am folgenden Tage warteten die Hofleute des Fürsten bis Mittag, daß er aufstehen sollte. Wie er aber gar nichts von sich hören ließ, öffneten sie die Thüre seines Gemachs, die nur angelehnt war, und wie sie auch hier niemand fanden, glaubten sie, er wäre vielleicht auf einige Tage nach einem andern Orte gegangen, um sich daselbst mit seiner Dame zu belustigen, und machten sich seinetwegen weiter keine Sorgen. Unterdessen begab es sich am folgenden Tage, daß ein Wahnsinniger zwischen den Trümmern herumirrte, wo die Leichen des Fürsten und des Ciuriaci lagen, und daß er den Leichnam des Letzteren bei der Halfter herausschleppte, und damit herum-

lief. Dieses ward von Vielen mit Erstaunen gesehen, und sie bewegten den Verrückten durch gute Worte, sie dahin zu führen, wo er den Leichnam gefunden hatte. Hier fanden sie, zu ihrem Schmerz und Entsetzen, auch die Leiche des Fürsten, und bestatteten sie mit traurigem Gepränge zur Erde. Wie man nun nach den Thätern forschte, welche diesen grausamen Mord begangen hatten, und wie der Herzog von Athen nirgends zu finden war, sondern sich verstohlner Weise davon gemacht hatte, so zweifelten sie nicht (wie es sich auch wirklich verhielt), daß er den Mord verübt und die Dame entführt hätte. Sie erwählten demnach den Bruder des Fürsten zu seinem Nachfolger, und trieben ihn an, den Tod seines Bruders zu rächen. Wie dieser sich nun aus manchen andern Umständen überzeugte, daß die Sache sich wirklich so verhielt, wie man glaubte, berief er alle seine Freunde, Verwandten und Vasallen zusammen, brachte in kurzem ein ansehnliches Heer auf die Beine, und rüstete sich zum Kriege gegen den Herzog. Sobald dieser Nachricht davon bekam, bot er gleichfalls alle seine Kräfte auf, um Anstalt zur Gegenwehr zu machen; auch kamen ihm viele Herren zu Hülfe, und unter andern sandte ihm der griechische Kaiser seinen Sohn Constantius und seinen Neffen Emanuel, mit einem schönen und zahlreichen Heere, und der Herzog emfing sie mit großen Ehrenbezeigungen, und die Herzogin noch mehr, weil sie ihre Schwester und Nichte war. Wie die Sachen von Tage zu Tage ein kriegerischeres Ansehen gewannen, nahm die Herzogin einst eine Gelegenheit wahr, ihren Bruder und Vetter zu sich in ihr Zimmer zu berufen, und erzählte ihnen mit vielen Thränen umständlich die ganze Geschichte, wodurch dieser Krieg veranlaßt würde; beklagte sich über den Verdruß, den ihr der Herzog angethan hätte, daß er heimlich ein Frauenzimmer unterhielte; und indem sie sich darüber aufs höchste beschwerte, bat sie die beiden Prinzen, die Ehre des Herzogs und ihre Ruhe durch solche Mittel wieder herzustellen, welche sie für die wirksamsten hielten. Die jungen Herren wußten selbst, wie die Sache sich verhielt; ohne demnach die Herzogin mit vielen Fragen zu behelligen, trösteten sie sie, so gut sie konnten, machten ihr die beste Hoffnung, und entfernten sich, nachdem sie von ihr erfahren hatten, wo sich die Dame aufhielte. Da sie nun schon oft von der Schönheit derselben gehört hatten, so waren sie neugierig, sie zu sehen, und baten den Herzog, sie ihnen zu zeigen. Dieser schien zu vergessen, wie es dem Fürsten gegangen war, der sie ihn hatte sehen lassen, und versprach ihnen, ihr Begehren zu erfüllen. Er ließ deswegen in einem herrlichen Landhause, welches

die Dame bewohnte, eine köstliche Mahlzeit anrichten, und führte die beiden Prinzen nebst einigen wenigen andern Herren am folgenden Tage dahin zum Essen. Wie Constantius neben Alathiel saß, fing er an, sie voll Verwunderung zu betrachten, und gestand sich, daß er nie etwas so Schönes in seinem Leben gesehen hätte, und daß man den Herzog, oder irgend einen andern, entschuldigen müßte, wenn er, um ein so schönes Geschöpf zu besitzen, sich des Verraths, oder einer andern unziemlichen That schuldig gemacht hätte; und wie er fortfuhr, sie einmal über das andere zu betrachten, und jedesmal neue Reize an ihr zu entdecken, so ging es ihm am Ende nicht besser, als es dem Herzoge gegangen war.

Wie er sie demnach mit verliebtem Herzen verließ, verschwanden bei ihm von Stund' an alle Gedanken an den Krieg, und er dachte an nichts, als wie er sie dem Herzog rauben könnte; doch wußte er seine Liebe vor Jedermann meisterhaft zu verhehlen. Indem er in diesem Feuer glühte, kam die Zeit, daß man dem Fürsten entgegenrücken mußte, welcher sich schon den Grenzen des Herzogs nahete. Der Herzog und Constantius und alle Uebrigen brachen demnach von Athen auf, um diejenige Stellung an der Grenze zu nehmen, wodurch man dem Fürsten das Eindringen verwehren konnte; da sie nun in dieser Stellung einige Zeit blieben, und die Sinne des Constantius beständig auf die Dame gerichtet waren; und da dieser glaubte, jetzt, während der Abwesenheit des Herzogs, am leichtesten zu seinem Zwecke gelangen zu können, so stellte er sich, um eine Gelegenheit zu haben, nach Athen zu kommen, sehr krank, und nachdem ihm der Herzog Urlaub gegeben hatte, übergab er den Befehl über seine Leute dem Prinzen Emanuel, und ging nach Athen zu seiner Schwester. Nach einiger Zeit lenkte er das Gespräch auf den Verdruß, den sie über des Herzogs Vertraulichkeit mit dem fremden Frauenzimmer geäußert hätte, und sagte, wenn sie es zufrieden wäre, so wollte er dem Dinge bald abhelfen, und das Frauenzimmer entführen lassen. Die Herzogin, welche sich einbildete, daß er dieses aus Liebe zu ihr, und nicht zu der Dame thäte, bezeigte sich sehr zufrieden damit; doch empfahl sie ihm, sich so zu benehmen, daß der Herzog nie erführe, daß sie darin eingewilligt hätte. Dieses sagte ihr Constantius heilig zu, und die Herzogin erlaubte ihm demnach sein Vorhaben nach seinem Gutbefinden auszuführen. Constantius ließ also in der Stille ein kleines bewaffnetes Fahrzeug zurüsten, und ließ es an einem Abend nahe bei dem Lustschlosse, welches Alathiel bewohnte, vor Anker legen. Nachdem er

der Mannschaft auf dem Schiffe die nöthigen Verhaltungsbefehle gegeben hatte, ging er mit einigen Andern nach dem Palaste der Dame und ward von ihren Dienern und von der Dame selbst, freundlich empfangen. Sie ging mit ihm auf seine Bitte, in Begleitung ihrer und seiner Leute in den Garten, und unter dem Vorwande, daß er ihr etwas im Namen des Herzogs zu sagen hätte, ging er allein mit ihr durch ein Pförtchen hinaus an das Ufer der See, wo er den Seinigen auf dem Schiffe ein Zeichen gab, worauf sie sich plötzlich der Dame bemächtigten, und sie an Bord brachten. Er selbst rief ihren Leuten im Garten zu: „Keiner rühre sich, oder mache Lärm, wenn er nicht sterben will; denn ich bin nicht Willens, dem Herzog ein Weib zu rauben, sondern nur den Schimpf abzuwenden, den er meiner Schwester anthut."

Niemand wagte es, ihn anzutasten; Constantius schiffte sich also mit den Seinigen ruhig ein, setzte sich neben die weinende Schöne, und befahl, die Ruder zu lösen, und davon zu fahren. Sie schienen mehr durch die Wellen zu fliegen, als zu rudern, und kamen schon am folgenden Morgen, fast bei Tages Anbruch, nach Egina. Hier stiegen sie an's Land, und Constantius ruhete aus in den Armen der Dame, welcher nichts anders übrig blieb, als ihre unglückselige Schönheit zu beseufzen, und sich in Geduld zu schicken. Darauf schifften sie sich wieder ein, und steuerten nach Chios, wo sie in wenigen Tagen ankamen, und wo Constantius, als an einem sicheren Orte zu bleiben beschloß, theils um den Vorwürfen seines Vaters auszuweichen, theils, um nicht Gefahr zu laufen, daß man ihm seine Geliebte rauben möchte, welche hier noch manchen Tag ihr Unglück beweinte, endlich aber sich von Constantius trösten, und sich dasjenige gefallen ließ, was ihr das Schicksal beschieden hatte. Indem nun Alles solchergestalt wieder in seinem Geleise ging, kam von ungefähr Usbek, der Sultan der Türken, welcher in beständiger Fehde mit dem griechischen Kaiser lebte, nach Smyrna, und hörte, daß Constantius ganz unbesorgt auf Chios lebte, und sich daselbst mit einem geraubten Mädchen gütlich thäte. Er rüstete demnach einige leichte Fahrzeuge aus, womit er in der Nacht nach Chios kam, wo er in der Stille mit seiner Mannschaft landete, manchen aus seinem Bette hohlte, ehe er gewahr ward, daß Feinde im Lande waren; und endlich einige, die zu den Waffen griffen, niedermachte; hernach überall raubte und plünderte, sengte und brennte, und mit der Beute und den Gefangenen wieder an Bord und nach Smyrna ging. Hier fand Usbek,

der noch ein junger Mann war, unter den Gefangenen die schöne Alathiel, und wie er erfuhr, daß sie dieselbe wäre, welche Constantius bei sich gehabt, und welche man ihm im Schlafe von der Seite gerissen hätte, so säumte er nicht, sie zu seiner Gamahlin zu machen, und lebte einige Monate ruhig und vergnügt mit ihr in Smyrna.

Der griechische Kaiser hatte inzwischen schon ehe dieses vorgefallen war, mit Bassano, dem Könige von Cappadocien, Unterhandlungen gepflogen, daß dieser dem Usbek von einer Seite mit seiner Macht in's Land fallen sollte, indeß er selbst ihn von der andern Seite angriffe; sie waren aber nicht völlig darüber einig geworden, weil der Kaiser in einige Forderungen des Bassano, die ihm zu hart schienen, nicht hatte einwilligen wollen. Wie er aber hörte, was seinem Sohne geschehen war, und sich sehr darüber grämte, willigte er ohne weitere Umstände in die Forderungen des Cappadociers, und trieb ihn an, so bald als möglich dem Usbek in sein Gebiet zu fallen, indem er sich von der andern Seite anschickte, dasselbige zu thun. Wie Usbek dieses hörte, zog er geschwind sein Heer zusammen, und eilte, damit ihn seine beiden mächtigen Nachbarn nicht zwischen zwei Feuer bringen möchten, dem Könige von Cappadocien entgegen; indeß er seine schöne Geliebte in Smyrna unter der Aufsicht eines treuen Dieners zurück ließ. Wie die Heere bald darauf einander begegneten, kam es zu einem Treffen, in welchem Usbek erschlagen, und sein Heer gänzlich überwunden und zerstreut ward. Dem siegreichen Bassano stand demnach der Weg nach Smyrna offen, und Jedermann unterwarf sich ihm, wie er als Ueberwinder im Anzuge war. Usbeks Diener, der sich Antiochus nannte, welchem die schöne Alathiel anvertrauet war, vergaß unterdessen über ihrer Schönheit, obwohl er schon betagt war, die Treue gegen seinen Herrn, und verliebte sich in sie; und da er ihrer Sprache kundig war, und sich ihr dadurch um desto angenehmer machte, weil sie nun schon Jahre lang fast wie eine Taubstumme unter den Leuten gelebt hatte, indem sie keinen Menschen verstand und von keinem verstanden ward, so trieb ihn die Liebe in wenigen Tagen, sich nach und nach solche Freiheiten bei ihr zu nehmen, daß ihre Vertraulichkeit, ohne sich daran zu kehren, daß ihr Herr und Gebieter unter den Waffen und im Kriege begriffen war, zur größesten Höhe stieg. Sobald sie aber vernahmen, daß Usbek überwunden und erschlagen war, und daß Bassano überall den Meister spielte, hielten sie Beide es für rathsam, seine Ankunft nicht abzuwarten, sondern sie packten den besten Theil von Usbeks Ver-

mögen zusammen, und flüchteten damit heimlich nach Rhodos. Wie sie hier noch nicht lange gewesen waren, so verfiel Antiochus in eine tödtliche Krankheit, und da zufälliger Weise ein gewisser Kaufmann aus Cypern bei ihm einkehrte, für welchen er außerordentliche Liebe und Freundschaft hatte, und er das Ende seines Lebens spürte, so entschloß er sich, seine Geliebte und seine Schätze seinem Freunde anzuvertrauen. Er rief demnach Beide kurz vor seinem Tode zu sich, und sagte: „Ich sehe, daß ich unvermeidlich sterben muß, und es geht mir nahe, weil mir noch nie das Leben so lieb war, wie jetzt. Eins ist mir inzwischen ein Trost in meinem Tode, daß ich nämlich in den Armen der beiden Personen sterbe, die mir die liebsten sind; in den Deinigen, mein bester Freund, und in den Armen dieses theuren Geschöpfs, welches ich mehr als mich selbst geliebt habe, seitdem wir uns kennen. Es ist wahr, sie dauert mich, da sie hier eine Fremde ist, und nach meinem Tode ohne Rath und ohne Hülfe bleibt; aber sie würde mich noch mehr dauern, wenn ich Dich nicht hier hätte, von dem ich überzeugt bin, Du werdest um meinetwillen Dich ihrer annehmen, als wenn ich es selbst wäre; und deswegen bitte ich Dich inständig, laß Dir, wenn ich sterbe, ihre Person und meine Angelegenheiten empfohlen sein, und schalte mit beiden so, wie Du glaubst, daß Du meine Seele dadurch erfreuen könnest. Und Dich, meine Geliebte, bitte ich, daß Du mich nach meinem Tode nicht vergessest, damit ich mich dort noch rühmen könne, daß mich hier das schönste Weib liebet, welches die Natur hervorgebracht hat."

Der kaufmännische Freund und die Geliebte zerflossen während dieser Rede in Thränen, und trösteten ihn, wie er schwieg, mit der Versicherung, daß sie Alles treulich erfüllen wollten, was er ihnen im Fall seines Absterbens empfohlen hätte; und es dauerte nicht lange, so schied er aus diesem Leben, und sie ließen ihn anständig begraben. Einige Tage darnach, wie der cyprische Kaufmann seine Geschäfte in Rhodos abgethan hatte, und mit einer catalonischen Jacht wieder nach Cypern gehen wollte, fragte er die schöne Frau, ob sie lieber in Rhodos bleiben wollte, oder mit ihm nach Cypern hinüber schiffen, weil er dahin zurückkehren müsse. Sie gab ihm zur Antwort, sie wollte mit ihm reisen, weil sie versichert wäre, daß er aus Liebe zu seinem Freunde Antiochus sie wie seine Schwester ansehen und ihr wie einer solchen begegnen würde. Der Kaufmann versicherte ihr, daß er sich Alles, was ihr beliebte, gern gefallen ließe, und damit er sie auf dem Wege nach Cypern vor allen unangenehmen Anmuthungen desto gewisser

schützen könnte, so würde sie wohl thun, wenn sie sich für seine Frau ausgäbe. Wie sie nun an Bord kamen, ward ihnen dem zu Folge eine kleine Kajüte eingeräumt, und damit ihre Handlungen nicht mit ihren Worten im Widerspruche ständen, so bequemten sie sich das kleine Bettchen, das sich in derselben befand, mit einander zu theilen; und da begab sich etwas, wovon sie beiderseits bei ihrer Abreise aus Rhodos nicht geträumt hatten: die Dunkelheit, die behagliche Lage, und die Wärme des Bettchens wirkten nämlich so mächtig, daß sie die Freundschaft für den verstorbenen Antiochus verdrängten, und daß die Beiden sich von einerlei Triebe gedrungen fühlten, noch vor ihrer Ankunft in Baffa, wohin der Kaufmann zu Hause gehörte, eine Verwandtschaft mit einander zu stiften, welche sie auch nachher daselbst fortsetzten.

Bald darauf traf es sich, daß ein angesehener Mann, Namens Antigono, wegen einiger Geschäfte nach Baffa kam, welcher sehr bejahrt und zugleich mit vielem Verstande begabt war; aber desto ärmer an Glücksgütern; denn er war in verschiedenen Sachen, die er im Dienste des Königs von Cypern unternommen hatte, nicht glücklich gewesen. Dieser ging einst, während der cyprische Kaufmann mit Waaren nach Armenien verreiset war, vor dem Hause vorüber, wo die schöne Alathiel wohnte, und wie er sie zufällig am Fenster erblickte, und sie wegen ihrer Schönheit genau betrachtete, so glaubte er sich zu erinnern, daß er sie schon irgendwo gesehen hätte, wiewohl er sich dessen nicht mit Gewißheit bewußt war. Alathiel, welche lange Zeit ein Spiel des Glücks gewesen, und jetzt dem Ziele nahe war, welches ihren Unglücksfällen ein Ende machen sollte, erinnerte sich ebenfalls, sobald sie den Antigono gewahr ward, daß sie ihn einst in Alexandria gekannt hatte, wo er im Dienste ihres Vaters eine ansehnliche Stelle bekleidete: sie machte sich demnach den Augenblick Hoffnung, durch seinen Rath und Beistand wieder zu ihren königlichen Ehren zu gelangen, und da ihr Kaufmann nicht zu Hause war, so ließ sie den Antigono zu sich rufen. Wie er kam, fragte sie ihn mit verschämtem Blick, ob er nicht Antigono von Famagosta wäre. Antigono bejahte es, und setzte hinzu: „Es kömmt mir vor, Madonna, daß ich Euch gleichfalls kennen soll, wiewohl ich mich nicht erinnern kann, woher. Ich bitte Euch demnach, wenn es es Euch nicht mißfällig ist, meinem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, und mir zu sagen, wer Ihr seid."

Wie sie hörte, daß er es wirklich war, brach sie in Thränen aus, warf

ihm zu seiner Verwunderung die Arme um den Hals, und fragte ihn nach einer kurzen Pause, ob er sie nie in Alexandria gesehen habe.

Diese Frage erinnerte ihn den Augenblick an Alathiel, die Tochter des Sultans, und er wollte ihr schon seine schuldige Ehrerbietung bezeigen; sie ließ es aber nicht zu, sondern hieß ihm, sich neben ihr zu setzen. Er fragte sie darauf ehrerbietigst, wie und wenn, und woher sie an diesen Ort gekommen wäre, weil man in ganz Aegypten für ganz gewiß behauptete, sie wäre vor einigen Jahren in den Wellen umgekommen.

„Ich möchte lieber wünschen (antwortete sie), daß dieses geschehen wäre, als daß ich das Leben habe führen müssen, welches mir beschieden war; und ich glaube, mein Vater würde eben dasselbe wünschen, wenn er es jemals erführe.“ Mit diesen Worten vergoß sie abermal die bittersten Thränen; daher Antigono zu ihr sagte: „Madonna, verzweifelt nicht eher, als Ihr es nöthig habt. Gefällt es Euch, so erzählt mir Eure Begebenheiten, und die Lebensart, die Ihr geführt habt; vielleicht stehen die Sachen so, daß wir ihnen unter dem Beistande des Himmels noch eine gute Wendung geben können.“

„Antigono (versetzte sie), wie ich Dich erblickte, glaubte ich in Dir meinen Vater zu sehen, und die kindliche Liebe, die ich ihm schuldig bin, bewog mich, da ich mich vor Dir wohl verbergen konnte, mich Dir zu entdecken; denn es sind wenige Leute, deren Anblick mich so erfreuen könnte, wie ich mich freue, Dich vor allen andern wieder gesehen und erkannt zu haben; und darum will ich auch Dir, wie einem Vater alles erzählen, was ich sonst vor Jedermann verborgen gehalten habe. Wenn Du glaubst, nachdem Du alles vernommen hast, daß Du mir auf irgend eine Weise zu meinem vorigen Zustande wieder verhelfen könnest, so beschwöre ich Dich, es zu thun. Scheint es Dir aber unmöglich, so bitte ich Dich, laß Dir niemals gegen Jemand merken, daß Du mich gesehen oder etwas von mir gehört habest.“

Hierauf fuhr sie fort, unter beständigen Thränen ihm alles zu erzählen, was ihr seit dem Tage ihres Schiffbruches auf Mallorca bis auf den Tag ihrer Zusammenkunft mit ihm begegnet war.

Antigono ward davon bis zu Thränen gerührt, und wie er ein wenig nachgedacht hatte, sprach er: „Prinzessin, da während aller Eurer Unglücksfälle Niemand erfahren hat, wer Ihr seid, so getraue ich mir unfehlbar, Euch zu versprechen, daß Euer Vater Euch noch lieber haben soll, als zuvor,

wenn ich Euch ihm wieder bringe, und Euer Gemahl, der König von Al-Garve nicht minder."

Wie sie ihn fragte, wie er das anfangen wollte, gab er ihr umständlich von allem Bescheid was sie thun müßte, und damit keine Zeit versäumt würde, so machte er sich gleich auf den Weg nach Famagosta, und begab sich zum Könige. „Gnädiger Herr (sprach er zu ihm), wenn Ihr wollt, so könnt Ihr, ohne viele Unkosten, Euch selbst große Ehre machen, und mir, der ich in Eurem Dienste verarmt bin, zu meinem Glücke verhelfen."

„Wie so?" fragte der König.

„Die schöne Tochter des Sultans (antwortete Antigono), von welcher man so lange Zeit gesagt hat, daß sie ertrunken wäre, ist in Baffa angekommen, und hat, um nur ihre Keuschheit zu bewahren, das größeste Ungemach ausstehen müssen. Sie befindet sich jetzt in dürftigen Umständen, und wünscht zu ihrem Vater zurück zu gelangen. Wenn Ihr sie ihm nun unter meiner Aufsicht zuschicken wolltet, so würde es Euch viele Ehre, und mir großen Vortheil bringen, und ich glaube, der Sultan würde Euch einen solchen Dienst nimmermehr vergessen."

Der König, von einem edlen Eifer getrieben, gab ihm gleich zur Antwort, er sei bereit, und ließ demnach die Dame mit großen Ehrenbezeigungen nach Famagosta holen, wo sie von ihm und der Königin mit vieler Pracht und Feierlichkeit empfangen ward. Einige Tage darauf ward sie auf ihr Begehren, unter der Aufsicht des Antigono, und in Begleitung eines ansehnlichen Hofstaats von Herren und Frauen, dem Sultan zugeschickt; und man kann sich vorstellen, daß er sie mit herzlicher Freude empfing, und daß auch Antigono und seine Begleiter ebenfalls freundlich aufgenommen wurden.

Die Dame, welche sich die Unterweisung des Antigono trefflich zu Nutz machte, stattete demnächst ihrem Vater folgenden Bericht ab:

„Lieber Vater, ungefähr am zwanzigsten Tage nach meiner Abreise von Euch, ward unser Schiff in der Nacht von einem fürchterlichen Sturm in einer Gegend im Westen, die man Aiguemorte nennt, zertrümmert. Was aus der Mannschaft des Schiffs geworden ist, das weiß ich nicht, und habe es nie erfahren; und ich erinnere mich nur, daß ich am folgenden Morgen, wie ich so zu sagen vom Tode zum Leben wieder erwachte, und wie die Leute des Landes unser Schiff bereits gewahr worden, und von allen Orten und Enden zusammengekommen waren, um es zu plündern, mit

zweien meiner Weiber ans Land gesetzt ward, wo den Augenblick die eine von einem, die andere von einem andern Jünglinge ergriffen ward, welche mit ihnen davon liefen, so daß ich nie erfahren habe, was weiter aus ihnen geworden ist. Ich selbst wehrte mich aus allen Kräften gegen zwei junge Leute, die mich bei den Haaren zogen, und weil ich überlaut weinte, so fügte es sich, indem sie im Begriffe waren, mich in einen großen Wald zu schleppen, daß zur selbigen Stunde vier Männer zu Pferde vorbei kamen, welche diejenigen, die mich schleppten, kaum erblickten, wie sie mich den Augenblick losließen und die Flucht nahmen. Die vier Männer, die mir Leute von großem Ansehen zu sein schienen, eilten auf mich zu und fragten mich vieles, und ich antwortete ihnen vieles; allein wir konnten uns von beiden Seiten nicht verstehen. Nachdem sie sich lange berathschlagt hatten, ließen sie mich auf eines von ihren Pferden sitzen, und führten mich nach einem Kloster, welches nach ihrer Sitte von lauter Frauenzimmern bewohnt ward. Ich weiß nicht was sie zu ihnen sagten; allein ich ward von ihnen allen sehr gütig aufgenommen, und immer mit vieler Achtung behandelt. Hernach habe ich nach ihrem Beispiel oft mit voller Andacht dem Sanct Crescens von Valcreuse gedient, welchem die Frauenzimmer in jener Gegend sehr ergeben sind. Nachdem ich nun einige Zeit unter ihnen gelebt hatte, und anfing, etwas von ihrer Sprache zu verstehen, fragten sie mich wer ich wäre, und aus welchem Lande; weil ich aber merkte, wo ich mich befand, und mich fürchtete, daß sie mich als eine Feindin ihres Glaubens von sich stoßen würden, wenn ich die Wahrheit sagte, so gab ich zur Antwort: ich wäre die Tochter eines Edelmanns in Cypern, der mich nach Creta hätte verheirathen wollen, allein das Unglück hätte gewollt, daß wir an ihre Küste verschlagen wären, und Schiffbruch gelitten hätten. Mehr als einmal und auf mancherlei Weise habe ich ihre Gebräuche mitgemacht, aus Furcht, ich möchte sonst Uebel ärger machen; und wie mich einmal die älteste dieser Frauen, die sie Aebtissin nennen, fragte, ob ich mich wieder nach Cypern zurückwünschte, so gab ich zur Antwort, daß ich mich nach nichts eifriger sehnte. Inzwischen wollten sie, aus großer Vorsorge für meine Keuschheit mich Niemand anvertrauen, der nach Cypern reisete, bis endlich vor ungefähr zwei Monaten einige gute Männer in Frankreich mit ihren Weibern, unter welchen sich auch einige Verwandte der Aebtissin befanden, dahin reisen wollten. Wie nun die Aebtissin hörte, daß diese Willens wären, nach Jerusalem zu wallfahrten, um das Grab desjenigen zu besuchen, den sie für

Gott halten, und der dort begraben liegt, weil ihn die Juden todt geschlagen haben*), so empfahl sie mich ihnen, und bat sie, daß sie mich in Cypern meinem Vater wieder überliefern möchten. Wenn ich Euch sagen sollte, wie liebreich und gefällig mich diese guten Männer sammt ihren Weibern aufnahmen, so hätte ich Euch noch lange was zu erzählen. Wir gingen also zusammen an Bord eines Schiffes, und kamen nach einiger Zeit glücklich nach Baffa. Wie ich mich diesem Orte näherte, wo mich kein Mensch kannte, und wie ich mich folglich in der größesten Verlegenheit befand, was ich den guten Leuten sagen sollte, die mich meinem Vater überliefern wollten, wie es ihnen von der Aebtissin war aufgetragen worden; so schickte mir der Himmel, der sich vermuthlich meiner erbarmte, den Antigono am Ufer entgegen, in demselben Augenblick, wie wir in Baffa ans Land stiegen. Ich rief ihn geschwind zu mir, und bat ihn in unserer Sprache, welche jene guten Leute nicht verstanden, er möchte mich als seine Tochter empfangen. Er verstand meinen Wink auf der Stelle, empfing mich mit großer Freude, bewirthete die guten Männer und ihre Weiber nach seinem geringen Vermögen, und brachte mich zu dem Könige von Cypern, der mich so ehrenvoll hat empfangen und zu Euch geleiten lassen, daß ich es Euch nicht genugsam beschreiben kann. Wenn sonst noch etwas zu sagen übrig bleibt, so mag es Antigono thun, dem ich mehr als einmal diese meine Begebenheiten erzählt habe."

Antigono redete hierauf den Sultan an und sprach: „Sie hat Euch alles erzählt, Großmächtiger Herr! was ich von ihr selbst und von den guten Männern und Weibern, die mit ihr kamen, gehört habe; nur einen Umstand hat sie nicht erwähnt (vermuthlich weil sie glaubt, daß es ihr selbst nicht zusteht, davon zu reden), nämlich was die guten Herren und Frauen, mit denen sie kam, von dem keuschen Wandel erzählt haben, den sie bei den Nonnen führte, von ihren Tugenden und löblichen Sitten, und von den vielen Thränen, womit ihre männlichen und weiblichen Reisegefährten von ihr schieden, indem sie mir sie wieder überlieferten. Wenn ich Euch das alles erzählen sollte, so würde nicht nur dieser Tag, sondern auch die folgende Nacht nicht dazu hinreichen; genug, ich will Euch nur soviel sagen, daß nach dem Zeugniß dieser Leute, und nach allem, was ich selbst gesehen

*) Die christlichen Leser werden hoffentlich nicht vergessen, daß hier eine ungläubige Türkin spricht, die nichts von der Auferstehung weiß.

habe, kein gekröntes Haupt sich heutiges Tages rühmen kann, eine schönere, sittsamere und tugendhaftere Tochter zu besitzen als Ihr habt."

Dies gefiel dem Sultan so wohl, daß er sich wunderbarlich darüber erfreuete, und Gott bat, ihm die Gnade zu verleihen, daß er einem jeden die Ehre, die er seiner Tochter angethan hätte, nach Verdienst und Würden vergelten könnte; besonders aber dem Könige von Cypern, der sie ihm mit solchen Ehren wieder gesandt hätte. Nach einigen Tagen entließ er den Antigono mit großen Geschenken wieder nach Cypern, und dankte dem Könige in Briefen und durch besondere Botschafter verbindlichst für alles, was er an seiner Tochter gethan hatte.

Hiernächst wünschte er auch das angefangene Werk zu vollenden, nämlich seine Tochter mit dem Könige von Al-Garve zu vermählen. Er ließ ihm demnach von allem Nachricht geben, und schrieb ihm dabei, wenn er noch wünschte, seine Tochter zu haben, so möchte er sie nur abholen lassen. Darüber ward der König von Al-Garve sehr froh, schickte ihr ein standesmäßiges Geleite zu, um sie abzuholen, und empfing sie mit offenen Armen als Jungfrau, nachdem sie zehntausend mühselige Abenteuer überstanden hatte.

Darum sagt man wohl im Sprichwort: „Geküßter Mund wird nicht wund; vielmehr pflegt er sich, wie der Mond immer wieder zu verjüngen."

Achte Erzählung.

Der Graf von Angers wird unschuldig verklagt, und wandert ins Elend. Er läßt seine zwei Kinder in England, und wie er als ein Unbekannter aus Irland zurück kommt, findet er sie beide in großem Wohlstande. Er dient als Fußknecht in dem Heere des Königs von Frankreich, wird endlich unschuldig befunden und in seinen vorigen Stand wieder eingesetzt.

Die Damen seufzten oft bei den Abenteuern der Alathiel; wer weiß aber, was ihnen diese Seufzer eigentlich auspreßte, und ob nicht bei einigen ihre öfteren Hochzeiten eben so viel Neid, als Mitleiden erregten? Doch dem sei wie ihm wolle, wie sie über die letzten Worte des Pamfilo herzlich gelacht hatten, und wie die Königin merkte, daß die Geschichte sich damit endigte, befahl sie Elisa, eine neue zu erzählen. Diese gehorchte fröhlich

und sprach: „Wir haben uns heute ein weites Feld gewählt, auf welchem wir uns nach Belieben herumtummeln können, und es ist gewiß Niemand unter uns, der nicht zehnmal für einmal seinen Speer hier brechen könnte; so reichlich versieht uns das Schicksal mit Beispielen von seinen launigen und empfindlichen Streichen; ich will Euch indessen aus der unendlichen Anzahl derselben nur von einem erzählen.

Wie das römische Reich von den Franzosen auf die Deutschen kam, entstand daraus zwischen den beiden Völkern ein heftiger Kampf, und ein schwerer und anhaltender Krieg, während dessen der König von Frankreich und sein Kronprinz, theils um ihr eigenes Land zu vertheidigen, theils um das feindliche anzugreifen, die ganze Macht ihres Reiches, und hiernächst auch die Hülfsvölker ihrer Freunde, Verwandten und Bundesgenossen aufboten, und ein zahlreiches Heer gegen ihre Feinde ins Feld stellten. Ehe sie aber aufbrachen, bestellten sie den Grafen Gautier von Angers, einen edlen und weisen Mann, und ihren geprüften Freund und Diener, der zwar auch ein erfahrner Kriegsmann war, den sie aber doch noch für fähiger hielten, im Cabinet, als im Felde Dienste zu leisten, zum Verweser des ganzen Reiches, und begaben sich alsdann auf den Marsch.

Gautier nahm sich nunmehro mit Einsicht und Pünktlichkeit seines Amtes an, und besprach sich jederzeit mit der Königin und mit ihrer Schwiegertochter über alle Angelegenheiten; indem er sie wie seine Gebieterin und Vorgesetzten ehrte, obgleich sie beide seinem Schutz und seiner Aufsicht anvertrauet waren. Er war ein Mann von sehr schöner Gestalt, in einem Alter von etwa vierzig Jahren, fein und angenehm in seinen Manieren, so sehr als irgend ein Edelmann es sein konnte, überdies der geschmackvollste und zierlichste Cavalier seiner Zeit, und ein großer Liebhaber des äußerlichen Schmucks. Gautiers Gemahlin war gestorben, und hatte ihm nur einen Sohn und eine Tochter nachgelassen. Weil er nun während der Zeit, daß der König und der Prinz im Felde lagen, beständig am Hofe war, und sich häufig mit der Königin und der Kronprinzessin über die Staatsangelegenheiten besprach, so begab es sich, daß die Prinzessin ihre Augen auf ihn warf, und indem sie mit großem Wohlgefallen seine Person und seine Manieren betrachtete, von geheimer Liebe zu ihm entzündet ward. Da sie nun selbst jung und reizend war, und der Graf keine Gemahlin hatte, so schmeichelte sie sich um desto eher mit der Erfüllung ihrer Wünsche: und da sie glaubte, daß diesen nichts anderes im Wege stehen könnte, als ihre Schüchternheit, sie

laut werden zu lassen, so nahm sie sich vor, diese gänzlich zu verbannen. Wie sie sich nun eines Tages allein befand, nahm sie die Gelegenheit wahr, und ließ den Grafen rufen, als wenn sie von andern Dingen mit ihm sprechen wollte. Der Graf, dessen Gedanken sehr weit von den ihrigen entfernt waren, begab sich unverzüglich zu ihr, und setzte sich auf ihren Befehl neben ihr auf ein Ruhebett in ihrer Kammer nieder, in welcher sie Beide ganz allein waren. Schon zweimal hatte er gefragt, warum sie ihn herberufen hätte, und sie hatte immer geschwiegen. Endlich begann sie, von ihrer Liebe getrieben, mit schamrother Wange, und indem eine Thräne in ihrem Auge schwamm, sprach sie mit zitternder Stimme: „Liebster und bester Herr und Freund! Ihr könnt als weiser Mann leicht ermessen, wie weit die Schwachheit oft bei Männern und Weibern geht, und zwar aus verschiedenen Ursachen bei einigen weiter, als bei andern; und darum verdient ein und dasselbe Vergehen in den Augen eines gerechten Richters bei verschiedenen Personen nicht einerlei Strafe. Wer wird wohl behaupten, daß ein geringer Mann, oder ein armes Weib, welche ihren Unterhalt im Schweiße ihres Angesichtes suchen müssen, nicht mehr Tadel verdienten, wenn sie den Reizungen der Liebe folgten, und sich ihren Trieben ergäben, als eine reiche und müssige Dame, welcher es an keinem Dinge fehlt, um ihre Wünsche zu befriedigen? Ich glaube gewiß, Niemand. Darum däucht mich, daß diese Dinge sehr viel zur Entschuldigung derjenigen Person beitragen müssen, welche sie besitzt, wenn sie sich zur Liebe verleiten läßt; und wegen des Uebrigen muß die Wahl eines weisen und würdigen Liebhabers, wofern sie eine solche getroffen hat, sie rechtfertigen. Da sich nun meiner Meinung nach diese beiden Umstände bei mir vereinigt finden, und da noch überdies mehrere Ursachen hinzu kommen, welche mich zur Liebe reizen müssen (zum Beispiel meine Jugend und die Abwesenheit meines Gemahls); so müssen diese mir zu Statten kommen, um meine feurige Liebe in Euren Augen zu rechtfertigen; und wenn sie dasjenige bei Euch gelten, was sie bei verständigen Leuten gelten müssen, so bitte ich Euch, mir zu rathen und zu helfen, in dem Falle, den ich Euch vortragen will: Ich gestehe, daß ich während der Abwesenheit meines Gemahls den Reizen der Liebe nicht habe widerstehen können, die so mächtig sind, daß sie nicht nur zarte schwache Weiber, sondern auch die standhaftesten Männer nicht selten überwunden haben, und noch täglich überwinden; und da ich, wie Ihr seht, im Ueberflusse und im Müssiggange lebe, so habe ich mich verleiten lassen, den zärtlichen Freuden mit meinen Gedanken

nachzuhängen, und mich zu verlieben. Obgleich ich nun überzeugt bin, daß dergleichen Dinge, wenn sie bekannt würden, sich nicht ziemten, so halte ich sie doch keineswegs für ungeziemend, wenn sie verborgen sind und bleiben; auch ist mir die Liebe so günstig gewesen, daß sie mir nicht nur die nöthige Ueberlegung bei der Wahl eines Liebhabers nicht geraubt, sondern sie mir vielmehr selbst in reichem Maße geliehen hat, indem sie mir in Eurer Person denjenigen zeigte, welcher würdig ist, von einem Weibe, wie ich bin, geliebt zu werden, weil ich in Euch, wenn mich mein Urtheil nicht trügt, den schönsten, liebenswürdigsten, angenehmsten und verständigsten Cavalier gefunden habe, welchen ganz Frankreich aufweisen kann Und so, wie ich mich jetzt ohne Gemahl befinde, so seid Ihr auch ohne Gemahlin; deswegen beschwöre ich Euch bei der großen Liebe, die ich für Euch empfinde, daß Ihr mir die Eurige nicht versagt, sondern mit meiner Jugend Mitleiden habet, die sich wirklich für Euch, wie das Eis am Feuer verzehrt."

Auf diese Worte folgte ein solcher Strom von Thränen, daß sie nicht im Stande war, weiter zu reden, obwohl ihr noch mehr Bitten auf der Zunge schwebten; sondern sie schlug die Augen nieder, und sank, wie von Thränen überwältigt, dem Grafen an die Brust. Der Graf, als ein äußerst biederer Rittersmann, tadelte ihre thörichte Leidenschaft in den strengsten Ausdrücken; er stieß sie zurück, indem sie ihm bereits in die Arme sinken wollte, und betheuerte mit den heiligsten Schwüren, daß er sich lieber viertheilen lassen, als eine solche Beleidigung der Ehre seines Herrn weder sich selbst, noch einem andern verstatten würde.

Wie dies die Dame hörte, verwandelte sich auf einmal ihre Liebe in die Wuth einer Furie: „Meint Ihr denn (rief sie), unwürdiger Ritter, daß Ihr auf diese Weise meiner Wünsche spotten dürft? Das wolle der Himmel nicht, da Ihr mich umbringen wollt, daß ich nicht vielmehr Euch ums Leben bringe, oder Euch von der Welt verbanne!" Mit diesen Worten fuhr sie plötzlich mit beiden Händen in ihr Haar, zerraufte und verwirrte es, riß ihre Kleider von der Brust, und rief mit lauter Stimme: „Hülfe, Hülfe! der Graf von Angers will mir Gewalt anthun."

Der Graf, welcher dieses sahe, und wohl denken konnte, daß der Neid der Hofleute mächtiger wirken würde, als sein gutes Gewissen, und folglich befürchten mußte, daß die boshafte Verleumdung der Prinzessin mehr Glauben finden würde, als seine Unschuld, eilte so schnell er konnte aus der Kammer und aus dem Palast, und entfloh nach seinem Hause, wo er, ohne sich

bei andern Raths zu erhohlen, seine beiden Kinder zu Pferde setzte, sich selbst auf sein Roß schwang, und seinen Weg nach Calais nahm.

Auf das Geschrei der Prinzessin liefen alle Hofleute zusammen, und wie sie die Ursache ihres Geschreies vernahmen, glaubten sie nicht nur ihren Worten, sondern setzten noch hinzu, der Graf habe sich gewiß aus keiner andern Ursache seit langer Zeit so sehr geputzt und geschmückt, als in dieser Absicht. Man eilte demnach voll Wuth nach dem Hause des Grafen, um sich seiner Person zu bemächtigen; wie man ihn aber nicht fand, ward alles erstlich rein ausgeplündert, und dann sein Haus bis auf den Grund niedergerissen. Die Nachricht davon kam in der häßlichen Gestalt, in welcher sie verbreitet ward, dem Könige und dem Prinzen im Felde zu Ohren, und brachte sie dergestalt gegen den Grafen auf, daß sie ihn und die Seinigen zu ewiger Verbannung verdammten, und demjenigen eine große Belohnung versprachen, der den Grafen todt oder lebendig einliefern würde.

Der bekümmerte Graf, der durch seine unverschuldete Flucht sich gleichsam schuldig gegeben hatte, kam mit seinen Kindern unerkannt nach Calais, und ließ sich eiligst nach England übersetzen, wo er in armseliger Kleidung nach London wanderte, und wie er in dieser Hauptstadt ankam, seinen Kindern eine Menge guter Lehren und Warnungen gab, und ihnen hauptsächlich zwei Dinge empfahl; nämlich zum ersten, daß sie mit Geduld den armseligen Zustand ertragen möchten, in welchen das Schicksal sie und ihn ohne ihr Verschulden gestürzt hätte, und zweitens sollten sie, wenn ihnen ihr Leben lieb wäre, sich sorgfältig hüten, daß niemand erführe, woher sie gekommen, und wessen Kinder sie wären. Der Sohn, Namens Louis, war ungefähr neun Jahr, und die Tochter, welche Violante hieß, etwa sieben Jahr alt, und nach Maßgabe ihres zarten Alters machten sie sich die Lehren ihres Vaters vortrefflich zu Nutze, und bewiesen dieses in der Folge auch durch ihre Handlungen. Damit es ihnen um desto leichter würde, unerkannt zu bleiben, so gab er ihnen andere Namen, und nannte den Knaben Pierrot, und das Mädchen Jeannette; und weil sie in dem armseligsten Aufzuge französischer Bettler nach London gekommen waren, so pflegten sie umher zu gehen, und Almosen zu sammeln. Wie sie sich nun eines Morgens in dieser Absicht nach einer Kirche begeben hatten, trug es sich zu, daß eine vornehme Dame, die Gemahlin eines königlichen Feldmarschalls, indem sie aus der Kirche kam, den Grafen und seine Kinder gewahr ward, wie sie um Almosen baten, und ihn fragte, woher er wäre, und ob die Kinder ihm ge-

hörten. Er antwortete, es wäre aus der Picardie, und hätte wegen einer Uebelthat seines ungerathenen ältesten Sohnes mit seinen beiden Kindern landflüchtig werden müssen. Die mitleidige Dame heftete ihre Augen auf das Mädchen, welches ihr ungemein gefiel, weil es sehr schön, artig und einnehmend war. „Guter Mann (sprach sie), wenn Ihr mir Eure Tochter überlassen wollt, so will ich sie zu mir nehmen, weil sie mir behagt, und wenn sie ein gutes Mädchen wird, so will ich sie zu rechter Zeit anständig verheirathen." Dem Grafen war das Anerbieten willkommen; er gab also auf der Stelle seine Einwilligung, und übergab ihr mit Thränen seine Tochter, indem er sie ihrer Sorgfalt empfahl.

Wie er diese untergebracht hatte, und wußte, daß sie in guten Händen war, wollte er sich dort nicht länger aufhalten, sondern half sich mit Almosen quer durch die Insel, und kam mit seinem Sohne nach Wales, nicht ohne große Beschwerlichkeit, weil er der Fußreisen nicht gewohnt war. Hier befand sich ein anderer Marschall des Königs, welcher einen großen Hofstaat führte, und viele Diener hielt, an dessen Hofe der Graf mit seinem Sohne bisweilen ein Mittagessen bekam. Einst versuchte sich der Sohn des Marschalls mit den Kindern einiger andern Edelleute im Laufen, Springen, und andern jugendlichen Uebungen. Pierrot mischte sich unter die Knaben, und machte Alles so geschickt mit, wie die übrigen, und zum Theil noch besser. Wie der Marschall dies einigemal bemerkt hatte, und Wohlgefallen an dem Anstand und Betragen des Knaben fand, so fragte er, wer er wäre. Man sagte ihm, er wäre der Sohn eines armen Mannes, der bisweilen Almosen suchte; worauf der Marschall ihn um den Knaben bitten ließ. Der Graf, der nur dieses von Gott gebeten hatte, gab ihm gerne den Knaben, so ungern er sich auch sonst von ihm getrennt hätte. Wie er nun seinen Sohn und seine Tochter versorgt sahe, wollte er nicht länger in England bleiben, sondern ging, so bald er konnte, nach Irland, und wie er nach Stamford kam, begab er sich bei einem Edelmann auf dem Lande in Dienst. Hier verrichtete er alles, was gewöhnlich von einem Knecht, oder Knappen erfordert wird, und führte lange Zeit ein unbemerktes und beschwerliches Leben.

Violante, unter dem Namen Jeannette, nahm indessen zu an Jahren, an Wachsthum und an Schönheit, und war bei ihrer Dame in London und bei deren Gemahl in solcher Gunst, und bei jedermann im Hause, und bei allen die sie kannten, so wohl beliebt, daß es zu verwundern war;

und wer ihre Sitten und ihre Aufführung betrachtete, der mußte gestehen, daß sie werth war, zu Glück und Ehren erhoben zu werden. Die Edelfrau, die sie von ihrem Vater empfangen hatte, allein nichts weiter von seinen Umständen wußte, als was er selbst ihr gesagt hatte, war demnach Willens, sie so anständig zu verheirathen, wie es denjenigen Umständen angemessen wäre, in welchen sie glaubte, daß sie geboren sein könnte. Aber Gott, der am gerechtesten über die Verdienste der Menschen waltet, wußte wohl, daß sie ein adeliges Mädchen war, welches ohne Schuld für fremde Sünde büßte, und bestimmte ihr ein besseres Loos; und man muß glauben, daß dasjenige, was sich begab, durch seine gütige Schickung geschah, damit sie nicht einem niedrigen Menschen in die Arme geworfen würde.

Die Dame, bei welcher Jeannette wohnte, hatte nämlich einen einzigen Sohn mit ihrem Gemahl, welchen beide Eltern sehr zärtlich liebten, nicht nur, weil er ihr Sohn war, sondern auch weil er wegen seiner Tugenden und Gaben verdiente es zu sein; denn er war vorzüglich edel und bieder von Sitten, und schön und einnehmend von Gestalt. Er war ungefähr sechs Jahre älter, als Jeannette, und ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit fesselten ihn so sehr, daß außer ihr nichts Schönes in der Welt für ihn war Weil er aber glaubte, daß sie von niedrigem Stande wäre, so getrauete er sich nicht, seine Eltern zu bitten, sie ihm zur Gemahlin zu geben, sondern aus Besorgniß, daß sie ihm seine unanständige Neigung verweisen möchten, suchte er sie so viel möglich zu verbergen, wiewohl er eben deswegen ihren Stachel noch immer empfindlicher fühlte, als wenn er sie frei heraus bekannt hätte. Und so kam es endlich dahin, daß er vor tiefem Kummer zuletzt schwer krank ward, worüber sich seine Eltern sehr grämten, und ihn oft mit liebreichen Worten baten, ihnen die Ursache seines Kummers zu entdecken, allein er antwortete nur durch Seufzer, oder er sagte, er fühlte, daß seine Lebenskräfte gänzlich hinschwänden. Einmal traf es sich, indem ein junger Arzt (der aber alt an Einsicht und Gelehrsamkeit war) neben seinem Bette saß, und ihm den Puls fühlte, daß Jeannette, welche ihn aus Liebe zu seiner Mutter mit aller Sorgfalt bediente, wegen irgend einer Sache in das Zimmer kam, wo der Kranke lag. Wie der Jüngling sie erblickte, ließ er sich zwar durch Worte und Mienen nichts merken, allein sein Herz, welches in dem Augenblicke die Gluth der Liebe heftiger empfand, schlug stärker und sein Puls ging schneller als gewöhnlich, welches der Arzt mit Verwunderung bemerkte, und auf die Dauer des vermehrten Puls-

schlages um desto genauer Achtung gab. Wie Jeannette das Zimmer verließ, ward auch der Puls wieder schwächer, daher der Arzt glaubte, der Ursache der Krankheit auf die Spur gekommen zu sein, und deswegen Jeannette nach Verlauf einiger Zeit wieder hereinrufen ließ, als ob er etwas nöthig hätte, und inzwischen die Hand des Kranken immer in der seinigen hielt. Jeannette kam herein, und kaum betrat sie die Schwelle, so stieg der Pulsschlag des Kranken, und ward wieder schwächer, sobald sie sich wieder entfernte. Wie der Arzt nunmehr völlige Gewißheit erlangt zu haben glaubte stand er auf, und sagte im Vertrauen zu den Eltern des Kranken: „Die Gesundheit Eures Sohnes steht nicht in der Hand des Arztes sondern in Jeannette's Hand; denn wie ich aus deutlichen Merkmalen schließe, so liebt sie der Jüngling inbrünstig, obwohl sie nach meinem Urtheil nichts davon zu merken scheint. Ihr wißt nun, was Ihr zu thun habt, wofern Euch sein Leben lieb ist."

Der Edelmann und seine Gemahlin wurden froh, wie sie hörten, daß es wenigstens ein Mittel gäbe, ihren Sohn zu retten, obgleich es ihnen sehr empfindlich war, daß es (wie sie fürchteten) darauf ankam, ihm Jeannette zur Gemahlin zu geben. Wie demnach sich der Arzt entfernt hatte, gingen sie zu dem Kranken hinein, und die Mutter sagte zu ihm: „Lieber Sohn, ich hätte nimmer geglaubt, daß Du mir einen Wunsch verhehlen könntest, zumal da Du merktest, daß die Nicht-Erfüllung desselben Dir Deine Lebenskräfte raubte; denn Du solltest versichert sein, und mußt es sein, daß nichts in der Welt ist, was ich Dir nicht, wenn es Dich glücklich machen kann, aus eigenem Triebe gewährte. Weil Du es aber dennoch gethan hast, so ist unser Herr Gott barmherziger gegen Dich gewesen, als Du selbst, und damit Du an dieser Krankheit nicht stürbest, so hat er mir die Quelle Deines Leidens entdeckt, welche nichts anders ist, als die innige Liebe, welche Du für irgend ein Mädchen empfindest, es sei welches es wolle. Du brauchst Dich auch wahrlich nicht zu schämen, dieses zu gestehen, denn es ist Deinen Jahren gemäß, und wenn Du nicht liebtest, so würde ich Dich für sehr unempfindlich halten. Verhehle mir demnach nichts, mein Sohn, sondern entdecke mir mit Zuversicht Deine Wünsche, und entschlage Dich der Traurigkeit und des Tiefsinns, welche Dir diese Krankheit zugezogen haben; sei getrost, und versichere Dich, daß Du nichts von mir zur Beförderung Deiner Glückseligkeit begehren kannst, was ich nicht aus allen Kräften mich bestreben würde, Dir zu verschaffen, indem ich Dich mehr liebe als mein

Leben. Entferne alle Furcht und Blödigkeit, und sage mir, ob ich zur Beförderung Deiner Liebe etwas beitragen kann, und wenn Du nicht findest, daß ich mir alle mögliche Mühe gebe, Dir zur Erreichung Deines Endzwecks zu verhelfen, so halte mich für die grausamste Mutter, die jemals einen Sohn geboren hat."

Der Jüngling erröthete zuerst bei dieser Anrede seiner Mutter. Wie er aber überlegte, daß Niemand besser als sie, ihm zu seinem Glücke beförderlich sein könnte, verbannte er seine Schamröthe, und gab ihr zur Antwort: „Liebe Mutter, es hat mich nichts anders bewogen, meine Liebe zu verhehlen, als die öftere Erfahrung, daß die Leute, wenn sie alt werden, sich nicht erinnern wollen, daß sie jung gewesen sind. Weil Ihr aber in diesem Stücke nachsichtig seid, so will ich Euch nicht nur gestehen, daß alles richtig ist, was Ihr bemerkt habt, sondern ich will Euch auch die Person nennen, unter der Bedingung, daß Ihr Euer Versprechen nach Eurem besten Vermögen erfüllet; denn nur in diesem Falle könnt Ihr hoffen, mich wieder gesund zu sehen."

Die Mutter, welche sich zu gewisse Hoffnung machte, die Sache nach ihrer eignen Weise einrichten zu können (welches ihr aber nicht gelang), versprach ihm ohne Bedenken, daß sie unverzüglich die Hand an's Werk legen wollte, seine Wünsche zu befriedigen, und bat ihn, ihr sein ganzes Herz zu eröffnen.

„Liebe Mutter," sprach darauf der Jüngling, „die große Schönheit und das liebenswürdige Betragen unserer Jeannette, und die Unmöglichkeit, die ich fand, ihr meine Liebe zu erklären, und noch weniger, sie zur Gegenliebe zu bewegen, nebst dem Mangel an Muth, mich Jemand zu entdecken, haben mich dahin gebracht, wo Ihr mich jetzt seht. Und wenn dasjenige, was Ihr mir versprochen habt, nicht auf eine oder andere Art in Erfüllung geht, so seid versichert, daß ich nicht lange mehr leben werde."

Die Dame, welche glaubte, daß es jetzt eher Zeit wäre zu trösten, als Vorwürfe zu machen, antwortete mit Lächeln: „Ach mein Sohn! und um dieser willen bist Du krank geworden? Sei gutes Muths, und laß mich nur machen, Du sollst schon wieder gesund werden."

Der Jüngling, der sich jetzt mit der besten Hoffnung schmeichelte, ließ in Kurzem Merkmale augenscheinlicher Besserung spüren, welches für seine Mutter sehr erfreulich war, die sich demnach vornahm, zu versuchen, auf welche Art sie ihr Versprechen am besten erfüllen könnte. Sie ließ also

Jeannette eines Tages zu sich rufen, und fragte sie in sehr freundlichen Ausdrücken, ob sie schon einen Liebhaber hätte.

Jeannette gab mit Erröthen zur Antwort: „Gnädige Frau, einem armen Mädchen, das von Haus und Hof verjagt ist, wie ich bin, und welches im Dienste anderer Leute leben muß, wird man wohl nicht leicht von Liebe vorsagen, und es steht ihr auch nicht zu, dergleichen Anträgen Gehör zu geben."

„Sehr gut," sprach die Dame, „wenn Ihr keinen Liebhaber habt, so wollen wir Euch einen verschaffen, dessen Ihr froh sein und Euch Eurer Schönheit doppelt erfreuen werdet, denn es wäre Schade, wenn ein so schönes Mädchen, wie Ihr seid, keinen Liebhaber finden sollte."

„Gnädige Frau," antwortete Jeannette, „seitdem Ihr mich von meinem Vater empfinget, habt Ihr mich wie Eure Tochter erzogen, und ich bin deswegen schuldig, Euch in allem zu gehorchen; allein in diesem Stücke werde ich Euch nie gehorsam sein, und ich glaube, wohl daran zu thun. Wenn es Euch gefallen wird, mir einen Ehemann zu geben, so soll ihm meine Liebe gewidmet sein, aber keinem Andern; denn von dem Erbtheil meiner Väter ist mir nichts übrig geblieben, als das Ehrgefühl, und dieses will ich bewahren, so lange ich lebe."

Diese Worte schienen demjenigen nicht zu entsprechen, was die Dame beabsichtigte, um ihrem Sohne Wort zu halten, obwohl sie als eine verständige Frau das Mädchen in ihrem Herzen deswegen loben mußte. „Wie so, Jeannette?" sprach sie, „wenn nun der König, der ein junger Herr ist, von Deiner Liebe einige Gefälligkeit erwartete, würdest Du ihm sie wohl abschlagen?"

Jeannette antwortete hastig: „Gewalt könnte mir der König wohl thun, allein mit meinem Willen würde er nie etwas von mir erlangen, welches der Ehrbarkeit zuwider wäre."

Wie die Dame ihre Gesinnung merkte, gab sie den Versuch auf, sie mit Worten zu überreden, und nahm sich vor, sie auf eine andere Art auf die Probe zu stellen. Sie sagte nämlich zu ihrem Sohne, sie wollte Jeannette, so bald er gesund wäre, zu ihm ins Zimmer schicken, und es ihm selbst überlassen, sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen; indem sie glaubte, daß es sich nicht für sie schickte, als Unterhändlerin ihres Sohnes zu erscheinen, und ihre Jungfer um Liebe für ihn zu bitten. Dieses war dem Jünglinge gänzlich zuwider, und es ward plötzlich wieder mit ihm

viel schlimmer, als vorher, so daß die Dame, wie sie dieses sah, sich Jeannette völlig entdeckte. Wie sie diese aber standhafter als jemals fand, und ihrem Gemahl erzählte, was sie mit ihr gesprochen hatte, bequemten sie sich Beide, so schwer es ihnen auch ankam, Jeannette ihrem Sohne zur Gemahlin zu geben, indem sie ihn lieber lebendig in den Armen einer Gemahlin sehen wollten, die unter seinem Stande wäre, als auf der Bahre, aus Mangel derselben. Dieses geschah, nach manchen Unterhandlungen, zur Freude Jeannette's, welche mit andächtigem Herzen Gott dankte, daß er sie nicht vergessen hatte, und sich dessen ungeachtet noch immer für nichts ausgab, als für die Tochter eines armen Picarden. Der Jüngling ward hierauf gesund, feierte seine Hochzeit vergnügter als irgend ein Anderer, und ließ es sich mit seiner Gemahlin wohl sein.

Pierrot, welcher unterdessen in Wales bei dem Marschall des Königs von England geblieben war, wuchs ebenfalls heran, gewann die Gunst seines Herrn, und ward ein rascher schöner Jüngling, wie einer in England; so daß ihn im Ringen, Turnieren und andern ritterlichen Uebungen kein Mensch im ganzen Lande übertraf, und daß er unter dem Namen des Pierrot von Picardie überall bekannt und berühmt war. Und so wie Gott seine Schwester nicht vergessen hatte, so bewies er auch ihm, daß er sich seiner erinnerte. Denn es brach in der Gegend eine tödtliche Pestseuche aus, welche fast die Hälfte der Einwohner wegraffte, indeß ein großer Theil der Uebriggebliebenen vor Furcht in andere Länder entwich, so daß das Land ganz öde und leer schien. An dieser Seuche starb auch Pierrots Herr, nebst seiner Gemahlin, seinem Sohn und vielen Brüdern, Neffen und Verwandten, so daß von seinem ganzen Geschlechte und Hausgesinde auch Niemand übrig blieb, als eine einzig erwachsene Tochter, und Pierrot nebst einigen andern Dienern. Wie nun die Pest endlich nachließ, nahm das Fräulein den Pierrot, als einen gewandten und tapfern Knappen, mit Genehmigung und auf Anrathen ihrer wenigen am Leben gebliebenen Untersassen, zum Gemahl, und machte ihn zum Herrn über alles, was ihr als Erbtheil zugefallen war. Es währte auch nicht lange, so bestellte der König von England, wie er den Tod seines Marschalls vernahm, den Pierrot von Picardie, dessen Tapferkeit ihm bekannt war, zu seinem Nachfolger, und ernannte ihn zum Marschall. Dies ist die kurze Geschichte der beiden Kinder des Grafen von Angers, die er wie verloren in die Welt hatte schicken müssen.

Schon waren achtzehn Jahre verstrichen, seitdem der Graf aus Paris flüchten mußte, wie bei ihm in seinem Alter, nach manchen überstandenen Mühseligkeiten, in Irland der Wunsch erwachte, wo möglich zu erfahren, was aus seinen Kindern geworden wäre. Die Länge der Zeit hatte seine Gestalt völlig verändert, und durch den anhaltenden Gebrauch seiner Kräfte war er weit stärker geworden, als er in seiner Jugend gewesen war, und so schied er in armseliger Kleidung und in dürftigen Umständen aus dem Hause derjenigen, welchen er lange gedient hatte, kam zurück nach England, und begab sich zuerst dahin, wo er seinen Sohn gelassen hatte, den er als einen großen Herrn und königlichen Marschall wieder fand, und ihn frisch und gesund, als einen schönen jungen Mann erblickte, worüber er sich herzlich freute, allein sich dennoch nicht eher zu erkennen geben wollte, bis er auch wüßte, was aus Jeannette geworden wäre. Er machte sich deswegen wieder auf den Weg, und ruhete nicht eher bis er nach London kam, wo er sich in der Stille nach der Dame erkundigte, bei welcher er seine Tochter gelassen hatte, und fand, daß Jeannette die Gemahlin ihres Sohnes geworden war, weswegen er sich so glücklich fühlte, daß er alle seine vergangenen Widerwärtigkeiten für Kleinigkeit achtete, da er seine Kinder lebendig und in solchem Wohlstande angetroffen hatte. Weil er jedoch seine Tochter auch selbst zu sehen wünschte, so ging er, als ein armer Mann gekleidet, in der Nähe ihres Hauses auf und nieder, wo ihn Sir Jacob Langley, Jeannette's Gemahl erblickte, welcher mit ihm, als mit einem armen alten Mann, Mitleiden hatte, und einem seiner Diener befahl, ihn nach seinem Hause zu führen, und ihm aus Barmherzigkeit zu essen zu geben, welches der Diener that. Jeannette hatte mit ihrem Gemahl bereits verschiedene Kinder, von welchen das älteste nicht über acht Jahr alt war, lauter schöne und muntere Kinder, welche, wie sie den Grafen essen sahen, sich um ihn her machten, und anfingen, ihn zu liebkosen, als erriethen sie durch eine geheime Ahnung, daß er ihr Großvater wäre; und da er selbst wirklich wußte, daß sie seine Enkel waren, so lockte er sie an sich, und schmeichelte ihnen, so daß die Kinder gar nicht wieder von ihm ablassen wollten, so ernstlich ihr Erzieher sie auch von ihm abrief. Jeannette kam darüber endlich selbst heraus, und drohte den Kindern Strafe, wenn sie ihrem Vorgesetzten nicht gehorchten. Die Kinder weinten darüber, und sagten, sie wünschten bei dem guten Manne zu bleiben, der sie noch lieber hätte, als ihr Hofmeister, worüber sowohl Jeannette, als der Graf, sich

des Lachens nicht enthalten konnten. Der Graf war aufgestanden, nicht wie ein Vater vor seiner Tochter, sondern wie ein armer Mann vor einer vornehmen Dame, um ihr seine Ehrerbietung zu beweisen; doch empfand er eine heimliche Freude, wie er sie so erblickte. Sie selbst aber kannte ihn gar nicht, weil seine vorige Gestalt sich ganz verändert hatte; denn er war alt und grau, langbärtig und hager geworden, und so sehr von der Sonne verbrannt, daß er Niemand weniger ähnlich war, als sich selbst in seiner vorigen Gestalt. Wie Jeannette sah, daß die Kinder nicht von ihm ablassen wollten, sondern weinten, wenn man sie von ihm trennen wollte, so sagte sie zu dem Hofmeister, er möchte sie ein wenig bei ihm verweilen lassen. Indem nun die Kinder sich noch mit dem guten Manne zu schaffen machten, kam Jeannette's Schwiegervater zu Hause, welcher ihr nicht sehr hold war. Wie ihm nun der Hofmeister den Vorfall mit dem Alten erzählte, gab er zur Antwort: „Laßt sie bei ihm in's Unglücks Namen, sie sind das Ebenbild ihrer Mutter. Sie ist eines Bettlers Tochter; kein Wunder also, daß die Kinder sich auch gern mit Bettlern abgeben."

Es verdroß den Grafen zwar sehr, daß er diese Worte hören mußte, allein er zuckte die Achseln, und ertrug diese Demüthigung, wie er manche andere ertragen hatte.

Der junge Edelmann, welcher hörte, wie die Kinder sich über den alten Mann freuten, war zwar auch nicht sehr damit zufrieden; weil er sie aber liebte und ihnen keine Thränen verursachen wollte, so gab er Befehl, den Alten im Hause zu behalten, wenn er zu irgend einem Dienste Lust hätte. Er antwortete, er wollte zwar gerne bleiben, allein er hätte in seinem Leben nichts Anders gelernt, als mit Pferden umzugehen. Man gab ihm also ein Pferd zu warten, und er nahm sich vor, es zum Vergnügen der Kinder abzurichten.

Indeß nun das Schicksal den Grafen von Angers und seine Kinder so führte, wie ich erzählt habe, starb der König von Frankreich, nachdem er verschiedene Waffenstillstände mit den Deutschen geschlossen hatte, und sein Sohn, dessen Gemahlin die Verbannung des Grafen verursacht hatte, ward an seiner Stelle zum Könige gekrönt. Nachdem der letzte Waffenstillstand abgelaufen war, fing dieser den Krieg mit vieler Erbitterung wieder an, und der König von England, als sein neuer Verwandter, sandte ihm viel Kriegsvolk zu Hülfe, unter den Befehlen seines Feldmarschalls Pierrot von Picardie, und Jakob Langleys, des Sohnes seines zweiten

Marschalls, welchem der Graf, unerkannt von jedermann, eine lange Zeit im Felde als Stallknecht aufwartete, und als ein tapferer Mann, über die Erwartung, die man von ihm haben konnte, mit Rath und That manchen wichtigen Dienst leistete. Während dieses Feldzuges ward die Königin von Frankreich mit einer schweren Krankheit befallen, und wie sie fühlte, daß sie dem Tode nahe war, bekannte sie alle ihre Sünden mit vieler Bußfertigkeit dem Erzbischof von Rheims, welcher für einen frommen und heiligen Mann gehalten ward, und gestand ihm unter andern, daß dem Grafen von Angers um ihretwillen großes Unrecht geschehen wäre; ja sie begnügte sich nicht damit, ihm dieses zu beichten, sondern sie bekannte auch in Gegenwart vieler angesehenen Männer, wie alles zugegangen wäre, und bat sie, den König zu vermögen, daß er den Grafen, wenn er noch lebte, oder eines von seinen Kindern, wieder in seine Güter einsetzte. Nicht lange darnach verschied sie, und ward mit allen Ehrenbezeugungen zur Erde bestattet.

Wie man dem Könige ihr Bekenntniß hinterbrachte, und wie er die Bedrängnisse, welche der würdige Graf ohne seine Schuld erlitten, mit einigen Seufzern bedauert hatte, ließ er in dem ganzen Heere und an vielen andern Orten ausrufen, daß derjenige, welcher ihm den Aufenhalt des Grafen von Angers, oder irgend eines von seinen Kindern anzeigen könnte, für jeden derselben eine beträchtliche Belohnung erhalten sollte; weil er, laut des Geständnisses der Königin, ihn für unschuldig an allem erkennte, weswegen er wäre verbannt worden; daher er jetzt Willens wäre, ihn zu allen seinen vorigen und zu noch höheren Ehren zu erheben. Dieß alles erfuhr der Graf, der noch immer als Stallknecht erschien, und wie er fand, daß es wirklich wahr wäre, ging er geschwind zu Sir Jakob Langley, und bat ihn, sich mit ihm zu Pierrot zu begeben, weil er ihnen Beiden diejenigen zeigen wollte, die der König suchte.

Wie sie alle Drei beisammen waren, sprach der Graf zu Pierrot, der schon im Begriff war, sich dem Könige zu erkennen zu geben: „Pierrot, dieser Sir Jakob hat Deine Schwester zur Gemahlin, und hat nie eine Aussteuer mit ihr bekommen. Damit ihr nun diese nicht fehlen möge, so ist es mein Wille, daß er und niemand anders die großen Belohnungen empfange, die der König für Deine Person, als für den Sohn des Grafen von Angers, ausgeboten hat, und für Violante, Deine Schwester und Jakobs Gemahlin, und für mich, den Grafen von Angers, Deinen Vater, und daß er uns alle dem Könige vorstelle.“

Wie Pierrot dieß hörte, und ihn aufmerksam betrachtete, erkannte er ihn den Augenblick, und grüßte ihn als Vater, indem er mit thränenden Augen ihm die Füße umfaßte. Sir Jakob, welcher erstlich die Worte des Grafen hörte, und dann sahe, wie Pierrot sich gegen ihn benahm, ward vor Verwunderung und Freude so bestürzt, daß er kaum wußte, was er anfangen sollte; doch weil er den Worten des Grafen glaubte, und mit Erröthen bedachte, daß er ihn oft beleidigt hatte, indem er ihm wie einem Stallknechte begegnete, so fiel er ihm zu Füßen, und bat ihn demüthig für jede Beleidigung um Verzeihung, die ihm auch der Graf, welcher ihn wieder von der Erde erhob, sehr willig ertheilte. Nachdem sie nun alle Drei vieles zusammen über ihre Begebenheiten gesprochen, viel mit einander geweint, und sich viel zusammen gefreut hatten, wollten Pierrot und Jakob den Grafen umkleiden lassen, allein er wollte es nicht eher zugeben, bis Sir Jakob der versprochenen Belohnung gewiß wäre, und um ihn desto mehr zu beschämen, verlangte er, daß er ihn in der Kleidung eines gemeinen Knappen dem Könige vorstellen sollte.

Sir Jakob verfügte sich demnach zu dem Könige, indem der Graf und Pierrot ihm nachfolgten, und erbot sich, ihm den Grafen und seine Kinder vorzustellen, wenn er ihm die durch öffentlichen Ausruf versprochene Belohnung reichen ließe.

Der König ließ alsobald die beträchtlichen Belohnungen für alle Drei herbringen, und erlaubte ihm, sie davon zu tragen, wenn er ihm wirklich den Grafen und seine Kinder, seinem Versprechen gemäß, zeigte.

Sir Jakob wandte sich hierauf um, und ließ den Grafen, seinen Knappen, vortreten, und sagte: „Sire, hier ist der Vater, und hier der Sohn. Die Tochter, welche meine Frau ist, befindet sich jetzt nicht hier; Ihr sollt sie aber mit Gottes Hülfe bald sehen."

Wie der König dieß hörte, betrachtete er den Grafen genau, und wiewohl sich seine Gestalt gegen das, was sie vormals war, ungemein verändert hatte, so erkannte er ihn dennoch, und fast mit Thränen in den Augen erhob er ihn, indem er vor ihm niederkniete; küßte und umarmte ihn, und empfing den Pierrot aufs Gnädigste; befahl auch augenblicklich, den Grafen mit Kleidern, Bedienung, Pferden und Geräth zu versehen, wie es seinem Stande angemessen wäre, welches auch sogleich geschah. Ueberdieß erwies auch der König dem Sir Jakob große Ehre, und ließ sich von seinen vergangenen Begebenheiten genaue Nachricht geben. Wie nun Sir Jakob

die ansehnlichen Belohnungen für die Wiederbringung des Grafen und seiner Kinder davon trug, sprach der Graf zu ihm: „Empfange dieses von der freigebigen Hand meines Königs, und vergiß nicht, Deinem Vater zu sagen, daß Deine Kinder, seine und meine Enkel, von der mütterlichen Seite, nicht von Landstreichern abstammen."

Sir Jakob empfing die Geschenke, und ließ seine Gemahlin und seine Mutter nach Paris kommen, wohin sich auch Pierrots Gemahlin begab, und sie lebten alle in großer Freude bei dem Grafen, welchen der König in alle seine Güter wieder eingesetzt, und ihn noch größer gemacht hatte, als er jemals vorher gewesen war. Hernach beurlaubten sie sich bei ihm, und gingen wieder nach Hause; er aber blieb in Paris, und ward bis an sein Ende mehr, als jemals, geehrt."

Neunte Erzählung.

Bernabo wird von Ambroginolo durch Hinterlist um sein Geld betrogen, und befiehlt, seine unschuldige Frau deswegen umzubringen. Sie entrinnt und geht in Mannskleidern bei dem Sultan in Dienst; trifft den Betrüger an; läßt ihren Mann nach Alessandria kommen, wo der Betrüger seinen Lohn empfängt, legt darauf ihre weiblichen Kleider wieder an und kehrt mit ihrem Mann in großem Wohlstande nach Genua zurück.

Wie Elisa durch ihre rührende Erzählung sich ihrer Pflicht entledigt hatte, bedachte sich die schöne und erhabene Königin Filomena ein wenig und sagte: „Wir müssen dem Dioneo unsern Vertrag halten, und da außer ihm und mir niemand mehr übrig ist, so will ich zuerst meine Geschichte erzählen, und er soll, wie er sich es zur Gunst erbeten hat, der Letzte sein." Sie begann hierauf folgendermaßen:

Man hört im gemeinen Leben oft das Sprichwort, daß der Betrüger dem Betrogenen unterliegt; welches man dem ersten Anschein nach durch keine Gründe würde beweisen können, wenn die Begebenheiten, die sich bisweilen zutragen, es nicht zeigten. Deswegen ist es mir auch in den Sinn gekommen, meine lieben Damen, bei Gelegenheit unserer heutigen Aufgabe Euch zu zeigen, daß es dennoch wahr sei, und es muß Euch nicht unangenehm sein, es zu hören, weil Ihr dadurch lernet, Euch vor Betrügern zu hüten.

Es befanden sich einst in einem Gasthofe zu Paris verschiedene ansehnliche italienische Kaufleute, der eine um dieses, der andere um jenes Geschäfts willen, wie es bei ihnen zu gehen pflegt; und wie sie einmal recht vergnügt mit einander zu Nacht gegessen hatten, fingen sie an, von verschiedenen Dingen zu sprechen, und von einem Gegenstande zum andern kam auch die Rede auf ihre Frauen, die sie zu Hause gelassen hatten, und einer von ihnen sagte in seiner fröhlichen Laune: „Ich weiß nicht, was meine Frau macht; aber das weiß ich wohl, daß ich, wenn mir ein hübsches Ding in den Weg kommt, die Liebe zu meinem Weibe beiseite setze, und mich mit der Gegenwärtigen vergnüge, so gut ich kann."

Ein Anderer antwortete: „Ich mache es ebenso, denn wenn ich glaube, daß meine Frau sich ihr Vergnügen ebenfalls nicht abgehen läßt, so thut sie es vermuthlich, und wenn ich es nicht glaube, so geschieht es darum nicht weniger; also denk ich: Wurst wider Wurst, und wie der Esel in's Holz ruft, so schallt's wieder heraus."

Ein Dritter sprach fast aus dem nämlichen Ton, und kurz, es schien, daß sie alle in diesem Stücke einerlei Meinung wären, daß ihre Weiber zu Hause ihre Zeit nicht müßig zubrächten. Nur ein Einziger, Namens Bernabo Leomellin aus Genua, sagte das Gegentheil, und behauptete, daß er durch Gottes Gnade eine Frau besäße, welche mit allen Tugenden geschmückt wäre, die man sonst nur einzeln bei Männern und Weibern anträfe, und daß sie vielleicht in ganz Italien ihres Gleichen nicht hätte. Denn sie wäre nicht nur schön von Gestalt und jung an Jahren, sondern es gäbe auch keine Kunst und Wissenschaft, die einem Frauenzimmer zustände, als Seidenarbeit und dergleichen, in welcher sie es nicht weiter gebracht hätte, als eine andere. Ueberdies könnte kein Knappe oder Kammerdiener gefunden werden, der eine Tafel besser und geschickter bedienen, einen Gaul zureiten, oder einen Falken abrichten könnte, als sie; indem sie in allen Dingen gewandt, klug und wohlerzogen wäre, und dabei lesen, schreiben und rechnen könnte, wie der beste Kaufmann. Nachdem er ihr über diese und andere Dinge manchen Lobspruch ertheilt hatte, kam er auch auf den Gegenstand, von welchem die Rede war, und bekräftigte mit einem Eide, daß keine ehrbarere und keuschere Matrone auf der Welt, und daß er daher überzeugt wäre, wenn er auch zehn Jahre, oder auf immer, abwesend vom Hause bliebe, so würde sie sich nimmermehr von andern Mannspersonen von gewissen Dingen etwas vorsagen lassen.

Unter den Männern, welche diese Gespräche mit einander führten, war auch ein junger Kaufmann, Namens Ambrogiuolo von Piacenza, der über dieses letzte Lob, welches Bernabo seiner Frau ertheilte, ein lautes Gelächter erhob, und ihn spöttisch fragte, ob denn ihm der Kaiser dies Vorrecht vor allen andern Ehemännern gegeben habe?

Bernabo antwortete ihm etwas unwillig: der Kaiser habe ihm kein Vorrecht verliehen; aber Gott, der doch wohl etwas mehr vermöge, als der Kaiser, habe ihm diese Gnade erzeigt.

Darauf erwiederte Ambrogiuolo: „Bernabo, ich zweifle keinen Augenblick, daß Du nicht glaubest, die Wahrheit zu sagen; allein wie mich däucht, so hast Du wenig auf die Natur der Dinge Achtung gegeben; denn hättest Du das gethan, so halte ich Dich nicht für so einfältig, daß Du Dir nicht Begriffe davon abgezogen hättest, welche Dich bewögen, über diesen Gegenstand mit mehr Einschränkung zu reden. Und damit Du nicht glaubest, daß wir andern, die wir so viel über unsere Weiber gesprochen haben, uns einbilden, sie wären anderes Sinnes und anderer Beschaffenheit, als Deine Frau, so will ich mich ein wenig ausführlicher über diesen Gegenstand erklären. Ich habe immer gehört, der Mann sei das edelste lebendige Geschöpf unter allen, die sterblich sind, welches aus der Hand Gottes kam, und nächst ihm das Weib. Allein der Mann ist, wie man allgemein annimmt, und wie man auch in der That sieht, viel vollkommener, und da er mehr Vollkommenheit besitzt, so muß er auch unfehlbar mehr Kraft und Standhaftigkeit haben, und hat sie auch wirklich. Deswegen sind insgemein die Weiber viel unbeständiger, und man könnte die Ursache davon mit mancherlei Gründen aus der Natur erklären, die ich aber jetzt übergehen will. Wenn also der Mann mehr Standhaftigkeit besitzt, und sich dennoch nicht enthalten kann, ich will nicht blos sagen, der willigen Schönen entgegen zu kommen, sondern diejenige zu begehren, die seinen Sinnen gefällt, und nicht nur sie zu begehren, sondern auch alles anzuwenden, um sie zu besitzen; und wenn ihm dieses nicht nur etwa einmal in einem Monat, sondern tausendmal an einem Tage widerfährt, wie erwartest Du denn, daß das von Natur leicht bewegliche Weib den Bitten, den Schmeicheleien, den Geschenken, und tausend andern Künsten, widerstehen soll, die ein schlauer Liebhaber bei ihr anwendet? Glaubst Du, sie könnte sich halten? Wahrlich, Du magst das behaupten, so lange Du willst, so kann ich mich nicht überreden, daß Du es glaubst; denn Du sagst ja selbst, daß Deine Gattin ein Weib ist, und Fleisch

und Bein hat, wie andere Weiber. Wenn dieses ist, so muß sie auch mit ihnen einerlei Begierden gemein haben, und weder mehr, noch weniger Kräfte, als die andern, um diesen natürlichen Trieben zu widerstehen. Deswegen bleibt es möglich, sie mag so keusch sein wie sie wolle, daß sie eben dasselbe thun wird, was andere thun; und was möglich ist, das sollte man nicht so unbedingt leugnen, oder das Gegentheil desselben behaupten, wie Du thust."

Bernabo gab ihm zur Antwort: „Ich bin ein Kaufmann, und kein Philosoph, und will Dir als ein Kaufmann antworten: daß ich wohl weiß, daß den thörichten Weibern dergleichen, wovon Du sprichst, wohl begegnen könne; allein diejenigen, welche weise sind, halten so strenge auf ihre Zucht, daß sie stärker werden, als die Männer, welche sich nicht so genau daran binden; und von solcher Art ist die meinige."

„Freilich (versetzte Ambrogiuolo), wenn ihnen jedesmal, da sie solchen Anträgen Gehör geben, ein Horn vor der Stirne wüchse, welches von ihren Handlungen zeugte, so würden, glaub' ich, wenige sein, die sich darauf einließen. Aber da wächst nicht allein kein Horn, sondern es bleibt auch weder Spur, noch Zeichen übrig, bei denen, die sich mit Klugheit benehmen; und die Schande und der Verlust der Ehre trifft nur solche Handlungen, welche bekannt werden; was aber heimlich geschehen kann, das thun sie alle, oder wenn sie Närrinnen sind, so lassen sie es bleiben. Du kannst also versichert sein, daß nur diejenige keusch bleibt, die entweder niemals in Versuchung geführt, oder die wohl gar abgewiesen ward, indem sie selbst die Rolle der Versucherin übernahm. Und obwohl mir dieses alles aus natürlichen und unbezweifelten Gründen klar ist, so würde ich doch nicht so bestimmt davon sprechen, wenn ich nicht oft und bei vielen die Erfahrung selbst gemacht hätte. Ja ich sage Dir dabei, daß ich glaube, wenn ich bei Deiner eigenen Frau wäre, die eine solche Heilige sein soll, so würde ich sie in kurzer Zeit so kirre machen, wie ich schon so viele andere gemacht habe."

Bernabo gab ihm empfindlich zur Antwort: „Mit Worten könnten wir lange streiten; Du würdest dies behaupten und ich jenes, und am Ende würde doch nichts ausgemacht. Aber weil Du doch sagest, daß sie alle so geschmeidig sind, und daß Deine Kunst so weit geht, so bin ich bereit, um die Keuschheit meiner Frau zu behaupten, mir den Kopf abschneiden zu lassen, wenn Du sie jemals bewegen kannst, sich Dir auf eine ungeziemende Art gefällig zu erweisen; und wenn Du es nicht kannst, so soll es Dir nicht mehr als tausend Goldgulden kosten."

Ambroginolo, der über dem Dinge schon in Wärme gerieth, versetzte: „Bernabo, ich bin nicht so gesinnt, daß mir nach Deinem Blute gelüsten sollte, wenn ich gewinne. Hast Du aber Lust, es auf den Beweis dessen, was ich gesagt habe, ankommen zu lassen, so setze fünftausend Goldgulden, die Dir doch wohl nicht so theuer sein werden, wie Dein Leben, gegen meine tausend; und wiewohl Du mir keinen Zeitraum bestimmt hast, so will ich mich doch anheischig machen, nach Genua zu gehen, und innerhalb drei Monaten, von dem Tage meiner Abreise gerechnet, Deine Frau zu bewegen, mir zu Willen zu sein, und zum Beweise dessen Dir einige von ihren liebsten Sachen, und mit einem Worte solche Merkmale mitzubringen, daß Du selbst Dich für überzeugt erklären sollst; wofern Du mir nur auf Deine Ehre versprichst, daß Du Deiner Frau nichts von der Sache schreiben willst."

Bernabo sagte, er sei es völlig zufrieden, und obwohl die übrigen Kaufleute, welche gegenwärtig waren, sich alle Mühe gaben, den Handel zu hintertreiben, weil sie sahen, daß großes Unheil daraus entstehen könnte, so waren doch die Beiden so erpicht darauf, daß sie ungeachtet aller Einreden der andern ihre Wette einander schriftlich bekräftigten. Wie dieses geschehen war, blieb Bernabo in Paris und Ambroginolo ging nach Genua, wo er sich einige Tage aufhielt, und sich genau nach der Wohnung und nach dem Lebenswandel der Dame erkundigte; und wie er eben dasselbe von ihr hörte, was Bernabo von ihr behauptet hatte, und noch mehr dazu, so schien es ihm, daß er ein tolles Wagestück unternommen hätte; doch gelang es ihm, Bekanntschaft mit einer armen Frau zu machen, welche viel in dem Hause der Dame aus- und einging und welcher sie sehr gewogen war. Wie er diese Frau sonst zu nichts bewegen konnte, bestach er sie durch Geld, daß sie ihn in einem Kasten, den er sehr künstlich nach seiner eigenen Erfindung verfertigen ließ, nach dem Hause der Dame und in ihre eigene Kammer schaffte, indem sie die Dame bat (unter dem Vorwande, daß sie verreisen müßte), ihr die Kiste ein paar Tage zu verwahren.

Die Kiste blieb demnach in der Kammer stehen, und wie es Nacht ward, und die Stunde kam, da Ambroginolo vermuthete, daß die Dame im ersten Schlafe läge, öffnete er den Deckel, und schlich ganz leise heraus. Bei dem Lichte einer Kerze, die in der Kammer brannte, betrachtete er die ganze Einrichtung derselben, die Gemälde und andere in die Augen fallenden Gegenstände, und prägte sich dieselben genau ins Gedächtniß. Hierauf nahete er sich dem Bette, und weil er fand, daß die Dame nebst einem klei-

nen Mädchen, das neben ihr lag, ganz fest eingeschlafen war, so hatte er volle Muße, sie zu betrachten, und sie unbekleidet noch schöner zu finden, als in ihrem Schmucke. Er suchte lange Zeit vergeblich nach irgend einem besonderen Zeichen an ihrem Leibe, auf welches er sich berufen könnte, bis er endlich ein kleines Muttermal unter ihrer linken Brust gewahr ward, welches mit fünf oder sechs goldenen Härchen umgeben war. Mehr als einmal gerieth er in Versuchung, indem er die schlafende Schöne betrachtete, sein Leben daran zu wagen und sich ihr zur Seite zu legen; allein er hatte zuviel von der Strenge ihres Wandels gehört, um dieses Wagestück zu unternehmen. Nachdem er also Zeit genug gehabt hatte, um aus einer ihrer Kisten eine Börse, einen Unterrock, einen Ring und einen Gürtel zu entwenden, schlich er sich damit wieder in seinen Kasten, den er wieder verschloß und in der folgenden Nacht fortfuhr, alles auszukundschaften, ohne daß die Dame etwas davon merkte. Am dritten Tage kam die Frau, der Abrede gemäß, wieder, um ihren Kasten abzuholen, und ihn dahin zu bringen, wo sie ihn gefunden hatte; worauf Ambroginolo heraussstieg, der Frau die versprochene Belohnung gab und sich mit den entwandten Sachen eiligst auf den Weg nach Paris machte, wo er vor Ablauf der verabredeten Frist ankam.

Hier berief er die Kaufleute zusammen, welche bei der Unterredung und bei der Wette gegenwärtig gewesen waren, und sagte in Bernabo's Gegenwart zu ihnen, er habe die Wette gewonnen, die zwischen ihnen Beiden geschlossen worden, indem er dasjenige ausgeführt habe, wozu er sich anheischig gemacht. Zum Beweise dessen beschrieb er zuerst die Lage der Kammer und die darin befindlichen Gemälde und zeigte hernach die Sachen vor, die er mitgebracht hatte, und die er vorgab, von der Dame erhalten zu haben.

Bernabo gab zu, daß die Kammer so beschaffen wäre, wie er sagte, und daß die vorgezeigten Sachen wirklich seiner Frau gehört hätten; allein er sagte, jener könne leicht durch Jemand von der Dienerschaft des Hauses die Beschaffenheit des Zimmers erfahren und auf gleiche Weise die Sachen erhalten haben; wenn er demnach nichts weiter für sich zu sagen hätte, so schienen ihm diese Beweise noch nicht hinreichend, um die Wette zu seinem Vortheil zu entscheiden.

„In der That (sagte Ambrogiuolo) müßte dieses wohl hinreichend sein: weil Du aber verlangst, daß ich noch mehr sagen soll, so will ich es thun und will Dir sagen, daß Madonna Ginevra deine Frau ein ziemlich

großes Maal unter ihrer linken Brust hat, welches mit einem halben Dutzend goldgelber Härchen umwachsen ist."

Diese Worte waren dem Bernabo ein Dolchstich durchs Herz, und der Schmerz darüber verwandelte sein Gesicht so sehr, daß man, wenn er auch kein Wort gesagt hätte, deutlich sehen konnte, was Ambrogiuolo gesprochen habe, müsse wahr sein. Nach einer kleinen Pause sagte er: „Meine Herren, was Ambrogiuolo erzählt, ist wahr; und da er gewonnen hat, so mag er sein Geld empfangen wenn es ihm gefällt."

Am folgenden Tage ward dem Ambrogiuolo das Geld wirklich bezahlt, und Bernabo entfernte sich von Paris und machte sich auf den Weg nach Genua, mit einem Herzen voll Rachgier gegen seine Frau. Wie er nahe bei Genua kam, wollte er nicht hineingehen; sondern blieb in einer Entfernung von ungefähr zwanzig Meilen in einem seiner Landhäuser, und schickte einen vertrauten Diener mit zwei Pferden und mit einem Briefe in die Stadt, in welchem er seiner Frau seine Ankunft meldete und ihr befahl, mit dem Ueberbringer zu ihm zu kommen. Dem Diener gab er aber heimlich den Befehl, sobald er sich mit der Dame an einem entlegenen Orte befände, der ihm am bequemsten schiene, sie ohne Barmherzigkeit zu ermorden und zu ihm zurückzukehren.

Wie der Diener nach Genua kam und den Brief übergab, empfing ihn die Dame mit großen Freuden, stieg mit ihm am folgenden Morgen zu Pferde und nahm den Weg nach dem Landhause. Indem sie unterweges von mancherlei Dingen sprachen, kamen sie an ein tiefes einsames Thal, von hohen Felsen und Bäumen eingeschlossen, welches dem Diener der Ort zu sein schien, wo er den Befehl seines Herrn am sichersten ausrichten könnte. Er zog demnach seinen Dolch, ergriff die Dame beim Arm und sagte: „Madonna, empfehlt Eure Seele Gott; Ihr müßt auf dieser Stelle sterben."

Die Dame, die den gezückten Dolch sahe und die schrecklichen Worte vernahm, rief voll Angst: „Um Gottes willen habe die Barmherzigkeit, ehe Du mich tödtest, mir zu sagen, womit ich Dich beleidigt habe, daß Du mich morden willst."

„Madonna (sprach der Diener), mich habt Ihr nicht beleidigt; was Ihr aber gegen Euren Gemahl müßt gesündigt haben, das weiß ich nicht; aber er ists, der mir befohlen hat, Euch ohne Barmherzigkeit auf dieser Reise ums Leben zu bringen, und wenn ich es nicht thue, so hat er mir gedroht, mich aufhängen zu lassen. Ihr wißt, wie viel ich ihm zu danken habe und daß ich

ihm nichts abschlagen kann, das er von mir verlangt. Gott weiß, Ihr dauert mich; allein ich kanns nicht ändern."

„Um des Himmels willen (bat ihn die Dame mit Thränen) werde nicht zum Mörder an mir, einem Andern zu Gefallen, da ich Dich nie beleidigt habe! Gott, der alle Dinge sieht, weiß, daß ich nie etwas begangen habe, wofür ich von meinem Gemahl einen solchen Lohn verdiene. Aber dieses beiseite gesetzt, so kannst Du doch zu gleicher Zeit Gott und Deinem Herrn und mir gefällig sein, und zwar auf diese Weise: Du nimmst meine Kleider und giebst mir nur Deinen Wamms und einen Ueberrock, und kehrst zurück zu Deinem und meinem Herrn, und sagst ihm, Du habest mich umgebracht. Ich schwöre Dir dagegen bei dem Leben, das Du mir schenkest, mich von hier zu entfernen und so weit zu gehen, daß weder er, noch Du, noch Jemand in diesem Lande, das Geringste von mir erfahren soll."

Der Diener, der ungerne an ihr zum Mörder ward, ließ sich leicht zum Mitleiden bewegen; er nahm demnach ihre Kleider, gab ihr ein schlechtes Wamms und einen Ueberrock, und ließ ihr das wenige Geld, welches sie bei sich hatte, und indem er sie nochmals bat, sich aus der Gegend zu entfernen, ließ er sie in dem Thale zu Fuß zurück, und kam zu seinem Herrn, welchem er versicherte, er habe seinen Befehl nicht nur ausgerichtet, sondern auch gesehen, daß die Wölfe bereits über den Leichnam hergefallen wären. Bernabo kam kurz darauf nach Genua, und wie seine rasche That bekannt ward, verdammte sie ein Jeder.

Die verlassene und bekümmerte Frau verkleidete und verstellte sich so gut sie konnte, und ging bei anbrechender Nacht in ein nahe gelegenes Dorf, wo sie von einer guten Frau dasjenige erhielt, was sie brauchte, um das Wamms nach ihrem Leibe zurecht zu machen, und den Ueberrock in ein Paar Pantalons umzuschaffen; worauf sie ihr Haar kurz abschnitt und sich ganz das Ansehen eines Matrosen gab, und sich alsdann aufmachte, und nach der Seeküste ging, wo sie von ungefähr einen Herrn aus Catalonien, Namens Sennor Encarache antraf, der sein Schiff, welches nicht weit davon vor Anker lag, verlassen hatte, um sich bei einem Brunnen ein wenig abzukühlen. Sie ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und ward mit ihm einig, bei ihm in Dienste zu gehen, worauf sie unter dem Namen Sicuran da Finale mit ihm an Bord ging. Sicuran ward nunmehr von seinem Herrn besser gekleidet, und bediente ihn so geschickt und mit solchem Eifer, daß er sich sehr bei ihm in Gunst setzte.

Nicht lange darnach schiffte der Catalonier mit einer Ladung nach Alessandria, und nahm einige auserlesene Falken für den Sultan mit, die er ihm überreichte; worauf ihn dieser einige Mal zur Tafel zog, und wie er daß Betragen des Sicurano (der ihn immer bediente) beobachtete, und Gefallen an ihm fand, bat er den Catalonier, ihn ihm zu überlassen, welches dieser auch that, obwohl er selbst ihn ungerne entbehrte. Sicurano erwarb sich in kurzer Zeit durch sein Wohlverhalten das Wohlwollen des Sultans in eben dem Maße, in welchem er sich bei dem Catalonier beliebt gemacht hatte; daher es sich denn nach einiger Zeit begab, wie in Acre zu einer gewissen Jahreszeit ein öffentlicher Markt gehalten ward, wo sich eine große Menge christlicher und sarazenischer Kaufleute versammelten, und wohin der Sultan, zur Sicherheit der Kaufleute und ihrer Waaren, jederzeit außer anderen Offizieren auch einen von den Großen seines Hofes mit einem gehörigen Gefolge zu schicken pflegte, um auf alles ein Auge zu haben; daß der Sultan sich entschloß, den Sicurano in dieser Eigenschaft dahin zu schicken, welcher die Sprache des Landes bereits genugsam verstand.

Wie nun Sicurano, als Befehlshaber und Hauptmann über die Bedeckung der Kaufleute und ihrer Güter nach Acre kam, und sich seines Dienstes mit allem Fleiße annahm, und solglich, indem er allenthalben umher ging, eine Menge Kaufleute, Sicilianer, Pisaner, Genueser, Venetianer und andere Italiäner antraf, so pflegte er sich sehr gerne mit ihnen zu unterhalten, und sich seines Vaterlandes dabei zu erinnern. Wie er nun auch einmal in das Gewölbe eines Venetianers kam, ward er untern andern hübschen Sachen auch eine Börse und einen Gürtel gewahr, die er sogleich für die seinigen erkannte, und sich darüber verwunderte; doch ließ er sich nichts merken, und fragte nur sehr höflich, wem diese Sachen gehörten, und ob sie zu kaufen wären.

Ambrogiuolo von Piacenza, der auch mit vielen Waaren auf einem venetianischen Schiffe dahin gekommen war, und hörte, daß der Befehlshaber der Wache nach diesen Sachen fragte, kam geschwind herzu, und sagte mit Lachen: „Mein Herr, die Sachen gehören mir, und sind mir nich zu Kauf; wenn sie Euch aber gefallen, so stehen sie Euch zu Dienst.“

Sicurano schloß aus seinem Lachen, daß er an irgend einer seiner Handlungen vielleicht sein Geschlecht entdeckt hätte; er nahm inzwischen eine ernsthafte Miene an, und sagte: „Du lachst vielleicht darüber, daß ein Mann, der Waffen trägt, wie ich, nach solchen Weibersächelchen fragt?“

„Mein Herr (sprach Ambrogiuolo), ich lachte nicht darüber; son-
ern über die Art und Weise, wie ich zu diesen Sachen gekommen bin.“

„Wenn Ihr nicht besondere Ursachen habt, ein Geheimniß daraus zu
nachen (sprach Sicurano), so erzählt uns doch, ich bitte Euch, wie Ihr
ie bekommen habt.“

„Mein Herr (sprach Ambrogiuolo), sie wurden mir einst nebst andern
Sachen von einer hübschen Genueserin geschenkt, Namens Madonna Gi-
ievra, der Frau eines gewissen Bernabo Leomellin, nachdem ich die
Nacht mit ihr zugebracht hatte; und sie bat mich, sie ihr zum Andenken zu
ehalten. Ich mußte jetzt lachen, weil mir eben die Narrheit ihres Mannes
infiel, welche so weit ging, daß er fünftausend Goldgülden mit mir wettete,
aß ich bei seiner Frau meinen Willen nicht erreichen würde; allein es geschah,
nd ich gewann die Wette, und er, der sich lieber selbst für seine Dummheit
ätte bestrafen sollen, als seine Frau, die nichts mehr that, als was alle
ndern Weiber thun, ließ sein Weib umbringen (wie ich hernach gehört habe),
obald er von Paris nach Genua zurück kam.“

Sicurano merkte nun deutlich aus dieser Erzählung, was den Ber-
iabo so sehr gegen seine Frau aufgebracht hatte, und daß Ambrogiuolo
n allem ihrem Unglück Schuld war; daher er sich auch fest vornahm, ihn
icht ungestraft entwischen zu lassen. Er stellte sich demnach gegen Ambro-
iuolo, als ob er besonderes Wohlgefallen an dieser Geschichte hätte, und
ußte sich so geschickt sein Zutrauen zu erwerben, daß er nach geendigtem
Markte sammt allen seinen Sachen mit ihm nach Alessandria zog, wo
hm Sicurano ein Gewölbe bauen ließ, und ihm eine gute Summe Geld
orstreckte; so daß er gerne da blieb, weil er seinen großen Vortheil da-
ei fand.

Sicurano ließ es sich inzwischen sehr angelegen sein, dem Bernabo
ie Unschuld seiner Frau darzuthun, und er ruhete nicht eher, bis er mit
Hülfe einiger angesehener genuesischer Kaufleute ein Mittel fand, ihn nach
llessandria zu locken, wo er endlich in armseligen Umständen ankam,
nd wo ihn ein vertrauter Freund des Sicurano so lange heimlich beher-
ergen mußte, bis es diesem schien Zeit zu sein, sein Vorhaben auszuführen.
r hatte bereits Gelegenheit genommen, den Ambrogiuolo sein Mär-
en in Gegenwart des Sultans erzählen zu lassen, und diesen damit zu
götzen. Jetzt aber, da Bernabo angekommen war, säumte er nicht lange,
ndern bat zu gelegener Zeit den Sultan, dem Ambroginolo und Ber-

nabo zugleich vor sich kommen zu lassen, und den Ambrogiuolo, wenn er sich nicht in der Güte dazu bequemen wollte, mit Gewalt zu zwingen, in Gegenwart des Bernabo die reine Wahrheit zu erklären, wie es mit dem Abenteuer zusammenhinge, das er mit der Gattin des Bernabo gehabt zu haben sich rühmte. Wie demnach Ambrogiuolo und Bernabo vorgeführt wurden, so befahl der Sultan dem ersteren in Gegenwart vieler Personen mit gebieterischem Blicke, die reine Wahrheit zu erzählen, auf welche Art er dem Bernabo einst fünftausend Goldgülden abgewonnen habe. Auch Sicurano, welcher gegenwärtig war, und auf welchen Ambrogiuolo sein Vertrauen setzte, drohte ihm gleichfalls, mit Zorn im Blicke, die grausamsten Martern, wenn er nicht die Wahrheit bekennte; so daß Ambrogiuolo, welchem man von allen Seiten zusetzte, und ihn auch einige Zwangmittel wirklich fühlen ließ, und welcher sich keine größere Strafe vermuthete, als daß er die fünftausend Goldgülden dem Bernabo würde zurückgeben müssen, in Gegenwart desselben und vieler Andern rein heraus bekannte, wie sich die ganze Sache verhielte.

Wie Ambrogiuolo alles gebeichtet hatte, wandte sich Sicurano, als des Sultans Stellvertreter, an Bernabo, und fragte ihn: „Was thatest denn Du, zu Folge dieser Lüge, mit Deiner Frau?"

„Ich ließ mich (sprach Bernabo) von meinem Verdruß über den Verlust meines Geldes, und über die Schande, die mir, wie ich glaubte, mein Weib zugefügt hatte, verleiten, und befahl einem meiner Diener, sie umzubringen; welcher mir auch gesagt hat, sie sei sogleich von den Wölfen gefressen worden."

Wie diese Geschichten in Gegenwart des Sultans waren erzählt, und von jedermann vernommen worden, und der Sultan noch immer nicht wußte, was Sicurano, der dieses alles verlangt und angestellt hatte, damit haben wollte, sprach dieser zu ihm: „Gnädiger Herr, Ihr seht nun klar genung, wie sehr sich das gute Weib ihres Ehemannes und ihres Liebhabers zu rühmen hatte. Der Liebhaber raubt ihr in einer einzigen Stunde ihre Ehre, indem er ihren guten Ruf durch Lügen befleckt, und zugleich die Liebe ihres Mannes. Und der Mann, der den Lügen eines Fremden mehr Glauben gibt, als der Wahrheit, die ihm aus langer Erfahrung bekannt war, läßt sie todtschlagen und von Wölfen fressen: Und überdies geht die Liebe und das Gefühl des Mannes und des Liebhabers für sie so weit, daß sie beide eine lange Zeit mit ihr an einem Orte wohnen, ohne daß einer von ihnen

sie erkennt. Weil Ihr jedoch am besten wißt, was ein jeder von ihnen verdient hat, so will ich, wenn Ihr mir die besondere Gnade erweisen wollt, den Betrüger zu bestrafen, und dem Betrogenen zu verzeihen, Euch die Frau selbst hier stellen."

Der Sultan, der sich willig bezeigte, dem Sicurano zu willfahren, sagte es ihm zu, und befahl ihm, die Frau auftreten zu lassen. Bernabo, der sie ganz gewiß für todt hielt, erstaunte darüber gewaltig, und Ambroginolo, der sein Unglück kommen sahe, fing schon an, zu besorgen, daß er mit Geld nicht abkommen wurde, und wußte nicht, ob er die Ankunft der Dame mehr wünschen, oder fürchten sollte; doch erwartete er mit dem ängstlichen Wunsche, sein Schicksal entschieden zu sehen, ihre Ankunft.

Wie nun der Sultan dem Sicurano seine Erlaubniß gegeben hatte, warf sich dieser weinend zu seinen Füßen, ließ auf einmal die männliche Stimme und alle Ansprüche auf männliches Wesen fahren und sagte: „Gnädiger Herr! ich selbst bin diese arme unglückliche Ginevra, welche sechs Jahre lang in männlicher Kleidung in der Welt umher wanderte; von diesem Verräther Ambroginolo fälschlich und boshaft verleumdet, und von jenem hartherzigen und unbilligen Mann einem Knechte überantwortet, daß er mich tödten, und mich den Wölfen vorwerfen sollte." Sie überführte zu gleicher Zeit den Sultan und alle Anwesenden, indem sie ihr Wamms aufriß und ihre Brust entblößte, daß sie ein Frauenzimmer war. Hierauf fragte sie mit ernstem strafenden Blicke den Ambroginolo, ob er jemals, so wie er sich berühmt, Gunstbezeigungen von ihr empfangen habe? Wie er sie jetzt erkannte, verschloß die Scham ihm den Mund, und er konnte ihr kein Wort antworten. Der Sultan, der sie beständig für eine Mannsperson gehalten hatte, ward so verwundert über alles, was er sah und hörte, daß er mehr als einmal seinen eigenen Augen und Ohren nicht traute, und alles vielmehr für einen Traum, als für Wahrheit hielt. Wie endlich seine Verwunderung sich legte, und die Wahrheit ihm einleuchtete, konnte er nicht aufhören, die kluge Führung, die Standhaftigkeit, die Sitten und Tugenden der Ginevra zu loben; er ließ ihr schöne und anständige Weiberkleider geben, und Frauen zu ihrer Aufwartung bestellen, und schenkte auf ihre Bitte dem Bernabo die verdiente Todesstrafe.

Dieser erkannte seine Schuld, warf sich ihr weinend zu Füßen, und bat sie um Verzeihung; die sie ihm auch gern gewährte, so wenig er sie auch verdient hatte.

Darauf befahl der Sultan, den Ambrogiuolo unverzüglich an einen Pfahl zu binden, ihn mit Honig zu beschmieren, und ihn nicht eher wieder abzunehmen, bis er todt hinfiele. Ferner befahl er, alles Eigenthum des Ambrogiuolo der Ginevra zu geben, welches reichlich zehntausend Dublonen austragen mochte. Er ließ auch ein großes Fest anstellen, an welchem er den Bernabo als Ginevra's Gemahl, und sie selbst als ein Muster vortrefflicher Frauen, bewirthete, und ihr an Kleinoden, an Gold- und Silbergeräth, und an baarem Gelde so viel schenkte; daß es zusammen mehr, als noch einmal zehntausend Dublonen betrug.

Nach geendigtem Feste ließ er ein Schiff ausrüsten, und erlaubte ihnen, nach ihrem Gefallen nach Genua zurückzukehren; woselbst sie auch glücklich und mit großen Reichthümern ankamen, und mit vielen Ehrenbezeigungen aufgenommen wurden; besonders Madonna Ginevra, welche jedermann für todt gehalten hatte, und welche von nun an lebenslang als ein tugendhaftes und treffliches Weib geehrt ward.

Ambrogiuolo ward noch an demselben Tage, an welchem man ihn an den Pfahl band, und mit Honig beschmierte, von den Fliegen, Wespen und Hornissen, die in jenen Gegenden sehr häufig sind, bis auf die Knochen verzehrt, und sein weißgebleichtes Gebein diente noch lange Zeit zu einem warnenden Denkmal seiner Bosheit, und zum Beweise, daß der Betrüger dem Betrogenen unterliegt."

Zehnte Erzählung.

Paganino von Monaco raubt dem Herrn Ricciardo di Chinzica seine Frau. Wie dieser ihren Aufenthalt erfährt, geht er hin, und macht Freundschaft mit Paganino; fordert seine Frau wieder, und Paganino verspricht, sie ihm zurück zu geben, wenn sie selbst damit zufrieden ist. Sie hat aber nicht Lust, mit ihm zurück zu kehren; und nach Ricciardo's Tode wird sie die Frau des Paganino.

Ein jedes Mitglied der ehrbaren Gesellschaft lobte die schöne Erzählung der Königin; am meisten aber Dioneo, der nun allein an diesem Tage noch übrig blieb. Nach vielen Lobsprüchen auf dieselbe, sagte er: „Meine schönen Damen! ein Umstand in der Erzählung unserer Königin bewegt mich, Euch statt des Geschichtchens, das ich schon im Sinne hatte, ein anderes zu erzählen; und zwar ist dieses die große Einfalt des Bernabo (so

glücklich er auch immer dabei noch wegkam), und aller derjenigen, die so wie er, sich einbilden, daß ihre Weiber, indeß sie selbst in der Welt herumschwärmen, und sich bald mit dieser, bald mit jener die Zeit vertreiben, zu Hause sitzen, und die Hände in den Schooß legen sollen; als wenn wir, die wir unter ihnen geboren und erzogen werden, leben und weben, nicht längst wüßten, was ihnen am besten behagt. Indem ich Euch nun meine Geschichte erzähle, sollt Ihr nicht nur gewahr werden, wie große Narren jene Leute sind, sondern wie viel größere Narren diejenigen, welche sich für mächtiger halten, als die Natur, und wähnen, durch fabelhafte Vorspiegelungen dasjenige zu erhalten, was sie auf andere Art nicht zuwege bringen können; und bemühen sich, andere mit sich selbst über einen Kamm zu scheeren; da sich doch die Natur nicht austreiben läßt."

Es war einmal in Pisa ein Richter, der wohl mehr mit Verstand, als mit körperlichen Kräften begabt war, Namens Herr Ricciardo di Chinzica, welcher sich vielleicht einbildete, mit eben denselben Fähigkeiten bei einer Frau auszureichen, die ihm in seiner Schreibstube zu Statten kamen, und weil er sehr reich war, sich nicht wenig Mühe gab, eine junge und schöne Frau zu bekommen, da er doch das eine, wie das andere, lieber hätte vermeiden sollen, wenn er verstanden hätte, sich selbst so gut als andern zu rathen. Und das gelang ihm denn auch so gut, daß ihm Herr Lotto Gualandi eine seiner Töchter, Namens Bartolomea, zur Frau gab, eines der schönsten und muntersten Mädchen in ganz Pisa, obgleich es dort wenige gibt, die nicht flinker, wie die Eidechsen wären.

Wie der Richter sie nun mit großem Jubel heimgeführt, und eine große und prächtige Hochzeit gehalten hatte, so gelang es ihm wirklich einmal in der ersten Nacht, den Dank zu gewinnen (wiewohl er ihn auch diesmal fast verfehlt hätte); und weil er sehr dürr und hager war, und wenig Athem hatte, so war am folgenden Morgen erst mancher stärkende Trank, manche hochgewürzte Morselle, nebst andern Reizmitteln nöthig, um ihn wieder ins Leben zurück zu bringen. Wie nun deswegen der Herr Richter anfing, für die Zukunft seine Kräfte besser, als vorher, zu berechnen; so gab er sich Mühe, seiner Frau einen Kalender beizubringen, der sich gut für Kinder in der Leseschule schickte, und vielleicht einmal zu Ravenna gemacht war; denn zu Folge seiner Unterweisung war fast kein Tag im Jahr, an welchem nicht eins, oder mehrere Heiligenfeste einfielen, welchen zu Ehren (aus manchen Ursachen, die er anführte) Mann und Weib sich enthalten mußten; wozu

denn noch die Fasttage, Quatember, Vigilien der Apostel und anderer Heiligen kamen, sammt dem Freitag, Sonnabend und Sonntag, den ganzen großen Fasten, und gewissen Phasen des Mondes, und andern dergleichen Ausnahmen; als wenn er es für nöthig hielte, mit seiner Frau die Ferien und Vacanzen ebenso zu beobachten, wie er es mit den Prozeß-Sachen zu halten pflegte.

Diese Weise beobachtete er lange Zeit, zum nicht geringen Verdrusse seiner Frau, welche kaum einen Tag im Monat den ihrigen nennen konnte. Dabei aber gab er sehr genau auf sie Achtung, damit kein Anderer ihr die Werkeltage möchte kennen lernen, wie er sie in den Feiertagen unterwiesen hatte.

Nun begab es sich einmal in den schwülen Hundstagen, daß Herr Ricciardo Lust bekam, die frische Luft auf einem schönen Landgute zu genießen, welches er nahe bei Monte Nero hatte, und daselbst einige Tage zuzubringen. Er nahm sein schönes Weibchen mit, und um ihr während seines dortigen Aufenthalts einige Zerstreuungen zu verschaffen, so nahm er sie einst mit auf den Fischfang, und setzte sich selbst in ein Boot mit den Fischern, indeß seine Frau mit einigen anderen Damen ein anderes Boot betrat, um den Fischzug anzusehen. Ihre Lustbarkeiten führte sie, ohne daß sie es gewahr wurden, wohl einige Meilen in die See, und indem aller Augen auf den Fang gerichtet waren, überraschte sie plötzlich in einer Halbgaleere Paganino von Monaco, welcher zu der Zeit ein berüchtigter Seeräuber war. Sobald er die Boote gewahr ward, machte er den Augenblick Jagd auf sie, und sie konnten nicht so schnell entkommen, daß er nicht das hinterste Boot, auf welchem die Frauenzimmer waren, eingeholt hätte. Wie Paganino die schöne Frau zu Gesichte bekam, nahm er sie vor den Augen des Ricciardo weg, welcher eben das Ufer erreicht hatte, und ohne sich um die Uebrigen zu bekümmern, ließ er sie an Bord seines eigenen Schiffes bringen, und segelte davon.

Wie dies der Herr Richter gewahrward, welcher sonst auf das geringste Lüftchen eifersüchtig zu werden pflegte, so kann man wohl denken, welche Klaglieder er anstimmte. Er jammerte in Pisa und überall über die Frechheit der Corsaren; allein es half nichts, weil er nicht wußte, wer ihm seine Frau geraubt, oder wohin er sie entführt hätte. Dem Paganino, der das Weibchen sehr reizend fand, behagte inzwischen das Ding desto besser, und da er keine Frau hatte, so nahm er sich vor, die e zu behalten, und fing

an, ihr mit freundlichen Worten zuzureden, weil sie bitterlich weinte; und wie die Nacht kam, ließ er es sich angelegen sein, sie mit der That zu trösten, weil er meinte, daß Worte nicht viel helfen könnten. Denn sein Kalender war ihm durch den Sack gefallen, und alle Festtage und Feiertage waren ihm aus dem Gedächtniß gekommen: kurz, ehe sie noch nach Monaco kamen, fand sich das gute Weibchen schon so weit getröstet, daß sie den Richter und seine Gesetzbücher vergessen hatte und anfing, ein viel behaglicheres Leben mit Paganino zu führen. Wie dieser mit ihr nach Monaco kam, ließ er es nicht dabei bewenden, daß er sie Tag und Nacht zu trösten suchte, sondern er begegnete ihr auch zugleich mit aller Achtung, die eine Frau nur erwarten konnte.

Nach Verlauf einiger Zeit erfuhr Herr Ricciardo, wo sich seine Frau befände, und er entschloß sich, von dem feurigsten Verlangen beseelt, selbst hinzugehen, um sie wieder zu fordern, weil er glaubte, daß Niemand so gut, wie er, sich dabei würde zu benehmen wissen; und es war sein Vorsatz, keine Summe zu sparen, um sie wieder los zu kaufen. Er schiffte sich ein, und ging nach Monaco, wo er sie gewahr ward; und sie ihn auch, welches sie sogleich dem Paganino sagte, und in welcher Absicht er käme Am folgenden Morgen traf Ricciardo den Paganino von ungefähr an, und machte mit ihm Bekanntschaft; und in wenigen Stunden wurden sie sehr vertraut mit einander, doch stellte sich Paganino, als wenn er nichts von ihm gewußt hätte, und wollte sehen, was er anfangen würde. Ricciardo ließ einige Tage vergehen, und wie er es für gelegen hielt, eröffnete er, so höflich und artig er nur konnte, dem Paganino sein Anliegen, warum er gekommen war, und bat ihn, ihm seine Frau wieder zu geben, und nach seinem eigenen Belieben ein Lösegeld für sie zu bestimmen.

Paganino antwortete ihm mit dem freundlichsten Wesen: „Seid von Herzen willkommen, Herr Richter, und laßt Euch von mir auf Euer Begehren mit wenigen Worten dienen: Ich habe freilich ein junges Weibchen im Hause, von welcher ich nicht weiß, ob sie Eure, oder eines andern Mannes Frau ist, weil ich weder sie, noch Euch, weiter kenne, als von der Zeit her, daß sie sich bei mir aufgehalten hat. Wenn Ihr nun ihr Ehemann seid, wie Ihr sagt, so will ich Euch, weil ich Euch für einen rechtlichen Mann halte, wohl zu ihr führen, und ich bin versichert, daß sie Euch in dem Falle wohl kennen wird; und wenn sie sagt, daß es sich so verhält, wie Ihr behauptet, und sie will mit Euch gehen, so will ich um Eures bescheidenen Betragens

willen damit zufrieden sein, daß Ihr selbst das Lösegeld bestimmt, welches Ihr mir für sie geben wollt. Sollte es aber anders sein, so würdet Ihr mir Unrecht thun, wenn Ihr mir sie rauben wolltet; denn ich bin ein junger Mann, und kann so gut, wie ein Anderer, ein Weibchen unterhalten; besonders dieses, welches mir das artigste zu sein scheint, das ich jemals gesehen habe."

„Ach freilich ist sie meine Frau," versetzte Ricciardo, „und wenn Du mich zu ihr bringst, so sollst Du sehen, wie sie mir gleich um den Hals fallen wird. Ich begehre also keine bessere Bedingungen, als die Du mir selbst anbietest."

Wie sie nun mit einander nach Paganino's Hause gegangen, und in einen Saal getreten waren, ließ Paganino die junge Frau rufen, und sie kam aus einer Kammer, gekleidet und geschmückt dahin, wo Ricciardo sich mit Paganino befand und sagte dem Ersteren nicht ein Wort mehr, als was sie irgend einem andern Fremden gesagt haben würde, den Paganino in's Haus gebracht hätte. Wie dies der Richter sahe, welcher sich geschmeichelt hatte, mit offenen Armen von ihr empfangen zu werden, verwunderte er sich außerordentlich; doch dacht' er bei sich selbst: Vermuthlich hat die Traurigkeit und der langwierige Kummer, den ich über ihren Verlust erlitten habe, mich so verstellt, daß sie mich nicht wieder kennt. Er sprach demnach zu ihr: „Weibchen, es kommt mir theuer zu stehen, daß ich Dich auf den Fischfang führte, denn so viel Schmerz hat noch Niemand empfunden, als ich ausgestanden habe, seitdem ich Dich verlor, und wie es scheint, so kennst Du mich nicht mehr, da Du mich so kaltsinnig empfängst. Siehst Du nicht, daß ich Dein alter Ricciardo bin? Ich bin gekommen, um diesem Herrn hier, in dessen Hause wir sind, für Dich zu bezahlen, was er nur verlangt, um Dich wieder zu bekommen und Dich heim zu führen; und er will so gut sein, Dich mir wieder zu geben, weil ich ihn darum bitte."

Die Dame wandte sich darauf ein wenig zu ihm hin, und sagte: „Mein Herr, sprecht Ihr mit mir? Seht zu, ob Ihr mich nicht mit einer Andern verwechselt; denn so viel ich mich erinnern kann, so wüßte ich nicht, daß ich Euch jemals gesehen hätte."

„Bedenke doch, was Du sagst!" erwiederte Ricciardo. „Sieh' mich recht an, und wenn Du Dich nur erinnern willst, so wirst Du wohl sehen, daß ich Dein Ricciardo Chinzica bin."

„Verzeiht mir, mein Herr," versetzte die Dame, „es schickt sich viel-

leicht nicht so gut für mich, wie Ihr wohl denkt, daß ich Euch so viel betrachte; nichtsdestoweniger habe ich genug von Euch gesehen, um zu wissen, daß Ihr mir nie vorher zu Gesichte gekommen seid."

Herr Ricciardo dachte, sie sagte das Alles nur aus Furcht vor Paganino, und möchte sich in seiner Gegenwart nicht merken lassen, daß sie ihn kenne; darum bat er es sie von Paganino zur Gunst aus, mit ihr in ihrer Kammer unter vier Augen reden zu können. Paganino gab auch dieses gerne zu, unter der Bedingung, daß er sie nicht wider ihren Willen zwingen sollte, und gab deswegen der Dame Erlaubniß, mit ihm in ihre Kammer zu gehen, um zu hören, was er ihr zu sagen hätte, und ihm nach ihrem Gefallen zu antworten.

Wie sie nun Beide allein in der Kammer waren, und Ricciardo sich nebst der Dame gesetzt hatte, fing er wieder an: „Ach liebstes Herzchen meines Leibes, Du Wonne meiner Seele, Du süßes Ziel aller meiner Wünsche! Kennst Du denn Deinen Ricciardo nicht mehr, der Dich mehr, als sein Leben liebt? Wie ist das möglich? Bin ich denn so umgeschaffen? Du Licht meiner Augen, betrachte mich doch ein wenig!"

Die Dame lächelte, und unterbrach seine Rede mit diesen Worten: „Ihr könnt wohl denken, daß ich nicht so kurz von Gedächtniß bin, daß ich nicht wissen sollte, daß Ihr Ricciardo Chinzica mein Gemahl seid; allein so lange ich bei Euch war, habt Ihr mir bewiesen, daß Ihr mich sehr wenig kennt; denn wenn Ihr weise wäret, wie Ihr zu sein scheinen wollt, so müßtet Ihr wohl eingesehen haben, daß ich ein junges, frisches, munteres Weib war, und mußtet wissen, was die jungen Weiber außer Nahrung und Kleidung noch sonst bedürfen, wenn sie es sich aus Bescheidenheit auch nicht merken lassen. Wie Ihr es damit gehalten habt, das wißt Ihr am besten, und wenn es Euch mehr Vergnügen machte, die Rechte zu studieren, als Euer Weib, so hättet Ihr keine Frau nehmen sollen; wiewohl Ihr mir auch nie wie ein Richter vorgekommen seid, sondern vielmehr wie ein Ausrufer, der die Fasten und Feiertage verkündigt; und ich muß Euch nur sagen, wenn Ihr den Arbeitern, die Euch Euren Acker bestellen, so viele Feiertage erlaubt, als demjenigen, der mein kleines Gärtchen bauen sollte, so würde Euch in Eurem Leben kein Halm Korn wachsen. Ich habe mich demjenigen ergeben, den mir der Himmel, welcher meine Jugend mitleidig angesehen, zugeschickt hat; mit ihm bewohne ich diese Kammer, in welcher man nichts von solchen Feiertagen weiß, wie den Eurigen, an welchen Ihr dem Himmel

so fleißig dientet, daß die Frau leer ausgehen mußte. Ueber diese Schwelle kömmt dagegen weder Sabbath noch Feiertag, weder Vigilien, Quatember noch Fastenzeit, die kein Ende nimmt, sondern wir sind geschäftig bei Tage und bei Nacht, und ich weiß davon nachzusagen, wie es von den Frühmetten bis zur Vesperzeit bei uns zugeht; deswegen bin ich Willens, hier zu bleiben, und nicht müßig zu sein, so lange ich jung bin, und die Feiertage, Bußtage und Fasten bis zum Alter aufzuschieben. Ihr könnt indessen nur, so bald als möglich, mit Gott gehen, und könnt ohne mich fasten und feiern, so viel Euch beliebt."

Messer' Ricciardo glaubte sich auf der Folter zu befinden, indem er diese Worte hörte, und wie seine Frau schwieg, gab er ihr zur Antwort: „Mein liebstes Leben! was sind das für Reden, die Du führst? Hast Du denn gar keine Achtung für Deine eigene Ehre und für die Ehre Deiner Aeltern? Willst Du lieber in beständiger Todsünde leben, und das Kebsweib dieses Menschen sein, als in Pisa meine Gemahlin? Wenn dieser einmal Deiner müde wird, so wird er selbst Dich mit Schande fortschicken. Ich aber werde Dich immer lieben, und wenn ich auch nicht mehr lebe, so wirst Du doch die Gebieterin in meinem Hause bleiben. Kannst Du um dieser unordentlichen und ungeziemenden Lust willen Deine Ehre vergessen, und mich, der ich Dich mehr als mein Leben liebe? Ich bitte Dich, bester Trost meines Lebens, rede doch nicht so; bequeme Dich, mit mir zu gehen; ich will von nun an, da ich Deine Wünsche weiß, mir alle Mühe geben, Dir zu gefallen. Aendere demnach Deinen Sinn, mein süßer Schatz, und komm mit mir; denn ich habe keine Wonne gekannt, seitdem ich Dich missen mußte."

„Um meine Ehre," sprach die Dame, „braucht sich jetzt, da es zu nichts mehr helfen kann, Niemand außer mir selbst zu bekümmern. Das hätten meine Eltern thun sollen, ehe sie mich Euch gaben, und wenn sie damals sich nicht um meine Ehre bekümmert haben, so bekümmere ich mich jetzt auch nicht um die ihrige. Ob ich hier Todsünde begehe, oder das Leben gewinne, das braucht Ihr Euch nicht mehr kümmern zu lassen, als mich; und ich muß Euch nur sagen, daß ich hier glaube des Paganino Frau zu sein, und daß ich in Pisa mich nur für Euer Kebsweib hielt, wie noch die Vereinigung der Planeten zwischen Euch und mir sich nach Mondwandelungen und geometrischen Ausrechnungen richten mußte, anstatt daß Paganino mich nie aus seinen Armen läßt, und wie er mir begegnet, das weiß

der Himmel. Ihr sagt mir, Ihr wollt Euch künftig Mühe geben, mir zu gefallen! Womit denn? Ihr seid wohl seit meiner Abwesenheit ein ganzer Held geworden? Geht doch, und gebt Euch Mühe, Euer Leben zu fristen, wiewohl es mir scheint, daß Ihr in Eurem Körper nur zur Miethe wohnt, so schwindsüchtig und abgemergelt seht Ihr aus. Und wisset überdieß: wenn Paganino mich auch verließe, wozu er eben nicht geneigt zu sein scheint, so lange ich selbst nur bei ihm bleiben will, so käme ich doch nimmer wieder zu Euch; denn wenn man Euch auch auskelterte, so gäbt Ihr doch kein Näpfchen voll Saft. Da ich es nun zu meinem Schaden und Nachtheil schon einmal mit Euch versucht habe, so würde ich mich auf alle Fälle lieber anderswo zu versorgen suchen. Darum sage ich noch einmal: hier giebts keine Fasten und Feiertage, und deswegen will ich hier bleiben, und Euch rathe ich, daß Ihr mit Gott geht, so geschwind Ihr könnt, oder ich werde über Gewalt rufen."

Wie Messer' Ricciardo fand, daß seine Sache so schlecht bestellt war, und wie er nunmehro zu spät einsah, daß er thöricht gethan hatte, ein junges Weib zu nehmen, ging er voll Traurigkeit, Schmerz und Verzweiflung hinaus, und gab dem Paganino eine Menge bitterer Worte, die ihm aber zu nichts halfen. Endlich gab er seine Frau auf, und zog unverrichteter Sache wieder nach Pisa, wo er vor Schmerz in eine solche Zerrüttung des Gehirns gerieth, daß er allen, die ihn auf der Straße grüßten oder die ihm sonst etwas sagten, nie eine andere Antwort gab als: „Hans Carvels Ring mag keine Fasttage." Er starb auch bald nachher, und wie Paganino seinen Tod erfuhr, und von der Liebe der jungen Witwe überzeugt war, nahm er sie zur Frau, und fuhr fort, mit ihr nach der alten Weise zu leben, und sich an keine Feiertage zu kehren, sondern sich's wohl sein zu lassen, so lange sie Beide ihre Beine tragen wollten. Darum däucht mich, meine lieben Damen, daß Herr Bernabo in seinem Streite mit Ambrogiuolo das fahle Pferd ritt."

Dies Geschichtchen gab der ganzen Gesellschaft so viel zu lachen, daß Niemand übrig blieb, dem nicht die Kinnladen schmerzten, und die Damen erklärten einmüthig, Dioneo habe Recht, und Bernabo sei ein Narr gewesen. Wie die Erzählung geendigt, und das Lachen vorüber war, und die Königin fand, daß es spät geworden, und Zeit wäre, ihre Regierung

niederzulegen, nahm sie den Kranz von ihrem Haupte, und indem sie ihn mit leutseliger Miene Neifile aufsetzte, sprach sie zu ihr: „Liebe Gespielin, übernimm Du nunmehr die Regierung dieses kleinen Völkchens.“

Sie setzte sich darauf zu den übrigen Damen, und Neifile, die ein wenig über die ihr erwiesene Ehrenbezeigung erröthete, stand da, wie die frische Rose im April, oder im Wonnemond, beim Anbruche des Tages erscheint, und ihre lebhaften Augen, die wie der Morgenstern strahlten, senkten sich unmerklich nieder. Wie aber das leise Geräusch des Beifalls, welchen die Umstehenden ihrer neuen Königin willig zollten, sich gelegt hatte, faßte sie sich wieder, nahm einen etwas erhabneren Sitz ein, und sagte: „Da ich Eure Königin sein soll, so will ich mich nicht von der Weise entfernen, welche meine Vorgängerinnen beobachtet haben, denen Ihr durch Euren Gehorsam Eure Zufriedenheit mit ihrer Regierung bewiesen habt, und will Euch mit wenigen Worten meinen Entwurf vorlegen, welchen wir, wenn er Eure Zustimmung erhält, befolgen wollen: Morgen, wie Ihr wisset, ist Freitag, und am folgenden Tage Sonnabend, zwei Tage, die vielen Leuten, wegen der Speisen, die man an denselben genießt, ein wenig beschwerlich scheinen; außerdem, daß der Freitag, an welchem Derjenige leiden mußte, der für unser Leben in den Tod ging, besondere Auszeichnung verdient, und meiner Meinung nach mit Recht vielmehr zur Ehre Gottes mit Gebeten, als mit Erzählungen zugebracht werden sollte. Am Sonnabend pflegen wir Frauenzimmer uns wohl den Puder und andere Unreinigkeiten aus den Haaren zu kämmen und zu waschen, und aus Ehrfurcht für die Jungfrau Mutter und ihren göttlichen Sohn zu fasten, und uns hernach zur Ehre des folgenden Sonntags aller Arbeit zu enthalten. Da wir also an diesem Tage ebenfalls unsere gewöhnliche Ordnung nicht ganz befolgen können, so däucht mich, daß wir auch an demselben unsere Erzählungen aussetzen sollten. Und da wir ferner alsdann schon vier Tage hier werden zugebracht haben, so halte ich für gut, wenn wir neuen Zuspruch vermeiden wollen, daß wir hernach einen andern Aufenthalt wählen, den ich mir auch schon ausersehen habe. Wenn wir daselbst am Sonntag versammelt sind, und nach gehaltener Mittagsruhe zusammenkommen, so denke ich, da wir heute Zeit genug haben werden, uns zu besprechen, und Zeit genug zum Nachsinnen, und da es überdies einen neuen Reiz für uns haben wird, so sollten wir diesmal dem Gegenstande unserer Erzählungen noch etwas engere Schranken setzen, und unter den mancherlei Schicksalen

der Menschen uns einen Fall besonders auswählen, um darüber zu reden; und zwar würde ich denjenigen vorschlagen, da Jemand eine sehnlich gewünschte Sache entweder durch List und Gewandtheit erlangt, oder wofern er sie verloren, sie dadurch wieder erhalten hätte. Hierüber denke ein Jeder nach, um uns etwas Nützliches, oder wenigstens etwas Unterhaltendes darüber zu sagen, mit Ausnahme der Freiheit, welche unserm Dioneo vorbehalten bleibt."

Ein Jeder lobte die Rede der Königin, und billigte ihren Vorschlag, welcher demnach einstimmig belobt ward.

Darauf ließ die Königin ihren Haushofmeister rufen, und befahl ihm, wo er am Abend die Mahlzeit anrichten, und wie alles während der ganzen Zeit ihrer Regierung gehalten werden sollte. Alsdann stand sie auf, und beurlaubte die Gesellschaft, um ihr Vergnügen zu suchen, wo ein Jeder wollte.

Die Damen und Herren zerstreuten sich demnach in den Gärten, wo sie sich eine Zeit lang belustigten, und sich hernach zum fröhlichen Abendmahl wieder einstellten.

Nach der Mahlzeit führte Emilie einen Reihentanz auf, zu welchem Pampinea folgendes Lied sang, in welches die Uebrigen einstimmten:

Welch Mädchen sänge wohl, wenn ich nicht singe,
wie jeder Wunsch des Herzens mir gelinge?

Komm, Amor, Urquell aller meiner Freuden,
die mich nach langem Warten jetzt beglücken,
komm, daß ich mit Dir singe;
nicht von dem Schmerz, nicht von dem bittern Leiden,
das jetzt nur noch erhöhet mein Entzücken;
nein, unser Lied erklinge
nur davon, wie dein Feuer mich durchdringe,
indem ich Dich, als meinen Gott besinge.

Du ließest selbst den Jüngling mich erblicken
(wie ich zuerst dein reines Feu'r empfunden),
der mir so hold von Wesen,
so männlich schön, voll Würd' in seinen Blicken
und Anstand schien, daß ich nie den gefunden,
der ähnlich ihm gewesen;
ja, so durchdringt die Liebe jetzt mein Wesen,
daß ich sie freudig, Herr, mit dir besinge.

Zur höchsten Wonne muß es mich erheben
daß wie er mir gefiel, ich ihm gefalle,
Amor, Dank deiner Gnade!
Und wie ich meinen Wunsch in diesem Leben
erreicht, so hoff ich auch, wenn ich einst walle
an Acherons Gestade,
daß meine Treue, durch der Götter Gnade,
die sie jetzt sehn, mir neue Freuden bringe.

Nach diesem wurden noch einige Lieder gesungen, Tänze getanzt und Sonaten gespielt. Wie es Zeit war, sich zur Ruhe zu begeben, ließ die Königin einen Jeden mit Fackeln in sein Gemach begleiten; die beiden folgenden Tage wurden so zugebracht, wie die Königin gesagt hatte, und ein Jeder sah mit Verlangen dem Sonntage entgegen.

Dritter Tag,

an welchem unter Neifile's Vorsitz von denjenigen gehandelt wird, welche eine gewünschte Sache durch List und Kunst erlangten, oder wenn sie sie verloren hatten, sie wieder erhielten.

Die Morgenröthe fing schon an, dem goldenen Strahl der aufgehenden Sonne zu weichen, wie die Königin des Sonntags aufstand, und die übrige Gesellschaft wecken ließ. Der Haushofmeister hatte schon lange vorher die nothwendigsten Sachen voraus nach dem Orte geschickt, wohin man sich begeben wollte, und hatte Anstalten machen lassen, die Gesellschaft daselbst zu empfangen. Wie er nun sah, daß die Königin mit ihrer Gesellschaft aufbrach, ließ er auch alles Uebrige aufpacken, und zog mit dem ganzen Gepäcke und mit der übrigen Dienerschaft den Damen und Herren auf dem Fuße nach.

Die Königin wandelte gemächlich mit ihren Gespielinnen und mit den drei Herren unter dem Gesange der Nachtigallen und mancherlei anderer Vögel auf einem wenig betretenen Pfade, der aber mit lieblichen Kräutern und Blumen überdeckt war, die beim Aufgange der Sonne sich öffneten; und wie sie unter anmuthigen Gesprächen, Scherzen und Lachen mit ihrer Gesellschaft kaum zweitausend Schritte westwärts gegangen war, führte sie dieselbe noch vor Ablauf der dritten Morgenstunde nach einem schönen und prächtigen Palast, der auf einer kleinen Anhöhe gebaut war. Wie sie hinein traten und alles besahen, und die Säle und Zimmer gereinigt und geschmückt, und mit allem auf's Vollkommenste versehen fanden, was zum Hausrath gehört, lobten sie die Schönheit und Ordnung, und bewunderten die Pracht des Eigenthümers. Noch mehr gefielen ihnen, wie sie hinuntergingen, der freundliche und geräumige Hof, die mit vortrefflichen Weinen gefüllten Keller, und das kühle Wasser, welches in Menge hervorsprudelte.

Um von ihrer kleinen Wanderung auszuruhen, setzten sie sich nieder auf einer Bühne, von welcher man den ganzen Hof übersehen konnte, wo

alles mit Laub und Blumen, der Jahreszeit gemäß, ausgeschmückt war; und der gewandte Haushofmeister bediente sie mit auserlesenen Erfrischungen und mit den köstlichsten Weinen. Hierauf ließen sie sich den Garten öffnen, der an den Palast stieß, und mit einer Mauer umgeben war, und dessen Pracht und Schönheit im Ganzen ihnen Lust machte, auch die einzelnen Theile aufmerksam zu beobachten. Er ward in allen Richtungen von breiten, langen und geraden Gängen durchschnitten, über denen sich die üppigen Ranken des Weinstockes wölbten, welche dieses Jahr eine reichliche Lese versprachen, und jetzt alle in voller Blüte standen, deren Geruch sich in dem ganzen Garten verbreitete, und mit den Wohlgerüchen vieler anderen Gewächse vermischt, ihnen so lieblich entgegen duftete, daß sie glaubten, in die gewürzreichsten Gegenden des Orients versetzt zu sein. Die Geländer waren an beiden Seiten mit Gebüschen von rothen und weißen Rosen und Jasmin so dicht eingefaßt, daß sie nicht nur des Morgens Wohlgeruch und Schatten gewährten, sondern auch bei dem höchsten Stande der Sonne den Wandelnden vor der Hitze ihrer Strahlen schützten. Es wäre zu weitläuftig zu beschreiben, wie viele und mannigfaltige Pflanzen daselbst befindlich, und wie sie geordnet waren; genug es gibt keine einzige merkwürdige, die unser Himmelsstrich nur hervorbringen kann, welche sich hier nicht in überflüssiger Menge befand. Nicht weniger bezaubernd (und vielleicht das Lieblichste in diesem Garten) war ein großer Rasenplatz in der Mitte, bedeckt mit den feinsten Gräsern, deren dunkles und fast schwarzes Grün, mit dem Schmelz von tausendfarbigen Blumen geschmückt, und ringsum von Cedern eingefaßt, und von lebhaft-grünenden Pomeranzen, welche mit reifen und unreifen Früchten sowohl, als mit Blüten prangten, und Schatten und Wohlgeruch zugleich verbreiteten. Mitten auf diesem Rasenplatze stand ein Becken von dem weißesten Marmor, mit dem künstlichsten Bildwerk verziert. Auf einem Fußgestelle in der Mitte desselben stand eine Bildsäule, die (ich weiß nicht ob durch natürliche Kraft oder durch Kunstwerk getrieben) einen so starken und hohen Wasserstrahl emporspritzte, daß es bei weitem nicht so viel Wassers bedurft hätte, um eine Mühle zu treiben. Mit einem angenehmen Rauschen plätscherte das Wasser wieder in das Becken herunter, und der Ueberfluß ergoß sich durch unterirdische Röhren in verschiedene Canäle, die den Rasenplatz rings umher umgaben, und ward von diesen wieder anderen mitgetheilt, welche den ganzen Garten bewässerten, bis es sich endlich an einem Orte sammelte, wo es aus dem

Garten floß, und nachdem es zum großen Nutzen des Grundherrn zwei Mühlen getrieben hatte, so hell wie Krystall in das Thal hinabströmte. Die herrlichen Anlagen, die seltenen Pflanzen, sammt den Springbrunnen und Bächen, die sie bewässerten, wurden von den Damen und Herren so reizend gefunden, daß sie einstimmig erklärten, wenn es ein Paradies auf Erden gäbe, so wüßten sie es sich unter keiner andern Gestalt zu denken, als in der Gestalt dieses Gartens, und sie wüßten nicht, welche neue Schönheiten man sich noch hinzudenken könnte.

Indem sie hier mit Entzücken umher wandelten, und sich von balsamischen Stauden Kränze flochten, und der wetteifernde Gesang unzähliger Vögel ihr Ohr ergötzte, wurden sie von Neuem etwas Schönes gewahr, welches sie in ihrem ersten Erstaunen über die anderen Schönheiten noch nicht bemerkt hatten. Sie fanden nämlich den Garten mit hundert verschiedenen schönen Thiergattungen besetzt, und Einer fing an, dem Andern zu zeigen, wie hier die Kaninchen wühlten, dort Hasen scherzten, dort Rehe standen, und dort wieder junges Rothwild sich äßte; und so fanden sie unzählige andere arglose Thiere, die wie zahm umherliefen, und traulich scherzten und spielten, wodurch die übrigen Annehmlichkeiten noch um Vieles erhöht wurden. Wie sie nun lange genug umhergegangen waren, um bald dieses, bald jenes zu betrachten, ließen sie neben dem schönen Springbrunnen den Tisch decken, und nachdem sie auf Veranlassung ihrer Königin einige frohe Liederchen gesungen, und einige Tänze getanzt hatten, setzten sie sich zur Tafel; und wie sie sich auf's Beste bedienen lassen, und sich mit den niedlichsten Speisen gesättigt hatten, erhoben sie sich fröhlich, und ergötzten sich von Neuem mit Klangspiel, Gesang und Tanz, bis der Tag heiß ward, und die Königin einem Jeden zur Ruhe gehen hieß, der dazu Lust hätte. Einige bedienten sich dieser Erlaubniß, Andere von den Annehmlichkeiten des Ortes hingerissen, hatten keine Lust dazu, sondern beschäftigten sich mit Lesen, Schach- und Bretspiel, indeß die Uebrigen schliefen. Wie aber die neunte Stunde kam, und Jedermann aufstand und sich das Gesicht mit kühlem Wasser erfrischt hatte, versammelten sie sich auf Befehl der Königin auf dem Rasenplatze, wo sie sich bei dem Brunnen auf ihre gewöhnliche Weise lagerten, und den Befehl der Königin erwarteten, um über den von ihr vorgeschlagenen Gegenstand zu reden. Der erste, welchem die Königin dieses auftrug, war Filostrato, welcher folgendermaßen begann:

Erste Erzählung.

Masetto von Lamporecchio stellt sich stumm und wird dadurch Gärtner in einem Nonnenkloster, wo sich die Nönnchen eine nach der andern mit ihm gatten.

„Ihr lieben Damen, es giebt der Männer und Weiber genug, die so thöricht sind, zu glauben, wenn man nur einem jungen Mädchen einen weißen Schleier über den Kopf werfe, und ihr ein schwarzes Kleid anziehe, so sei sie kein Weib mehr, und empfinde nichts mehr von weiblichen Neigungen, als ob sie Bildsäulen würden, indem sie ihr Gelübde ablegen. Und wenn man ihnen gegen diesen Glauben etwas einredet, so werden sie so wild, als hätte man damit ein schreckliches Verbrechen wider die Natur begangen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß sie selbst sich bei ihrer völligen Freiheit zu handeln kaum genügen lassen, und daß an der andern Seite Müßiggang und Einsamkeit gewaltige Reizmittel sind. Wiederum giebt es viele, welche meinen, daß die Schaufel und die Hacke, nebst grober Kost und einem kümmerlichen Leben, bei dem Arbeiter im Felde jede Lust und Begierde ersticken, und ihn völlig unfähig machen, für sich selbst zu denken und zu handeln. Wie sehr aber alle diese sich irren, das will ich Euch, weil die Königin mir befiehlt zu reden, mit gehöriger Beobachtung des aufgegebenen Gegenstandes, durch eine kleine Erzählung beweisen.

Es war einmal (und ist noch jetzt) in unsern Gegenden ein Nonnenkloster, welches wegen seiner frommen Bewohnerinnen ziemlich berühmt ist, welches ich aber, um seinem guten Leumund keinen Abbruch zu thun, nicht nennen will, und woselbst vor nicht gar langer Zeit, wie in demselben nicht mehr, als acht Nonnen nebst ihrer Aebtissin, lauter junge Geschöpfe, befindlich waren, ein ehrlicher Mann als Gärtner in Diensten stand, welchem sein Lohn nicht genügte; daher er mit dem Amtmann des Klosters Abrechnung machte, und nach Lamporecchio, wo er zu Hause gehörte, zurück ging. Hier befand sich, unter mehreren die ihn bewillkommten, ein junger, starker, rüstiger Bauer, und zugleich ein recht hübscher Bursche für einen Bauersmann, Namens Masetto, welcher ihn fragte, wo er so lange gewesen wäre. Der gute Gärtner, welcher Nuto hieß, sagte es ihm, und Masetto fragte ihn darauf, was seine Verrichtung in dem Kloster gewesen wäre.

Nuto antwortete: „Ich hatte einen schönen großen Garten zu bestellen, und überdies ging ich zuweilen zu Walde, um Holz zu machen, holte Wasser,

und verrichtete allerhand andere kleine Geschäfte; allein die Weiber bezahlten mich so schlecht, daß ich mir kaum die Schuhe konnte flicken lassen; und überdies sind's lauter junge Dinger, die, wie ich glaube, den Teufel im Leibe haben; denn man kann ihnen nichts recht machen. Wenn ich bisweilen im Garten zu thun hatte, so kam die eine, und sprach: „Setzt das hier hin;" die andere: „Setzt das dort hin;" wieder eine andere nahm mir die Schaufel aus der Hand, und fand bald dieses, bald jenes nicht recht gemacht: und so schoren sie mich so lange, bis ich die Arbeit liegen ließ und davon ging. Um dieser und anderer Ursachen Willen wollte ich nicht bleiben, sondern nahm meinen Abschied. Der Amtmann bat mich zwar, wie ich wegging, ich möcht' ihm einen andern Arbeiter wieder verschaffen, wenn es sich so treffen wollte, und ich hab' es ihm auch zugesagt; aber er kann lange warten, bis ich ihm Jemand aufsuchen oder schicken werde."

Wie Masetto den Nuto so reden hörte, wandelte ihn eine große Lust an, bei den Nonnen zu dienen, weil er aus seinen Worten schloß, daß er wohl mit ihnen zurecht kommen würde; weil er aber fürchtete, sein Plan möchte scheitern, wenn er sich davon gegen Nuto etwas merken ließe, so sprach er zu ihm: „Ach Du hast wohl recht gut gethan, daß Du weggegangen bist; denn was hat man davon, bei Weibern zu dienen? lieber bei Teufeln; denn sechsmal aus sieben wissen sie selbst nicht, was sie wollen."

Sobald aber die Unterredung vorbei war, sann Masetto gleich auf Mittel, um zu den Nonnen zu kommen. Da er sich tüchtig fühlte, alles zu verrichten, was Nuto gethan hatte, so blieb ihm nur der einzige Zweifel übrig, daß man ihn vielleicht deswegen nicht annehmen würde, weil er zu jung und zu hübsch wäre. Nach langem Hin- und Hersinnen dachte er endlich: Der Ort ist ziemlich weit von hier, und Niemand kennt mich daselbst; wenn ich mich stelle, als wenn ich stumm wäre, so nimmt man mich wohl an. In dieser Hoffnung nahm er seine Axt auf die Schulter, und wanderte, ohne Jemand ein Wort zu sagen, in Bettlerkleidern nach dem Kloster, ging hinein, und fand zufälligerweise den Amtmann im Hofe, den er nach Art der Stummen durch Geberden um etwas zu essen bat, und ihm zu verstehen gab, daß er dafür, wenn es verlangt würde, Holz hacken wollte. Der Amtmann gab ihm gerne zu essen, und wies ihm darauf einige Klötze an, die dem Nuto zu hart gewesen waren, die aber Masetto, als ein kraftvoller Bursche, in kurzer Zeit klein machte. Der Amtmann nahm ihn darauf mit sich in den Wald, ließ ihn daselbst etwas Holz fällen, und winkte ihm, einen Esel, den

er ihm vorführte, damit zu beladen, und es nach dem Kloster zu schaffen. Masetto richtete alles gehörig aus, und weil im Kloster noch Manches zu beschicken war, so behielt er ihn noch einige Tage bei sich im Hause, wo ihn eines Tages von ungefähr die Aebtissin gewahr ward, und den Amtmann fragte, wer der Mensch wäre.

„Madonna (sprach der Amtmann), es ist ein armer Taubstummer, der hier vor einigen Tagen Almosen bettelte; ich habe ihn verpflegt, und ihn dafür allerhand nothwendige Arbeit verrichten lassen. Wenn er verstünde, im Garten zu arbeiten, und er wollte hier bleiben, so glaube ich, wir würden gute Dienste von ihm haben; denn wir brauchen einen Gärtner; der Bursch ist rüstig, und man könnte mit ihm machen, was man wollte, ohne zu besorgen, daß er den Nonnen etwas vorschwatzte."

„Du hast wahrlich nicht Unrecht (sprach die Aebtissin): Sieh' zu, ob er sich zu der Arbeit schickt, und gieb Dir Mühe, ihn hier zu behalten; gieb ihm irgend ein Paar alte Schuhe und alte Kleider, muntere ihn auf, und gieb ihm satt zu essen."

Der Amtmann versprach es, und Masetto, der nicht weit von ihnen war, und sich stellte, als ob er den Hof kehrte, hörte die Unterredung mit an, und dachte: „Wenn Ihr mich nur ins Haus nehmt, so will ich Euch Euren Garten so bearbeiten, wie er in Eurem Leben nicht ist bearbeitet worden." Wie ihn nun der Amtmann zu der Arbeit tüchtig fand, und durch Zeichen und Geberden von ihm verstanden hatte, daß er bereit wäre, alles zu thun, was man von ihm verlangte, nahm er ihn an, zeigte ihm, daß er den Garten bestellen, und was er dabei machen sollte, und ließ ihn darauf bei seiner Arbeit, um seine eigenen Geschäfte im Kloster zu besorgen.

Wie Masetto nun täglich im Kloster arbeitete, fingen die Nönnchen bald an, ihn bei seiner Arbeit zu necken, ihm allerhand kleine Streiche zu spielen (wie einige den Stummen wohl zu thun pflegen), und ihm die leichtfertigsten Sachen von der Welt zu sagen, weil sie glaubten, er verstände sie nicht. Die Aebtissin bekümmerte sich auch wenig oder nichts darum; denn sie glaubte vielleicht, es fehlte ihm eben so sehr am Gefühl, als an der Sprache.

Wie er nun eines Tages viel gearbeitet, und sich niedergelegt hatte, um auszuruhen, nahten sich ihm ein Paar junge Nonnen und weil er sich stellte, als wenn er schliefe, fingen sie an, ihn zu betrachten, und die eine, die etwas dreister war als die andere, sprach zu dieser: „Wenn ich mich auf Dich ver-

lassen könnte, so wollte ich Dir einen Gedanken anvertrauen, der mir schon oft eingefallen ist, und der vielleicht Dir selbst mit zu Statten kommen könnte."

„Sage nur getrost her (sprach die andere); von mir soll gewiß Niemand etwas davon erfahren."

„Ich weiß nicht (versetzte jene), ob es Dir jemals so wie mir aufgefallen ist, wie strenge man uns hält; sodaß auch niemals ein männliches Wesen zu uns herein kommen darf, außer unserm alten Klosterverwalter, und diesem Stummen; und ich habe doch von manchen Frauenzimmern, die uns zu besuchen pflegen, gehört, daß alle Freuden in der Welt nichts sind gegen diejenigen, die das Weib bei dem Manne genießt. Weil ich das nun sonst nirgends erfahren kann, so ist mir schon oft eingefallen, mit diesem Stummen den Versuch zu machen, ob es wirklich wahr sei. Er ist der beste Mann von der Welt zu dieser Absicht; denn er könnte nichts davon nachsagen, wenn er auch wollte. Du siehst, er ist ein großer einfältiger Bengel, der seinen Verstand überwachsen hat."

„Herr Jemine, was sprichst Du! (sagte die andere). Weißt Du denn nicht, daß wir unsere Jungfrauschaft dem lieben Herrn Gott gelobt haben?"

„Ei was! (versetzte jene). Wie viele Dinge werden ihm nicht alle Tage gelobt, die Niemand hält? Wenn wir sie ihm gelobt haben, so mögen andere sie ihm opfern!"

„Aber wenn die Sache nun Folgen hätte?"

„Du denkst an die Folgen ehe sie da sind (sprach die erste wieder). Kömmt Zeit, kömmt Rath, und es giebt tausend Mittel, es so zu machen, daß Niemand was erfährt."

Die andere, die ohnehin schon mehr, als ihre Gespielin, begierig war zu erfahren, was der Mann für ein Thier wäre, fragte jene wie sie denn das Ding anfangen wollte.

„Du siehst (sprach jene), es ist in der Nachmittagsstunde, und ich glaube, daß außer uns schon alle Schwestern schlafen. Laß uns indessen wohl zusehen, ob auch noch Jemand im Garten ist, und wenn wir Niemand finden, was haben wir denn weiter zu thun, als daß wir den Burschen bei der Hand nehmen, und gehen mit ihm in dies Hüttchen, wo er sich vor dem Regen birgt? So lange die eine mit ihm drinnen ist, muß die andere Schildwacht halten, und er ist so einfältig, daß wir mit ihm machen können, was wir wollen."

Masetto hörte ihre ganze Verabredung, und mit dem besten Willen zu gehorchen, wartete er, daß ihn eine von den beiden abholte. Wie sie allenthalben genau zugesehen hatten, und fanden, daß Niemand sie belauschen könnte, nahte sich ihm diejenige, welche zuerst den Vorschlag gethan hatte, und weckte ihn. Er stand auf; sie nahm ihn liebkosend bei der Hand, und einfältig lachend ließ er sich nach dem Hüttchen führen, wo er sich nicht lange bitten ließ, zu thun was man von ihm begehrte. Sobald er die Wünsche der einen befriedigt hatte, machte sie als treue Schwester ihrer Gespielin Platz, und Masetto stellte auch diese zufrieden, und spielte dabei immer die Rolle des Blödsinnigen. Die Nönnchen ließen es nicht bei diesem ersten Versuche bewenden, und gestanden einander im Vertrauen, man habe ihnen nicht zuviel davon gerühmt. Sie wußten sich demnach die gelegensten Stunden auch ferner zu Nutze zu machen, um sich mit dem Stummen die Zeit zu vertreiben.

Einmal begab es sich, daß eine von den andern Nonnen aus dem Fenster ihrer Zelle den Handel gewahr ward, und noch zweien anderen zeigte, was vorging. Sie dachten zuerst daran, der Aebtissin alles zu verrathen; doch besannen sie sich eines andern, und machten mit ihren beiden Gespielinnen gemeinschaftliche Sache, und durch allerlei Zufälle wurden auch die drei Uebrigen Theilnehmerinnen an dem Geheimniß; so daß nur noch die Aebtissin die Einzige war, die nichts davon argwöhnte. Indem nun diese einmal, wie es schwül war, allein im Garten wandelte, fand sie den Masetto, den das Geschäft der Nacht mehr, als die Arbeit des Tages ermüdet hatte, unter einem Mandelbaume liegen. Ein schalkhafter Zephyr, der mit seinem leichten Gewande spielte, zeigte der Aebtissin einen Anblick, welcher in der Einsamkeit dieselben Begierden bei ihr erregte, die sich ihrer Nönnchen bemeistert hatten. Sie weckte den Schläfer, nahm ihn mit in ihre Zelle, und ließ ihn in einigen Tagen nicht von sich; zum nicht geringen Verdruß der Nonnen, die sich sehr beklagten, daß der Gärtner nicht kam und den Garten bestellte. Die Aebtissin überließ sich indessen dem Vergnügen, welches sie vielleicht oft an andern getadelt hatte. Endlich entließ sie den Gärtner, und er ging wieder nach seiner Hütte. Weil sie ihn jedoch oft wiederkommen ließ, und mehr als ihren billigen Antheil von ihm verlangte, besorgte Masetto, dem man zuviel anmuthete, sein Verstummen möchte ihm in der Länge theuer zu stehen kommen. Er fand demnach für gut, wie er an einem Abend bei der Aebtissin war, sich den Zungenriem zu lösen, und sagte:

„Madonna, man pflegt zu sagen, ein Hahn sei genug für zehn Hühner, aber ‹n Männer kaum für ein Weib; wie soll ich es denn aushalten, da ich hier ‹n dienen muß? Gebt dem Dinge Ziel und Maß, oder laßt mich ‹ mit Gott gehen."

Die Aebtissin erstaunte, da sie den vermeinten Taubstummen reden ‹rte. „Was ist das? (rief sie) Ich dachte Du wärst stumm."

„Das war ich auch (sprach Masetto), aber nicht von Natur; sondern ein Zufall hatte mich der Sprache beraubt; und erst heute habe ich (dem Himmel sei Dank!) sie wieder erhalten."

Sie glaubte ihm, und fragte, was er damit sagen wollte, daß er neunen dienen müßte. Masetto erzählte ihr alles, und nun ward die Aebtissin gewahr, daß sie keine Nonne in ihrem Kloster hatte, die nicht so viel wußte, als sie selbst. Sie faßte demnach den klugen Entschluß, sich mit ihren Schäfchen und mit Masetto so abzufinden, daß dem Kloster kein Schimpf daraus erwüchse. Weil nun um dieselbe Zeit ihr alter Amtmann gestorben war, so gaben sie ihm seine Stelle; nahmen gemeinschaftliche Maßregeln, den Zeitvertreib fortzusetzen, den sie bisher insgeheim getrieben hatten; und trafen dabei solche Einrichtungen, daß ihm sein Dienst nicht zu beschwerlich ward."

Zweite Erzählung.

Ein Stallknecht des Königs Agilulf vertritt seine Stelle bei der Königin. Agilulf wird es gewahr; entdeckt den Thäter und schert ihm im Schlafe das Haar. Dieser zeichnet aber alle seine Kameraden eben so und entgeht dadurch der Strafe.

Wie Filostrato mit seinem Geschichtchen den Damen bisweilen eine Röthe abgejagt, bisweilen ihnen ein Lächeln abgenöthigt hatte, befahl die Königin Pampinea, mit dem Erzählen fortzufahren. Diese sprach mit lächelndem Munde: „Einige Leute sind unvorsichtig genug, sich es laut merken zu lassen, daß sie gewisse Dinge wissen, und zu ahnen wünschen, welche sie lieber nicht zu bemerken scheinen sollten; so daß sie bisweilen, indem sie ein unbemerktes Vergehen öffentlich rügen, ihre eigene Schande wegzuthun glauben, da sie doch solche vielmehr unendlich dadurch vermehren. Daß dies wahr sei, will ich Euch durch ein Beispiel des Gegentheils zeigen, indem ich Euch die List eines Menschen, der vielleicht noch weniger, als

Masetto zu bedeuten scheint, und das kluge Benehmen eines großen Königs erzähle.

Agilulf, König der Longobarden, befestigte seinen Thron, so wie seine Vorgänger in Pavia gethan hatten, durch seine Vermählung mit Teudelingen, der Wittwe des lombardischen Königs Betarich, einer schönen, weisen, und sehr keuschen Frau, welcher aber bei dem allen die Liebe einst einen hämischen Streich spielte. Wie nämlich Agilulf durch seine Klugheit und Tapferkeit die Ruhe und Sicherheit des lombardischen Reichs ziemlich befestigt hatte, begab es sich, daß ein Stallknecht der Königin, ein Mensch von sehr niedriger Geburt, welchen aber sein Herz über seinen Stand erhob, und welcher dabei so schön und ansehnlich von Person war, wie der König selbst, sich über alle Maßen in sie verliebte; weil ihn aber sein niedriger Stand nicht verhinderte, einzusehen, wie unzuläßig seine Liebe war, so ließ er sich nicht nur gegen andere nichts davon merken, sondern er hütete sich auch, die Königin selbst nur durch seine Blicke etwas davon errathen zu lassen. Wiewohl er nun keine Hoffnung hatte, sie jemals zu gewinnen, so war er doch stolz darauf, sich einen so erhabenen Gegenstand seiner Liebe gewählt zu haben, und da ihn das Feuer der Liebe ganz entzündet hatte, so bemühte er sich, es seinen Cameraden in allem zuvor zu thun, wovon er glaubte, daß es der Königin gefallen könnte. Daher pflegte sie auch am liebsten das Pferd zu reiten, welches er gewartet und aufgezäumt hatte, und wenn dieses geschah, so pflegte er sich es zur ungemeinen Gnade zu rechnen, und nie versäumte er dann, ihr den Steigbügel zu halten, und fühlte sich glücklich, wenn er nur den Saum ihres Kleides berühren konnte. Aber so wie wir oft sehen, daß die Liebe zunimmt, je mehr die Hoffnung verschwindet, so ging es auch diesem Stallknecht, welchem das heimliche Feuer seiner Liebe, welches keine Hoffnung linderte, unerträglich ward, und weil er sich von seiner Liebe nicht losmachen konnte, so beschloß er endlich zu sterben. Indem er über die Todesart nachdachte, die er sich wählen wollte, wünschte er dabei zugleich die große Liebe an den Tag zu legen, die er für die Königin empfunden hatte, und noch empfände; er wollte nämlich einen kühnen Versuch wagen, vorher den Endzweck seiner Liebe ganz, oder zum Theil bei ihr zu erreichen. Es fiel ihm jedoch nicht ein, der Königin ein Wort zu sagen, oder ihr durch Briefe seine Liebe zu entdecken; weil er wohl wußte, daß er nur umsonst reden, oder schreiben würde; sondern er wollte versuchen, ihr durch List eine Gunstbezeigung zu rauben. Dies war auf keine andere Weise

möglich, als wenn er es wagte, die Person des Königes vorzustellen (von dem er wußte, daß er nicht immer in der Kammer der Königin schlief) und sich unter dieser Maske den Zutritt zu ihrem Schlafzimmer zu verschaffen.

Damit er nun erführe, auf welche Art und in welcher Kleidung der König sich zu seiner Gemahlin begäbe, so verbarg er sich einige Male des Nachts in einem großen Saal des königlichen Palastes, welcher zwischen den Zimmern des Königes und der Königin lag. Hier sah er einst den König in einem weiten Gewande, mit einem brennenden Kerzchen in der einen Hand, und mit einem kleinen Stabe in der andern aus seinem Zimmer kommen, und nach der Kammer der Königin gehen, wo er mit dem Stäbchen zweimal an die Thüre klopfte, worauf ihm sogleich aufgethan ward. Wie er dieses gesehen, und auch bemerkt hatte, wie der König wieder heraus kam, nahm er sich vor, es eben so zu machen. Er verschaffte sich demnach ein völlig ähnliches Schlafgewand, steckte ein Wachslicht und Feuerzeug zu sich, und badete sich fleißig, damit der Stallgeruch ihn weder verrathen, noch die Königin belästigen möchte, und begab sich, wie er schon oft gethan hatte, nach dem Saale. So bald er glaubte, daß Alles schliefe, und daß es Zeit wäre, sein glorreiches Wagestück zu bestehen, oder in der Unternehmung einen wünschenswürdigen Tod zu finden, machte er Feuer und zündete sein Kerzchen an, wickelte sich sorgfältig in sein Schlafgewand, und klopfte mit seinem Stäbchen zweimal an die Kammerthüre der Königin. Eine Kammerfrau öffnete ihm halb schlafend die Thüre, nahm ihm das Kerzchen ab und löschte es aus, und er nahte sich schweigend dem Bette der Königin, legte sein Schlafgewand ab, und nahm Platz an ihrer Seite. Er hatte bemerkt, daß der König, wenn er bei übler Laune war, kein Wort sprach, und auch nicht mit sich reden ließ; und so gelang es ihm um desto leichter, eine stumme Rolle zu spielen, die ihm darum nicht weniger Wonne gewährte, und es ihm schwer machte, seinen Platz wieder zu verlassen. Weil er jedoch befürchten mußte, daß sein höchstes Glück, wenn er zu lange bliebe, ihm zum Unglück gereichen könnte, so stand er auf, wickelte sich wieder in sein Gewand, empfing sein Kerzchen, entfernte sich so stillschweigend, wie er gekommen war, und eilte, so schnell er konnte, nach seiner Schlafstelle. Er mochte kaum sein Bett wieder erreicht haben, wie der König aus seinem Zimmer kam, und zur Königin ging. Diese wunderte sich außerordentlich; wie sie aber fand, daß er sie mit heiterm Muthe umarmte, faßte sie ein Herz, und sagte:

„Was ist das, mein Herr und Gebieter? Erst eben habt Ihr mich verlassen, und kommt schon wieder? Seht Euch vor; man muß nichts übertreiben."

Diese Worte brachten den König den Augenblick auf den Gedanken, daß ein Anderer seine Rolle bei der Königin müßte gespielt haben; weil sie ihm indessen selbst nichts davon zu ahnen schien, und kein Anderer etwas davon wußte, so faßte er weislich den Entschluß, sie auch nichts davon merken zu lassen. Mancher Narr würde sich nicht so benommen, sondern gesagt haben: Ich bin nicht hier gewesen. Wer war es? Was hat er hier gemacht? Wie ist er hier hergekommen? woraus denn nichts als Unfug entstanden wäre, weil er die Königin dadurch entweder betrübt, oder auch ihr Anlaß gegeben hätte, die Wiederholung desjenigen zu wünschen, was geschehen war. Denn was ihm nicht die geringste Schande machte, wenn er stillschwieg, das konnte ihm nur Schimpf verursachen, wenn er davon sprach. Er unterdrückte demnach seinen Unmuth, und nachdem er der Königin scherzend einige Vorwürfe über ihre Verwunderung gemacht hatte, stellte er sich, als wenn er ihrer Warnung Gehör gäbe. Weil er jedoch innerlich voll Zorn und Wuth über den Streich war, den man ihm gespielt hatte, so stand er auf, nahm seinen Schlafrock, und ging hinaus, um in der Stille zu untersuchen, wer der Thäter wäre; denn er konnte gewiß vermuthen, daß er noch im Hause sein müsse, und sich nicht habe entfernen können. Er nahm also eine kleine Blendlaterne, und ging in ein großes langes Gemach, welches neben dem Palast über den Ställen angelegt war, woselbst alle seine Hausbedienten in verschiedenen Betten schliefen; und weil er glaubte, daß demjenigen, der in dem Zimmer der Königin gewesen wäre, das Herz noch klopfen müßte, so befühlte er sachte jedem nach der Reihe die Brust, um ausfindig zu machen, bei welchem der Puls am stärksten schlüge. Alle lagen im tiefsten Schlafe, und nur derjenige schlief noch nicht, welcher bei der Königin gewesen war; und wie er den König kommen sahe, ward ihm so erschrecklich bange, daß die Furcht bei ihm das Herzklopfen noch vermehrte, und er mußte besorgen, daß der König seine Angst merken und ihn auf der Stelle tödten würde. Weil er ihn jedoch unbewaffnet sahe, stellte er sich als wenn er schliefe, und wartete sein Schicksal in Geduld ab. Wie nun der König lange gesucht, und nichts gefunden hatte, kam er endlich zu diesem Stallknecht, und wie er fühlte, wie sehr ihm das Herz klopfte, zweifelte er nicht, den Thäter gefunden zu haben. Weil er aber seine Rache ohne Geräusch nehmen wollte, that er ihm weiter nichts, als daß er mit einer Schere ihm an einer

Seite eine Locke von seinem Haar abschnitt, damit er ihn am folgenden Morgen daran erkennen könnte: und darauf begab er sich wieder in sein Zimmer. Der Stallknecht war verschlagen genug, zu merken, warum ihn der König so gezeichnet hätte; er stand demnach geschwind auf, holte sich eine Schere, womit man die Pferde zu putzen pflegte, und ging sachte bei allen seinen Cameraden umher, die in demselben Gemache schliefen, schor ihnen das Haar auf eben dieselbe Weise über dem einen Ohre weg, und legte sich unbemerkt wieder schlafen.

Der König stand des Morgens früh auf, und ehe die Thüren des Palastes geöffnet wurden, ließ er alle seine Diener vor sich kommen, und wie sie sämmtlich mit unbedecktem Haupte vor ihm erschienen, sah er umher nach demjenigen, den er gezeichnet hatte. Wie er aber fand, daß die meisten von ihnen auf eben die Weise beschoren waren, verwunderte er sich, und dachte: Derjenige, den ich suche, ist zwar von gemeinem Stande, aber von keinem gemeinen Verstande. Da er nun einsahe, daß er ohne Aufsehen zu machen, denjenigen nicht entdecken konnte, welchen er suchte, so wollte er nicht, um eine kleine Rache auszuüben, sich einem großen Schimpf aussetzen, sondern lieber den Thäter mit einem einzigen Worte warnen, und ihm zu erkennen geben, daß er sein Verbrechen wohl gemerkt habe. Er sprach demnach zu Allen: „Geht mit Gott: Wer's gethan hat, der schweige, und thue es nicht mehr.“

Ein Anderer hätte vielleicht auf nichts gedacht, als auf's Köpfen, Martern, Foltern und Peinigen, und hätte damit alles ruchbar gemacht, was ein Jeder lieber suchen sollte zu verhehlen; denn wenn die Sache laut geworden wäre, und er hätte auch seine Rache befriedigt, so wäre doch der Schimpf damit nicht abgethan, sondern vielmehr die Ehre seiner Gemahlin gekränkt worden.

Diejenigen, welche die Worte des Königs hörten, waren sehr verwundert, und fragten einander lange, was er damit habe sagen wollen; aber Niemand errieth es, außer Demjenigen, den es anging. Er war klug, und schwieg so lange der König lebte, und stellte nie sein Glück zum zweiten Mal auf die Probe.“

Dritte Erzählung.

Eine Dame, die sich in einen Jüngling verliebt hat, braucht unter dem Deckmantel der Beichte und der Gewissenhaftigkeit einen ehrbaren Geistlichen, ohne daß er es merkt, zum Unterhändler, um ihre Wünsche zu befriedigen.

Pampinea schwieg, und man bewunderte die Kühnheit und Verschlagenheit des Stallknechts, und die Klugheit des Königs, worauf die Königin Filomena auftrug, weiter zu erzählen. Filomena öffnete ihre liebenswürdigen Lippen, und sagte: „Ich will Euch erzählen, wie einst ein schönes Weib einem steifen Klosterbruder einen derben Streich spielte, der einem jeden Weltmenschen um desto mehr Spaß machen muß, je mehr diese einfältigen Neulinge in allem, was Weltklugheit und Lebensart betrifft, sich für klüger und weiser als andere Leute halten; da sie doch weit hinter ihnen zurück stehen, und weil sie, als Menschen ohne Geist und Bildung, sich nicht wie andere Leute zu ernähren wissen, wie die Schweine, nur dem Geruche der fremden Küchen nachlaufen. Ich will Euch, meine lieben Gespielinnen, dieses nicht blos erzählen, um unserer heutigen Tagesordnung nachzukommen, sondern auch um Euch zu zeigen, daß die Pfaffen, von welchen wir aus Leichtgläubigkeit uns oft zu sehr leiten lassen, nicht nur von Männern, sondern auch von unsers Gleichen oft lustig genug hinter's Licht geführt werden.

In unserer Stadt, wo die Schalkheit sich thätiger zeigt, als die christliche Liebe und Aufrichtigkeit, war einmal vor einiger Zeit eine artige und schöne Frau, welche die Natur mit allem begabt hatte, was man artig, witzig und klug nennen kann, deren Namen ich, so wenig als die Namen der andern Personen, die in meiner Geschichte vorkommen, nennen will (obgleich sie mir wohl bekannt sind); weil jetzt noch Mancher lebt, der sich darüber ärgern könnte, da der Vorfall doch nur zum Lachen geeignet ist. Diese Frau, die von einem edlen Geschlechte abstammte, und an einen Wollenweber verheiratet war, konnte ihren Ahnenstolz nicht ablegen, und hielt einen jeden Bürgerlichen, so reich er auch sein mochte, für unwürdig, ein adeliges Weib zu besitzen; und da ihr Eheherr bei allem seinem Reichthum sich auf nichts weiter verstand, als Garn zu mischen und anzuzetteln, oder mit den Spinnerinnen zu zanken, so entzog sie sich seinen Umarmungen, so oft sie es mit einem Schein von Ursache thun konnte, und hatte Lust, sich

nach ihrem eigenen Geschmack einen Liebhaber zu wählen, den sie für würdiger hielt, als ihren Wollenweber. Sie verliebte sich auch dergestalt in einen gewissen Edelmann von mittlerem Alter, daß sie die Nacht nicht schlafen konnte, wenn sie ihn am Tage nicht gesehen hatte. Da aber der Edelmann von ihrer Leidenschaft nichts ahnte, so merkte er nicht darauf, und sie war viel zu klug und behutsam, ihn durch Unterhändlerinnen, oder durch Briefe davon zu benachrichtigen, weil sie sich keinen Unannehmlichkeiten aussetzen wollte. Inzwischen ward sie gewahr, daß er sehr genauen Umgang mit einem Klosterbruder hatte, welcher trotz seinem runden Gesichte und ansehnlichen Bauche einen unsträflichen Wandel führte, und von Jedermann für einen trefflichen geistlichen Herrn gehalten ward; und dieser schien ihr eben der rechte Mann zu sein, den sie zum Unterhändler bei ihrem Geliebten brauchen könnte.

Wie sie ihren Anschlag darnach gemacht hatte, ging sie einst zu gelegener Stunde in seine Kirche, ließ ihn rufen, und verlangte ihm zu beichten. Der Mönch, der sie auf den ersten Blick für eine sehr ehrbare Dame erkannte, hörte recht gern ihre Beichte, und wie diese geendigt war, sprach sie zu ihm: „Ich muß Euch, ehrwürdiger Herr, auch noch eine Sache vortragen, und mir wegen derselben bei Euch Raths erholen. Da ich Euch gesagt habe, wer ich bin, so werdet Ihr auch wohl meine Eltern kennen, und meinen Mann, der mich mehr als sein Leben liebt, und von dem ich auf den ersten Wink alles erhalten kann, was ich will, weil er reich ist, und es bezahlen kann. Ich habe ihn auch deswegen so lieb, wie mich selbst, und wenn ich jemals mit Werken, oder auch nur in Gedanken, etwas begehen könnte, das seiner Ehre, oder seinen Wünschen zuwider wäre, so verdiente ich den Scheiterhaufen mehr als das verworfenste Weib in der Welt. Da ist aber ein Mann, dessen Namen ich wahrlich nicht einmal weiß, der mir aber sonst ein rechtlicher Mann zu sein scheint, und der (wenn ich nicht irre) viel mit Euch umgeht, ein schöner ansehnlicher Mensch, in einem feinen schwarzen Kleide, welcher sich vielleicht einbildet, ich sei ganz anders gesinnt, als ich wirklich bin, und mich deswegen ordentlich zu belagern scheint; denn ich kann mich an keiner Thüre oder Fenster zeigen, oder nur aus dem Hause gehen, daß er nicht gleich um mich her wäre; ja ich wundere mich, daß ich ihn nicht schon wieder hier sehe. Das ist mir natürlicher Weise sehr unangenehm; denn solche Dinge können nur zu leicht das unschuldigste Weib in's Gerede bringen. Mehr als einmal habe ich schon meine Brüder bitten wollen, ihn

darüber zur Rede zu stellen; doch dachte ich wieder, die Männer benehmen sich bei solchen Sachen manchmal so, daß eine harte Antwort erfolgt, und dann kommt es zum Wortwechsel, und von Worten zu Thätigkeiten; damit nun kein Aergerniß entstünde, so schwieg ich still, und entschloß mich, lieber mit Euch davon zu sprechen, als mit einem Andern; eines Theils, weil ich glaube, daß Ihr sein Freund seid, und zweitens, weil es Euch besser ziemt, wegen solcher Sachen nicht nur Euren Freunden, sondern auch jedem Andern Vorstellungen zu machen. Ich bitte Euch demnach um des Himmels Willen, ihn abzumahnen, und ihn zu bitten, so was nicht mehr zu thun. Es giebt ja noch andere Frauenzimmer genug, die vielleicht zu solchen Dingen geneigt sind, und denen es lieb sein wird, sich von ihm nachgehen und aufwarten zu lassen; dagegen er mir nur lästig wird, indem ich gar keinen Hang dazu habe."

Indem sie dieses sagte, senkte sie ihr Haupt nieder, und stellte sich, als ob sie sich bis zu Thränen gerührt fühlte. Der ehrliche Mönch errieth richtig den Mann, von welchem sie sprach; er lobte sie wegen ihrer frommen Gesinnungen, und weil er an der Wahrheit ihrer Worte nicht zweifelte, so versprach er ihr, es dahin zu bringen, daß sein Freund sie nicht weiter belästigen sollte. Da er wußte, daß sie reich war, so vergaß er nicht, ihr die Tugend der Menschenliebe und der Mildthätigkeit anzupreisen, und ihr zugleich die Nothdurft seines Klosters vorzutragen.

„Ich bitte Euch (fiel ihm die Dame in die Rede), wenn Euer Freund ja leugnen sollte, ihm zu sagen, daß ich selbst Euch alles offenbart und mich über ihn beklagt habe." Nach geendigter Beichte und Bußübung erinnerte sie sich an des Paters Ermahnung zur Wohlthätigkeit, und drückte ihm ein Sümmchen in die Hand, für welches sie ihn bat, Seelmessen für ihre verstorbenen Verwandten zu lesen, worauf sie sich von den Knien erhob, und zu Hause ging.

Der Cavalier kam kurz nachher, seiner Gewohnheit gemäß, zu dem ehrlichen Pater, und nachdem sie eines und das andere zusammen gesprochen hatten, zog ihn dieser auf die Seite, und warnte ihn, nicht so fleißig nach der Dame zu schielen, und ihr nachzugehen, wie sie ihm geklagt hätte. Der Edelmann machte große Augen, weil er nie sonderlich Achtung auf sie gegeben hatte, und selten vor ihrem Hause vorbei gegangen war. Er fing daher an, sich zu rechtfertigen; allein der Pater ließ ihn nicht zu Worten kommen, sondern sagte: „Stelle Dich nur nicht, als wenn Du Dich ver-

wunderst, und verliere keine Worte mit Leugnen; denn es ist alles umsonst. Was ich Dir sage, das haben mir keine Nachbarn erzählt, sondern die Dame selbst hat es mir entdeckt, und sich sehr über Dich beschwert; und so wenig sich solche Dinge für Dich selbst schicken, so sehr kann ich Dir versichern, daß ich nie ein Weib gesehen habe, welchem sie mehr mißfällig wären, als ihr. Darum bitte ich Dich, um ihrer Ruhe und um Deiner eigenen Ehre willen, unterlasse die Possen, und laß sie in Frieden."

Der Cavalier / der ein wenig weiter ohne Brille sehen konnte, als der Mönch, errieth ohne Mühe den schlauen Einfall des Weibchens: er stellte sich demnach ein wenig beschämt, und versprach, sich nicht wieder zu vergehen. So bald er aber die Zelle des Paters verließ, war seine erste Sorge, nach dem Hause der Dame zu gehen, welche an einem Fenster fleißig aufmerkte, ob er nicht vorbei gehen würde. Wie sie ihn kommeu sahe, bezeigte sie sich so freundlich gegen ihn, daß ihm kein Zweifel übrig blieb, den Sinn des Paters richtig verstanden zu haben; daher er denn von demselbigen Tage an nie unterließ, mit gehöriger Vorsicht, zu seinem eigenen Vergnügen, und zur besondern Freude der Dame, unter dem Schein anderer Geschäfte sich fleißig in ihrer Gegend sehen zu lassen. Wie sich nun die Dame nach einiger Zeit überzeugte, daß sie ihm eben so sehr, als er ihr gefiele, so nahm sie, um ihn noch mehr aufzumuntern, und ihm ihre Liebe zu erkennen zu geben, die erste Gelegenheit wahr, sich dem guten Pater in seiner Kirche mit einem bittern Thränenstrom wieder zu Füßen zu werfen.

„Was ist denn nun wieder Neues geschehen?" fragte sie der Pater eben so bestürzt, als theilnehmend.

„Lieber Vater (sprach sie); das Neue betrifft weder mehr noch weniger, als den unseligen Menschen, Euren Freund, über den ich mich neulich bei Euch beschwerte, und der mir vermuthlich zum Pfahl im Fleische bestimmt ist, um mich zu Sachen zu reizen, die mir auf immer meine Ruhe rauben und mich verhindern würden, mich Euch jemals wieder zu Füßen zu werfen."

„Was! meine Tochter? (sprach der Pater) hat er noch nicht nachgelassen, Dir Aergerniß zu geben?"

„Nein, gewiß nicht (sprach die Dame). Vielmehr scheint es, seitdem ich mich über ihn bei Euch beklagt habe, als wenn er's mir zum Trotz thäte (weil er mir das vielleicht übel genommen hat), daß er jetzt zehnmal für einmal vor meinem Hause vorübergeht. Und wollte Gott, es bliebe nur

bei dem Vorbeigehen und Angaffen! Allein er ist so dreist und unverschämt geworden, daß er mir nur gestern noch ein Weib ins Haus geschickt hat, um mich mit seinem thörichten Geschwätz zu behelligen, und mir einen Gürtel und eine Börse zu schicken, als wenn ich selbst keine Börsen und Gürtel hätte! Das hat mich so geärgert, und ärgert mich noch dermaßen, daß ich des Teufels Aufheben hätte machen mögen, hätt' ich es nicht für sündlich gehalten, und es zugleich um Euretwillen unterlassen. So aber ließ ich meinen Zorn fahren und wollte nichts eher thun, oder sagen, bis ich Euch erst gesprochen hätte. Ja, ich hatte dem Weibe schon Gürtel und Beutel zurückgegeben, daß sie ihm Beides wieder zustellen sollte; weil mir aber bange ward, sie möchte sie selbst behalten, und ihm weis machen, daß ich sie angenommen hätte, wie solche Weiber wohl zu thun pflegen; so riß ich sie ihr voll Verdruß wieder aus der Hand, und habe sie Euch hier mitgebracht, daß Ihr sie ihm wiedergebt, und ihm sagt, daß ich seine Geschenke nicht brauche; denn Dank sei Gott und meinem Manne, ich habe selbst so viele Beutel und Gürtel, daß ich ihn darunter ersticken könnte. Und kurz, ich bitte Euch, lieber Pater, mir's nicht übel zu nehmen; wenn er diese Dinge nicht nachläßt, so sage ich's meinem Mann und meinen Brüdern, und dann mag es gehen wie es will. Lieber mag er Verdruß davon haben, wenn eins von beiden sein muß, als daß ich um seinetwillen in Schande gerathe. Lebt wohl, Pater."

Darauf zog sie mit Weinen und Schluchzen eine prächtige Börse und einen reichen Gürtel hervor, und warf sie dem Pater in den Schooß. Dieser glaubte ihren Worten, ereiferte sich sehr, nahm die Sachen zu sich, und gab ihr zur Antwort: „Meine Tochter, Du hast Recht, wenn Dich solche Dinge verdrießen, und ich darf mich weder darüber wundern, noch Dich deswegen tadeln; vielmehr ist es löblich, daß Du Dir bei mir Raths erholst. Ich habe ihn erst neulich ermahnt; er hat mir aber sein Versprechen schlecht gehalten, wie ich höre: Ich will ihm schon für das Alte und Neue den Kopf dermaßen waschen, daß er Dir keinen Verdruß mehr machen soll. Laß Dich aber um Gottes willen Deinen Zorn nicht so weit treiben, daß Du es zu jemand von den Deinigen sagest; denn es möchte zu viel Unheil daraus entstehen. Mache Dir übrigens keine Sorge, daß Du in böse Nachrede gerathen möchtest, denn ich will immer vor Gott und Menschen ein eifriger Zeuge Deiner Unschuld sein."

Die Dame stellte sich, als wenn diese Worte sie einigermaßen beruhigten.

Sie brach das Gespräch ab, und weil sie wußte, wie sehr der Pater und alle seine Brüder das Geld liebten, so sagte sie: „Ehrwürdiger Herr, seit einigen Nächten sind mir verschiedene meiner Verwandten im Traum erschienen, die sich wohl in großer Pein befinden müssen, und haben um nichts so sehnlich gebeten, als um Almosen; besonders meine Mutter, die mir so traurig und elend schien, daß es ein Jammer war. Ich glaube, es geht ihr außerordentlich nahe, daß dieser Feind Gottes mich so in Versuchung führt. Darum wünsche ich, daß Ihr für sie die vierzig Messen des heiligen Gregorius lesen und mir mit Eurem Gebet beistehen wolltet, damit unser Herr Gott sie aus dem qualvollen Feuer erlöse."

Sie steckte ihm zugleich einen Gulden in die Hand, den der Pater begierig annahm, und mit vielen glatten Worten und empfehlenden Beispielen ihren frommen Eifer stärkte; worauf er ihr seinen Segen gab und sie entließ. Wie die Dame weggegangen war, und der Pater gar nicht argwöhnte, daß man ihm Nasen drehte, schickte er gleich nach seinem Freunde, der an seiner verdrießlichen Miene schon wahrnahm, daß er neue Zeitung von seiner Dame zu erwarten hätte, und neugierig war, zu hören, was ihm der Pater sagen würde. Dieser wiederholte seine vorigen Strafreden, und setzte voll Zorn noch viele neue Verweise hinzu, wegen desjenigen, was ihm (wie er sagte) die Dame aufs Neue geklagt hätte. Der Cavalier, welcher erst genauer zu wissen wünschte, wo der Pater hinaus wollte, leugnete nur sehr laulich, daß er die Börse und den Gürtel geschickt hätte, damit er dem Pater nicht ganz den Glauben benähme, im Fall die Dame ihm diese Sachen vielleicht zugestellt hätte. Allein der äußerst aufgebrachte Pater fuhr ihn an, und sagte: „Wie? Du willst noch leugnen, böser Mensch? Sieh hier, diese Sachen hat sie mir selbst mit Thränen überreicht. Willst Du nun noch sagen, daß Du sie nicht kennst?"

Der Cavalier stellte sich, als ob er dadurch beschämt würde. „Ach ja" (sprach er), „ich kenne sie in der That, und ich bekenne, daß ich nicht recht gehandelt habe; allein, da ich nun sehe, wie die Dame gesinnt ist, so schwöre ich Euch, daß Ihr nimmermehr dergleichen wieder von mir hören sollt."

Es wurden von beiden Seiten noch viele Worte gemacht, und endlich gab der Bruder Schafskopf seinem Freunde den Beutel und Gürtel; und nachdem er ihn weidlich gescholten, und ihn ermahnt hatte, und es sich auch von ihm versprechen ließ, daß er nie wieder an dergleichen Dinge denken wollte, ließ er ihn gehen. Der Cavalier war außerordentlich froh über die

Gewißheit, die er nunmehr von der Liebe der Dame zu haben glaubte, und über ihr schönes Geschenk; und sobald er von dem Pater kam, eilte er gerade an den Ort, wo er Gelegenheit hatte, seiner Dame sehen zu lassen, daß er ihr Geschenk richtig erhalten hätte; welches ihr um desto lieber war, da sie sahe, daß ihr Anschlag ihr so ganz nach ihrem Wunsche gelang.

Sie wartete nun auf nichts mehr, um dem Werke die Krone aufzusetzen, als daß ihr Mann einmal verreisen möchte, und es traf sich auch, daß er bald nachher wegen seiner Geschäfte nach Genua reisen mußte. Kaum war er des Morgens zu Pferde gestiegen und davon geritten, so ging die Dame auch schon zu dem ehrlichen Pater, und sagte mit Heulen und Weinen: „Lieber Pater, ich muß Euch sagen, daß ich es endlich nicht länger aushalten kann. Weil ich Euch jedoch neulich versprach, nichts ohne Euer Vorwissen zu unternehmen, so bin ich jetzt gekommen, um mich bei Euch zu rechtfertigen; und damit Ihr Euch überzeuget, daß ich nicht ohne Ursache klage und weine, so hört nur an, was Euer Freund (oder vielmehr Euer Satan aus der Hölle) mir diesen Morgen vor Tagesanbruch für einen Streich gespielt hat. Ich weiß nicht, durch welchen unglücklichen Zufall er mag erfahren haben, daß mein Mann gestern nach Genua geritten ist; und da kommt er Euch gleich diesen Morgen, um die Zeit, die ich Euch gesagt habe; springt mir über die Gartenmauer, und klettert auf einen Baum, der gerade unter meinem Kammerfenster steht; und schon hatt' er das Fenster offen gemacht, und war im Begriffe in meine Kammer zu steigen, wie ich zu meinem Glück erwachte und aufstand, und Miene machte zu schreien. Ich würde auch wirklich geschrieen haben, wenn er mich nicht draußen um Gottes- und um Euretwillen um Verzeihung gebeten, und mir gesagt hätte, wer er wäre. Um Euretwillen schwieg ich also still, sprang aber splitternackend aus dem Bett, und schlug ihm das Fenster vor der Nase zu. Ich glaube, daß ihn der Henker wieder davon führte; denn ich hörte hernach nichts mehr von ihm. Sagt mir nun, ob das solche Dinge sind, die sich schicken, und die man dulden kann; ich für mein Theil bin nicht Willens, es länger auszuhalten, nachdem ich um Euretwillen nur gar zu lange Geduld mit ihm gehabt habe."

Wie der Pater dieses hörte, erzürnte er sich gewaltig, und wußte kaum, was er dazu sagen sollte, sondern fragte die Dame mehr als einmal, ob sie auch recht gesehen und gehört hätte, und ob es nicht ein Anderer gewesen wäre.

„Nein, wahrhaftig nicht (sprach sie); ich bin noch wohl im Stande, ihn von einem Andern zu unterscheiden. Ich sage Euch, er war es selbst, und wenn er es leugnen sollte, so glaubt ihm nur nicht."

„Meine Tochter (sprach der Pater), ich muß gestehen, das ist zwar zu frech und gottlos gehandelt, und Du hast recht gethan, ihn so fortzuschicken, wie Du mir sagst. Da Dich aber Gott vor Beschimpfung bewahrt hat, so laß Dich erbitten, und nachdem Du zweimal meinen Rath befolgt hast, so folge ihm noch einmal; beklage Dich also gegen niemand von den Deinigen, sondern laß mich machen; ich will sehen, ob ich diesen eingefleischten Teufel nicht bändigen kann, den ich immer für einen Heiligen gehalten habe. Kann ich es dahin bringen, daß ich ihn von diesem schändlichen Unfug bekehre, so ist es gut, wo nicht, so gebe ich Dir hiermit meinen Segen und mein Wort, daß ich Dich will mit ihm machen lassen, was Dir beliebt."

„Wohlan," versetzte die Dame, „für diesmal will ich Euch weder erzürnen, noch Euch ungehorsam sein; aber seht zu, daß er sich in Acht nimmt, und mir nicht mehr Verdruß macht; denn ich gebe Euch mein Wort, daß ich um dieses Handels willen nie wieder zu Euch kommen werde."

Hierauf ging sie mit verstelltem Zorn von ihm, und sie war kaum aus der Klosterthür gegangen, wie der Cavalier dahin kam. Der Pater rief ihn zu sich, nahm ihn auf die Seite, und stieß die heftigsten Reden gegen ihn aus, und nannte ihn einen treulosen, meineidigen und wortbrüchigen Menschen. Der Cavalier, welcher nun schon zweimal die Erfahrung gemacht hatte, was die Scheltworte des Paters ihm eigentlich andeuteten, suchte nur durch allerhand unbestimmte Reden den Pater zur Sprache zu bringen. „Wie nun, was zürnt Ihr so gewaltig?" fragte er. „Habe ich denn Christum gekreuzigt?"

„Seht doch den Unverschämten!" sprach der Pater. „Schwatzt er nicht so, als wenn schon ein Jahr, oder zwei vergangen wären, daß er Zeit gehabt hätte, seine Schelmstücke zu vergessen? Ist es Dir seit der Frühstunde schon wieder aus dem Gedächtnisse gekommen, wie Du Deinem Nächsten beleidigt hast? Wo warst Du heute früh vor Tagesanbruch?"

„Was weiß ich's, wo ich gewesen bin?" sprach der Cavalier. „Euer Bote muß Euch wohl früh davon Nachricht gebracht haben."

„Ja wohl hat er mir Nachricht gebracht," sprach der Pater. „Ich denke, Du hast wohl geglaubt, weil der Mann nicht zu Hause wäre, so sollte das

hübsche Weibchen Dich nur gleich einlassen, und Dir um den Hals fallen? Hör' einmal, mein schöner Herr, der bei Nacht umherschleicht, und steigt den Leuten in die Gärten und auf die Bäume; meinst Du die Keuschheit dieser Dame zu überrumpeln, indem Du auf die Bäume kletterst und ihr in's Kammerfenster steigst? Kein Mensch in der Welt ist ihr verhaßter, als Du, und Du holst Dir nichts als Schande. Ich will Dich nicht einmal daran erinnern, daß sie Dir davon mehr als einen Beweis gegeben hat; sondern nur wie vortrefflich Du Dir meine Warnungen zu Nutze gemacht hast. Ich kann Dir aber sagen, daß sie bisher nicht aus Schonung gegen Dich, sondern auf meine Bitten und Zureden, Alles was Du bisher gethan, verschwiegen hat. Sie wird es aber künftig nicht mehr thun; denn ich habe ihr von nun an freie Hand gegeben, nach ihrem Belieben zu verfahren, wenn Du wieder etwas unternimmst, das ihr mißfällt. Wie wird dir's gehen, wenn sie es ihren Brüdern klagt?"

Der Cavalier hatte nunmehr genug verstanden, was ihm zu wissen nöthig war; er beschäftigte den Pater, so gut er konnte, mit den feierlichsten Verheißungen, und am andern Morgen früh stieg er über die Gartenmauer und auf den Baum, fand das Fenster offen, und ward von der Dame mit offenen Armen empfangen, die ihn schon mit Verlangen erwartete, und dem Pater im Herzen dankte, daß er ihm den Weg so gut gezeigt hatte. Sie lachten und scherzten noch viel über den Bruder Pinsel, und wußten in der Folge ihre Maßregeln so zu nehmen, daß sie seiner Unterhandlung nicht wieder bedurften, um sich mehr dergleichen glückliche Stunden zu verschaffen, welche der Himmel nach seiner heiligen Barmherzigkeit auch mir bescheeren wolle, und einer jeden Christenseele, die sich darnach sehnt!"

Vierte Erzählung.

Don Felix lehrt dem Bruder Puccio wie er durch eine gewisse Bußübung das Paradies gewinnen soll, und thut sich unterdessen gütlich mit seiner Frau.

Wie Filomena ihre Geschichte geendigt hatte, erhob Dioneo in schmeichelhaften Ausdrücken die List der hübschen Dame, ingleichen das Stoßgebetchen, womit Filomena ihre Erzählnng beschlossen hatte; wor-

auf die Königin mit einem bedeutenden Lächeln zu Pamfilo sagte: „Pamfilo, sei Du jetzt der Erste, der uns mit etwas Angenehmen unterhält."

„Sehr gerne," sprach Pamfilo, und fuhr fort: „Madonna, es gibt manche Leute, die den Weg zum Paradiese suchen, und statt dessen ihn unversehens Andern bahnen; und so gut ward es, wie Ihr jetzt hören sollt, einer unserer Nachbarinnen.

Man hat mir nämlich erzählt, daß einmal nahe bei Sanct Pancratio ein ehrlicher und reicher Mann wohnte, Namens Puccio de Rinieri, der aber an nichts, als an geistliche Dinge dachte, und deswegen Layenbruder bei den Franziscanern ward, die ihn Bruder Puccio nannten. Da nun sein ganzer Hausstand nur aus seiner Frau und einer Magd bestand, so brauchte er sich's eben mit keinem Geschäfte sauer werden zu lassen, sondern er konnte ganz seinem Hange zu geistlichen Sachen folgen, und in die Kirchen gehen, so viel er wollte. Als ein einfältiger Mensch von grobem Schrot und Korn dachte er nur daran, seinen Rosenkranz abzubeten, in die Predigten zu gehen, und keine Messe zu versäumen, und nie fehlte er bei dem Laudemus, welches die Layenbrüder absangen. Dabei unterließ er nie zu fasten, sich zu geißeln, und bei den Umzügen zu trompeten; denn er gehörte zu den Bußgeißlern.

Seine Frau, die man Monna Isabetta nannte, war ein hübsches rasches Weibchen von achtundzwanzig bis dreißig Jahren; rund wie ein Apfel. Sie mußte aber oft länger fasten, als ihr lieb war, weil ihr Mann so andächtig, und vielleicht auch alt war, und oft, wenn sie lieber geschlafen, oder mit ihm gescherzt hätte, so erzählte er ihr das Leben Christi, oder er unterhielt sie mit den Predigten des Bruders Nastasio, mit den Klagen der Magdalena, und mit andern solchen Dingen.

Um diese Zeit kam ein Mönch aus Paris zurück, der zum Kloster des heiligen Pancratius gehörte, Namens Don Felix ein sehr schöner, junger, witziger und gelehrter Mann, mit welchem Bruder Puccio sich in eine sehr genaue Bekanntschaft einließ. Weil nun dieser ihm alle seine Zweifel meisterlich zu heben wußte, und überdies, da er seine schwache Seite entdeckt hatte, den größesten Heiligen gegen ihn spielte, so nahm ihn Bruder Puccio bisweilen des Mittags, oder des Abends, wie es ihm einfiel, mit sich nach Hause zum Essen, und die Frau pflegte ihn dann, dem Bruder Puccio zu Gefallen, auch freundlich aufzunehmen, und sich gegen ihn sehr artig zu betragen.

Wie nun das Mönchlein fleißig in Bruder Puccio's Hause aus und ein ging, und das frische rundliche Weibchen in's Auge faßte, ward er bald gewahr, woran es ihr am meisten fehlte, und bekam Lust, wenn es sich so fügen wollte, dem Bruder eine Mühe abzunehmen, und seine Stelle bei ihr zu vertreten. Er schoß deswegen verstohlner Weise manchen bedeutenden Blick nach ihr ab, so daß er zuletzt ein ähnliches Verlangen bei ihr erregte. Sobald er dies merkte, nahm er die erste Gelegenheit wahr, sein Anliegen bei ihr anzubringen. Allein so geneigt sie auch war, das Werk zu fördern, so war es doch schwer, das Mittel dazu ausfindig zu machen, weil sie sich außer ihrem Hause den jungen Pater nicht anvertrauen wollte, und zu Hause war es nicht thunlich, weil Bruder Puccio nie von der Stelle wich, welches dem Klosterbruder ganz und gar nicht behagte.

Endlich fiel ihm nach langem Nachsinnen ein Anschlag ein, mit ihr in ihrem eigenen Hause eine Zusammenkunft zu veranstalten, ohne daß Bruder Puccio etwas davon argwöhnte, wenn er gleich selbst zu Hause wäre. Wie ihn also dieser einst besuchte, sprach er zu ihm: „Ich habe schon lange bemerkt, lieber Bruder, daß Dein ganzes Trachten dahin geht, ein Heiliger zu werden. Du nimmst aber, däncht mich, einen gewaltigen Umweg, um zu Deinem Endzweck zu gelangen; da es doch einen weit kürzeren Weg gibt, den der Pabst und andere seiner vornehmen Geistlichen recht gut kennen und benutzen, aber ihn deswegen nicht gerne bekannt werden lassen, weil sonst der geistliche Stand, der von lauter Opfern der Sünder lebt, sich bald ganz auflösen würde, indem die Weltlichen ihn alsdann weder mit Almosen, noch mit andern milden Gaben weiter unterstützen würden. Weil Du aber mein Freund bist, und mir so viel Liebes und Gutes erwiesen hast, so wollte ich Dir dies Mittel wohl offenbaren, wenn ich nur gewiß wüßte, daß Du es Niemand wieder entdecken, und daß Du meine Vorschrift genau befolgen wolltest."

Bruder Puccio, welchem nach diesem Mittel sehr verlangte, bat ihn inständig, es ihm zu lehren, wobei er ihm zugleich schwor, daß er ohne seine Einwilligung nie Jemand etwas davon offenbaren, und daß er gern Alles thun wollte, was in seinem Vermögen wäre, um seine Vorschrift zu befolgen.

„Weil Du mir das versprichst," sprach Don Felix, „so will ich Dir's lehren. Du mußt also wissen, daß unsere gottseligen Lehrer behaupten, wer ein Heiliger werden wolle, der müsse sich nur mit allem Fleiße der Bußübung unterwerfen, die ich Dir beschreiben will. Ich will damit nicht

sagen, daß Du nachher nicht immer noch der Sünder bleiben solltest, der Du bist; allein die Sünden, die Du bis zur Stunde Deiner Buße begangen hast, werden völlig abgethan, und diejenigen, die Du nachher begehst, werden Dir nicht zur Verdammniß gereichen, sondern sich mit Weihwasser abwaschen lassen, wie jetzt die Schwachheitssünden. Du mußt also erstlich mit allem Fleiße Deine Sünden beichten, ehe die Buße anfängt; hernach mußt Du vierzig Tage lang strenge fasten und Dich enthalten, und während dieser Zeit nicht nur kein fremdes Frauenzimmer, sondern auch Dein eigenes Weib nicht berühren. Ueberdies mußt Du Dir in dem Bezirk Deines eigenen Hauses einen Platz wählen, wo Du die ganze Nacht den Himmel betrachten kannst; an diesem Ort mußt Du Dich in der Abendstunde begeben, und einen Tisch dahin stellen lassen, der so beschaffen ist, daß Du mit den Füßen die Erde berühren, und mit dem Rücken auf dem Tische liegen könnest, mit ausgebreiteten Armen, wie ein Gekreuzigter (willst Du Dich mit den Händen an ein Paar Pflöckchen halten, so steht es Dir frei), und in dieser Stellung mußt Du unbeweglich bleiben, und den Himmel anschauen, bis der Tag anbricht. Wärst Du ein Gelehrter, so würde ich Dir gewisse Gebete geben können, die Du sprechen müßtest. Da Du aber ein Laye bist, so mußt Du dreihundert Paternoster beten, und eben so viele Ave Maria zur Ehre der heiligen Dreieinigkeit hersagen, und indem Du den Himmel betrachtest, beständig Gott im Gedächtniß haben, der Himmel und Erde gemacht hat, und das Leiden Christi, dem Du in der Stellung nachahmst, in welcher er sich am Kreuze befand. Hernach, sobald die Morgenstunde schlägt, kannst Du, wenn Du willst, Dich in Deinen Kleidern niederlegen, und ein wenig schlafen. Darauf mußt Du Vormittags zur Kirche gehen, mußt daselbst zum wenigsten drei Messen hören, und fünfzig Paternoster nebst so vielen Ave Maria sprechen. Alsdann kannst Du in Einfalt des Herzens einige Geschäfte verrichten, wenn Du welche hast, und darauf zu Mittag essen. Um die Vesperzeit mußt Du wieder in die Kirche gehen, und gewisse Gebete sprechen, die ich Dir aufschreiben will, und ohne welche Du nicht fertig werden kannst, und sobald die Abendstunde kömmt, so fängst Du wieder an, nach der vorigen Weise. Wenn Du das Alles genau beobachtest, wie ich selbst ehemals gethan habe, so hoffe ich, Du werdest noch vor Ablauf Deiner Bußübung wunderbarliche Vorempfindungen von der ewigen Glückseligkeit spüren, wenn Du die Sache recht mit Andacht treibst."

„Das ist eben keine so schwere und langwierige Sache", sprach Bruder

Puccio, „daß sie sich nicht ausführen ließe. Ich will also in Gottes Namen am Sonntag damit anfangen.“ Darauf beurlaubte er sich bei ihm, ging nach Hause, und erzählte Alles seiner Frau. Diese errieth leicht die Absicht, warum der Mönch ihm empfohlen hätte, die ganze Nacht auf einem Fleck zu bleiben, und weil die Maßregel ihr wohl behagte, so sagte sie, sie ließe sich dieses, und Alles, was er sonst zum Heile seiner Seele vornehmen wollte, recht gerne gefallen; und damit ihm der Himmel sein Bußwerk deste besser gedeihen ließe, so wollte sie selbst mit ihm fasten, ohne jedoch an dem übrigen Bußgeschäfte theilzunehmen. Wie sie darüber einig waren, und der Sonntag herankam, fing Bruder Puccio sein Bußwerk an. Der Mönch stellte sich indessen, so bald es dunkel ward, bei dem Weibchen ein, brachte etwas Gutes zu essen und zu trinken mit, und brachte mit ihr die Nacht in fleißigen Uebungen zu; worauf er sich kurz vor Tages Anbruch wieder entfernte, wenn Bruder Puccio kam, und sich zu Bette legte.

Der Ort, welchen sich Bruder Puccio zu seinem Geschäfte gewählt hatte, war neben der Kammer seines Weibchens, und nur eine dünne Mauer war dazwischen. Weil nun der Mönch seine Andachtsübungen mit ihr einst ein wenig zu heftig treiben mochte, so schien es dem Bruder Puccio schier, als wenn sich das ganze Stockwerk bewegte. Er hielt demnach ein wenig ein mit seinen Paternostern, deren er schon ein Hundert abgelegt hatte, und rief, ohne sich von der Stelle zu bewegen, seiner Frau zu: „Weibchen, was machst Du?“

Da sie ein leichtfertiges Ding war, und vielleicht eben den Gaul des heiligen Benedicts ohne Sattel reiten mochte, so gab sie ihm zur Antwort: „Männchen, ich rege mich aus Leibeskräften.“

„Wie so, warum regst Du Dich?“ sprach Puccio, „was willst Du damit sagen?“

„Weißt Du nicht was das sagen will?“ versetzte sie. „Ich habe Dich ja oft selbst sagen hören: Wen man des Abends satt nicht macht, der muß sich rühren die ganze Nacht.“

Bruder Puccio glaubte, die Fasten, die sie ihm einbildete zu halten, raubten ihr den Schlaf und die Ruhe; er gab ihr also treuherzig zur Antwort: „Ich hab' es Dir wohl gesagt, Frau, faste nicht so strenge, aber Du hast es selbst gewollt, also kehre Dich an nichts, und schlafe ruhig; Du wirfst Dich ja im Bette herum, daß alles unter Dir kracht.“

„Laß Dich das nicht kümmern,“ sprach sie, „ich weiß wohl was ich

thue. Mache Du nur Deine Sachen gut, ich will schon suchen, das Meinige zu thun."

Bruder Puccio gab sich damit zufrieden, und ging wieder an seine Paternoster. Die Dame und der Mönch wählten sich aber in der Folge einen entfernteren Ort zu ihren Zusammenkünften, wo sie das Bußgeschäft des Bruders Puccio mit einander ausharreten, und wenn Don Felix wegging, verfügte sich das Weibchen zurück nach ihrem Bette, wo sich Bruder Puccio nach geendigter Buße auch einzustellen pflegte.

Indeß nun Bruder Puccio fortfuhr zu büßen, und seine Frau und Don Felix sich bestrebten zu genießen, pflegte sie oft im Scherz zu diesem zu sagen: „Du läßt den ehrlichen Puccio büßen, und wir gewinnen indessen das Paradies." Und weil es dem Weibchen dabei wohl behagte, so gewöhnte sie sich so gut an die Mönchskost (zumal da ihr Mann sie lange Zeit nur kärglich gefüttert hatte), daß sie auch nach geendigtem Bußwerke Mittel fand, sich an andern Orten mit ihm zu ergötzen. Und so kam es dahin (damit wir nun mit denselbigen Worten beschließen, womit wir angefangen haben), daß Bruder Puccio, indem er meinte, durch sein Büßen das Paradies für sich zu gewinnen, dem Mönch dazu verhalf, der ihm den Weg gezeigt hatte, und seiner Frau ebenfalls, welche lange Zeit bei ihm großen Mangel an demjenigen gelitten hatte, womit sie der gutherzige Mönch reichlich versorgte."

Fünfte Erzählung.

Zima schenkt dem Herrn Francesco Vergellesi ein schönes Pferd für die Erlaubniß, mit seiner Gemahlin reden zu dürfen. Da sie aber zu allem still schweigt, so antwortet er sich selbst in ihrem Namen, und es geschieht alles so, wie er gesagt hat.

Die Damen hatten die Erzählung des Pamfilo nicht ohne Lächeln angehört, und die Königin ersuchte jetzt Elisa, weiter fortzufahren. Diese war von Natur ein wenig beißend in ihren Reden, so daß sie mehr aus Gewohnheit als aus besonderer Absicht, folgendermaßen anfing: „Mancher glaubt, er wisse viel, und andere Leute nichts, und wird doch oft selbst angeführt, indem er meint, Andere anzuführen. Deswegen halte ich es für sehr thöricht, wenn man ohne Noth den Scharfsinn eines Andern auf die Probe stellt. Weil aber vielleicht nicht ein Jeder meiner Meinung ist, so

will ich auf Veranlassung unserer Tagesordnung, Euch erzählen, wie es einst einem Cavalier in Pistoja ging.

Es befand sich nämlich daselbst ein Edelmann von dem Geschlechte der Vergellesi, Namens Messer' Francesco, ein reicher, und auch im Ganzen ein kluger vernünftiger Mann, der aber dabei außerordentlich geizig war. Dieser sollte als Landpfleger nach Mailand gehen, und hatte sich mit allem dazu Nöthigen gehörig und standesmäßig versehen, nur fehlte ihm noch ein stattliches Roß, und es war ihm unangenehm, keines finden zu können, das ihm schön genug war.

Zu gleicher Zeit lebte in Pistoja ein Jüngling, Namens Ricciardo, der zwar von keiner bedeutenden Herkunft, aber sehr reich war, und zugleich so artig und wohlgezogen in seinen Manieren, daß man ihn gewöhnlich Zima (den Zierlichen) zu nennen pflegte, welcher seit langer Zeit für die Gemahlin des Messer' Francesco, eine wunderschöne und nicht weniger tugendhafte Dame, eine fruchtlose Leidenschaft empfunden hatte. Dieser besaß einen der stattlichsten Gäule in ganz Toscana, den er seiner Schönheit wegen besonders lieb hatte; weil es nun keinem ein Geheimniß war, daß Zima die Gemahlin des Francesco liebte, so brachte diesen Jemand auf die Gedanken, daß Zima aus Liebe zu der Dame ihm das Roß wohl gar schenken würde."

Messer Francesco, der sich vom Geize regieren ließ, schickte nach Zima, und fragte ihn, ob er ihm den Gaul verkaufen wollte (weil er nicht zweifelte, daß er ihn ihm zum Geschenk anbieten würde). Dem Zima war die Frage willkommen, und er antwortete: „Gnädiger Herr, wenn Ihr mir auch gäbet, alles was Ihr in der Welt habt, so wäre mir der Gaul nicht dafür zu Kauf, aber schenken will ich ihn Euch wohl, wenns Euch gefällt, mit der Bedingung, daß Ihr mir vorher erlaubt, in Eurer Gegenwart einige Worte mit Eurer Gemahlin zu reden, jedoch so, daß Niemand mich hört als sie allein.

Der Cavalier ließ sich durch seinen Geiz verleiten, weil er glaubte den Zima anführen zu können, und gab ihm zur Antwort: er sei es zufrieden, zu welcher Zeit und Stunde er wolle. Zima ging demnach mit ihm in die Galerie seines Palastes, und Francesco ging zu seiner Gemahlin in ihre Kammer, und nachdem er ihr gesagt hatte, wie er auf eine leichte Art zu einem Staatsrosse kommen könnte, befahl er ihr heraus zu kommen, und

dem Zima Gehör zu geben, allein sich wohl in Acht zu nehmen, daß sie ihm auf alles, was er sagen möchte, nicht ein Wort erwiederte.

Die Dame bezeigte ihr großes Mißfallen an der Sache; weil sie aber ihrem Gemahl gehorchen mußte, versprach sie es zu thun, und folgte ihm in die Galerie, um zu hören, was Zima zu sagen hätte. Nachdem dieser seinen Vertrag mit dem Cavalier nochmals verabredet hatte, setzte er sich am fernsten Ende des Saals mit der Dame nieder, und sagte zu ihr: „Liebenswürdige Frau, ich zweifle nicht, Euer Scharfsinn hat Euch längst bemerken lassen, zu welchem Grad der Liebe mich Eure Reize bewogen haben, welche ohne Vergleichung jede andere Schönheit übertreffen, die ich jemals gesehen habe. Ich schweige von Euren liebenswürdigen Sitten und von Euren vorzüglichen Tugenden, welche das Herz des edelmüthigsten Mannes bezaubern müssen; und ich brauche Euch demnach nicht mit Worten zu betheuern, daß meine Liebe deswegen um desto größer und inniger ist, als jede andere, und daß sie gewiß so lange, ja noch länger dauern wird, als mein kummervolles Leben diese meine Glieder beseelt; denn wenn man jenseits des Grabes noch lieben kann, so wie hier, so werde ich Euch ewig verehren, und Ihr könnt versichert sein, daß Ihr nichts in der Welt, es sei köstlich oder geringe, so unbedingt Euer Eigenthum nennen, und zu jeder Zeit so sicher darauf rechnen könnt, als auf mich und auf alles, was ich habe und besitze. Und um Euch davon noch mehr zu versichern, so wisset, daß ich es für ein weit größeres Glück halten würde, wenn Ihr mir befehlen wolltet, alles was in meinem Vermögen steht, Euch zu Gefallen zu thun, als wenn die ganze Welt auf den geringsten meiner Winke mir zu Gebote stehen müßte. Da ich nun so sehr Euer Eigenthum bin, wie ich Euch bezeugt habe, so darf ich mich mit einigem Recht unterstehen, Eurer überschwenglichen Güte eine Bitte vorzutragen, von deren Gewährung allein alle meine Ruhe, meine Wohlfahrt und meine Glückseligkeit abhängt.

Als Euer demüthigster Diener bitte ich Euch, mein theuerstes Leben, und einziger Trost meiner Seele (welche in der Gluth der Liebe keine andere Erquickung kennt, als die Hoffnung), daß Eure Güte sich so weit erstrecken, und die Strenge, die Ihr bisher gegen mich bewiesen, sich so weit mildern möge, daß Eure Schönheit, die mich zur Liebe gereizt hat, mir auch das Leben wiedergebe, welches ich sonst, wenn meine Bitten Euren harten Sinn nicht erweichen, gewiß verlieren und sterben werde. Dann würde man Euch mit Recht meine Mörderin nennen, und nicht allein würde mein Tod

Euch wenig Ehre bringen, sondern Euer Gewissen würde Euch gleichfalls Vorwürfe deswegen machen, und wenn Euch bisweilen ein mitleidiges Gefühl überraschte, so würdet Ihr denken: „Wie grausam war ich doch, daß ich mich meines Zima nicht erbarmte." Da jedoch dieses Mitleiden zu spät kommen würde, so würde es Euren Schmerz nur noch vermehren. Damit nun dieses nicht geschehe, so nehmt Euch das jetzt zu Herzen, da Ihr mir noch helfen könnt, und erbarmt Euch meiner ehe ich sterbe; denn bei Euch allein steht es, mich zum glücklichsten oder unglücklichsten Menschen auf Erden zu machen. Ich hoffe, Eure Güte wird Euch bewegen, es nicht zuzulassen, daß ich für so viele zärtliche Liebe den Tod zum Lohn empfange, sondern Ihr werdet mit einer liebreichen und erfreulichen Antwort meine Geister wieder beleben, die jetzt vor Eurem Anblick zittern und verzagen."

Zima schwieg, auf seine Rede folgten nur noch einige tiefe Seufzer, und zärtliche Thränen entflossen seinen Augen, indem er die Antwort der Dame erwartete.

Diese, welche seine beständige Sehnsucht, seine Waffenspiele, seine Morgenständchen, und tausend andere Dinge, womit er ihr seine Liebe erklärt hatte, sonst immer kaltsinnig gelassen hatte, ward durch die zärtlichen Worte ihres feurigen Liebhabers auf einmal bewegt, und begann zu empfinden, was sie noch nie vorhin empfunden hatte, die Allgewalt der Liebe. Und obwohl sie dem Befehl ihres Gemahls zu Folge still schwieg, so verrieth dennoch ein unwillkürlicher Seufzer zur Hälfte die Antwort, die sie dem liebenden Zima gerne gegeben hätte. Wie Zima eine Zeitlang gewartet hatte, wunderte er sich zuerst, daß er keine Antwort bekam, doch merkte er bald den Streich, den ihm der Cavalier gespielt hatte. Wie er jedoch die Miene der Dame beobachtete, eine zärtliche Thräne in ihrem Auge schwimmen sah, und den halb erstickten Seufzer bemerkte, welchen sie ihm nicht ganz hatte verbergen können, belebte ihn von neuem die Hoffnung, die ihm auch bald neue Rathschläge eingab, und er wagte es, im Namen der Dame, die ihn anhörte, sich selbst folgende Antwort zu geben: „Lieber Zima, ich habe allerdings schon längst bemerkt, wie groß und überschwenglich die Liebe ist, die Du für mich empfindest. Jetzt haben mich Deine Worte noch vielmehr davon versichert, und ich kann mich nicht enthalten, sie mit Wohlgefallen anzusehen. Wenn ich Dir oft hartherzig und grausam schien, so denke nicht, daß es meine wirkliche Gesinnung war, welche Dir der äußerliche

Schein verkündigte: nein, ich habe Dich immer geliebt, und Dich mehr als alle andern Männer geschätzt; allein ich konnte nicht anders handeln, aus Furcht vor andern Leuten, und aus Besorgniß für meinen guten Namen. Jetzt aber ist die Zeit gekommen, da ich Dir deutliche Beweise von meiner Liebe geben, und die Deinigen belohnen kann, die Du mir stets bewiesen hast, und noch beweisest. Sei also getrost, und mache Dir gute Hoffnung, denn Messer' Francesco, dem Du aus Liebe zu mir Dein schönes Reitpferd geschenkt hast, geht, wie Du weißt, bald als Landpfleger nach Mailand, und sobald er wird abgegangen sein, verspreche ich Dir bei meiner Ehre, und bei der aufrichtigen Liebe, die ich Dir bekenne, daß Du in wenigen Tagen bei mir sein, und den vollen Sold Deiner Liebe von mir empfangen sollst. Und damit ich nicht nöthig haben möge, mit Dir noch einmal dieserwegen zu sprechen, so vergiß nicht, daß Du an dem Tage, wenn Du zwei weiße Tücher in dem Fenster meiner Kammer, welches nach dem Garten hinausgeht, angeknüpft siehst, des Abends unbemerkt durch den Garten zu mir kömmst. Ich werde Dich erwarten, und unsere Zusammenkunft soll den Freuden der Liebe gewidmet sein."

Hierauf gab Zima wieder in seinem eignen Namen zur Antwort: „Theuerste Frau! Eure günstige Antwort überwältigt alle meine Sinne mit so unaussprechlicher Freude, daß ich kaum Worte finden kann, um Euch gehörig dafür zu danken; und wenn ich fähig wäre, meine Gefühle durch Worte auszudrücken, so wäre kein Zeitraum lang genug, damit ich Euch meinen Dank so vollkommen darbringen könnte, wie ich wünschte, und wie es meine Pflicht ist. Deswegen müßt Ihr selbst in Euren Gedanken dasjenige ergänzen, was ich mit allem meinem Bestreben nicht zu sagen vermag. Ich will Euch nur versichern, daß ich unfehlbar dasjenige erfüllen werde, was Ihr mir befohlen habt, und wenn ich alsdann die völligste Versicherung der großen Güte erlange, die Ihr mir versprochen habt, so gelingt es mir vielleicht besser, mich Euch nach meinem äußersten Vermögen dankbar dafür zu beweisen. Jetzt bleibt mir nichts weiter übrig zu sagen, der Himmel schenke Euch jede Freude und jedes Glück, das Ihr Euch am meisten wünscht, und damit will ich Euch Gott empfehlen."

Während der ganzen Zeit sprach die Dame kein Wort. Zima stand auf, und ging zu dem Ritter, welcher ihm lachend entgegen kam, und sagte: „Wie meinst Du, habe ich Dir nicht gut Wort gehalten?"

„Nein, gnädiger Herr, (sprach Zima). Ihr habt mir versprochen,

daß ich mit eurer Gemahlin mich unterreden sollte, und Ihr habt mich mit einer Bildsäule sprechen lassen."

Das behagte dem Ritter recht sehr, und wenn er immer eine hohe Meinung von seiner Gemahlin gehabt hatte, so ward sie doch jetzt noch mehr erhöht. „Der Gaul gehört doch aber jetzt mir zu?" fragte er den Zima.

„Ja, das thut er (versetzte dieser). Wenn ich aber gewußt hätte, daß mir eure Vergünstigung einen solchen Vortheil verschaffen würde, als ich davon gehabt habe, so hätte ich ihn Euch geschenkt, ohne Euch darum zu bitten, und wollte Gott, ich hätte das nur gethan! denn nun habt Ihr den Gaul gekauft, und ich habe ihn nicht bezahlt bekommen."

„Der Ritter freute sich innerlich darüber, und wie er seinen Staatsgaul erhalten hatte, machte er sich in wenigen Tagen auf den Weg nach Mailand zu seiner Landpflegerschaft.

Die Dame, die sich jetzt zu Hause in völliger Freiheit befand, dachte fleißig an die Worte, die ihr Zima gesagt hatte, an seine Liebe zu ihr, und an den Gaul, den er um ihrentwillen verschenkt hatte. Wie er nun oft vor ihrem Palaste vorbei ging, dachte sie bei sich: „Was mache ich hier? Warum lasse ich meine Jugendzeit verstreichen? Mein Mann ist nach Mailand gegangen, und kommt in sechs Monaten nicht wieder; und wenn wird er mir diese wieder einbringen? — Wenn ich alt werde. Und wo finde ich wieder einen solchen Liebhaber, wie Zima? Ich bin allein und habe mich vor Niemand zu fürchten. Ich wüßte nicht, warum ich die gelegene Zeit nicht gebrauchen sollte, weil sie da ist, Ich werde nicht immer solche Muße haben, wie jetzt. Kein Mensch erfährt was davon, und gesetzt auch, es würde verrathen, so ist es doch besser zu genießen und dafür zu büßen, als nicht zu genießen und lassen sichs verdrießen."

Wie sie das alles bei sich überlegt hatte, entschloß sie sich einst, die beiden bedeutenden Tücher in ihr Gartenfenster zu knüpfen. Mit Freuden erblickte sie Zima; eilte des Abends in aller Stille nach der Gartenpforte, die er offen fand, und durch den Garten nach dem Palast, wo ihn die Dame bereits erwartete, und ihn fröhlich empfing. Wie sie darauf Arm in Arm die Treppe hinan flogen, und was hernach weiter vorging — das würden sie wahrscheinlich selbst viel besser erzählen können, als ich. Genug, sie verloren nicht nur keine Zeit während der Abwesenheit des Landpflegers; sondern auch nach seiner Wiederkehr wußte man Mittel zu finden, den Zima wegen des Gauls zu entschädigen."

Sechste Erzählung.

Ricciardo Minutolo verliebt sich in die Frau des Filippello Fighinolfo. Weil er merkt, daß sie eifersüchtig ist, so bildet er ihr ein, Filippello habe seine eigene Frau zu sich in eine Badstube bestellt, und beredet sie, dahin zu gehen. Wie sie aber meint, ihren Mann ertappt zu haben, findet sie, daß sie den Wolf beim Ohr gefaßt hat.

Elisa's Erzählung war zu Ende; man bewunderte die Verschlagenheit des Zima, und die Königin winkte Fiammetta, eine neue Geschichte zu erzählen.

„Sehr gerne (sprach Fiammetta); wir wollen uns jedoch einmal ein wenig außer unsern Stadtmauern umsehen, wo man uns Auftritte genug von allerhand Art liefert, und sehen, wie Elisa gethan hat, was in andern Gegenden vorfällt. Laßt uns also nach Neapel unsern Blick wenden, und aufmerken, wie eine von den Spröden, welche der Liebe den Tod geschworen haben, durch die List ihres Liebhabers dahin gebracht ward, daß sie die Früchte der Liebe eher schmeckte, als sie die Blüthen derselben kennen lernte. Ihr findet hier vielleicht zu gleicher Zeit eine Warnung vor demjenigen, was sich künftig einmal zutragen könnte, und euren Spaß über dem, was sich zugetragen hat.

In Neapel, einer uralten, und vielleicht einer der angenehmsten Städte in Italien, war einst ein junger Mann von einem sehr edlen Geschlecht, und von großem Reichthum, Namens Ricciardo Minutolo. Dieser, welcher selbst ein sehr schönes und artiges Weib zur Frau hatte, verliebte sich in eine andere, die nach dem Urtheil eines jeden alle übrigen Neapolitanischen Weiber bei weitem an Schönheit übertraf, Namens Catella, die Frau eines eben so adeligen jungen Mannes, welcher Filippello Fighinolfo hieß, welchen sie auch von ganzem Herzen und über alles in der Welt liebte und hochschätzte.

Wie nun Ricciardo aus Liebe zu dieser Catella alles Mögliche that, um sie zur Gunst und Gegenliebe zu bewegen, und dennoch nichts damit ausrichtete, wollte er schier verzweifeln; denn seine Liebe konnte er nicht los werden, zu sterben konnte er sich nicht entschließen, und das Leben war ihm zuwider. Indem er sich in dieser Gemüthslage befand, fügte es sich einst, daß einige Damen, von seiner Verwandtschaft ihm zuredeten, und ihn ermahnten, von seiner Liebe abzulassen, weil er sich nur vergebliche Mühe machte;

denn Catella kennte kein Glück auf der Welt, außer ihrem Mann, auf welchen sie so eifersüchtig wäre, daß sie fürchtete, jeder Vogel in der Luft würde mit ihm davonfliegen.

Wie Ricciardo das Wort Eifersucht hörte, fiel ihm alsobald ein Anschlag ein, um zu dem Ziele seiner Wünsche zu gelangen; er fing deswegen an, sich zu stellen, als wenn er seine Liebe zu Catellà entsagt, und eine andere Dame zum Gegenstande derselben gewählt hätte, welcher zu Ehren er Turniere und Waffenspiele anstellte, und ihr eben so die Aufwartung machte, wie er sonst bei Catella gethan hatte. Es währte auch nicht lange, so glaubte ganz Neapel und Catella selbst, daß er diese ganz vergessen, und sich seiner neuen Liebschaft völlig gewidmet hätte; kurz, er spielte seine Rolle so gut und so lange, daß Catella von ihrer Sprödigkeit nachließ, womit sie ihn sonst, wie er noch in sie verliebt war, abzuweisen pflegte, und ihn wie jeden andern mit nachbarlicher Traulichkeit grüßte, wenn er kam und ging.

Nun traf es sich einmal in der heißen Jahreszeit, wenn die Neapolitaner in kleinen Gesellschaften von Männern und Weibern sich nach der Seeküste zu begeben und daselbst zu Mittag oder zu Abend zu essen pflegen, daß Ricciardo, welcher wußte, daß Catella mit einer Gesellschaft dahin gegangen war, sich ebenfalls mit einigen Freunden und Freundinnen dahin begab, und von den andern Damen gebeten ward, mit ihnen Gesellschaft zu machen. Er ließ sich zuerst ein wenig bitten, als ob er nicht Lust hätte lange da zu bleiben. Darauf fingen die Damen an, mit ihm über seine neue Liebschaft zu scherzen, und weil er sich stellte, als ob es ihm damit sehr Ernst wäre, so gab dieses zur Verlängerung des Gespräches Anlaß. Wie endlich die Damen sich hie und da zerstreuten, wie es bei solchen Lustfahrten gewöhnlich zu geschehen pflegt, und Catella mit einigen wenigen zurückblieb, ließ Ricciardo ein Wörtchen von einer gewissen Liebschaft ihres Mannes Filippello fallen, wodurch ihre Eifersucht den Augenblick Feuer fing, so daß sie vor Begierde brannte, zu wissen, was Ricciardo damit meinte. Sie zwang sich anfänglich, aber endlich konnte sie sich nicht länger halten, und beschwor ihn bei seiner Liebe zu derjenigen, die ihm am theuersten wäre, sich deutlicher über das zu erklären, was er von Filippello gesagt hätte.

„Ihr beschwört mich (antwortete Ricciardo) bei einer so theuern Person, daß ich Euch nichts abschlagen kann, was Ihr verlangt, und ich will es Euch demnach entdecken, wenn Ihr mir versprechen wollt, nie ein

Wort davon, weder an Euren Gemahl noch an jemand anders zu sagen, bis Ihr selbst findet, daß alles wahr ist, was ich Euch entdecke; und dazu kann ich Euch, wenn Ihr es verlangt, Gelegenheit verschaffen."

Die Dame ließ sich seine Bedingungen gefallen, glaubte immer mehr seinen Worten, und schwor ihm Verschwiegenheit. Er ging deswegen mit ihr auf die Seite, und sagte ihr unter vier Augen: „Madonna, wenn ich noch so wie vormals, in Euch verliebt wäre, so würde ich mich nicht unterstehen, Euch etwas zu sagen, was Euch gewiß verdrießen muß; weil aber meine Liebe vorüber ist, so kann ich mich eher entschließen, Euch alles zu entdecken. Ich weiß nicht, ob Filippello mir meine Liebe zu Euch jemals übel genommen, oder vielleicht gar geglaubt hat, daß ich von Euch wieder geliebt würde; wenigstens hat er sich gegen mich selbst nie etwas davon merken lassen. Jetzt aber hält er es vielleicht für die rechte Zeit, um mir (wie er meint) Gleiches mit Gleichem zu vergelten, indem ich mich am wenigsten Arges zu ihm versehe, und meine Frau zu Gunstbezeigungen zu bewegen. Wie ich merke, so hat er schon seit einiger Zeit oft heimlich Botschaft zu ihr gesandt; denn meine Frau hat mir alles wieder erzählt, und ihm solche Antworten geschickt, wie ich ihr sie in den Mund gelegt habe. Aber siehe da, ehe ich ausging, fand ich wieder eine Unterhändlerin bei meiner Frau. Ich erkannte den Vogel an den Federn, rief also meine Frau, und fragte, was das Weib wollte. „Das kömmt (sagte sie zu mir) von der Aufmunterung, die ich auf Dein Anstiften dem Filippello durch meine Antworten habe geben, und ihm Hoffnung machen müssen. Jetzt will er durchaus wissen, wie weit ich gesonnen bin zu gehen, und läßt mich bitten und nöthigen, daß ich mich zu einer heimlichen Zusammenkunft mit ihm verstehen soll, die er mir in einer gewissen Badestube hier in der Stadt vorschlägt. Wenn Du mich nicht (ich weiß nicht warum) dazu gebracht hättest, mich mit ihm in solche Unterhandlungen einzulassen, so hätt' ich ihn mir längst auf eine solche Art vom Halse geschafft, daß er mir nimmermehr hätte nachlaufen sollen.

„Jetzt schien es mir selbst, daß das Ding zu weit ginge, und nicht länger zu dulden wäre, und ich nahm mir deswegen vor, es Euch zu sagen, damit Ihr seht, wie Eure große Treue Euch belohnt wird, womit Ihr mich schier in die Grube gebracht hättet. Und damit Ihr nicht alles für leere Worte und Fabeln haltet, sondern alles (wenn Ihr Lust habt) mit Euren Augen sehen und mit Händen greifen könnt, so habe ich meiner Frau befohlen,

ihm durch seine Unterhändlerin sagen zu lassen, sie wolle morgen in der Nachmittagsstunde, wenn alles schliefe, zu ihm in die Badestube kommen, worüber das Weib sehr vergnügt fortging. Ihr könnt wohl denken, daß ich ihm mein Frau nicht hinschicken werde; wenn ich aber an Eurer Stelle wäre, so würde ich machen, daß er mich anstatt der erwarteten Person vorfinden sollte, und nachdem ich so lange bei ihm gewesen wäre, daß ich hinlänglichen Beweis in Händen hätte, so wollte ich ihm zeigen wer ich wäre, und wollte ihm solche Ehrentitel geben, wie er verdiente. Ich glaube, er würde sich dermaßen schämen, daß wir Beide, Ihr und ich, für die Beleidigung, die er uns hat zufügen wollen, gerächt würden."

Catella, die nicht einen Augenblick bedachte, wer derjenige war, der ihr dieses erzählte, und seinen Betrug nicht argwöhnte, fiel mit der gewöhnlichen Gierigkeit der Eifersüchtigen in den Hamen, glaubte seinen Worten, und da sie einige kleine Vorfälle, die sich zugetragen hatten, diesem Geschichtchen anpaßte, so ließ sie sich schnell vom Zorn hinreißen, und antwortete, sie wollte dies allerdings thun, weil es ohne Schwierigkeit geschehen könnte, und wenn ihr Mann käme, so wollte sie ihn dergestalt heruntermachen, daß er sich daran erinnern sollte, so oft ihm der Gedanke an ein Frauenzimmer in den Kopf käme.

Ricciardo war froh, und wie er sahe, wie gut ihm seine List gelang, fuhr er fort, sie durch mancherlei Reden noch treuherziger zu machen, und empfahl ihr zugleich aufs Nachdrücklichste, sich nimmermehr merken zu lassen, daß er der Angeber gewesen wäre, welches sie ihm auch heilig zusagte.

Des andern Morgens ging Ricciardo zu der Frau, welche die Badestube hielt, die er Catella bezeichnet hatte, sagte ihr, was seine Absicht wäre, und bat sie, ihm darin behülflich zu sein. Da sie ihm viele Verbindlichkeit schuldig war, so bezeigte sie sich willig, und verabredete mit ihm alles, was sie dabei thun und sagen sollte. Neben der Badestube war ein dunkles Zimmer, in welchem sie alles Nöthige vorbereitete, und welches Ricciardo einnahm. Die gute Dame, welche seinen Worten mehr Glauben beimaß, als sie hätte thun sollen, war des Abends vorher verdrießlich zu Hause gekommen, und da Filippello vielleicht eben auch den Kopf voll anderer Gedanken heim kam, und ihr nicht mit seiner gewöhnlichen zärtlichen Vertraulichkeit begegnen mochte, so ward sie dadurch noch mehr in ihrem Argwohn bestärkt, und dachte: „Der denkt gewiß nur an seine Liebschaft, und wie er sich morgen mit ihr gütlich thun will; aber es soll ihm nicht gelin-

gen.“ Mit solchen Gedanken, und mit dem Entwurfe der Strafpredigt, die sie ihm nach ihrer Zusammenkunft halten wollte, beschäftigte sie sich fast die ganze Nacht.

Kaum war die Nachmittagsstunde gekommen, so ließ sich Frau Catella durch nichts abhalten, auf ihre eigene Hand nach der Badestube zu wandern, die ihr Ricciardo beschrieben hatte und fragte die Wirthin, ob Filippello heute da gewesen wäre.

„Seid Ihr vielleicht die Dame, die ihn hier hat sprechen wollen?“ sprach die Frau, die von Ricciardo abgerichtet war.

„Das bin ich,“ antwortete Catella.

„So tretet nur hier zu ihm hinein“, versetzte die Frau.

Catella, welche denjenigen suchte, welchen sie lieber nicht hier zu finden wünschte, ließ sich in die Kammer führen, wo Ricciardo war; sie trat verschleiert zu ihm hinein, und schloß die Thüre hinter sich zu. Ricciardo sprang ihr entzückt entgegen, und sagte leise, indem er sie umarmte. „Sei mir tausendmal willkommen, meine Geliebte!“

Catella erwiederte seine Umarmung, um sich nicht vor der Zeit zu verrathen, und da sie beiderseits ihre Ursachen hatten, sich nicht zu erkennen zu geben, so erfolgte zwischen ihnen ein stummer Auftritt, welcher darum (wenigstens an der einen Seite) nicht weniger zärtlich war, und eine geraume Zeit dauerte. Wie aber Catella endlich glaubte, daß es Zeit wäre, ihrem gerechten Zorn Luft zu machen, fing sie an, voll brennenden Eifers auszurufen: „Wie unglücklich ist das Loos der armen Weiber, und wie übel wird manchen ihre Liebe von ihren Männern vergolten! Ich Aermste habe Dich nun Jahre lang mehr, als mein Leben geliebt, und nun muß ich erfahren, daß Du böser und gewissenloser Mann Dich in ein fremdes Weib verliebst! In wessen Armen glaubst Du Dich zu befinden? Du bist in den Armen derjenigen, die Du seit langer Zeit fälschlich hintergangen und ihr Liebe vorgeheuchelt hast, da Du doch anderswo liebtest. Ich bin Catella, und nicht die Frau des Ricciardo, Du Falscher, Du Ungetreuer! Kennst Du meine Stimme? Ich bin's selbst, und jeder Augenblick scheint mir ein Jahr, bis ich Dich an's Licht führen, und Dich in's Angesicht beschämen kann, wie Du es verdienst, Du Nichtswürdiger! O ich armes Weib! an wen habe ich so lange Zeit meine Liebe verschwendet? an einen Ungetreuen, der mich in dem Wahne, ein fremdes Weib zu umarmen, in dieser kurzen Frist mit mehr Liebkosungen überhäuft hat, als seit der ganzen Zeit, da ich die Seinige ge-

wesen bin! Wie feurig beweisest Du Dich heute, Du Meineidiger, da Du zu Hause so laulich bist! Aber Gott sei Dank, daß Du keinen fremden Acker gepflügt hast, sondern Deinen eigenen! Kein Wunder, daß Du mich gestern Abend so kaltsinnig vermiedest; Du dachtest heute Deine ganze Zärtlichkeit anderswo ausströmen zu lassen; aber Dank sei dem Himmel und meiner Vorsicht, daß ich sie in ihr gehöriges Bett zu leiten wußte! Warum antwortest Du nicht, Du Verbrecher? warum sagst Du kein Wort? Verstummst Du vor meiner Rede? Wahrlich ich weiß nicht was mich hindert, daß ich Dir nicht die Augen auskratze. Du glaubtest Deinen Verrath sehr heimlich zu spielen, aber andere Leute sind wahrhaftig so klug wie Du, und es ist Dir nicht gelungen. Ich habe Dir besser auf den Dienst gelauert, als Du dachtest."

Ricciardo freute sich innerlich über diese Ausbrüche ihres Zornes, und überhäufte sie, indem er sie nicht aus den Armen ließ, mit neuen und größeren Liebkosungen. Catella aber fuhr fort: „Wenn Du meinst, mich jetzt mit Deinen Liebkosungen wieder zu besänftigen und zufrieden zu stellen, so irrst Du Dich, Du Verhaßter. Ich werde nie wieder ruhig und zufrieden sein, bis ich Dich vor allen unsern Freunden und Verwandten zu Schanden gemacht habe. Sage mir, Du Gottloser, bin ich weniger schön, als die Frau des Ricciardo? Bin ich weniger adelig, als sie? Warum antwortest Du mir nicht, Du Ehrvergessener? In welchem Stücke ist sie besser, als ich? Hebe Dich weg von mir, und rühre mich nicht mehr an; Du bist mir heute schon überlästig geworden. Weiß ich etwa nicht, daß jetzt, da Du mich kennst, nur ein verstellter Eifer Dich beseelt? Aber wenn mir Gott gnädig ist, so will ich Dir wohl den Brodkorb höher hängen. Ich weiß nicht, was mich abhält, nach Ricciardo zu schicken, der mich seit langer Zeit mehr, als sich selbst liebt, und hat sich doch nie rühmen können, daß ich ihn nur angesehen hätte; und ich wüßte doch nicht, ob es Unrecht wäre, wenn ich es thäte. Du hast geglaubt, seine Frau hier zu haben, und das ist so gut, als ob es wirklich so geschehen wäre; denn an Dir hat es nicht gelegen, und folglich könntest Du mir nichts vorwerfen, wenn ich ihn brauchte, um mich an Dir zu rächen."

Kurz, ihre Klagen und Vorwürfe nahmen kein Ende, bis Ricciardo endlich dachte, wenn er sie in ihrem Irrthum davon gehen ließe, so möchte die Sache sehr schlimme Folgen haben. Er entschloß sich also, sich zu erkennen zu geben, und sie aus ihrem Irrthum zu reißen. Er schloß sie demnach so

fest in seine Arme, daß sie ihm nicht entwischen konnte und sagte: „Zürne mir nicht, mein liebstes Leben; was ich von Dir durch Liebe nie erhalten konnte, das hat mich die Liebe selbst gelehrt, durch List zu erlangen. Ich bin Dein Ricciardo."

Wie Catella dies hörte, wollte sie sich mit Gewalt von ihm losreißen; allein es war ihr nicht möglich. Sie wollte schreien; allein er hielt ihr den Mund zu und sagte: „Madonna, es ist jetzt nicht mehr möglich, das Geschehene ungeschehen zu machen, wenn Ihr auch all' Euer Leben lang schreien wolltet. Und wenn Ihr schreiet, so entstehen daraus unfehlbar zwei Folgen, wovon Euch die eine besonders wichtig sein muß; daß Ihr nämlich Eure Ehre und Euren guten Namen aufs Spiel setzet. Denn gesetzt, Ihr sagtet, ich hätte Euch durch Betrug hieher gelockt, so würde ich es leugnen und vorgeben, Ihr hättet Euch durch Geschenke und Gaben von mir bewegen lassen, und weil Euch diese jetzt nicht hinlänglich schienen, so machtet Ihr darum so viel Geschrei und Aufhebens. Da Ihr nun wohl wißt, daß die Leute das Böse lieber glauben, als das Gute, so würde ich mehr Glauben finden, als Ihr. Zweitens würde daraus Todfeindschaft zwischen Eurem Gemahl und mir entstehen, und es wäre eben so leicht als möglich, daß er von meiner Hand stürbe, als ich von der seinigen; und dann würdet Ihr nimmermehr froh und vergnügt sein können. Stürzet Euch demnach, meine Theuerste, nicht in Verdruß und Schande, und stiftet nicht Zank und Todtschlag zwischen mir und Eurem Gemahl. Ihr seid nicht die Erste und nicht die Letzte, die sich hat hintergehen lassen, und ich habe Euch nicht betrogen, um Euch das Eurige zu rauben, sondern mich bewog die überschwengliche Liebe, die ich bisher für Euch empfunden habe und ewig empfinden werde; und so wie seit langer Zeit meine Person, und alles was ich in der Welt vermag und besitze, Eurem Dienste gewidmet war, so wird es Euch künftig mehr, als jemals gewidmet sein. Ihr seid ja sonst so klug in allen Dingen; ich hoffe demnach gewiß, Ihr werdet es auch in diesem sein."

Catella fing an, bitterlich zu weinen, indeß Ricciardo sprach; allein bei allem ihrem Gram und Bekümmerniß konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß Ricciardo wahr spräche. Sie milderte demnach in etwas ihren Zorn, und sagte: „Ich weiß nicht, Ricciardo, wie ich es vor Gott verantworten kann, den Betrng und Schimpf zu ertragen, womit Du mich beleidigt hast. Ich will jetzt nicht schreien, weil ich durch meine Thorheit und Eifersucht mich habe verleiten lassen, mich hieher zu begeben; sei aber

versichert, daß ich nimmermehr Ruhe haben werde, bis ich mich auf eine oder die andere Art, wegen Deiner Beleidigung räche. Laß mich loß und halte mich nicht länger. Du hast Deine Absicht erreicht und mir Qual genug verursacht; jetzt ist es Zeit, mich gehen zu lassen. Laß mich los, ich bitte Dich!"

Ricciardo, welcher sahe, daß ihr Zorn sich noch nicht völlig gelegt hatte, war fest entschlossen, sie nicht eher von sich zu lassen, bis er volle Verzeihung erhalten hatte. Er fing demnach von neuem an, sie mit den liebevollsten Reden zu besänftigen, und er wußte so gut und so lange zu sprechen, zu bitten und zu flehen, daß sie sich endlich überwinden ließ und seine Verzeihung mit der zärtlichsten Gunstbezeugung versiegelte.

Salomon sagt, die verstohlenen Wasser sind die süßesten und das mochte die Dame wohl auch so finden; denn von der Stunde an verwandelte sich ihre Sprödigkeit gegen Ricciardo in die zärtlichste Liebe, welche sie an beiden Seiten mit Klugheit öfters zu befriedigen wußten; und das wolle der Himmel uns allen gleichfalls angedeihen lassen!"

Siebente Erzählung.

Tedaldo zerfällt mit seiner Geliebten, und verläßt Florenz. Nach einiger Zeit kommt er in Pilgerkleidern zurück, spricht mit der Dame, zeigt ihr ihren Irrthum und rettet ihren Mann, welchen man des Mordes an ihm selbst beschuldigt hatte, vom Tode; macht Frieden zwischen ihm und seinen Brüdern, und empfängt dafür den Sold der Minne.

Fiammetta's Erzählung fand allgemeinen Beifall, und die Königin eilte, Emilia aufzutragen, weiter fortzufahren. Diese sagte: „Mir behagt es, wieder auf unsere Stadtleute zurückzukommen, von welchen meine beiden Vorgängerinnen sich zu entfernen beliebt haben, und Euch zu erzählen, wie einer von ihnen sich die verlorne Gunst seiner Gebieterin wieder erwarb.

In Florenz war nämlich ein adeliger Jüngling, Namens Tedaldo Elisei, welcher in eine Donna Ermellina, die Frau eines gewissen Aldobrandino Palermini, sterblich verliebt, und wegen seines löblichen Betragens ihrer Liebe würdig war. Das Schicksal mißgönnte ihm aber sein Glück; denn die Dame, welche seine Leidenschaft eine Zeit lang begünstigt hatte, ward (gleichviel aus welcher Ursache) plötzlich wider ihn

eingenommen, sodaß sie weder irgend eine Botschaft von ihm annehmen, noch ihn vor ihre Augen kommen lassen wollte, worüber er äußerst traurig und betrübt ward; doch hatte er sein Liebesverständniß so geheim gehalten, daß Niemand darin die Quelle seines Grams vermuthete. Nachdem er sich alle mögliche Mühe gegeben, um die Gunst seiner Geliebten wieder zu gewinnen, die er ohne seine Schuld verloren hatte und nichts damit ausrichtete, entschloß er sich, in die weite Welt zu gehen, um derjenigen, die ihn unglücklich machte, nicht die Freude zu gönnen, daß sie sähe, wie er sich abhärmte.

Er nahm demnach so viel Geld mit, als er in der Stille zusammenbringen konnte, und ohne seinen Freunden und Verwandten ein Wort zu sagen (außer einem Einzigen, dem er alles anvertraute), wanderte er nach Ancona, wo er sich Filippo Sanlodeccio nennen ließ, und mit einem reichen Kaufmann daselbst bekannt ward, bei welchem er Dienste nahm und mit ihm nach Cypern ging. Seine Sitten und seine Aufführung gefielen dem Kaufmann so wohl, daß er ihn nicht allein gut bezahlte, sondern ihm auch einen Theil an seiner Handlung gab, und ihm seine wichtigsten Geschäfte anvertrauete; die er auch so gut und so fleißig betrieb, daß er in wenigen Jahren ein beliebter, reicher und angesehener Kaufmann ward. Während seiner Beschäftigung fiel ihm zwar noch oft seine grausame Geliebte ein, und der mächtige Sporn der Liebe reizte ihn vielfältig, sie wieder zu sehen; doch hielt er sich so standhaft, daß er sieben Jahre lang in dem Kampfe mit seiner Leidenschaft den Sieg behielt.

Endlich aber hörte er einmal von ungefähr in Cypern ein Liedchen singen, welches er selbst gedichtet und darin seine Liebe, die Zärtlichkeit seiner Geliebten und die Freuden, die er in ihrem Umgange genossen, besungen hatte. Auf einmal fiel es ihm ein, daß sie ihn doch wohl nicht gänzlich könnte vergessen haben; daher er so begierig ward, sie wieder zu sehen, daß er es nicht länger aushalten konnte, sondern sich entschloß, wieder nach Florenz zu gehen. Er brachte demnach alle seine Sachen in Ordnung und ging in Begleitung eines einzigen Bedienten nach Ancona; schickte sein Gepäck nach Florenz an einen Freund seines Handlungsgefährten, und machte sich in Pilgerkleidung insgeheim mit seinem Diener auf den Weg nach Florenz, wo er bei zweien Brüdern einkehrte, die nicht weit von dem Hause seiner Geliebten eine Herberge hielten. Sein erster Weg ging nach ihrer Straße, damit er sie wenigstens wo möglich sehen möchte; allein er fand alle Thü-

ren und Fenster ihres Hauses verschlossen, und gerieth daher auf die Vermuthung, daß sie entweder gestorben wäre oder ihre Wohnung verändert hätte. Er ging deswegen ganz tiefsinnig nach dem Hause seiner Brüder, und fand, daß vier von ihnen in tiefer Trauer vor der Thüre standen, welches ihn sehr verwunderte. Da er nun versichert war, daß man ihn in seiner veränderten Gestalt und Kleidung nicht leicht für Denjenigen erkennen würde, der er vor seiner Abreise war, so näherte er sich dreist einem Schuster in der Nachbarschaft und fragte ihn, warum diese Herren schwarz gekleidet gingen.

Der Schuster antwortete: „Sie gehen in Trauer, weil vor ungefähr vierzehn Tagen einer von ihren Brüdern, Namens Tedaldo, der seit langer Zeit in der Fremde gewesen war, erschlagen ist; und ich glaube gehört zu haben, ein gewisser Aldobrandino Palermini, den man auch deswegen eingezogen hat, habe ihn umgebracht, weil Tedaldo in seine Frau verliebt gewesen und heimlich zurückgekommen war, um sie besuchen zu können."

Tedaldo erstaunte, daß Jemand ihm so ähnlich sein sollte, um für ihn selbst gehalten zu werden, und er bedauerte die unglückliche Verlegenheit des Aldobrandino. Da er jedoch zugleich vernahm, daß seine Geliebte sich gesund und wohl befände, so ging er des Abends wieder nach seinem Quartier, und wie er mit seinem Diener zu Nacht gegessen hatte, legte er sich fast im obersten Stockwerk zu Bette. Die Gedanken, womit er sich plagte, das schlechte Bett und vielleicht auch das kärgliche Abendmahl, das er genossen hatte, ließen ihn nicht schlafen; wie er demnach um Mitternacht noch wach war, schien es ihm, als wenn er einige Personen aus dem Dachgeschosse herunterkommen hörte, und er ward durch eine Ritze in seiner Kammerthüre ein Licht gewahr. Er schlich sich demnach in der Stille an diese Ritze, und ward gewahr, daß ein ziemlich hübsches Frauenzimmer dieses Licht hielt, um dreien Männern zu leuchten, die von oben herunter kamen*), und nachdem sie sich einander freundschaftlich begrüßt hatten, sagte einer von den Männern zu dem Frauenzimmer: „Jetzt, Gott Lob! können wir uns beruhigen, weil wir gewiß wissen, daß die Brüder des Tedaldo Elisei

*) Der Leser, welcher nie in gebirgigten Gegenden gewesen ist, wird gebeten, sich das Haus an dem Abhange eines hohen Hügels zu denken; so daß man von der einen Straße gerade in das Erdgeschoß, und von einer andern eben so geraden Fußes in das oberste Stockwerk eingeht.

den Aldobrandino Palermini des Mordes an ihrem Bruder überwiesen haben; daß er selbst die That gestanden hat und daß ihm auch sein Urtheil schon gesprochen ist. Wir müssen indeß noch immer reinen Mund halten; denn wenn es herauskäme, daß wir die Thäter gewesen sind, so kämen wir noch ärger in die Klemme, als jetzt Aldobrandino."

Wie sie dieses gesagt hatten, gingen sie mit dem Frauenzimmer, welches sich sehr vergnügt darüber bezeigte, hinunter, und legten sich schlafen.

Tedaldo, der ihre Unterredung angehört hatte, fing an bei sich zu überlegen, wie sehr und wie mannigfaltig die Menschen sich irren können; indem ihm zuerst seine Brüder einfielen, die einen Fremdling als ihren Bruder beweint und begraben hatten; hiernächst der Unschuldige, den man auf einen falschen Verdacht angeklagt, und ihn durch falsches Zeugniß in Todesgefahr gebracht hatte; und endlich die blinde Strenge der Gesetze und ihrer Handhaber, welche sehr oft unter dem Vorwande, die Wahrheit an den Tag zu bringen, auf eine grausame Weise ein unwahres Geständniß erzwingen, und sich Diener Gottes und der Gerechtigkeit nennen, da sie doch vielmehr Werkzeuge der Ungerechtigkeit und Helfershelfer des Teufels sind. Er sann demnach augenblicklich auf Mittel, den Aldobrandino zu retten, und auf die Maßregeln, die er deswegen nehmen wollte.

Wie er des andern Morgens aufstand, ging er allein, ohne seinen Bedienten, so bald er glaubte, daß es Zeit wäre, nach dem Hause seiner Geliebten; er fand von ungefähr die Thür offen, und ging hinein. Die Dame saß in einem Zimmer im Erdgeschoß verweint und traurig auf dem Boden, so daß er selbst darüber bis zu Thränen gerührt ward, indem er sich ihr nahete, und sie anredete: „Madonna," sprach er, „grämt Euch nicht so sehr, Euer Trost ist nahe."

„Guter Mann," sprach sie und erhob mit Thränen ihr Antlitz, „was weißt Du von Trost für mich, oder von meiner Betrübniß? Du scheinst mir ja ein fremder Pilger zu sein."

„Madonna," antwortete der Pilger, „ich komme von Constantinopel, und Gott hat mich eben jetzt hergesandt, um Eure Thränen in Freude zu verwandeln, und Euren Gemahl vom Tode zu erretten."

„Wie so?" sprach sie, „wenn Du von Constantinopel kömmst, und jetzt erst angekommen bist, woher kennst Du denn meinen Mann und mich?"

Der Pilger fing darauf an, ihr die ganze Geschichte von der Trübsal

des Aldobrandino zu erzählen, und ihr zu sagen, wer sie wäre, wie lange sie verheirathet wäre, und hundert andere Dinge, die sie betrafen, und die ihm sehr wohl bekannt waren. Sie wunderte sich darüber so sehr, daß sie ihn für einen heiligen Seher hielt, ihm zu Füßen fiel, und ihn um Gottes Willen bat, keinen Augenblick zu säumen, wenn er ihren Mann retten wollte, weil es die höchste Zeit wäre.

Der Pilger antwortete ihr mit Worten voll Salbung: „Madonna, steht auf, und weinet nicht; merket wohl auf alles, was ich Euch sagen will, und nehmet Euch in Acht, daß Ihr Niemand etwas davon merken laßt. Gott hat mir offenbaret, daß die Prüfung, welche Euch aufgelegt worden, die Folge einer Sünde ist, die Ihr einst begangen habt, und daß Ihr sie zum Teil durch Euren jetzigen Kummer büßen mußtet, und es ist sein Wille, daß Ihr sie künftig völlig wieder gut machen sollt, wenn Ihr Euch nicht noch weit schwereren Heimsuchungen aussetzen wollt."

„Ach lieber Herr," versetzte die Dame, „ich habe manche Sünde begangen, und ich weiß nicht von welcher unser Herr Gott will, daß ich sie mehr als eine andere abbüßen soll. Wißt Ihr es etwa, so bitte ich Euch, es mir zu sagen, so will ich gerne suchen, sie wieder gut zu machen."

„Madonna," erwiederte der Pilger, „ich weiß sehr wohl, welche es ist; und wenn ich Euch noch weiter darüber befrage, so geschieht es nicht, um noch etwas mehr davon zu erfahren, sondern blos, um sie Euch selbst desto ernstlicher zu Gemüth zu führen. Sagt mir demnach, um zur Sache zu kommen: erinnert Ihr Euch, daß Ihr jemals einen Liebhaber gehabt habt?"

Die Dame seufzte hoch auf, und war zugleich sehr verwundert, denn sie konnte nicht begreifen, wie jemals ein Mensch etwas davon erfahren hätte, außer daß Tedaldo's Vertrauter, welcher um alles wußte, sich seit dem Tode desjenigen, welcher für Tedaldo war gehalten worden, ein unvorsichtiges Wort entfallen lassen, und dadurch einiges Gemurmel veranlaßt hatte. Sie gab ihm zur Antwort: „Ich sehe wohl, daß Gott Euch alle Geheimnisse der Menschen offenbaret, und ich will Euch deswegen die meinigen nicht verheimlichen. Es ist wahr, daß ich in meiner Jugend den jungen Mann außerordentlich liebte, dessen Tod man meinem Gemahl Schuld giebt, und den ich so herzlich beweint habe, wie er mich wirklich schmerzt; denn so streng und spröde ich ihm auch vor seiner Abreise begegnete, so hat ihn doch weder seine lange Abwesenheit, noch sein unzeitiges Ende mir aus dem Herzen reißen können."

„Den unglücklichen Jüngling, welcher todt ist, habt Ihr nie geliebt," sprach der Pilger, „aber wohl den Tebaldo Elisei. Sagt mir aber, was war die Ursache, daß Ihr Euch über ihn erzürntet? Hat er Euch jemals beleidigt?"

„Ach nein," sprach die Dame, „beleidigt hat er mich in der That niemals: allein das Mißverständniß kam von den Reden eines verwünschten Pfaffen, dem ich einst beichtete. Denn wie ich ihm gestand, wie sehr ich den Tebaldo liebte, und in welchem Grad der Vertraulichkeit ich mit ihm lebte, so machte er einen Lärm darüber, wovon mir noch jetzt die Ohren gellen, und drohte mir, wenn ich nicht davon abließe, so würde ich im Abgrund der Hölle dem Teufel in den Rachen laufen, und im feurigen Schwefelpfuhl schwitzen müssen. Darüber ward mir so bange, daß ich mich kurz entschloß, mich nicht weiter mit ihm abzugeben, und um allen Anlaß zu vermeiden, von ihm weder Brief noch Botschaft mehr anzunehmen, wiewohl ich glaube, wenn er nur länger ausgeharrt hätte (denn ich denke, er ist aus Verzweiflung davon gegangen), so hätte ich meinen strengen Vorsatz dennoch fahren lassen, weil ich ihn so dahin schwinden sah, wie den Schnee an der Sonne, denn mir ging gewiß nichts mehr zu Herzen."

„Madonna," sprach der Pilger, „das ist eben die Sünde, die Euch allen diesen Kummer zugezogen hat. Ich weiß gewiß, daß Tebaldo Euch nicht den geringsten Zwang that. Wie Ihr ihn lieb gewannt, geschah es aus Eurem eigenen freien Willen, weil er Euch wohlgefiel; Ihr selbst habt ihm den Zutritt zu Euch erlaubt, und Euch zur Vertraulichkeit mit ihm herabgelassen, und habt ihm dabei durch Worte und Handlungen Eure Zufriedenheit dermaßen bewiesen, daß wenn er Euch vorher liebte, sich seine Liebe noch tausendfach verdoppeln mußte. Da sich nun dies alles so verhält, wie mir bekannt ist, welche Ursache konnte Euch denn bewegen, Euch ihm so grausam wieder zu entziehen? Dergleichen Dinge hättet Ihr ja vorher wohl überlegen sollen, und wenn Ihr glaubtet, sie wären übel gethan, und würden Euch gereuen, so hättet Ihr sie unterlassen müssen; denn sobald er der Eurige ward, wurdet Ihr auch die Seinige. Es stand gänzlich bei Euch, ihn nicht als den Eurigen anzunehmen; allein daß Ihr Euch ihm wieder entziehen wolltet, nachdem Ihr die Seinige geworden waret, das war, sobald es wider seinen Willen geschah, ein offenbarer Raub und eine unerlaubte Sache. Ich will Euch nur sagen, daß ich selbst ein Mönch bin, und folglich am besten weiß, wie es bei den Pfaffen zugeht; wenn ich also

davon zu Eurem Frommen ein wenig umständlich rede, so steht mir das besser zu als einem Andern; darum finde ich für gut, davon zu sprechen, damit Ihr sie künftig besser kennen lernet, als Ihr bisher gethan habt. Es war freilich einmal eine Zeit, da die Mönche fromm waren, aber diejenigen, die sich heutiges Tages Mönche nennen, und wollen dafür gehalten sein, haben von dem Mönch nichts weiter an sich als die Kappe, und auch diese nicht einmal, denn die Stifter der Mönchsorden befahlen sie eng und knapp, und von grobem Zeuge zu machen, zum Sinnbilde eines Gemüths, welches die zeitlichen Dinge gering schätzte, indem sie den Leib in ein so schlechtes Gewand hüllten; aber heutiges Tages tragen sie weite bequeme Kutten von dem feinsten gepreßten Tuche, und geben ihnen einen so stattlichen und hohenpriesterlichen Schnitt, daß sie sich nicht schämen, in den Kirchen und auf den Märkten damit zu prangen, wie die Weltleute mit ihren Feierkleidern; und so wie die Fischer mit ihrem Netze eine Menge Fische in den Flüssen fangen, so schweifen sie herum in ihren weiten Kappen, um die Menge der Betschwestern, Witwen und andere thörichten Weiber und Männer einzufangen, und um dieses bekümmern sie sich mehr, als um ihre andern Uebungen. Damit ich also mich richtiger ausdrücke, so haben sie eigentlich auch von der Kutte nichts als die Farbe. Und anstatt daß die Mönche vor Zeiten die Wohlfahrt der Menschen zu befördern suchten, so suchen sie heutiges Tages nur nach Weibern und nach Reichthümern, und denken nur darauf, wie sie mit Gepolter und mit Schreckbildern die Gemüther der Einfältigen beunruhigen, und ihnen weis machen, daß Almosen und Messen die Sünden tilgen, damit ihnen ohne ihre eigene Anstrengung (weil sie nicht aus Andacht, sondern aus Faulheit Mönche geworden sind), der eine Brot, der andere Wein zutrage, und der dritte fleißig Seelenmessen für seine Vorfahren bezahle. Mag es doch wahr sein, daß Almosen und Fürbitten die Sünden abthun, aber wenn diejenigen, welche dafür bezahlen, nur wüßten, oder zusähen, wem sie das Ihrige geben, so würden sie es lieber bleiben lassen, oder es eben so gut den Säuen hinwerfen. Weil sie auch wohl zu berechnen wissen, daß je weniger Personen sich in einen großen Schatz theilen, desto mehr ein Jeder bekömmt, so suchen sie jeden Andern mit Lärm und Gepolter von demjenigen wegzuscheuchen, was sie gern für sich allein behalten wollen. Sie verdammen den Wucher und den ungerechten Mammon, damit sie aus dem Wiedererstatteten sich desto bequemere Kutten anschaffen, und sich Bisthümer und andere Pfründen mit demjenigen

erkaufen können, dessen Besitz, wie sie sagen, zur Verdammniß führen soll. Sie eifern gegen die Männer und verschreien die Wollust, damit dem Schleier die Weiblein zufallen. Und wenn man ihnen diese und andere sträfliche Handlungen vorwirft, so meinen sie die ganze Last des schweren Tadels mit der abgedroschenen Antwort von sich zu wälzen: Thut nach unsern Worten, und nicht nach unsern Werken; als wenn die Schafe stärker und standhafter sein könnten als ihre Hirten. Mancher von ihnen weiß auch am besten, wie viele sind, denen sie diese Antwort geben, die sie nicht so verstehen, wie sie gemeint ist. Die heutigen Mönche wollen nur, daß Ihr thut, was sie sagen, das ist: Ihr sollt ihnen den Beutel füllen, ihnen Eure Geheimnisse anvertrauen, keusch leben, geduldig sein, das Unrecht verzeihen, Euch vor Verläumdung hüten; lauter gute, löbliche Dinge; aber warum das? damit sie dasjenige thun können, wozu ihnen die Gelegenheit fehlen würde, wenn es Andere nicht unterließen. Wer weiß es nicht, daß man ohne Geld nicht faullenzen kann? Wenn Du Dein Geld zu Deinem Vergnügen anwendest, so kann der Klosterbruder nicht auf der Bärenhaut liegen. Wenn Du den Weibern nachlaufen willst, so findet das Mönchlein keinen Platz. Wenn Du nicht geduldig bist, und die Beleidigungen verzeihst, so darf Dir ja der Mönch nicht ins Haus kommen, und Dir Weib und Kinder verführen. Doch warum will ich alles aufzählen! Genug, sie klagen sich selbst an, so oft sie diese Ausrede gegen verständige Leute gebrauchen. Warum bleiben sie nicht in ihren Klöstern, wenn sie sich nicht stark genug fühlen, um außer demselben fromm und enthaltsam zu leben? Oder wenn sie außerhalb ihrer Klostermauern wirken wollen, warum richten sie sich denn nicht nach jenem andern Worte des Evangelii: Christus ging aus, Gutes zu thun und zu lehren? Laßt sie erst selbst recht handeln, und dann andere Leute meistern. Ich habe ihrer in meinem Leben wohl Tausende gesehen, die der Wollust und der Liebe pflegten, und nicht nur den weltlichen Weibern nachliefen, sondern auch den Nonnen in den Klöstern; und diese machten eben den meisten Lärm auf der Kanzel. Diese sollen wir also hören, und ihnen folgen? Wer es thun will, der thue es, aber Gott weiß, ob er klug handelt.

Gesetzt aber, wir geben dasjenige zu, was Euch der Pater, der Euch gescholten, gesagt hat, daß es nämlich eine schwere Sünde sei, die eheliche Treue zu verletzen. Ist es denn nicht größere Sünde, einen Menschen zu berauben? Ist es nicht noch ungleich größere Sünde, ihn umzubringen,

oder ihn zu zwingen, im Elend herumzuwandern? Das wird wohl Niemand leugnen. Wenn eine Frau einer Mannsperson Vertraulichkeiten erlaubt, so ist das ein Vergehen, welches wenigstens nichts Widernatürliches enthält; aber Jemand zu berauben, ihn umzubringen, oder ins Elend zu verbannen, das zeugt von einem bösen Herzen. Daß Ihr den Tedaldo beraubt habt, das habe ich Euch schon damit bewiesen, daß Ihr Euch ihm entzoget, nachdem Ihr aus freiem Willen die Seinige geworden waret. Hiernächst behaupte ich, daß Ihr Euch alle Mühe gegeben habt, ihn zu tödten, denn da Ihr ihm von Tage zu Tage immer hartherziger begegnetet, so lag es nicht an Euch, daß er nicht selbst Hand an sich legte; und das Gesetz sagt, wer Schuld ist an einer bösen That, der verdient eben so viel Strafe, als der Thäter; und könnt Ihr es endlich leugnen, daß Ihr selbst ihn dahin gebracht habt, in's Elend zu wandern, und sieben Jahre lang verlassen in der Welt herumzuirren? Ihr habt demnach in jedem dieser drei Fälle Euch schwerer versündigt, als durch die Gunstbezeugungen, die Ihr ihm gewährt habt.

Laßt uns jedoch sehen, ob nicht Tedaldo diese Begegnung vielleicht verdient hat. Nein, gewiß nicht, denn das habt Ihr selbst schon eingeräumt, wenn ich auch nicht so gewiß wüßte, daß er Euch mehr als sich selbst liebt. Nie ward wohl Jemand höher gepriesen, gelobt und über alles in der Welt erhoben, als er Euch über jedes andere Weib zu erheben pflegte, so oft er auf eine geziemende Weise und ohne Verletzung Eures guten Leumunds Gelegenheit fand, von Euch zu reden. Er hatte sein ganzes Glück, seine Ehre und seine Freiheit in Eure Hand gestellt. Und war er nicht ein Jüngling von edler Abkunft? War er nicht der Schönste unter allen seinen Mitbürgern? War er nicht geschickt in allem, was einem jungen Manne wohlanständig ist? Ward er nicht von Jedermann geliebt, geehrt und gerne gesehen? Ihr werdet auch dieses nicht leugnen können. Wie konntet Ihr denn auf Anstiftung eines dummen, stinkenden, neidischen Mönchleins einen so grausamen Entschluß gegen ihn fassen? Ich weiß nicht, welch' ein Anfall von Thorheit die Spröden antreibt, die Männer geringe zu schätzen, da sie doch bedenken sollten, was sie selbst sind, und wie weit der Mann alle anderen Geschöpfe an Vorzügen und Adel übertrifft, und sollten sich glücklich schätzen, wenn sie von einem Manne geliebt werden, und sich alle mögliche Mühe geben, ihm zu gefallen, damit er sie nimmer wieder verließe. Warum Ihr Euch also von einem Pfaffen, der gewiß ein Schmarotzer und

Tellerlecker war, habt beschwatzen lassen, das mögt Ihr selbst wissen; vielleicht hatte er Lust, sich selbst an die Stelle zu setzen, von welcher er einen Andern vertrieb.

„Das ist also die Sünde, welche die Gerechtigkeit des Himmels, die mit richtiger Waage alle Handlungen abwägt, nicht hat wollen ungestraft lassen; und so wie Ihr ohne Ursache Euch Eurem Tedaldo entzogen habt, so ist Euer Gemahl um Tedaldo's Willen in Gefahr gerathen, worin er sich noch befindet, und Ihr selbst müßt um seinetwillen leiden. Wollt Ihr nun von dieser Trübsal befreit sein, so müßt Ihr Folgendes nicht nur versprechen, sondern es auch vor allen Dingen in Erfüllung bringen; nämlich: wenn jemals Tedaldo aus seiner Verbannung zurückkehren sollte, so müßt Ihr ihm Euer Wohlwollen, Eure Liebe und Eure Gunstbezeugungen wieder angedeihen lassen, und ihn wieder in den vorigen Zustand versetzen, in welchem er sich befand, ehe Ihr dem thörichten Mönch Gehör gabt."

Hier schwieg der Pilger, und die Dame, die ihm aufmerksam zugehört hatte, seine Gründe einleuchtend fand und sich folglich von ihm überzeugen ließ, daß sie ihr Leiden an Tedaldo verschuldet hätte, gab ihm zur Antwort: „Heiliger Mann, ich sehe ein, daß alles wahr ist, was Ihr mir sagt; ich merke wohl aus Eurer Schilderung, wes Geistes Kinder diese Mönche sind, die ich bisher für lauter gottselige Leute gehalten habe; und wenn es in meiner Macht stände, so wollte ich gerne alles auf die Weise wieder gut machen, wie Ihr sagt, allein wie ist das anzufangen? Tedaldo kann nicht wiederkehren, denn er ist todt, und folglich weiß ich nicht, was es nützen kann, daß ich Euch dasjenige verspreche, was sich nicht erfüllen läßt."

„Madonna (versetzte der Pilger), Tedaldo ist nicht todt, sondern der Himmel hat mir offenbart, daß er noch lebt, und frisch und gesund ist, und daß es ihn glücklich machen würde, wenn er sich Eurer Gunst erfreuen könnte."

„Bedenkt wohl, was Ihr sagt (erwiederte die Dame), ich selbst habe ihn, von Dolchstichen durchbohrt, todt vor meiner Thüre liegen sehen; diese Arme haben ihn umschlossen und meine Thränen haben sein erblaßtes Antlitz gebadet, und haben vielleicht diejenigen Reden veranlaßt, welche zu meinem Nachtheil sind geführt worden."

„Madonna (wiederholte der Pilger), sagt was Ihr wollt, ich versichere Euch, daß Tedaldo lebt, und wenn Ihr versprechen und halten

wollt, was ich gesagt habe, so hoffe ich, daß Ihr ihn bald selbst sehen werdet."

„Das will ich von ganzem Herzen (sprach darauf die Dame), denn eine größere Freude könnte mir nicht widerfahren, als meinen Mann in Freiheit und außer Gefahr, und den Tedaldo lebendig zu sehen."

Jetzt glaubte Tedaldo, daß es Zeit wäre, sich zu erkennen zu geben, und die Dame mit einer gewisseren Hoffnung wegen ihres Mannes zu erfreuen. „Madonna (sprach er), damit ich Euch wegen Eures Gemahls einige Beruhigung verschaffe, so muß ich Euch ein wichtiges Geheimniß entdecken; Ihr müßt es aber bei Leibe Niemand anders anvertrauen."

Sie waren Beide allein und in einem abgelegenen Zimmer des Hauses: denn die Dame setzte ein unbegrenztes Vertrauen in die Frömmigkeit, die sie an dem Pilger zu erblicken glaubte. Tedaldo zog demnach einen Ring hervor, welchen ihm Donna Ermellina bei ihrer letzten Zusammenkunft gegeben, und welchen er aufs Sorgfältigste bewahrt hatte. „Kennt Ihr diesen Ring?" fragte er, indem er ihn ihr zeigte.

Sie erkannte ihn augenblicklich und sagte: „Ja, mein Herr, ich habe ihn einst dem Tedaldo gegeben."

„Kennt Ihr denn auch mich?" sprach Tedaldo jetzt in reiner florentinischer Sprache, indem er sein Pilgerkleid und seine Kappe von sich warf.

Die Dame erschrak, wie sie ihn sahe und die Züge des Tedaldo erkannte, und sie fürchtete sich, wie man von der luftigen Gestalt eines abgeschiedenen Todten sich zu fürchten pflegt; und statt in seine Arme zu eilen, und ihn als den Tedaldo zu empfangen, der um ihrentwillen von Cypern gekommen war, wollte sie vor ihm fliehen, wie vor seinem aus dem Grabe wiedergekehrten Gespenste.

„Madonna (sprach Tedaldo), fürchtet Euch nicht; ich bin Tedaldo selbst, lebendig und gesund, und bin nie todt gewesen, wie Ihr mit meinen Brüdern geglaubt habt."

Ermellina ward ein wenig beherzter, und wie sie seine Stimme erkannte, ihn genauer betrachtete und sich überzeugte, daß er es selbst war, fiel sie ihm mit Thränen um den Hals, und hieß ihn tausendmal willkommen.

Tedaldo erwiederte mit Zärtlichkeit ihre Umarmung, sagte aber zugleich: „Wir haben jetzt nicht Zeit, meine Liebe, uns unsern Empfindungen zu überlassen; ich muß eilen und Anstalt machen, daß Aldobrandino

Dir gesund und lebendig wiedergegeben werde; und ich hoffe, Du sollst ehe der morgende Abend herankömmt, Nachrichten hören, die Dir gefallen werden; und wenn ich Dir (wie ich hoffe) noch diesen Abend gute Botschaft von Deinem Gemahl bringen kann, so komme ich zu Dir, um sie Dir mit mehr Muße zu erzählen."

Er legte hierauf sein Pilgerkleid wieder an, nahm seinen Hut und Stab, umarmte noch einmal seine Dame, bat sie, das Beste zu hoffen, und machte sich auf den Weg, um zu Aldobrandino ins Gefängniß zu gehen, welcher sich jetzt viel mehr der Furcht vor seinem nahen Tode, als der Hoffnung auf seine Errettung überließ. Unter dem Vorwande, daß er käme, um dem Gefangenen Worte des Trostes zu sagen, erlaubte ihm der Gefangenwärter, zu ihm hinein zu gehen. Er sprach, indem er sich neben ihm setzte: „Aldobrandino, ich komme als ein Freund, den Gott zu Deiner Errettung sendet, welcher sich Deiner Unschuld erbarmet; und wenn Du mir, aus Dankbarkeit gegen ihn, eine kleine Gunst gewährest, um die ich Dich bitten will, so verspreche ich Dir, Du sollst unfehlbar noch vor morgen Abend, an dem Orte, wo Du Dein Urtheil zu hören erwartest, Deine Lossprechung vernehmen."

„Frommer Mann (antwortete Aldobrandino), da Du Dir meine Befreiung angelegen sein lässest, so kann ich nicht anders, als Deinen Worten glauben, und Dich für meinen Freund halten; wiewohl ich Dich nicht kenne, und mich nicht erinnere, Dich jemals gesehen zu haben. Ich habe wahrlich das Verbrechen nicht begangen, dessen man mich beschuldigt; obgleich ich mich mancher andern Sünde schuldig bekennen muß, die mir vielleicht meinen jetzigen Zustand zugezogen hat. Doch das verspreche ich Dir, wenn Gott mich diesmal mit Barmherzigkeit ansieht, so will ich um seinetwillen Dir nicht nur eine Kleinigkeit, sondern die wichtigste Sache von der Welt gerne versprechen und halten. Fordere demnach von mir was Du willst, und sei versichert, daß ich es gewiß erfüllen will, so bald ich los komme."

Der Pilger antwortete: „Ich verlange von Dir nichts mehr, als daß Du den vier Brüdern des Tebaldo verzeihest, die Dich an diesen Ort gebracht haben, weil sie Dich für den Mörder ihres Bruders hielten, und daß Du ihnen wie Freunden und Brüdern begegnest, wenn sie Dich um Verzeihung bitten werden."

Aldobrandino versetzte: „Nur Derjenige, welchem die Beleidigung

widerfahren ist, weiß wie süß die Rache sei und wie eifrig man wünsche, sie auszuüben: Doch damit Gott sich auch meiner erbarme, so will ich ihnen gerne verzeihen und verzeihe ihnen von dieser Stunde an; und wenn ich aus diesem Gefängniß lebendig und frei ausgehe, so will ich in diesem Stücke mich ganz nach Deinem Willen fügen."

Der Pilger war damit zufrieden und ohne ihm etwas weiter zu sagen, ermahnte er ihn, gutes Muths zu sein, weil er gewiß noch ehe der folgende Abend käme, die zuverlässige Nachricht erhalten würde, daß er nichts zu befürchten hätte.

Er nahm hierauf Abschied von ihm und ging gerades Weges nach dem peinlichen Gerichtshofe, verlangte den Vorsitzenden insgeheim zu sprechen und sagte zu ihm: „Mein Herr, es ist die Pflicht eines jeden Menschen, daß er suche, die Wahrheit ans Tageslicht zu bringen; vorzüglich aber liegt es Denjenigen ob, welche eine Stelle, wie die Eurige, bekleiden, damit nicht der Unschuldige für ein Verbrechen leide, welches er nicht begangen hat, und damit der Schuldige nicht ungestraft entwische. Um Eure Ehre zu retten, und die Schuldigen zur Strafe zu bringen, bin ich zu Euch gekommen. Ihr seid, wie Ihr wisset, gegen den Aldobrandino Palermini mit Strenge verfahren und glaubet, daß er den Tedaldo Elisei umgebracht habe, so daß Ihr im Begriffe seid, ihn zum Tode zu verurtheilen. Ich bin aber gewiß überzeugt, daß Ihr Unrecht thut; denn ich hoffe, Euch vor Mitternacht die wirklichen Mörder des jungen Mannes in die Hände zu liefern."

Der gute Richter, welchem es um Aldobrandino leid war, gab den Vorstellungen des Pilgers willig Gehör, und nachdem er sich umständlich mit ihm über Alles besprochen hatte, wurden unter des Pilgers Anführung die beiden Brüder Gastwirthe nebst ihrem Knechte im ersten Schlafe ohne Mühe aufgehoben, und wie man ihnen mit der Folter nur drohete, ließen sie es nicht dazu kommen, sondern bekannten einzeln und insgesammt, daß sie Diejenigen wären, welche den Tedaldo Elisei unbekannter Weise umgebracht hätten. Wie man sie um die Ursache befragte, antworteten sie, er habe während ihrer Abwesenheit der Frau des einen vielen Verdruß gemacht und ihr Gewalt thun wollen.

So bald der Pilger dies alles aus Licht gebracht hatte, beurlaubte er sich bei dem Richter und begab sich in der Stille zu Madonna Ermellina, welche alle ihre Leute bereits zu Bette geschickt hatte, und ihn unter vier

Augen erwartete, weil sie nicht weniger begierig war, Nachricht wegen ihres Gemahls zu erhalten, als sich mit ihrem Tebaldo völlig auszusöhnen.

Mit fröhlicher Miene kam Tebaldo zu ihr und sagte: „Freue Dich, meine Geliebteste, Du wirst gewiß morgen Deinen Aldobrandino frisch und gesund wieder sehen.“ Und um sie davon um desto gewisser zu überzeugen, erzählte er ihr Alles, was er für ihn gethan hatte.

Ermellina freute sich außerordentlich über alle diese glücklichen Begebenheiten, die so schnell aufeinander folgten; indem sie ihren Tebaldo wieder fand, den sie für todt gehalten hatte, und ihren Gemahl außer Gefahr wußte, dessen Tod sie in wenigen Tagen zu betrauern fürchtete; sodaß sie den Tebaldo aufs Zärtlichste umarmte, und ihre Versöhnung mit ihm durch die süßesten und innigsten Gunstbezeugungen besiegelte. Am folgenden Morgen stand Tebaldo auf, und nachdem er mit seiner Geliebten alles, was er vorhatte, abgeredet, und ihr noch ferner die strengste Verschwiegenheit empfohlen hatte, ging er in seiner Pilgerkleidung wieder davon, um sich der Sache des Aldobrandino zu rechter Zeit anzunehmen.

Wie die Richter genaue Erkundigung von allem eingezogen hatten, säumten sie nicht, den Aldobrandino auf freien Fuß zu stellen, und einige Tage nachher wurden die Mörder an der Stelle wo sie ihr Verbrechen begangen hatten, mit dem Schwerte gerichtet. Wie nun Aldobrandino zu seiner großen Freude und zur Freude seiner Frau und aller seiner Freunde und Verwandten sich wieder auf freiem Fuße befand, und wußte, wie viel er deswegen dem Pilger zu danken hatte, so bat er diesen, sein Haus zu seinem eigenen zu machen, solange er in Florenz bliebe, und Beide, Mann und Frau, konnten nicht aufhören, ihm Liebe und Ehre zu erweisen, besonders die Frau, welche wohl wußte, wem es geschah.

Nach einigen Tagen glaubte Tebaldo, daß es Zeit wäre, zwischen seinen Brüdern und Aldobrandino das gute Vernehmen wieder herzustellen, indem er hörte, daß jene über seine Loslassung nicht nur aufgebracht, sondern auch jetzt aus Furcht vor ihm beständig unter den Waffen wären; daher er den Aldobrandino an sein Versprechen erinnerte. Aldobrandino versicherte ihm, daß er willig und bereit wäre, es zu erfüllen. Der Pilger bat ihn deswegen auf den folgenden Tag ein Gastmahl anzustellen, und nebst seinen eigenen Freunden und Freundinnen auch die vier Brüder des Tebaldo mit ihren Frauen dabei aufzunehmen, welche letztere er sich erbot, zur Aussöhnung und zur Mahlzeit bei ihm einzuladen. Aldobran-

dino ließ sich alle Anstalten des Pilgers gefallen; dieser ging also unverzüglich zu den vier Brüdern, und nachdem er mit ihnen alles, was nöthig war, über die vorgegangenen Sachen gesprochen, und sie durch triftige Gründe sehr bald beredet hatte, zu thun, was ihre Pflicht war, und den Aldobrandino um Verzeihung und um seine Freundschaft zu bitten, lud er sie nebst ihren Frauen auf den folgenden Mittag bei Aldobrandino zum Essen ein, und sie nahmen auf seine Treue und Glauben die Einladung an. Am Mittage des folgenden Tages gingen zuerst die vier Brüder in ihren Trauerkleidern mit einigen von ihren Freunden nach dem Hause des Aldobrandino und baten ihn um Verzeihung wegen dessen, was sie gegen ihn vorgenommen hatten. Aldobrandino empfing sie mit Freundschaft und Rührung, umarmte sie einen nach dem andern, und machte mit wenigen Worten den Mißhelligkeiten ein Ende. Hernach folgten ihnen auch ihre Schwestern und Frauen, sämmtlich in schwarzen Kleidern, und wurden von Madonna Ermellina und von den andern Damen liebreich bewillkommt. Die Herren und Damen wurden hierauf bestens bewirthet, und alles ging dabei sehr gut und freundschaftlich zu; weil jedoch bei den Verwandten des Tedaldo die frische Wunde noch nicht ganz verharscht war, so herrschte deswegen und wegen der traurigen schwarzen Kleidung, eine gewisse Stille und Einsilbigkeit in der Unterredung, welche einigen auffiel und sie bewog, das von dem Pilger veranstaltete Fest nicht angenehm zu finden. Er merkte es wohl und hatte auch deswegen schon seine Maßregeln genommen. Wie demnach die Uebrigen alle noch beim Nachtische saßen, stand er auf und sagte: „Es hat an Nichts gefehlt, um die heutige Mahlzeit vergnügt zu machen, als an der Gegenwart des Tedaldo. Da er diese ganze Zeit bei Euch gewesen ist, ohne von Euch erkannt zu werden, so will ich ihn Euch zeigen." Mit diesen Worten warf er seinen Mantel und alles, was zu seiner Pilgerkleidung gehörte, von sich, und stand da in einem schönen grünen seidenen Wamms, worin ihn sogleich ein Jeder erkannte; wiewohl nicht ohne Erstaunen, und sie starrten ihn noch lange an, ehe sie sich recht entschließen konnten, zu glauben, daß er es wirklich wäre. Wie dies Tedaldo bemerkte, sagte er ihnen so viele Umstände von ihrer Verwandtschaft, und von andern Dingen, die zwischen ihnen und ihm vorgefallen waren, daß endlich seine Brüder und auch die übrigen Herren ihn mit vielen Freudenthränen umarmten. Auch die Damen, sowohl die von seiner Verwandtschaft, als die übrigen, bewillkommten ihn mit einer Umarmung; nur Donna Ermellina nicht.

Wie Aldobrandino dies gewahr ward, sprach er: „Was ist das, Ermellina? Warum bezeigst Du dem Tedaldo nicht ebenso Deine Freude, wie die andern?"

Sie antwortete in Gegenwart aller: „Niemand würde ihm lieber ihre Freude bewiesen haben, als ich, da ich ihm mehr, als irgend eine andere verbunden bin, indem er Dich mir wieder gegeben hat; allein die anzüglichen Reden, die man damals über mich führte, wie wir den Tod desjenigen, den wir für Tedaldo hielten, betrauerten, bewegen mich, es zu unterlassen.

„Geh doch! (sprach Aldobrandin) Glaubst Du denn, daß ich mich an Ohrenbläser kehre? Die Mühe, die er sich gegeben hat, mir das Leben zu retten, ist mir Beweis genug, daß es alles Geschwätz war, und ich habe auch nie etwas davon geglaubt. Geschwind steh auf und gieb ihm eine Umarmung."

Ermellina, die nur diese Aufforderung erwartete, ließ sich nicht zweimal bitten, zu thun was ihr Gemahl begehrte, sondern sie stand auf und umarmte den Tedaldo mit Freuden, wie alle Anderen gethan hatten.

Diese Gutmüthigkeit des Aldobrandino machte den Brüdern des Tedaldo, sowie allen übrigen Damen und Herren, die mit ihnen zu Tische waren, viele Freude, und vertrieb jede kleinste Spur von Unwillen und Argwohn, der durch einige Reden vielleicht war veranlaßt worden.

Nachdem ein Jeder dem Tedaldo seine Freude bezeigt hatte, bestand er darauf, daß seine Brüder, Schwestern und Schwägerinnen auf der Stelle die Trauer ablegen und nach andern Kleidern schicken mußten. Darauf ward getanzt und gesungen, und das Gastmahl, welches sich in trauriger Stille angefangen hatte, nahm ein lautes und fröhliches Ende. In der Fülle des Vergnügens begaben sie sich hernach alle nach dem Hause des Tedaldo, wo sie den Abend zubrachten, und ihre Freudenfeste noch viele Tage nacheinander fortsetzten.

Die Florentiner betrachteten den Tedaldo noch manchen Tag wie einen Menschen, der aus dem Grabe wiedergekommen wäre, und wie ein Wunderthier; und manchen (selbst seine eigenen Brüder nicht ausgenommen) wandelte noch bisweilen ein Zweifel an, ob er es auch wirklich selbst wäre. Sie konnten sich nie völlig davon überzeugen, und hätten vielleicht noch lange gezweifelt, wenn nicht ein Umstand vorgefallen wäre, der ihnen entdeckte, wer der Erschlagene eigentlich gewesen war. Es kamen nämlich einmal einige Soldaten aus Lunigiana vor ihrem Hause vorbei, und wie

sie den Tedaldo gewahr wurden, gingen sie gleich auf ihn zu, und riefen: „Oho! willkommen Fazinolo."

Tedaldo antwortete: „Ihr nehmt mich für einen andern." Wie sie seine Stimme hörten, schämten sie sich, und baten ihn um Verzeihung, sagten aber: „Ihr seid wahrlich einem unserer Cameraden bis zum höchsten Grad der Täuschung ähnlich, welcher Fazinolo Pontriemoli hieß, und vor ungefähr vierzehn Tagen hieher kam, von dem wir aber seitdem nie erfahren haben, was aus ihm geworden ist. Wir wunderten uns jedoch freilich über Eure Kleidung, denn er war ein Soldat wie wir alle sind."

Der älteste Bruder des Tedaldo kam dazu, und fragte, wie Fazinolo wäre gekleidet gewesen. Wie man ihm seine Kleidung beschrieb, fand er aus dieser Beschreibung und an manchem andern Kennzeichen, daß Fazinolo derjenige war, den man erschlagen hatte, und nicht Tedaldo; so daß nunmehr seinem Bruder und Jedermann alle Zweifel benommen wurden.

Tedaldo, welcher sich ansehnliche Reichthümer erworben hatte, blieb seiner Liebe getreu; die Dame benahm sich mit Klugheit, und Beide erfreueten sich lange ihrer Zärtlichkeit. Gott lasse uns auch der unsrigen nach Wunsch genießen!"

Achte Erzählung.

Man gibt dem Ferondo ein Pulver ein und trägt ihn für todt zu Grabe. Ein Abt, der sich inzwischen mit seiner Frau die Zeit vertreibt, nimmt ihn aus dem Sarge und sperrt ihn in einen Kerker, wo man ihm weis macht, daß er sich im Fegefeuer befinde. Nach seiner Wiederauferstehung beschenkt ihn seine Frau durch den Segen des geistlichen Herrn mit einem Sohne, den er ohne Umstände für den seinigen erkennt.

Emilie endigte ihre Erzählung, die zwar ziemlich lang war, aber Niemand Langeweile gemacht hatte, weil man fand, daß sie die vielen und mannigfaltigen Begebenheiten mit möglichster Kürze erzählt hätte, worauf die Königin Lauretta einen Wink gab, welche folgendermaßen begann:

„Lieben Mädchen, da wir eben gehört haben, wie ein Mensch für einen andern ist betrauert und begraben worden, so fällt es mir ein, Euch eine wahre Geschichte zu erzählen, die jedoch mehr einer Erdichtung, als einer Thatsache ähnlich ist, wie nämlich einmal ein Lebendiger für todt begraben

ward, und wie er nach seiner eigenen und vieler andern Leute Meinung aus dem Grabe wieder auferstand; wofür ein gewisser Mann wie ein Heiliger verehrt ward, welcher eigentlich eine nachdrückliche Züchtigung verdient hätte

Es war einmal im Toscanischen ein Kloster (das auch noch jetzt im Wesen ist), welches in einer sehr einsamen Gegend lag. In diesem Kloster ward ein Geistlicher zum Abte erwählt, der in allen Stücken einen unsträflichen Wandel führte; die Weiber ausgenommen. Mit diesen wußte er sich aber so klug zu benehmen, daß niemand etwas davon gewahr ward, oder ihn wegen des großen Geruches seiner Frömmigkeit, auch nur in Verdacht hatte. Es fügte sich einst, daß dieser Abt mit einem reichen Landmann, Namens Ferondo, bekannt ward, welcher ein plumper einfältiger Mensch war, und an dessen Umgang er weiter keinen Gefallen fand, als daß er sich bisweilen mit seiner Einfalt einen Spaß machte; er ward aber bei dieser Gelegenheit gewahr, daß Ferondo ein allerliebstes Weibchen zur Frau hatte, welche dem Abte so sehr gefiel, daß er Tag und Nacht an nichts anderes denken konnte. Weil er aber merkte, daß Ferondo bei aller seiner Einfalt und Dummheit doch klug genug war, sein hübsches Weib mit aller Sorgfalt zu bewachen, so verging ihm fast alle Hoffnung; doch gelang es ihm, bei dem Ferondo dahin zu bringen, daß er nebst seiner Frau bisweilen im Klostergarten mit ihm spaziern ging, und dann pflegte er ihnen mit so vieler Salbung von der Seligkeit des ewigen Lebens zu erzählen, und von den heiligen Werken der frommen Männer und Weiber der Vorzeit, daß endlich das Weibchen Lust bekam, bei ihm zu beichten, und auch Erlaubniß dazu von ihrem Manne erhielt.

Wie sie nun zum Beichtstuhle kam, und vor dem Abte niederkniete, fing sie an, ehe sie von andern Dingen redete: „Hochwürdiger Herr, wenn mir unser Herr Gott einen rechten Mann gegeben hätte, oder auch gar keinen, so könnte ich vielleicht unter Eurer Leitung ohne Mühe auf den Weg gelangen, von welchem Ihr uns gesagt habt, daß er zum ewigen Leben führe; aber wenn ich meinen Ferondo und seine Thorheiten betrachte, so muß ich mich wie eine Wittwe ansehen, und bin doch keine, indem ich bei seiner Lebenszeit keinen andern Mann nehmen kann, und er ist so toll und thöricht, daß er mich über alle Maße mit seiner Eifersucht quält, so daß ich mit ihm in beständiger Noth und Verdruß lebe. Darum bitte ich, ehe ich beichte, Euch demüthigst um Euren guten Rath: denn wenn ich nicht durch Abhel-

fung dieses Uebels in den Stand gesetzt werde, mein Heil zu befördern, so kann mir das Beichten und jede andere gute Handlung nichts frommen."

Diese Erklärung war dem Abte Wasser auf seine Mühle, und er freute sich, daß das Glück ihm die Bahn brach, um seine angelegensten Wünsche zu befriedigen. „Liebste Tochter (sprach er)! ich kann wohl denken, daß es einem so hübschen und liebenswürdigen Weibe, wie Ihr seid, schwer ankommen muß, einen Narren, und noch viel schwerer, einen Eifersüchtigen zum Manne zu haben; und da Beides Euer Loos ist, so glaube ich gerne, was Ihr mir von Eurem Leiden und Verdruß erzählt. Da ist Euch aber, kurz und gut gesagt, nicht anders zu rathen und zu helfen, als daß man Euren Mann von seiner Eifersucht heilen muß; und dazu weiß ich ein recht gutes Mittel, wenn Ihr Euch nur entschließen könnt, alles geheim zu halten, was ich Euch sagen werde."

„Daran dürft Ihr nicht zweifeln, mein Vater (sprach die Frau). Ich wollte lieber in den Tod gehen, als etwas offenbaren, was Ihr mir befehlt, geheim zu halten. Wie ist aber die Sache anzufangen?"

„Wenn wir ihn heilen wollen (sprach der Abt), so muß er in's Fegefeuer."

„Kann man denn bei lebendigem Leibe ins Fegefeuer kommen?"

„Das nicht (sprach der Abt). Euer Mann muß sterben, und wenn er so lange gebüßt hat, daß ihm seine Eifersucht vergangen ist, so wollen wir ihn durch unser Gebet wieder in's Leben zurück bringen, und er wird wieder auferstehen."

„Muß ich denn so lange Wittwe bleiben?" fragte das Weibchen.

„Ja wohl (sprach der Abt); Ihr müßt Euch unterdessen bei Leibe nicht wieder verheirathen; denn das würde dem Himmel nicht gefallen, und wenn Ferondo zurück käme, und Euch wieder forderte, so würde er noch eifersüchtiger werden, als vorher."

„Wenn er nur von diesem bösen Laster geheilt wird (sprach die Frau), daß ich nicht immer wie im Kerker bei ihm sitzen muß, so bin ich's zufrieden, macht's wie es Euch gefällt."

„Das will ich thun (sprach der Abt); aber welchen Lohn gebt Ihr mir für den wichtigen Dienst, den ich Euch leiste?"

„Lieber Vater (sprach das gute Weibchen), alles was Ihr wollt, wenn es nur in meinem Vermögen steht; aber was vermag ein armes Weib, wie ich, zu thun für einen solchen Mann wie Ihr seid?"

„Madonna (versetzte der Abt)! Ihr könnt eben so viel für mich thun, als ich für Euch; denn so wie ich dasjenige zu Stande bringen will, was Euch nützlich und angenehm ist; so könnt Ihr dasjenige thun, was mir Glück und Leben gibt."

„Wenn ich das kann (sprach das hübsche Weibchen), so bin ich willig und bereit."

„Wohlan (sprach der Abt), so schenkt mir Eure Liebe und Eure Person, für welche ich von der feurigsten Leidenschaft entbrannt bin."

Die gute Frau ward voll Erstaunen über diesen Antrag.

„Hilf Himmel, Vater! (rief sie) was fordert Ihr von mir! Ich hielt Euch für einen so heiligen Mann; ziemt es sich denn für fromme Leute, dergleichen Dinge von Weibern zu begehren, die sich bei ihnen Raths erholen?"

„Mein liebster Engel (erwiederte der Abt), Ihr müßt Euch darüber nicht wundern; denn die Frömmigkeit ist eine Tugend der Seele, und wird durch dasjenige nicht verletzt, was ich von Euch begehre, und was nur eine Schwachheit des Fleisches ist. Doch dem sei wie ihm wolle, genug, Eure Schönheit hat mich dergestalt eingenommen, daß die Liebe mich zwingt, so zu handeln; und ich versichere Euch, Ihr könnt Euch auf Eure Reize weit mehr einbilden, als jede andere Frau, wenn Ihr bedenkt, daß sie den Frommen gefällt, welche gewohnt sind, die Schönheiten des Himmels von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ueberdies bin ich zwar ein Abt, aber doch auch ein Mann, und wie Ihr seht kein alter Mann. Laßt Euch also dasjenige nicht schwer ankommen, was vielmehr Euch lieb sein sollte; denn so lange Ferondo im Fegefeuer bleibt, will ich Euch Gesellschaft leisten, und seine Stelle vertreten, ohne daß Jemand etwas davon gewahr werden soll, weil jedermann von mir dieselbe, und noch eine höhere Meinung hat, die Ihr noch vor wenigen Minuten hattet. Verschmähet nicht die Gabe, die Euch der Himmel darbietet, die so manche sich wünschen; und die Ihr erlangen könnt, und erlangen werdet, wenn Ihr meinem Rathe folgt. Ueberdies habe ich eine Menge schöne und köstliche Kleinode, die ich Niemand anders, als Euch zugedacht habe. Beweiset Euch demnach eben so gefällig gegen mich, meine Theuerste, wie ich willig bin, Euch zu dienen."

Das Weibchen schlug die Augen nieder; sie konnte sich nicht entschließen, Nein zu sagen, und sie glaubte doch auch nicht Recht zu thun, wenn sie ihre Einwilligung gäbe. Wie nun der Abt sahe, daß sie seinen Antrag bei sich erwog, und unschlüssig war, was sie ihm darauf antworten sollte, merkte

er, daß er halb gewonnen hatte, und fuhr fort, mit so verführerischen Worten in sie zu dringen, daß er sie endlich glauben machte, es wäre alles gut und wohl gethan. Sie sagte demnach mit verschämtem Blicke, sie wäre zu allen seinen Befehlen bereit; doch könnte sie sich eher zu nichts verstehen, bis Ferondo sich im Fegefeuer befände.

„Dahin wollen wir ihn bald schicken (sprach der Abt). Macht nur, daß er morgen, oder übermorgen zu mir kömmt.“

Mit diesen Worten steckte er ihr einen kostbaren Ring an den Finger, und entließ sie. Vergnügt über das schöne Geschenk, und begierig nach mehreren, rühmte das Weibchen ihren Begleiterinnen die Frömmigkeit des Abts, und ging mit ihnen nach Hause.

Ein Paar Tage nachher kam Ferondo aus eigenem Antrieb zu dem Abte, der sich vornahm, wie er ihn kommen sahe, ihn sogleich in's Fegefeuer zu schicken. Er besaß ein Pülverchen, das ihm einst ein Fürst im Morgenlande geschenkt, und ihm versichert hatte, daß der Alte vom Berge sich desselben zu bedienen pflegte, wenn er Jemand im Schlafe auf eine Zeit lang in sein Paradies schicken, oder ihn aus demselben wiederholen wollte, und daß es ohne zu schaden denjenigen, dem man es eingäbe, auf eine kürzere oder längere Zeit (nachdem es in größerer oder kleinerer Gabe genommen würde) so fest einschläferte, daß er einem Todten völlig ähnlich wäre, so lange die Wirkung dauerte. Von diesem Pulver gab er ihm so viel in einem Glase Wein zu trinken, als er für nöthig hielt, ihn auf drei Tage einzuschläfern. Darauf ging er mit ihm zu den andern Mönchen im Kloster, und belustigte sich mit ihnen an seinem einfältigen Geschwätze. Es dauerte nicht lange, so wirkte das Pulver so kräftig, daß Ferondo stehend einschlief, und zur Erde niedersank. Der Abt stellte sich, als ob er über seinen Zufall äußerst bestürzt würde; er ließ ihn auskleiden, mit Wasser bespritzen, und allerhand solche Dinge mit ihm vornehmen, als wenn er glaubte, daß Blähungen, oder andere dergleichen Ursachen ihm diesen Zufall zugezogen hätten, und er ihn wieder zur Besinnung bringen wollte. Wie er sich aber bei dem allen nicht wieder erholte, und weder Pulsschlag, noch irgend ein anderes Zeichen des Lebens an ihm zu spüren war, hielten sie insgesammt ihn für todt. Es ward also nach seiner Frau und nach seinen Verwandten geschickt, welche sich eiligst einstellten, und wie sie ihn eine Zeit lang beweint und beklagt hatten, ließ ihn der Abt in seiner völligen Kleidung in einen Sarg legen. Die Frau ging nach Hause, und that ein Gelübde, nicht von ihrem Kinde zu weichen,

welches sie von Ferondo hatte, und nicht aus dem Hause zu gehen. Sie blieb demnach bei ihrem Kinde, und verwaltete den Nachlaß ihres Mannes.

Wie es Nacht ward, stand der Abt auf, und mit Hülfe eines Bologneser Mönchs, auf den er sich verlassen konnte, nahm er den Ferondo aus dem Sarge und brachte ihn in ein finsteres Gewölbe, welches den Mönchen, welche etwas verbrochen hatten, zum Kerker diente. Hier zogen sie ihm seine Kleider aus, thaten ihm eine Mönchskutte an, und legten ihn auf ein Bund Stroh, wo sie ihn liegen ließen, bis er wieder zu sich kam. Dem Bologneser Mönch trug der Abt alles auf, was er mit ihm vornehmen sollte, so bald er wieder erwachte, und außer diesem wußte kein Mensch im Kloster um die Sache. Am folgenden Tage ging der Abt mit einigen seiner Mönche, unter dem Vorwande eines Trauerbesuchs, nach dem Hause der Frau. Er fand sie in tiefer Trauer und mit betrübter Miene; worauf er ihr einige Trostworte zusprach, und sie zugleich heimlich an ihr Versprechen erinnerte. Die Frau, welche jetzt weder Ferondo, noch jemand anders zu scheuen hatte, und einen zweiten schönen Ring am Finger des Abtes blitzen sahe, gab ihm zu verstehen, daß sie bereit wäre, und nahm Abrede mit ihm, daß er sie noch denselben Abend besuchen sollte. Der Abt zog also des Abends die Kleider des Ferondo an, und ging zu seiner Geliebten, bei welcher er die Nacht zubrachte, und des Morgens wieder nach seinem Kloster zurück kehrte. Wer ihm bisweilen von ungefähr unterwegs begegnete, der hielt ihn für das Gespenst des Ferondo, welcher seiner Sünden wegen umginge; und bald erzählte man sich von ihm manches Geschichtchen, das denn auch oft seiner Frau wieder erzählt ward, welche am besten wußte, wie es damit zuging.

Wie der Bologneser merkte, daß Ferondo erwachte, und nicht wußte wo er war, ging er mit einem Bündel Ruthen in der Hand zu ihm hinein, redete ihn an mit einer donnernden Baßstimme, und gab ihm eine derbe Züchtigung. Ferondo schrie und heulte, und fragte beständig, wo er wäre.

„Du bist im Fegefeuer", sprach der Mönch.

„Was! bin ich denn todt?" fragte Ferondo.

„Allerdings", versetzte der Mönch.

Nun fing Ferondo an, sich selbst, seine Frau und sein Kind zu bejammern, und das sonderbarste Zeug von der Welt zu schwatzen. Der Mönch brachte ihm darauf etwas Speise und Trank.

„Essen denn auch die Todten?" fragte Ferondo.

„Ja wohl," sprach der Mönch, „und was ich Dir bringe, hat Deine ehemalige Frau diesen Morgen dem Kloster geopfert, um für Deine Seele Messen zu lesen, und unser Herr Gott hat befohlen, es Dir zu reichen."

„Nun, Gott geb' ihr gute Zeit!" sprach Ferondo. „Ich bin ihr in meinem Leben recht gut gewesen, so gut, daß ich sie die ganze Nacht im Arm hielt und sie küßte, und ihr auch wohl sonst liebkosete, wenn mir's in den Sinn kam."

Da er sehr hungrig und durstig geworden war, so fiel er begierig über das Essen und Trinken her, weil aber der Wein eben nicht vom besten sein mochte, rief er auf einmal: „daß sie der Henker! warum hat sie mir nicht aus dem Fasse geschickt, das an der Kellerwand liegt?"

Wie er gegessen hatte, nahm der Mönch die Ruthen wieder zur Hand, und gab ihm eine zweite Geißelung. Ferondo schrie mörderlich, und rief: „warum thust Du mir das?"

„Weil unser Herr Gott befohlen hat, daß es zweimal des Tages geschehen soll," sprach der Mönch.

„Und warum denn?" fragte Ferondo.

„Weil Du eifersüchtig gewesen bist, da Du doch das beste Weib in der ganzen Gegend zur Frau hattest."

„O weh! Du sprichst wohl wahr," sagte Ferondo, „und das sanftmüthigste dazu. Sie war süßer als Honig; aber ich wußte es nicht, daß unser Herr Gott es übel nähme, wenn man eifersüchtig ist, sonst wäre es nicht geschehen."

„Daran hättest Du denken und Dich bessern sollen, wie Du noch in der Welt warest," sprach der Mönch, „und wenn Du jemals wieder dahin kömmst, so schreibe Dir fein ins Gedächtniß, was ich Dir jetzt thue, damit Du nie wieder eifersüchtig werdest."

„Kommen denn die Todten wieder zurück?" fragte Ferondo.

„O ja, bisweilen wohl," versetzte der Mönch.

„Wenn ich jemals wiederkehre," sprach Ferondo, „so will ich gewiß der beste Ehemann von der Welt werden, will meine Frau nie wieder schlagen, und ihr nie ein Wort im Bösen sagen, außer wegen des Weins, den sie mir heute geschenkt hat, und daß sie mir auch nicht einmal ein Endchen Licht schickt, und läßt mich so im Finstern essen."

„Sie hat Lichter geschickt,“ sprach der Mönch, „allein sie sind heute früh bei der Messe verbrannt.“

„Ei ja, es wird wohl wahr sein,“ antwortete Ferondo. „Wenn ich also wieder zu ihr komme, will ich sie auch thun lassen, was sie will. Aber sage mir, wer bist denn Du, der Du mit mir so übel umgehst?“

„Ich bin auch todt,“ sprach der Mönch. „Ich bin aus Sardinien, und bin zu der Buße verurtheilt, daß ich Dich füttern und Dich geißeln muß, bis über uns Beide anders verhängt wird.“

„Sind wir Beide denn ganz allein hier?“ fragte Ferondo.

„Nein,“ sprach der Mönch, „hier giebts viele Tausende, aber Du kannst sie so wenig sehen und hören als sie Dich.“

„So sage mir doch,“ sprach Ferondo, „wie weit sind wir denn hier von meinem Dorfe?“

„Noch viele Meilen weiter als Kackinbettanien,“ sprach der Mönch.

„Das mag wohl wahrhaftig weit genug sein,“ sprach Ferondo, „und ich glaube gar, wenn's so weit ist, so sind wir schon aus der Welt heraus.“

Mit solchen und andern dergleichen Reden, mit Essen und Trinken, und mit Geißelhieben ward Ferondo fast zehn Monate hingehalten, indeß der Abt sich die Zeit desto angenehmer mit seiner Frau vertrieb. Wie denn aber der Krug so lange zu Wasser geht, bis er — voll wird, so befand sich endlich das Weibchen in solchen Umständen, daß sie und der Abt meinten, es wäre nun hohe Zeit, den Ferondo aus seinem Fegefeuer auferstehen zu lassen, damit er zu seiner Frau käme, und sie ihm begreiflich machte, daß er es wäre, der sie in diese Umstände versetzt hätte. Der Abt ließ ihm demnach in der folgenden Nacht in seinem Gefängnisse durch eine verstellte Stimme zurufen: „Ferondo, sei getrost, es ist des Himmels Wille, daß Du in die Welt zurückkehrest, wo Dir Deine Frau nach Deiner Ankunft ein Kind gebähren wird, dem Du den Namen Benedict geben sollst, weil Dir diese Gnade durch das Gebot des heiligen Benedicts und seines frommen Abtes und Deiner Frau widerfährt.“

„Das freut mich von Herzen,“ sprach Ferondo. „Gott gebe dem Herrn Himmel einen guten Tag dafür, und auch dem Abte, und dem heiligen Benedict, und meinem lieben guten süßen Honigweibchen.“

Hierauf ließ ihm der Abt wieder so viel von dem Pulver in seinen Wein mischen, daß es ihm ungefähr vier Stunden Schlaf verursachte. Unterdessen ließ er ihm seine eigenen Kleider wieder anziehen, und ihn in

den Sarg legen, worin man ihn beigesetzt hatte. Des Morgens gegen Tages Anbruch kam Ferondo zu sich selbst, und ward durch ein Loch in dem Deckel ein wenig Licht gewahr, welches er in zehn Monaten nicht gesehen hatte. Weil er daraus schloß, daß er wieder lebendig geworden wäre, so fing er an aus vollem Halse zu schreien: „macht auf, macht mir auf!“ Zugleich arbeitete er mit dem Kopfe gegen den Deckel, den er auch, weil er nicht schwer war, bald aufhob, und anfing ihn weg zu schieben. Die Mönche, die eben Frühmetten gesungen hatten, liefen hinzu, und erkannten den Ferondo an der Stimme, der schon aus seinem Sarge hervorkroch. Erschrocken über den unerhörten Vorfall, liefen sie davon, und sagten es ihrem Abte. Dieser stellte sich, als ob er eben von seinem Gebete aufstünde, und sprach: „Fürchtet Euch nicht, meine Söhne, nehmt das heilige Kreuz und den Weihbrunnen, und folget mir nach; wir wollen sehen, was Gottes Allmacht uns zeigen will.“

Ferondo, der in so langer Zeit das Tageslicht nicht gesehen hatte, kam ganz blaß und bleich aus seinem Sarge, warf sich dem Abte, sobald er ihn gewahr ward, zu Füßen, und sagte: „Mein Vater, Euer Gebet (wie mir ist offenbaret worden) und die Fürbitte des heiligen Benedicts und meiner Frau, haben mich aus der Qual des Fegfeuers erlöset, und mich wieder lebendig gemacht; darum wünsche ich, daß der liebe Gott Euch allewege ein gutes Jahr und guten Tag geben wolle.“

„Gelobt sei die Allmacht des Herrn!“ sprach der Abt. „So gehe denn hin, mein Sohn, da Dich der Himmel wieder hergesandt hat, und erfreue Deine Frau, die sich seit Deinem Hinscheiden beständig in Thränen gebadet hat, und betrage Dich künftig immer wie ein Freund und Knecht Gottes.“

„Das hat man mir auch gesagt, Hochwürdiger Herr,“ sprach Ferondo. „Laßt mich nur machen, ich will sie schon herzen, wenn ich sie wiedersehe, denn ich habe sie lieb.“

Der Abt stellte sich gegen seine Mönche höchst verwundert über diese Begebenheit, und ließ deswegen ein andächtiges Miserere singen. Ferondo wanderte nach seinem Dorfe, wo ein Jeder, der ihn sahe, ihm aus dem Wege ging, wie einem Wesen, vor welchem man sich fürchtet. Er gab sich aber Mühe, die Leute zurückzurufen, und ihnen zu sagen, daß er wieder auferstanden wäre. Selbst seiner Frau war ein wenig bange vor ihm. Wie aber die Leute sich nach und nach seinetwegen beruhigten, und sahen, daß er wirklich lebte, und anfingen, ihn allerlei zu fragen, gab er ihnen

solche Antworten, als wenn er klüger wiedergekommen wäre; erzählt ihnen viel Neues von den Seelen ihrer Verwandten, und schwatzte ihnen von sich und von dem Zustande im Fegefeuer die schönsten Fabeln von der Welt vor; auch erzählte er ihnen in voller Versammlung die Offenbarung, die ihm durch den Mund des Ragniolo Braghiello war gegeben worden. Wie er nun wieder von seinem Weibchen und von seinem Hause Besitz nahm, beschenkte ihn bald darauf seine Frau mit einem Sohne, welchen er (seiner zehnmonatlichen Abwesenheit ungeachtet) für den seinigen erkannte, und ihm den Namen Benedetto Ferondi gab. Seine Reden, welche Jedermann überzeugten, daß er vom Tode auferstanden wäre, vermehrten ungemein den Ruf der Frömmigkeit des Abtes. Da er für seine Eifersucht tüchtige Geißelhiebe bekommen hatte, so nahm er sich sehr vor einem Rückfall in Acht, und ward von seinem Fehler geheilt, wie der Abt seiner Frau versprochen hatte. Deswegen lebte sein Weibchen auch nachher mit ihm so züchtig und ehrbar, wie zuvor; doch vergönnte sie, wenn es mit Schicklichkeit geschehen konnte, dem Abte, welchem sie so Vieles zu danken hatte, bisweilen eine angenehme Unterhaltung."

Neunte Erzählung.

Gillette von Narbonne heilt den König von Frankreich von einer Fistel, und verlangt dafür den Grafen Bertrand von Roussillon zum Gemahl. Dieser geht, aus Verdruß über die erzwungene Heirath, nach Florenz, wo er sich in ein junges Mädchen verliebt; Gillette findet Mittel, die Person derselben bei ihm vorzustellen, und wie sie auf diese Weise Zwillinge von ihm bekommt, gewinnt der Graf sie lieb, und ehrt sie in der Folge als seine Gemahlin.

Die Königin wollte sich keinen Eingriff in die Rechte des Dioneo erlauben. Wie demnach Lauretta ihre Erzählung geendigt hatte, wartete sie nicht auf die Bitte der Gesellschaft, sondern sagte mit vieler Anmuth: „Wer wird glauben, noch etwas Hübsches sagen zu können, nachdem wir Lauretta gehört haben! Es ist wahrlich gut, daß sie nicht zuerst angefangen hat, zu erzählen, sonst hätten uns vielleicht wenige von den andern Geschichten nachher gefallen, und ich fürchte, so wird es denen ergehen, die heute noch übrig bleiben zu erzählen. Inzwischen müßt Ihr schon mit einer von mir vorlieb nehmen, so gut ich sie Euch zu geben vermag."

In Frankreich war einst ein edler Graf, Namens Isnard von Roussillon, welcher seiner schwachen Gesundheit wegen immer einen Arzt bei sich hatte, Gerard von Narbonne genannt. Der Graf hatte einen einzigen kleinen Sohn, welcher Bertrand hieß, und außerordentlich schön und liebenswürdig war. Mit ihm wurden verschiedene Kinder von gleichem Alter erzogen, und unter diesen befand sich auch eine Tochter des erwähnten Arztes, Namens Gillette. Diese verliebte sich zärtlicher und heftiger, als man von ihrem Alter erwarten konnte, in den jungen Grafen. Der Vater des Grafen starb, und da sein Sohn unter der Vormundschaft des Königs stand, so mußte er zu ihm nach Paris gehen. Darüber ward das Mädchen untröstlich, und da ihr Vater bald darauf ebenfalls starb, so hätte sie nichts sehnlicher gewünscht, als eine schickliche Gelegenheit, nach Paris zu kommen, um ihren Bertrand zu sehen, allein sie fand dazu kein Mittel, da sie als eine reiche Erbin unter sehr strenger Aufsicht war. Wie sie nun mit der Zeit ihr mannbares Alter erreichte, konnte sie noch immer den jungen Grafen nicht vergessen, und schlug deswegen manche vortheilhafte Heirath aus, die ihr von ihren Verwandten vorgeschlagen ward, ohne sich jedoch von ihrer Ursache etwas merken zu lassen. Indem nun Gillette's Liebe zu ihrem Bertrand neue Nahrung dadurch bekam, daß das Gerücht ihn als den liebenswürdigsten Jüngling schilderte, erfuhr sie von ungefähr, daß der König von einer übel geheilten Geschwulst in der Brust eine Fistel bekommen hätte, die ihm großen Schmerz und Unbehaglichkeit verursachte, daß er schon viele Aerzte zu Rath gezogen, aber noch keinen gefunden hätte, der ihm helfen könnte, sondern daß sie ihn alle noch schlimmer gemacht hätten, so daß er auch aus Verdruß keinen Arzt mehr gebrauchen wollte. Diese Nachricht war ihr sehr willkommen, denn sie glaubte nunmehr nicht nur einen schicklichen Vorwand zu haben, um nach Paris zu kommen, sondern sie hoffte auch, wenn sie sich in der Natur der Krankheit des Königs nicht irrte, sich derselben zum Mittel zu bedienen, um ihren Bertrand zum Gemahl zu erhalten. Da sie nun von ihrem Vater mancherlei Heilmittel gelernt hatte, so bereitete sie aus gewissen heilsamen Kräutern ein Pulver, welches sie für zweckmäßig hielt, setzte sich zu Pferde, und eilte nach Paris, wo ihre erste Sorge war, ihren Bertrand zu sehen, und hiernächst sich dem Könige vorstellen zu lassen, den sie um die Gnade bat, ihr zu zeigen was ihm fehlte. Der König wollte einem hübschen Mädchen ihre Bitte nicht abschlagen, und zeigte ihr sein Uebel.

Wie sie es gesehen hatte, zweifelte sie nicht, es heilen zu können, und sagte: „Gnädiger Herr, wenn Ihr wollt, so hoffe ich mit Gottes Hülfe, Euch innerhalb acht Tagen ohne Schmerz und Beschwerde völlig herzustellen."

Der König lachte innerlich über die Worte des Mädchens, und dachte: was wird ein junges Frauenzimmer von einer Sache verstehen, gegen welche die berühmtesten Aerzte von der Welt nichts vermochten! Er dankte ihr demnach für ihren guten Willen, und sagte, er habe sich vorgenommen, keinen Aerzten mehr zu folgen.

Gillette versetzte: „Gnädiger Herr, Ihr verschmäht vielleicht meine Kunst, weil ich so jung und ein Frauenzimmer bin, allein ich muß Euch bitten zu bemerken, daß ich nicht durch meine eigene Kunst arze, sondern unter Gottes Beistand durch die Kunst meines Vaters, Gerard von Narbonne, der zu seiner Zeit ein trefflicher Arzt war."

Der König dachte: Vielleicht hat mir Gott dies Mädchen gesandt; warum sollt' ich nicht versuchen, was sie leisten kann, da sie verspricht, mich ohne Schmerz in kurzer Zeit zu heilen? Er entschloß sich demnach, den Versuch zu machen, und sagte: „Jungfrau, wenn Ihr mich nun nicht heilet, was wollt Ihr dann dafür gewärtigen, daß Ihr mich beredet, meinen Vorsatz zu brechen?"

„Gnädiger Herr (sprach sie), laßt mich bewachen, und wenn ich Euch nicht in acht Tagen gesund mache, so laßt mich verbrennen. Wenn ich Euch aber helfe, was habe ich dann zu erwarten?"

Der König antwortete: „Ihr scheint noch unverheirathet zu sein, und wenn Ihr erfüllt, was Ihr versprecht, so wollen wir Euch einen guten und vornehmen Gemahl geben."

„Es ist sehr wohl, gnädiger Herr (sprach sie), daß Ihr mich vermählen wollt; allein Ihr müßt mir auch den Gemahl geben, den ich selbst von Euch verlange; Eure Prinzen und Euer königliches Haus ausgenommen."

Der König versprach, ihre Bitte zu gewähren; die Jungfrau fing an, ihn zu arzen*), und half ihm in kürzerer Zeit, als sie versprochen hatte, wieder zu seiner Gesundheit; worüber sich der König hoch erfreute, und gestand, daß sie ihren Gemahl verdient habe.

---

*) Ich glaube, das alte Wort arzen um desto eher gebrauchen zu dürfen, da es den barbarischen Wörtern curieren, medicinieren u. s. w. vermuthlich nur in jenen Zeiten Platz gemacht hat, wie unsere Vorfahren die französischen und andern fremden Brocken so gern und so häufig einmischten.

„Gnädiger Herr (versetzte sie), dann ist es Bertrand von Roussillon, den ich verdient habe. Ihn habe ich von meiner zarten Jugend an geliebt, und liebe ihn noch jetzt über alles."

Dem Könige schien ihre Forderung keine Kleinigkeit; weil er ihr aber sein Wort gegeben hatte, hielt er es nicht für anständig, es zu brechen. Er ließ deswegen den Grafen rufen, und sagte zu ihm: „Bertrand, Ihr habt Euer mündiges Alter erreicht; wir wollen Euch jetzt Euer väterliches Erbe selbst regieren lassen, und Euch eine Jungfrau zur Gemahlin mitgeben, die wir selbst Euch zur Gattin ausersehen haben."

„Welche ist denn diese Jungfrau?" fragte der Graf.

„Dieselbe (sprach der König), die uns durch ihre Arzenei zur Gesundheit verholfen hat."

Bertrand, welcher Gilletta kannte, und sie gesehen hatte, fand sie zwar sehr schön; weil sie aber nicht von einem Geschlechte abstammte, welches seinem Adel angemessen war, so gab er sehr verdrießlich zur Antwort: „Ihr wollt mir doch wohl keine Quacksalberin zur Gemahlin geben, gnädiger Herr? Das verhüte der Himmel, daß ich jemals ein solches Weib nehmen sollte!"

„Aber wollt Ihr denn (sprach der König), daß wir unser Wort brechen sollen, welches wir diesem Mädchen, um zu genesen, gegeben haben, das zur Vergeltung Euch zum Gemahl begehrt hat?"

„Gnädiger Herr (sprach Bertrand)! Ihr könnt mir nehmen alles, was ich habe, und könnt mich selbst, als Euren Knecht, verschenken, an wen Ihr wollt; aber das kann ich Euch versichern, daß mir diese Heirath nimmermehr behagen wird."

‚Das wird sie dennoch (sprach der König); denn das Mädchen ist hübsch und verständig, und liebt Euch herzlich, und deswegen hoffen wir, daß Ihr glücklicher mit ihr leben werdet, als mit mancher Dame von viel höherem Stande."

Bertrand schwieg. Der König ließ große Anstalten zur Vermählung machen, und wie der bestimmte Tag kam, gab Bertrand in Gegenwart des Königs, nicht ohne großen Widerwillen, seine Hand dem Mädchen, das ihn über Alles liebte. Sobald die Feierlichkeit vorbei war, bat Bertrand, der schon heimlich seine Maßregeln genommen hatte, den König um Erlaubniß, das Beilager in seinem Lande zu vollziehen; er beurlaubte sich demnach, bestieg sein Pferd, und ging nicht nach Roussillon, sondern

nach Toscana. Weil er wußte, daß die Florentiner mit denen von Siena in einer Fehde begriffen waren, bot er ihnen seine Dienste an, ward auch mit Freuden aufgenommen und zum Anführer eines Geschwaders erwählt, und da man ihn gut besoldete, blieb er eine geraume Zeit in diesem Dienste.

Die neuvermählte Gräfin war nicht froh, daß die Sache einen solchen Ausgang nahm; doch schmeichelte sie sich, durch ihr gutes Benehmen den Grafen zu bewegen, in sein Land zurückzukehren. Sie begab sich deswegen nach Roussillon, wo sie von Jedermann als die Gebieterin des Landes empfangen ward. Wegen der langen Abwesenheit des Landesherrn fand sie alles in der größten Unordnung; doch wußte sie als ein kluges Weib die gute Ordnung durch Fleiß und Beharrlichkeit bald wieder herzustellen, welches ihre Unterthanen sehr erfreute, und sie ihnen außerordentlich werth machte; so daß sie es dem Grafen sehr verdachten, daß er sie seiner Achtung nicht würdig hielt. So bald sie nun alles im Lande in Ordnung gebracht hatte, sandte sie zwei Edelleute an den Grafen ab, um ihm zu sagen, wenn er um ihretwillen sein Land vermiede, so möchte er sie es nur wissen lassen, indem sie bereit wäre, ihm zu Liebe sich selbst zu verbannen.

Der Graf erwiederte mit harten Worten: „Sie mag thun, was sie für gut findet. Ich für mein Theil werde nicht eher zu ihr kommen, bis sie mit diesem Ringe am Finger und mit einem Sohne von mir im Arme mir entgegen kömmt." Auf diesen Ring setzte der Graf einen besondern Werth und nahm ihn nie vom Finger, weil er gewisse besondere Eigenschaften haben sollte.

Wie die Cavaliere diese beiden harten Bedingungen vernahmen, welche die Sache fast unmöglich zu machen schienen, und wie sie fanden, daß sie den Grafen auf keine Weise überreden konnten, seinen Vorsatz fahren zu lassen, kehrten sie zu der Gräfin zurück und meldeten ihr die Antwort ihres Gemahls. Sie ward darüber außerordentlich betrübt; doch ließ sie nach langem Nachsinnen die Hoffnung nicht gänzlich fahren, beide Dinge möglich zu machen und dadurch ihren Gemahl wieder zu gewinnen, und sie beschloß, es wenigstens zu versuchen. Sobald sie sich demnach einen Plan gemacht hatte, berief sie die besten und vornehmsten Männer des Landes zusammen, stellte ihnen mit eben so vieler Ausführlichkeit als mit rührenden Worten vor, was sie aus Liebe zu dem Grafen gethan und wie wenig sie damit ausgerichtet hätte. Sie schloß damit, daß sie nicht Willens wäre,

durch ihren längern Aufenthalt den Grafen aus seinem Lande zu verbannen, sondern daß sie lieber selbst ihre übrigen Tage in der Pilgerschaft und mit andächtigen Werken zum Heil ihrer Seele zubringen wollte; und sie bat sie deswegen, sich der Regierung und der Sorge für das allgemeine Beste anzunehmen, und den Grafen wissen zu lassen, daß sie sein Land geräumt und sich mit dem Vorsatze entfernt habe, Roussillon nie wieder zu betreten.

Indem sie redete, ward sie oft von den Thränen mancher würdigen Männer unterbrochen und inständigst gebeten, ihren Vorsatz fahren zu lassen und bei ihnen zu bleiben; allein es war alles umsonst. Sie empfahl sie Gott und ging in Pilgerkleidern mit einem ihrer Vettern und mit einem Kammermädchen davon, und nahm etwas Geld und einige Kostbarkeiten mit sich. Ohne Jemand wissen zu lassen, wohin sie ginge, begab sie sich auf den Weg und ruhete nicht, bis sie nach Florenz kam, wo sie bei einer ehrbaren Wittwe einkehrte, und in ihrer Pilgertracht sich in der Stille Mühe gab, Nachrichten von ihrem Gemahle einzuziehen.

Gleich am folgenden Tage ritt Bertrand mit seinem Geschwader vorbei, und obwohl sie ihn recht gut erkannte, so fragte sie doch ihre Wirthin, wer er wäre.

Die Wirthin gab ihr zur Antwort: „Es ist ein fremder Edelmann, der sich Graf Bertrand nennt, ein sehr leutseliger artiger Herr, der hier sehr beliebt ist, und hat sich sterblich verliebt in eine meiner Nachbarinnen, die zwar von sehr guten Aeltern, aber auch sehr arm ist. Ich muß sagen, sie ist ein äußerst ehrbares Mädchen, und hat zwar ihrer Armuth wegen noch keinen Mann gefunden; allein sie hat eine vernünftige und würdige Mutter, bei welcher sie wohnt. Freilich, wenn diese nicht wäre, so hätte sie sich vielleicht schon bereden lassen, dem Grafen Gehör zu geben."

Die Gräfin merkte sich diese Worte, erkundigte sich aufs Genaueste nach allen Umständen, und bauete darauf ihren Anschlag. Wie sie also den Namen und die Wohnung der Dame und ihrer Tochter erfahren hatte, verfügte sie sich einst in aller Stille in ihrer Pilgerkleidung zu ihnen, fand sowohl die Mutter als die Tochter in ziemlich dürftigen Umständen, und begrüßte die Mutter, indem sie ihr zugleich sagte, sie wünschte sie allein zu sprechen.

Die Dame stand auf und zeigte sich willig, ihr Anliegen zu vernehmen; sie ging mit ihr in eine Kammer, und nachdem sie sich gesetzt hatten, sprach die Gräfin: „Madonna, das Glück scheint Euch so wenig günstig zu sein,

als mir; wenn Ihr aber wollt, so könnt Ihr vielleicht zu gleicher Zeit Euch selbst und mir einen wesentlichen Dienst leisten."

Die Dame antwortete: sie wünschte nichts mehr, als sich auf eine anständige Weise in der Welt fortzuhelfen.

„Ich bin geneigt (sprach die Gräfin), mich Euch anzuvertrauen. Solltet Ihr mich aber verrathen, so würdet Ihr meine und Eure eigenen Erwartungen zu Grunde richten."

„Gewiß (erwiederte die Dame), Ihr könnt mir anvertrauen, was Ihr wollt, und versichert sein, daß ich Euch nicht verrathen werde."

Darauf erzählte ihr die Gräfin, wer sie wäre; die erste Entstehung ihrer Liebe und alles, was ihr bis auf denselbigen Tag widerfahren war, so umständlich, daß die Dame, die schon von Andern etwas von ihren Schicksalen vernommen hatte, sie sehr bedauerte. Wie sie Alles erzählt hatte, setzte sie hinzu: „Ihr habt aus der Erzählung meiner Trübsale vernommen, daß ich Zweierlei nöthig habe, wenn ich meinen Gemahl wieder gewinnen will, und ich kenne keine Person, die mir dazu so sehr behülflich sein könnte, als Ihr, wenn es wahr ist, daß mein Gemahl Eure Tochter so sehr liebt."

„Madonna (versetzte die Dame), ich kann nicht sagen, daß der Graf meine Tochter liebt, oder nicht; allein er giebt es wenigstens sehr deutlich zu verstehen. Was kann ich aber deswegen zur Erreichung Eurer Absicht beitragen?"

„Das will ich Euch sagen (sprach die Gräfin), und Ihr sollt auch wissen, was Ihr von mir erwarten könnt, wenn Ihr mir dienet. Ich sehe, Eure Tochter ist schön und von mannbarem Alter, und wie ich gehört habe, und auch selbst zu bemerken glaube, so wäre sie schon vermählt, wenn es ihr nicht am Vermögen fehlte. Zum Lohn für den Dienst, den ich von Euch verlange, bin ich erbötig, ihr von dem Meinigen eine solche Aussteuer zu geben, die Ihr selbst Eurem Stande angemessen haltet."

Der guten Frau, welche es nöthig hatte, gefiel zwar der Vorschlag; doch war sie auch rechtschaffen genug, um erstlich zu fragen: „Was ist es denn, gnädige Frau, das ich für Euch thun soll? Wenn es sich für mich schickt, so bin ich bereit, es zu thun, und das Uebrige stelle ich Eurem eigenen Belieben anheim."

Die Gräfin antwortete: „Ihr müßt mir zu Gefallen eine vertraute Person zu meinem Gemahl senden, und ihm sagen lassen, Eure Tochter habe sich entschlossen, sich ihm zu ergeben, wofern sie gewiß versichert sein könne, daß er sie so zärtlich liebe, wie er vorgebe; davon könne sie sich aber

nicht eher überzeugen, bis er ihr den Ring schicke, den er beständig am Finger trage, weil sie gehört habe, daß er einen besondern Werth auf denselben setze. Diesen Ring gebt Ihr mir, wenn er ihn Euch schickt, und laßt ihm darauf sagen, Eure Tochter sei bereit, seine Wünsche zu erfüllen, und wenn er zu Euch kömmt, so laßt Ihr mich insgeheim die Stelle Eurer Tochter vertreten. Vielleicht erzeigt mir der Himmel die Gnade, daß ich schwanger werde, und daß ich mit dem Ringe am Finger und mit einem Söhnchen von ihm auf dem Arme meinen Gemahl bewege, mich so aufzunehmen, wie ein Mann sein Weib aufnehmen soll; und das habe ich dann Euch gewißermaßen zu danken."

Die gute Frau fand die Sache nicht ohne ihre Schwierigkeiten; denn sie mußte fürchten, daß ihre Tochter dadurch in bösen Ruf kommen möchte; doch wie sie bedachte, daß es ein verdienstliches Werk wäre, der guten Dame ihren Gemahl wieder zu verschaffen, und daß sie aus der reinsten Absicht die Hand dazu böte, so gab sie nicht nur der Gräfin ihr Wort, sondern sie wußte es auch in einigen Tagen so gut nach der Vorschrift der Gräfin einzurichten, daß sie den Ring bekam, so ungern der Graf ihn auch hergab und es gelang ihr auch vollkommen, dem Grafen seine Gemahlin statt ihrer Tochter unterzuschieben, und der Gräfin auf diese Weise mehr als eine Zusammenkunft mit ihrem Gemahl zu verschaffen, welcher sie, wenn er des Morgens Abschied nahm, mit manchem kostbaren Kleinod beschenkte, welche die Gräfin alle sorgfältig aufhob. Der Himmel segnete auch ihre erste keusche Umarmung mit Zwillingsknaben, wie sich in der Folge zeigte. Sobald sie ihre Schwangerschaft merkte, wollte sie der guten Frau keine Mühe mehr verursachen, sondern sagte zu ihr: „Madonna, ich habe, Dank sei Gott und Euch, meine Absicht erreicht; und nun ist es auch Zeit, daß ich mich Euch erkenntlich beweise, und Abschied von Euch nehme."

Die gute Dame antwortete: „Gnädige Frau, wenn Ihr erlangt habt, was Euch lieb ist, so macht es mir Freude. Habe ich etwas dazu beigetragen, so ist es nicht aus Hoffnung des Lohns geschehen, sondern weil ich es für meine Pflicht hielt, der guten Sache zu dienen."

„Ich danke Euch herzlich (sprach die Gräfin), und ich bin auch nicht der Meinung, Euch dasjenige, was Ihr von mir begehren werdet, als einen Lohn zu geben, sondern um ein gutes Werk zu thun, wie es die Pflicht eines jeden Menschen ist."

Die gute Frau machte aus der Noth eine Tugend, und sagte mit ver-

schämter Miene: Hundert Pfund wären genug, um ihre Tochter standesgemäß auszustatten. Die Gräfin nahm Rücksicht auf ihre demüthigen Blicke und auf ihre bescheidenen Erwartungen, und gab ihr fünfhundert Pfund, nebst so vielen hübschen und kostbaren Kleinoden, daß sie leicht noch einmal so viel betragen mochten; so daß die gute Dame mehr als überflüssig zufrieden war, und ihr auf's Verbindlichste dankte; worauf die Gräfin Abschied nahm, und nach ihrer Herberge zurückkehrte. Die Edelfrau, um dem Grafen keinen ferneren Anlaß zu geben, in ihr Haus zu kommen, ging mit ihrer Tochter zu ihren Freunden auf's Land, und Graf Bertrand, welcher bald darauf von seinen Unterthanen eingeladen ward, nach Hause zu kommen, machte sich auf den Weg, wie er vernahm, daß die Gräfin sich freiwillig entfernt hätte.

Wie die Gräfin hörte, daß er Florenz verlassen hatte, und nach seiner Grafschaft abgegangen war, erwartete sie zu Florenz ihre Niederkunft, ward von zweien Knäbchen entbunden, die ihrem Vater vollkommen ähnlich waren, und die sie sehr sorgfältig aufsäugen ließ, und wie sie glaubte, daß es Zeit wäre, machte sie sich auf, und ging ohne sich irgendwo zu erkennen zu geben bis nach Montpellier, wo sie einige Tage ausruhete, und sich erkundigte, wo sich der Graf aufhielte. Wie sie vernahm, daß er am Tage aller Heiligen in Roussillon ein großes Gastmahl geben würde, ging sie dahin, in denselben Pilgerkleidern, in welchen sie ausgewandert war. Wie sie nun hörte, daß alle Herren und Damen im Palaste des Grafen versammelt, und im Begriffe waren zur Tafel zu gehen, trat sie in ihrer Pilgerkleidung, mit ihren beiden Knäbchen auf den Armen in den Saal, und ging durch die ganze Versammlung gerade auf den Grafen zu, warf sich ihm zu Füßen, und sagte mit Thränen: „Gnädiger Herr, ich bin Eure unglückliche Gemahlin, die sich seit langer Zeit im Elend aufgehalten hat, um Euch Euer Haus frei und ledig zu lassen. Jetzt aber beschwöre ich Euch bei Gott, daß Ihr mir die Zusage haltet, welche Ihr mir zuletzt durch die beiden Edelleute, die ich an Euch absandte, habt geben lassen. Ich habe Eure Bedingungen erfüllt; denn seht, hier ist nicht nur einer, sondern hier sind zwei Söhne von Euch, und hier ist Euer Ring. Es ist demnach jetzt Eure Pflicht, daß Ihr mir Euer Versprechen haltet, und mich als Eure Gemahlin anerkennt."

Der Graf war außer sich, wie er diese Worte hörte; er sah seinen Ring vor sich, und auch seine beiden Kinder, deren Aehnlichkeit mit ihm nicht zu verkennen war. „Wie ist das aber möglich?" fragte er ganz erstaunt.

Die Gräfin erzählte ihm umständlich, wie alles zugegangen war, zur großen Verwunderung aller Anwesenden. Der Graf aber, welcher die Wahrheit ihrer Erzählung erkannte, ihren herrlichen Verstand und ihre Beharrlichkeit bewundern mußte; seine liebenswürdigen Knäbchen betrachtete, sein Versprechen in Erwägung zog; und überdieß von allen Seiten von den Herren und Damen mit Bitten bestürmt ward, Gilletta als seine rechtmäßige Gemahlin anzuerkennen; entsagte seinem eigensinnigen Ahnenstolze, erhob die Gräfin, schloß sie in seine Arme, küßte sie, und erkannte sie öffentlich für seine Gemahlin, und ihre Kinder für die seinigen. Er ließ sie hierauf ihrem Stande gemäß kleiden und schmücken, und machte zum Vergnügen aller Anwesenden und aller seiner Unterthanen, welche davon hörten, nicht nur diesen Tag, sondern auch noch manchen folgenden, zu einem fortdauernden Freudenfeste. Und von der Zeit an lebte er mit ihr glücklich, und liebte und ehrte sie zärtlich als seine Gemahlin."

Zehnte Erzählung.

Alibek wird eine Einsiedlerin. Der Klausner Rustico lehrt ihr, den Teufel in die Hölle zu schicken; und wie sie zurückkommt, wird sie die Frau des Neerbal.

Dioneo, nachdem er die Erzählung der Königin aufmerksam angehört hatte, wartete am Ende ihren Befehl nicht ab, weil er wohl wußte, daß er der Letzte war, der seine Geschichte noch liefern mußte. Leichtfertig lächelnd hob er an; „Ihr habt wohl noch nie gehört, meine schönen Damen, wie der Teufel in die Hölle gebannt wird. Ich will's Euch erzählen, weil ich denke, daß es sich zu dem heutigen Gegenstande unserer Unterhaltung wohl passen soll. Und wer weiß, ob es Euch nicht dermaleinst zum Frommen gereicht, daß Ihr es gelernt habt; auch könnt Ihr zugleich daran ermessen, daß die Liebe, wenn sie gleich die angenehmen Paläste und die wollüstigen Schlafzimmer den armseligen Hütten vorzieht, doch auch bisweilen ihre Macht in den dichtesten Wäldern, auf den frostigsten Bergkuppen, und in den einsamsten Höhlen fühlen läßt, und dadurch zu erkennen gibt, daß alles ihrer Allmacht unterworfen sei. Jedoch zur Sache:

In der Stadt Capsa in der Barbarei war einmal ein sehr reicher Mohr, der verschiedene Kinder hatte, und unter andern eine sehr schöne, nied-

liche Tochter, Namens Alibek. Diese hörte oft von den Christen, die in ihrer Stadt wohnten, den christlichen Glauben und den Gottesdienst der Christen so sehr rühmen, daß sie einst einen von ihnen fragte, wie man denn am besten und am ungestörtesten Gott dienen könnte. Man sagte ihr, diejenigen dienten Gott am besten, welche die Dinge dieser Welt am meisten fliehen, zum Beispiel die Einsiedler, die sich in der Thebaischen Wüste aufhielten. Alibek, ein unschuldiges vierzehnjähriges Mädchen, welches nicht von einem gemäßigten Verlangen, sondern von einer kindischen Begierde getrieben ward, machte sich sogleich am folgenden Tage heimlich, und ohne einem Menschen ein Wort zu sagen, auf den Weg nach der Thebaischen Wüste, wo sie auch, nachdem sie in ihrem ersten Eifer alle Beschwerden muthig überstanden hatte, glücklich ankam.

Hier ward sie in der Ferne eine kleine Hütte gewahr, und nahete sich derselben. Ein frommer Klausner stand an der Thüre, welcher sich sehr verwunderte, sie zu sehen, und fragte, was sie suchte.

Sie antwortete: sie fühlte sich von Gott berufen, und wünschte sich seinem Dienste zu weihen, und Jemand zu finden, der sie darin unterrichtete.

Der ehrwürdige Einsiedler, der das Mädchen so jung und so hübsch fand, fürchtete, der Teufel möchte ihm einen Streich spielen, wenn er sie bei sich behielte. Er lobte ihr frommes Vorhaben, bewirthete sie mit Wurzeln, wilden Baumfrüchten und Datteln, und mit einem Trunk Wasser, und sagte: „Meine Tochter, nicht weit von hier wohnt ein heiliger Mann, welcher in demjenigen, was Du suchest, ein weit größerer Meister ist, als ich bin. Zu ihm rathe ich Dir zu gehen."

Er zeigte ihr auch den Weg zur nächsten Klause. Doch hier erhielt sie denselben Bescheid, und auf diese Weise ward sie von einem zum andern weiter gesandt, bis sie endlich zu der Zelle eines frommen, andächtigen jungen Einsiedlers Namens Rustico kam, welchem sie eben so, wie den Andern, ihr Anliegen vortrug.

Rustico glaubte eine Gelegenheit gefunden zu haben, seine Selbstverleugnung auf eine große Probe zu stellen. Er schickte also nicht, wie die Andern gethan hatten, das schöne Mädchen weiter, sondern er behielt sie bei sich in seiner Zelle, und wie der Abend heran kam, bereitete er ihr in einem Winkel ein Lager von Palmblättern. Kaum war dieses geschehen, und sie hatten sich niedergelegt, so fing der Geist der Versuchung an, seinen Kräften eine Schlacht anzubieten. Da er ihn lange Zeit in Ruhe gelassen

hatte, so ließ sich Rustico jetzt bei einem so plötzlichen Ueberfall von ihm desto leichter überwinden; er vergaß alle seine frommen Gedanken, Gebete und Bußübungen, und beschäftigte seine Einbildung nur mit der Jugend und Schönheit des Mädchens, und mit Anschlägen, wie er es beginnen wollte, seinen Zweck bei ihr zu erreichen, ohne sich der Leichtfertigkeit verdächtig zu machen. Er legte ihr demnach zuerst einige Fragen vor, und überzeugte sich bald durch ihre Antworten, daß sie in den Geheimnissen der Liebe völlig neu und unerfahren war; daher er auf den Einfall kam, sie unter dem Scheine eines verdienstlichen Werkes zu seiner Absicht willig zu machen. Er fing also zuerst an, ihr weitläuftig zu erklären, welch ein geschworner Feind Gottes der Teufel wäre, und ihr hernach zu bedeuten, daß man dem lieben Gott keinen größern Dienst leisten könnte, als wenn man den Teufel in die Hölle sperrte, die er ihm zum Verdammungsorte bestimmt hätte.

„Wie geschieht denn das?" fragte das Mädchen.

„Das sollst Du bald erfahren", sprach Rustico, und befahl ihr in der leichten Kleidung, in welcher sie Beide sich gelagert hatten, aufzustehen, und neben ihm niederzuknien.

Indem nun der Eremit alle Reize des jungen Mädchens vor Augen hatte, und mit ihr so nahe in Berührung kam, wirkte das alles so mächtig auf ihn, daß bei ihm der Electrometer anfing, einen beträchtlichen Winkel mit dem Horizont zu machen, welches Alibek gewahr ward, und fragte: „Was ist das, Vater, das Ihr da habt, und ich nicht?"

„Ach meine Tochter! (sprach Rustico), das ist eben der Teufel, von dem ich Dir gesagt habe und wie Du siehst, so beunruhigt er mich so sehr, daß ich es fast nicht aushalten kann"

„Nun Gott Lob! (sprach Alibek) daß mich solch ein Teufel nicht plagt."

„Das ist wahr (sprach Rustico). Dafür hast Du aber etwas wieder, das ich nicht habe."

„Was wäre denn das?" fragte Alibek.

„Du hast die Hölle (sprach Rustico), und ich glaube, Du bist zum Heile meiner Seele zu mir gesandt worden. Wenn Du so viel Barmherzigkeit mit mir hättest, daß Du mir vergönntest, den Teufel, der mir so arg zusetzt, in die Hölle zu sperren, so könntest Du mir eine Wohlthat, und dem

Himmel einen großen Dienst thun, wenn das wirklich die Absicht ist, in welcher Du hergekommen bist, wie Du mir sagest."

Das Mädchen antwortete ihm treuherzig: „Mein Vater, wenn ich die Hölle habe, so mögt Ihr den Teufel nur hinein schicken, so bald Ihr wollt."

„Gott segne Dich, meine Tochter! (sprach Rustico.) Laß uns nicht säumen, ihn so einzusperren, daß er mich hernach in Ruhe läßt."

Er lehrte sie darauf diesen hartnäckigen Feind Gottes einzukerkern; und da sie den Teufel sonst noch nie gekannt hatte, so konnte sie sich nicht enthalten, zu sagen: „Vater, der Teufel ist doch wohl ein rechter Bösewicht, daß er sogar in der Hölle Unheil anstiftet."

„Das thut er aber nicht immer," sprach Rustico, und wußte es so einzurichten, daß der Teufel am Ende den Kamm sinken ließ, und ihn nicht mehr belästigte.

In der Folge fand Alibek immer mehr Gefallen an ihrem Geschäfte, und sagte einst zu Rustico: „Die guten Christen in Capsa hatten doch wohl Recht, daß der Gottesdienst eine angenehme Sache ist, und wer den Teufel nicht gern in die Hölle sperren hülfe, der müßte wohl nicht gescheidt sein." Sie pflegte auch wohl bisweilen ihre Verwunderung zu bezeugen, daß der Teufel nicht immer in der Hölle bliebe, wo man ihn doch so gerne hätte. Mit einem Worte, sie ward in ihren geistlichen Uebungen zuletzt so eifrig, und ermahnte ihren Lehrmeister so oft, sie nicht müssig gehen zu lassen, daß er ihr mehr als einmal sagen mußte, man brauche den Teufel nicht anders in die Hölle zu bannen, als wenn er übermüthig werde, und die Nase zu hoch halte. In der That wußte Alibek in kurzer Zeit den Teufel so kirre zu machen, daß Rustico, der blos von Wurzeln und Wasser lebte, ihr endlich gestand, ein Teufel wäre zu wenig für die Hölle. Da nun das Mädchen fand, daß er ihr nicht mehr genug Gelegenheit zu ihrer verdienstlichen Handlung gab, so fing sie schier an, über ihn zu murren.

Um diese Zeit begab es sich, daß Alibek's Vater und alle ihre Brüder zu Capsa an der Pest starben *) und daß sie die Erbin aller Güter ihres Vaters ward. Wie dies ein gewisser junger Mann, Namens Neerbal hörte, der das Seinige alles mit Weibern verthan hatte, machte er sich auf, sie zu suchen, und war noch eben zu rechter Zeit glücklich genug, sie zu

*) Boccaccio läßt sie gar verbrennen; wir wollen sie aber lieber ein wenig gelinder wegkommen lassen.

finden, ehe der Hof die Erbschaft wegen Mangel rechtmäßiger Erben zu sich nahm. Er heiratete sie und ward Besitzer ihres Vermögens. Ehe er sie heimholte, ward sie von den andern Weibern gefragt, womit sie Gott in der Wüste gedient hätte. Sie antwortete: sie hätte den Teufel in die Hölle gesperrt, und Neerbal hätte nicht wohl gethan, sie von diesem Dienste abwendig zu machen. Wie die Weiber darauf fragten, wie man den Teufel in die Hölle sperrte, und sie es ihnen erklärte, mußten sie herzlich lachen, und versicherten ihr, Neerbal würde sie in diesem guten Werke nicht stören. Wie die Geschichte nach und nach verlautete, ward das Einkerkern des Teufels zum Sprichwort, nicht nur in Capsa, sondern auch diesseits des Meeres, bis auf den heutigen Tag. Lernt also den Teufel in die Hölle schicken, Ihr hübschen Mädchen, die Ihr die Gnade des Himmels begehrt; denn es ist nützlich und angenehm, und es pflegt viel Gutes darnach zu kommen."

Die ehrbaren Damen hatten Dioneo's Geschichte so spaßhaft gefunden, daß sie von Anfang bis zu Ende nicht aufhören konnten, zu lachen. Wie er schwieg, glaubte die Königin, daß es Zeit wäre, ihre Regierung niederzulegen. Sie nahm demnach die Lorbeerkrone von ihrem Kopf, und setzte sie schalkhaft lächelnd dem Filostrato auf. „Laßt uns einmal sehen (sprach sie), ob die Wölfe die Schafe besser hüten werden, als die Schafe die Wölfe gehütet haben.

Filostrato antwortete: „Wenn's nach meinem Willen gegangen wäre, so hätten die Wölfe die Schafe gelehrt, den Teufel in die Hölle zu schicken, so gut, wie Bruder Rustico. Nennt uns also nur nicht Wölfe, da Ihr Euch nicht wie die Schafe gezeigt habt. Da Ihr mir indessen das Regiment anvertrauet, so will ich versuchen, es zu führen."

„Höret, Filostrato (sprach Neifile), wenn Ihr es recht anfangen woltet, so hättet Ihr uns klug machen sollen, wie Masetto die Nonnen, und Eure Sprache nicht eher wieder bekommen, bis wir alle das Pfeifchen ohne Meister hätten blasen können."

Wie Filostrato fand, daß man ihm keinen Scherz schuldig blieb, zog er die Hörner ein, und fing an, sich um seine Regierung zu bekümmern. Er ließ demnach den Haushofmeister kommen, fragte ihn wie die Sachen ständen, und trug ihm auf, was er zum Vergnügen der Gesellschaft für gut

fand. Hierauf wandte er sich wieder zu den Frauenzimmern und sagte: „Liebe Damen, zu meinem Unglück bin ich von je her, seitdem ich Gutes und Böses unterscheiden lernte, stets durch die Schönheit der einen, oder der andern von Euch in der Sklaverei gehalten worden; allein weder meine Unterwürfigkeit, noch mein Gehorsam, noch das Bestreben, mich nach meinem besten Vermögen in die Grillen und Launen meiner Gebieterin zu fügen, hat mir mehr zuwege gebracht, als daß man mich zuerst einem Andern aufgeopfert hat, und daß es mir nachher nur noch immer ärger gegangen ist; und so wird es mir auch wohl bis an mein Ende gehen. Darum will ich auch, daß morgen von nichts gesprochen werde, als von Gegenständen, die meinem Zustande angemessen sind, das ist: von Personen, deren Liebesbegebenheiten ein unglückliches Ende nahmen. Denn ich sehe zuletzt dem traurigsten Ende entgegen, und deswegen hat mir auch jemand, der's wohl verstand, den Namen gegeben, bei welchem Ihr alle mich nennt."

Damit stand er auf, und entließ die Gesellschaft bis zum Nachtessen. Der Garten war so schön und angenehm, daß es Niemand einfiel, sein Vergnügen anderswo zu suchen, sondern weil die Sonne sich bereits neigte, so verfolgten einige die Rehe und Kaninchen, welche muthwillig um sie herumsprangen und sie neckten. Dioneo und Fiammetta sangen das Liedchen von Wilhelm und der Dame von Verjüs. Filomela und Pamfilo spielten Schach; und so vertrieb sich ein jeder auf seine Weise die Zeit, bis neben dem prächtigen Brunnen die Abendtafel gedeckt und mit fröhlicher Laune zur Nacht gegessen ward. Nach aufgehobener Tafel folgte Filostrato dem Beispiele der beiden Königinnen, die vor ihm gewesen waren, und befahl Lauretta, einen Tanz aufzuführen, und ein Lied zu singen. Lauretta antwortete: „Mein Herr, ich weiß kein fremdes Lied auswendig, und von meinen eigenen fürchte ich, daß keines einer so aufgeräumten Gesellschaft willkommen sein würde. Wollt Ihr aber eines davon hören, so bin ich bereit, es zu singen."

„Alles was von Dir kommt (sprach der König), kann nicht anders, als schön und angenehm sein; laß uns also Dein Lied hören, es sei welches es wolle."

Lauretta begann hierauf mit einer sehr angenehmen Stimme, aber mit etwas schwermüthigem Ausdruck, folgendes Lied, und die Uebrigen stimmten mit ein.

Von allen Hochbetrübten
ist keine, die mehr duldet,
als ich; da ich vergeblich seufz' und liebe.

Der, welcher Himmel und Gestirn' beweget,
schuf mich nach seinem Herzen,
schön, reizend, liebenswürdig und voll Anmuth,
um jedem tiefen Forscher hier auf Erden
ein Sinnbild darzustellen
der Schönheit, die beständig vor ihm schwebet;
allein der Menschen Thorheit,
die mich zu sehr verkennet,
liebt mich nicht, sondern hat mich stets verschmähet.

Einst fand ich den, der mich mit Inbrunst liebte;
er schloß in meiner Jugend
ins Herz mich zärtlich und in seine Arme,
und war von meinen Blicken so entzücket,
daß er die Zeit, die eilend
entflieht, nur brauchte, um mir zu liebkosen.
Auch ich vergalt ihm willig
und zärtlich seine Liebe;
doch leider ward er mir zu früh entrissen!

Statt seiner stellte sich ein andrer Jüngling
mir dar, mit stolzem Wesen,
der adelig und hoch von Werth sich däuchte;
und er gewann mich. Aber fälschlich läßt er
sich von dem Eifer täuschen:
darüber möcht' ich Arme schier verzweifeln,
indem ich mir bewußt bin,
daß ich in diese Welt kam
für Viele, und mich Einer will besitzen.

Ja, ich verwünsche jene schwarze Stunde,
da mich die Lust zum Wechsel
verführte; einst so schön in meinem Dunkel
und so behaglich; jetzt zu einem Leben
des Kummers und der Schwermuth
verdammt, und minder als vorhin geachtet.
O weh der kurzen Freude!
wär' ich doch nur gestorben,
eh' ich sie kennen lernt' auf solche Weise!

O mein Geliebter, der Du mehr als jede
mich vormals hoch beglückt hast,

und jetzt im Himmel Dich bei dem befindest,
der uns erschuf! O habe doch Erbarmen
mit mir, die niemals Deiner
vergessen kann! O laß doch diese Flamme,
die mich für Dich entzündet,
sich nicht umsonst verzehren;
laß mich zu Dir dort oben wiederkehren!

Hier endigte sich Lauretta's Lied, das von jedermann mit Aufmerksamkeit angehört, aber von jedermann auf verschiedene Weise ausgelegt ward. Einige verstanden es auf gut mailändisch: daß ein fettes Schwein besser sei, als ein hübsches Mädchen. Andere aber gaben ihm eine bessere, höhere, und richtigere Bedeutung, wovon aber hier nicht der Ort ist, zu reden. Der König ließ hierauf den blumigen Rasen mit vielen Wachsfackeln erleuchten, und den Tanz und Gesang fortsetzen, bis die letzten Sterne schon anfingen unterzugehen: worauf er glaubte, daß es Zeit wäre, sich zur Ruhe zu begeben, und deswegen einen jeden mit einer guten Nacht nach seinem Zimmer entließ.

Ende des ersten Theils.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.

Das Dekameron

des Boccaccio.

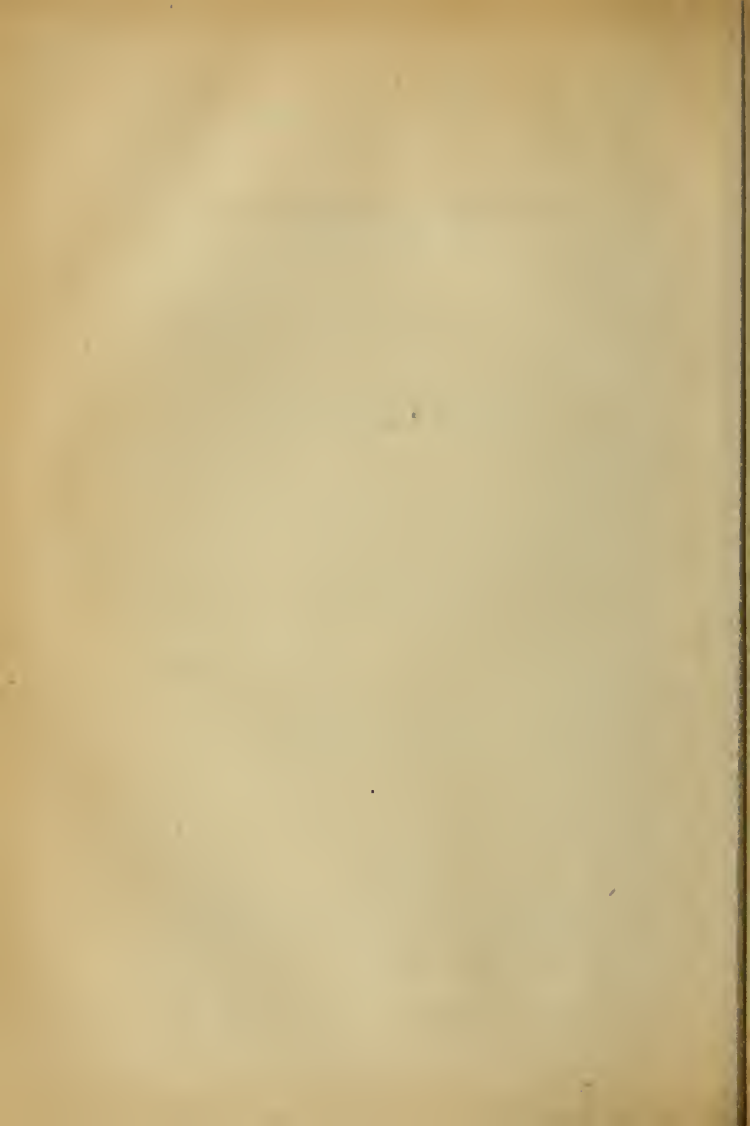
Von

D. W. Soltau.

Zweiter Theil.

Dritte Stereotyp=Auflage.

Berlin.
Verlag von A. Hofmann & Comp.
1874.



Vorrede des Boccaccio.

Liebste Leserinnen! Ich habe zwar oft von vernünftigen Leuten gehört, habe es auch oft gelesen und selbst erfahren, daß der ungestüme und verheerende Smum *) des Neides nur gegen erhabene Thürme und gegen hochwipfelige Bäume zu wüthen pflegt; allein ich finde dennoch, daß ich mich sehr betrog, indem ich wähnte, seiner rasenden Wuth dadurch entgehen zu können, daß ich nicht etwa auf der flachen Ebene mich zu verweilen, sondern daß ich mich vor ihm in die tiefsten Thäler zu flüchten suchte. Dies erhellt deutlich an meinen Erzählungen, die ich nicht nur in schlichter Florentinischer Sprache und in ungebundener Rede, sondern auch in dem anspruchlosesten Ton und Styl geschrieben habe. Und dennoch habe ich damit nicht verhüten können, daß jener verheerende Wind mich nicht häßlich versengt; daß er mich zwar nicht entwurzelt, aber doch niedergedrückt; und daß mich der Neid mit seinem giftigen Zahne nicht auf's Grausamste zerrissen hätte. Darum bin ich auch nunmehr von der Wahrheit desjenigen vollkommen überzeugt, was weise Leute zu sagen pflegen; daß nämlich Armuth und Elend das Einzige sind, was einem Niemand beneidet.

Denn bedenkt nur, Ihr lieben Frauenzimmer; einige, welche diese Geschichtchen gelesen haben, behaupten, daß ich an Euch zu viel Gefallen finde, und daß es sich für mich nicht schicke, wenn ich mich so sehr bestrebe, Euch zu gefallen und Euch zu belustigen. Andere haben sich noch mehr darüber aufgehalten, daß ich Euch soviel rühme. Andere, die sich das Ansehn geben, noch altklüger von mir zu urtheilen, haben gesagt, es passe sich nicht zu meinen Jahren, mich um solche Sachen zu bekümmern; nämlich von Frauenzimmern zu reden, und von Dingen, die ihnen behagen. Und wer sich erst recht zärtlich besorgt für meinen guten Namen beweisen will, der setzt hinzu, ich würde besser thun, bei den Musen auf dem Parnaß zu bleiben, als dergleichen Zeug mit Euch zu plaudern. Ja es gibt sogar einige, welche mehr hämisch, als weise, von mir sagen: ich thäte besser, mich nach Brot umzusehen, als bei dergleichen Narrenpossen vom Winde zu leben. Ueberdieß bemühen sich Einige, zu verstehen zu gehen, daß ich Euch manche Dinge nicht so erzähle, wie sie sich wirklich zugetragen haben.

*) Smum, ein heißer giftiger Wind, welcher von den afrikanischen Sandwüsten herüber weht.

Seht, meine schönen Freundinnen, so werde ich beurtheilt; so afterredet man von mir; so zerreißen mich die Lästermäuler, und zerfleischen mich bis auf die Knochen. Gott weiß, ob ich das Alles mit Geduld und Gelassenheit anhöre; doch wenn es gleich nur Euch allein zusteht, mich zu vertheidigen und zu schützen, so will ich doch auch meine eigene Mühe nicht sparen, und will zwar nicht alles darauf antworten, was sich wohl gehörte, aber mir doch mit wenigen Worten die Beller von den Ohren schütteln, und dieses je eher, je lieber; denn wenn ihrer schon so viele sind, und sich so vieles herausnehmen, da ich noch nicht den dritten Theil meiner Arbeit vollendet habe, so könnte ihre Zahl, ehe ich bis zum Ende käme, sich dergestalt vermehren, wenn ich sie nicht gleich im Anfang zurück wiese, daß es ihnen hernach leicht würde, mich zu Grunde zu richten; und das könntet Ihr selbst mit allen Euren Kräften, so groß diese auch sind, alsdann nicht verhindern.

Ehe ich mich jedoch darauf einlasse, jemand ein Wort zu erwiedern, will ich erst zu meinem Behuf ein Stückchen von einer Geschichte erzählen, aber keine ganze; damit man nicht meine, ich wollte mein eigenes Märchen unter diejenigen mengen, die von einer so löblichen Gesellschaft erzählt worden; sondern, wie gesagt, nur ein Stück davon, damit man an seiner Unvollständigkeit sogleich merken möge, daß es nicht zu den übrigen gehöre.

Meine Anfechter sollen demnach wissen, daß einmal vor geraumer Zeit in unserer Stadt ein Bürger war, Namens Filippo Balducci, ein Mann von geringer Herkunft, aber sehr reich, und wohl unterrichtet und erfahren in allem, was zu seiner Hantierung gehörte; und daß er eine Frau hatte, die ihn liebte, wie er sie; so daß sie Beide auf nichts ernstlicher bedacht waren, als einander glücklich zu machen. Der guten Frau widerfuhr indessen, was einmal einem Jeden widerfahren muß; sie starb, und hinterließ ihrem Filippo kein anderes Andenken von sich, als ein einziges Söhnchen von ungefähr zwei Jahren. Filippo war über ihren Tod so untröstlich, wie man nur immer sein kann, wenn man dasjenige verliert, was man am zärtlichsten geliebt hat; und wie er sich der Gesellschaft derjenigen beraubt sahe, die ihm so sehr lieb gewesen war, gab er alle seine Habe den Armen, und ging mit seinem Söhnchen auf den Berg Asinajo, wo er sich mit ihm in eine kleine Zelle einsperrte, von Almosen lebte, seine Zeit mit Fasten und Gebet zubrachte, und sich sorgfältig in Acht nahm, in Gegenwart des Knaben nie von weltlichen Dingen zu reden, oder ihn etwas davon sehen zu lassen, damit sie ihn von seinen geistlichen Uebungen nicht abwendig machten; daher er sich beständig mit ihm von Gott und seinen Heiligen und von der Ewigkeit unterhielt. So verlebte er manches Jahr mit ihm, indem er ihn nie aus seiner Zelle kommen, und ihn mit keinem andern menschlichen Wesen bekannt werden ließ. Inzwischen pflegte der ehrliche Mann bisweilen nach der Stadt zu gehen, wo ihn gottesfürchtige Leute mit milden Gaben unterstützten, die er dann nach seiner Zelle trug.

Wie nun sein Sohn ungefähr achtzehn Jahr alt ward, und er selbst

schon sehr betagt war, fragte ihn einst der Jüngling, wohin er ginge. Der Vater sagte es ihm. Der Sohn erwiederte: „Vater, Ihr seid nun schon alt, und könnt die Beschwerden nicht wohl mehr ertragen. Warum nehmt Ihr mich nicht einmal mit nach Florenz, und macht mich bekannt mit den guten Leuten, die Gott und Euch lieb haben; damit ich, wenn es Euch beliebte, künftig unserer Nothdurft halber zur Stadt gehen könnte, und Ihr hier bliebet?"

Der gute Alte fand, daß sein Sohn nun schon erwachsen, und an ein gottseliges Leben so sehr gewöhnt wäre, daß die Dinge der Welt ihn schwerlich davon abwendig machen würden. Er dachte also: mein Sohn hat Recht; und nahm ihn das nächste Mal mit nach Florenz. Wie der Sohn die Häuser und Paläste, die Kirchen, und so viele andere Gegenstände, wovon die Stadt wimmelt, gewahr ward, und sich nicht erinnerte, Dergleichen jemals vorhin gesehen zu haben, ward er darüber sehr verwundert, und konnte nicht aufhören, seinen Vater zu fragen, was dieses und jenes wäre, und wie es hieße. Der Vater sagte es ihm; der Jüngling freute sich; und fragte wieder was Neues. Indem nun der Sohn immer fragte, und der Vater immer genug zu antworten hatte, begegneten ihnen einige schöne und wohlgekleidete junge Mädchen, die eben von einer Hochzeit kamen. „Ei was sind das für Dinger?" fragte der Jüngling, so bald er sie erblickte.

„Wende Deine Augen von ihnen, mein Sohn (sprach der Vater), das sind böse Dinger."

„Wie heißen sie denn, Vater?" fragte der Sohn.

Der Vater, um keine schädlichen Begierden bei ihm rege zu machen, wollte sie nicht bei ihrem wahren Namen „Weiber" nennen, sondern sagte: „es sind Gänschen."

Wunderbar zu hören! Der Jüngling, der nie ein Weib gesehen hatte, vergaß den Augenblick Häuser und Paläste, Ochsen, Pferde und Esel, Geld und alles was er gesehen hatte, und rief aus: „O Vater, ich bitte, verschafft mir eins von diesen Gänschen."

„Schweige um des Himmelswillen, mein Sohn! (sprach der Vater.) Ich sage Dir ja, es sind böse Dinger."

„Sehn denn so die bösen Dinger aus?"

„Allerdings," sprach der Vater.

„Ich weiß nicht, wie Ihr das sagen könnt (erwiederte der Jüngling), und warum sie böse Dinger sind. Ich für mein Theil glaube, noch nie was Schöneres und Liebenswürdigeres gesehen zu haben. Ach! wenn Ihr mich lieb habt, so laßt uns eins von diesen Gänschen mitnehmen; ich will ihm schon was für den Schnabel geben."

„Ich will nicht (sprach der Vater). Du weißt nicht, was sie für ihren Schnabel verlangen." Kurz, er ward gewahr, daß die Natur stärker war, als alle seine Kunst, und es reuete ihn, daß er seinen Sohn mitgenommen hatte.

Ich begnüge mich mit demjenigen, was ich von dieser Geschichte erzählt

habe, und wende mich wieder zu meinen Tadlern, denen ich sie erzählte: Einige von ihnen sagen also, meine lieben jungen Frauenzimmer, daß ich mir zu viele Mühe gebe, Euch zu gefallen, und daß ich zu viel Gefallen an Euch finde. Ich bekenne beides von ganzem Herzen, nämlich daß ich meine Freude an Euch habe, und daß ich wünsche, Euch wieder zu gefallen; und nun frage ich die Herren, ob sie dieses wunderbar finden können an demjenigen, welcher — ich will nicht sagen die Süßigkeit Eurer Küsse, die Wonne Eurer Umarmungen, und den entzückenden Genuß Eurer Gunstbezeugungen gekostet — sondern nur, welcher jederzeit Euren angenehmen Umgang, Eure hinreißende Schönheit, Eure einnehmende Anmuth, und vor allen Dingen Eure weibliche Zucht und Bescheidenheit mit Vergnügen betrachtet hat und noch betrachtet: da doch jener Jüngling, der auf den wilden Gebirgen, in dem engen Raum einer Zelle, ohne andere menschliche Gesellschaft, als die seines Vaters, erzogen war, so bald er Euch gewahr ward, nur Euch begehrte, nur nach Euch sich sehnte, und sein ganzes Herz nur auf Euch setzte.

Können sie mich tadeln, mich schelten, mich verlästern, — mich, dessen Leib der Himmel ganz zum zärtlichen Gefühl für Euch gebildet hat, und dessen ganze Seele Euch von Jugend auf geweihet war, weil ich mich von dem holden Lichte Eurer Augen durchdrungen, von dem süßen Ton Eurer Rede hingerissen, und die Flamme der Liebe von dem wonnigen Hauche Eurer Seufzer in mir angefacht fühlte — wenn Ihr mir gefallt, und wenn ich mich bestrebe, Euch zu gefallen? zumal, wenn sie bedenken, daß Ihr, mehr als alles in der Welt, einen armen Einsiedler entzücken konntet, einen Jüngling ohne Gefühl, der mehr ein wildes Thier, als ein Mensch zu sein schien. Wahrhaftig, wer Euch nicht liebt, und nicht wünscht von Euch geliebt zu sein, der kennt weder die Freuden, noch die Wohlthätigkeit des schönsten Naturtriebes. Ihm steht es frei mich zu verdammen; ich bekümmere mich nicht um sein Urtheil.

Wer über mein Alter spöttelt, der scheint nicht zu wissen, daß der Lauch zwar einen weißen Kopf, aber einen grünen Stiel hat. Doch Scherz bei Seite; ich schäme mich nicht, und werde mich bis an mein Ende nicht schämen, denjenigen zu gefallen, welchen ein Guido Cavalcante, und und ein Dante Alighieri, in ihrem Alter noch gerne gefielen, und welchen zu gefallen ein Cino von Pistoja sich's noch auf der höchsten Stufe des Greisenalters zur Ehre rechnete, und sich ihres Beifalls erfreute. Wenn zu viele Weitschweifigkeit nicht ein unschickliches Ding wäre, so könnte ich die Geschichte zu Hilfe nehmen, und zeigen, daß sie voll ist von Beispielen, daß die besten und berühmtesten Männer der Vorzeit auch in ihrem hohen Alter sich noch Mühe gaben, den Weibern zu gefallen: Wenn die Herren das noch nicht wissen, so mögen sie hingehen, und es lernen.

Daß ich bei den Musen auf dem Parnaß bleiben soll, das ist, traun! kein schlimmer Rath Aber wir können nicht immer bei den Musen sein, und sie nicht immer bei uns; und wenn wir sie auf eine kurze Zeit verlassen,

und uns indessen gerne bei etwas verweilen, das ihnen ähnlich ist, so ist das eben keine verwerfliche Sache. Die Musen sind Mädchen, und wenn die Mädchen auch nicht alle Musen sind, so haben sie doch auf den ersten Blick viel Aehnlichkeit mit ihnen. Wenn sie mir folglich auch sonst nicht gefielen, so müßten sie mir schon deswegen gefallen. Ueberdies haben mir die Mädchen schon zu tausend Gedichten Anlaß gegeben, und die Musen noch zu keinem Einzigen. Geholfen haben sie mir aber wohl bei jenen Tausenden; und wer weiß, ob sie mir nicht selbst bei diesen Sächelchen (so geringfügig sie auch sein mögen) bisweilen beigestanden haben; ja vielleicht leisteten sie mir diesen Dienst eben zur Ehre der Aehnlichkeit, welche die Mädchen mit ihnen haben; denn indem ich diese Sachen dichte, pflege ich mich vom Parnaß und von den Musen eben nicht so gar weit zu entfernen, als mancher Mann wohl glaubt.

Aber was soll ich den lieben Leuten sagen, die sich meinen guten Namen so sehr zu Herzen nehmen, daß sie mir rathen, mich um mein tägliches Brot zu bekümmern? Wahrhaftig, ich weiß es nicht; es wäre denn, daß ich bei mir überlegte, was sie mir wohl antworten würden, wenn mich die Noth zwänge es bei ihnen zu betteln. Ich glaube, sie würden zu mir sagen: geh' hin, und suche Dir Brot bei Deinen Fabeln. Mancher Dichter hat schon besser sein Brot bei seinen Fabeln gefunden, als mancher Geizhals bei seinen Schätzen; und sehr viele von ihnen haben durch ihre Fabeln und Gedichte ihr Zeitalter berühmt gemacht; da hingegen Mancher, der mehr Brot zu erwerben trachtete, als er brauchte, kümmerlich von der Welt kam. Und was ist es denn mehr? Laß sie mich wegjagen, wenn ich sie anspreche! wiewohl das (dem Himmel sei Dank!) noch keine Noth hat, und wenn's zum Schlimmsten kömmt, so kann ich wie der Apostel, so gut den Mangel ertragen, als im Ueberfluß leben; und folglich kümmere sich nur Niemand mehr um mich, als ich selbst.

Wer mir einwendet, daß ich nicht alles richtig erzähle, der wird mir einen großen Gefallen thun, wenn er mir seine Urkunden mittheilt. Steht darin etwas, das nicht mit meinen Erzählungen übereinstimmt, so will ich seinen Tadel für gültig anerkennen, und will mich bemühen, mich zu verbessern. So lange ich aber nur leere Worte höre, lasse ich einen Jeden bei seiner Meinung, und bleibe bei der meinigen; indem ich dasselbe von ihm denke, was er von mir sagt.

Hiermit mag es für diesmal genug geantwortet sein. Ich bewaffne mich mit dem Beistande des Himmels, und mit dem Eurigen, meine lieben Damen (auf welchen ich mir gewisse Rechnung mache), und so will ich geduldig fortfahren, will diesem giftigen Winde den Rücken zukehren, und ihn nur immer fortblasen lassen. Denn ich wüßte nicht, daß er anders auf mich wirken könnte, als der Wirbelwind auf den leichten Staub, den er entweder von der Erde aufbewegt, oder ihn liegen läßt. Bewegt er ihn, so hebt er ihn hoch empor über die Häupter der Menschen; oft über die Kronen der Kaiser und Könige, und wohl gar über die Häuser und Paläste, und über

die höchsten Zinnen der Thürme; und sinkt er dann wieder herab, so kann er nicht tiefer fallen, als auf die Erde, von welcher er erhoben ward.

Wenn ich mich also jemals aus allen Kräften bemüht habe, Euch durch irgend etwas zu gefallen, so bin ich jetzt mehr, als vorhin, dazu geneigt; weil ich weiß, daß man nicht anders sagen kann, als daß ich und andere, die Euch lieben, dem Gesetze der Natur folgen. Wer gegen ihre Gesetze sich auflehnen will, der muß übernatürliche Kräfte haben. Mancher hat es versucht, und hat sich nicht nur betrogen gefunden, sondern sich mit aller seiner Mühe noch dazu in Schaden gebracht. Ich gestehe, daß ich so viel Kraft nicht habe; daß ich sie in diesem Falle auch nicht zu haben wünsche; und wenn ich sie hätte, daß ich sie lieber einem andern leihen, als sie zu meinem eigenen Behuf anwenden wollte.

Die Lästerer sollten also lieber schweigen. Wenn nichts sie erwärmen kann, so mögen sie starren, und bei ihrem eigenen Vergnügen, oder vielmehr bei ihrem verkehrten Geschmacke sich es wohl sein lassen, wenn sie nur mich in dem meinigen, so lange dieses kurze Leben währt, nicht stören.

Doch wir haben weit genug ausgeschweift; darum laßt uns nun, meine schönen Damen, wieder dahin zurückkehren, von wannen wir ausgingen, und unsern abgebrochenen Faden wieder anknüpfen.

Inhalt des zweiten Theiles.

Vierter Tag.

Fünfter Tag.

Sechster Tag.

Siebenter Tag.

Das Dekameron.

Zweiter Theil.



Vierter Tag.

Unter der Regierung des Filostrato wird von Liebeshändeln erzählt, die ein unglückliches Ende nahmen.

Die Sonne hatte bereits jeden Stern vom Himmel, und die feuchten Schatten der Nacht von der Erde vertrieben, wie Filostrato aufstand, seine Gesellschaft wecken ließ, und mit ihr den schönen Garten durchwandelte, und wie die Mittagsstunde heran kam, an demselben Orte mit ihnen Tafel hielt, wo sie des Abends vorher zu Nacht gegessen hatten. Nach dem Mittagsschlafe versammelte man sich wieder bei dem schönen Brunnen, und Filostrato befahl Fiammetta, mit dem Erzählen den Anfang zu machen. Sie ließ sich nicht zweimal bitten, sondern jungfräulich folgsam begann sie folgendermaßen:

Erste Erzählung.

Tancred, Fürst von Salerno, läßt den Liebhaber seiner Tochter ermorden, und schickt ihr sein Herz in einem goldenen Gefäß. Sie gießt Gift darauf; trinkt es aus, und stirbt.

„Unser König hat uns heute ein herbes Tagewerk aufgelegt, denn da wir doch nur hierher gekommen sind, um uns aufzuheitern, so meint er, es sei uns ersprießlich, uns die Leiden fremder Personen zu erzählen, von welchen man doch nicht reden oder sie anhören kann, ohne selbst zum Mitleiden bewogen zu werden. Er that es vielleicht, um dem Vergnügen, welches wir seit einigen Tagen genossen haben, eine Zeit lang Grenzen zu setzen; doch sein Bewegungsgrund mag gewesen sein was er wolle, so ziemt es nicht mir, seinem Willen entgegen zu handeln, und ich will Euch deswegen eine recht unglückliche Begebenheit erzählen, die Eurer Thränen wohl werth ist:

Tancred, Fürst von Salerno, würde den Ruhm eines sehr leut-seligen und gütigen Herrn hinterlassen haben, wenn er nicht in seinem Alter seine Hände mit dem Blute der Liebe befleckt hätte. Ihm ward in seinem Leben nur eine einzige Tochter geboren, und es wäre für sie und ihn ein Glück gewesen, wenn er auch diese nicht gehabt hätte. Er liebte sie mehr als jemals ein Vater sein Kind geliebt hat; aber eben deswegen behielt er sie länger unvermählt bei sich, als ihre Jahre es erfordert hätten, und zwar blos deswegen, weil er vor Liebe sich nicht entschließen konnte, sie von sich zu lassen.

Wie er sie endlich an einen Sohn des Herzogs von Capua verheirathete, ward sie bald darauf wieder Witwe, und kehrte zu ihrem Vater zurück. Sie war so schön von Gestalt und von Angesicht, wie ein Frauenzimmer nur sein kann, und dabei jung und munter, und mit so vielem Verstande begabt, als ein Weib nur besitzen kann. Da sie nun bei einem liebreichen Vater in allen Wollüsten eines glänzenden Hofes lebte, und da sie fand, daß ihr Vater aus übergroßer Liebe zu ihr nicht daran dachte, sie wieder zu vermählen, und sie selbst es nicht für schicklich hielt, ihn daran zu erinnern, so kam sie auf den Einfall, wenn es möglich wäre, sich insgeheim einen würdigen Liebhaber anzuschaffen. Indem sie nun alle, die den Hof ihres Vaters besuchten, Edelleute und andere von geringerem Stande durchmusterte, fiel ihre Wahl auf einen Jüngling, welcher ihrem Vater diente, Namens Guiscardo, der zwar nicht von adeliger Geburt, aber desto adeliger an Sitten und Vollkommenheiten war, und weil sie oft Gelegenheit hatte, ihn zu sehen, so ward sie immer mehr und mehr in sein Betragen verliebt. Der junge Mann, dem es nicht an Scharfsichtigkeit fehlte, ward ihre Neigung zu ihm bald gewahr, und diese machte einen solchen Eindruck auf sein Herz, daß ihn ebenfalls die Liebe gänzlich beherrschte. Wie sie nun Beide einander heimlich liebten, und die Prinzessin nichts sehnlicher wünschte, als eine Zusammenkunft mit Guiscardo zu veranstalten, und ihre Leidenschaft dennoch keiner fremden Person anvertrauen mochte, so ersann sie eine ganz neue List, um ihm anzuzeigen, wie er am bequemsten zu ihr gelangen könnte. Sie schrieb nämlich ein Zettelchen, in welchem sie ihm Nachricht gab, wie und wo er sie am folgenden Tage sprechen könnte. Dieses verbarg sie in einem hohlen Rohr, welches sie ihm scherzend gab, und dabei sagte: „Gib das Deiner Magd heute Abend zum Blasebalg, um das Feuer damit anzufachen."

Guiscardo nahm das Rohr, und konnte sich wohl vorstellen, daß sie es ihm nicht ohne geheime Absicht gegeben hätte; er nahm es deswegen mit sich nach Hause, und wie er es genau betrachtete, entdeckte er bald die Oeffnung, welche den Brief der Prinzessin enthielt, der ihm anzeigte, wie er zu ihr kommen könnte, worüber er sich sehr erfreute, und unverzüglich Anstalt dazu machte. Es war nämlich neben dem Palaste des Fürsten schon vor uralten Zeiten eine Höhle in den Felsen gehauen, in welche ein wenig Licht von oben durch ein Loch herein fiel, welches man mit Gewalt durch den Felsen gesprengt hatte, welches aber, weil die Höhle mit der Zeit gänzlich in Vergessenheit gerieth, ganz mit Dornen und Gebüsch überwachsen war. Eine geheime Treppe führte aus einem Zimmer im untersten Geschosse des Palastes, welches die Prinzessin bewohnte, nach dieser Höhle, doch war der Ausgang dahin durch eine starke Thüre verschlossen. Da man sich nun seit undenklichen Zeiten dieser Treppe gar nicht bedient hatte, so war sie einem jeden so sehr aus dem Gedächtniß gekommen, daß sich fast niemand mehr daran erinnerte. Allein die Liebe, vor deren Augen die geheimsten Dinge nicht verborgen sind, hatte der verliebten Prinzessin diese Thüre gezeigt; doch kostete es ihr einige Tage Mühe und Anstrengung, sie zu öffnen, worauf sie allein in die Höhle hinab stieg, und das Luftloch oben in der Höhle gewahr ward. Durch dieses Loch hatte sie dem Guiscardo empfohlen, sich in die Höhle hinab zu lassen, wenn es möglich wäre, und hatte ihm die ungefähre Tiefe derselben angezeigt. Guiscardo versorgte sich demnach unverzüglich mit einer Strickleiter, um bequem hinab und herauf steigen zu können, und mit einem ledernen Kittel, um sich gegen die Dornen und Hecken zu schützen, und verfügte sich am nächsten Abend nach dem Loche, an dessen Mündung er seine Leiter an einem starken Hagedorn befestigte, und sich in die Höhle hinabließ, wo er die Ankunft der Prinzessin abwartete. Diese schickte am folgenden Nachmittage ihre Kammerjungfern weg, als ob sie schlafen gehen wollte; verschloß ihr Zimmer, und eilte die geheime Treppe hinunter, ihrem Geliebten entgegen, mit welchem sie in ihre Kammer zurück kam, und einen großen Theil des übrigen Tages mit ihm zubrachte. Nachdem sie alles mit einander verabredet hatten, wie sie mit Vorsichtigkeit ihre verliebten Zusammenkünfte fortsetzen wollten, kehrte Guiscardo nach der Höhle zurück; die Prinzessin verschloß die geheime Thüre, und kam wieder heraus zu ihren Hofdamen. Guiscardo wartete in der Höhle bis es Abend ward, worauf er wieder herausstieg und nach Hause ging. Auf diesem Wege

pflegte er hernach die Prinzessin oft zu besuchen; doch endlich beneidete ihnen das Glück ihre öfteren und großen Freuden, und verwandelte durch einen unglücklichen Zufall den Genuß der Liebenden in die bittersten Thränen.

Tancred pflegte bisweilen ganz allein zu seiner Tochter zu kommen, sich dann mit ihr in ihren Zimmern eine Zeit lang zu unterreden, und wieder zurück zu kehren. So kam er auch einst kurz nach Mittag, indem Sigismunda (so hieß die Prinzessin) eben mit ihren Frauenzimmern ein wenig in den Garten gegangen war, in ihr Zimmer, ohne daß ihn jemand gewahr ward. Er wollte seine Tochter nicht stören, und da er die Fensterladen verschlossen, und die Vorhänge am Bette niedergelassen fand, so setzte er sich in einer Ecke auf ein Kissen, lehnte den Kopf an die Bettstelle, und wickelte sich in den Vorhang, als wenn er sich vorsätzlich hätte verbergen wollen, und schlief ein. Unglücklicherweise hatte Sigismunda an eben dem Tage ihren Guiscard bestellt; sie verließ demnach ihre Frauenzimmer im Garten, schlich sich in ihr Zimmer, und schloß sich ein; öffnete darauf ihrem Geliebten die geheime Thüre, und überließ sich mit ihm, wie gewöhnlich, den Freuden der Liebe. Unterdessen erwachte Tancred, und sah und hörte alles was vorging; worüber er sich heftig entrüstete, und anfänglich seinen Zorn auf der Stelle an den Verliebten auslassen wollte. Doch bedachte er sich wieder, und beschloß zu schweigen, und wo möglich unbemerkt wieder weg zu gehen, damit er desto stiller und vorsichtiger seinen Vorsatz ausführen könnte. Die beiden Verliebten blieben ihrer Gewohnheit nach, lange beisammen, ohne den Tancred gewahr zu werden, und wie endlich die Prinzessin ihren Guiscard wieder nach seiner Höhle begleitete, nahm Tancred ihre Abwesenheit wahr, und schlüpfte, Trotz seinem Alter, behende aus dem Fenster in den Garten, und kam unbemerkt, jedoch mit einem Herzen voll Zorn und Gram, nach seinen Zimmern zurück. Wie Guiscard bei anbrechender Nacht wieder aus der Höhle steigen wollte, ward er in seinem ledernen Kittel von zwei Leuten, welche Tancred bestellt hatte, aufgehoben, und heimlich zu ihm gebracht. Fast mit Thränen sprach er zu ihm: „Guiscardo, meine Güte gegen Dich verdiente nicht mit solcher Schmach und Schande belohnt zu werden, die Du mir angethan hast, wie ich heute mit meinen eigenen Augen gesehen habe."

Guiscard antwortete ihm nichts weiter, als: „Die Liebe ist mächtiger, als Du und ich."

Tancred befahl darauf, ihn heimlich in einem Zimmer des Palasts

zu bewachen. Am folgenden Tage, ehe noch Sigismunda von allen diesen Begebenheiten das Geringste ahnete, ging Tancred, der schon allerlei Entwürfe gemacht hatte, nach der Mittagstafel auf die gewöhnliche Weise nach dem Zimmer seiner Tochter, ließ sie rufen und verschloß sich mit ihr, und sprach mit Thränen in den Augen: „Sigismunda, da ich meinte, daß ich mich auf Deine Züchtigkeit und Tugend verlassen könnte, so hätte ich nimmermehr geglaubt, wenn man es mir auch gesagt hätte, daß Du Dich zu einem geheimen Umgange mit einem Manne, der nicht Dein Gemahl wäre, verstehen, oder auch nur an dergleichen denken könntest; und dennoch haben meine Augen dieses sehen müssen, und es wird mir während der wenigen Lebenstage, die mir mein Alter noch übrig läßt, ein Dorn im Herzen sein. Doch wollte Gott, da Du Dich zu einem so unziemlichen Schritte verleiten ließest, daß es wenigstens mit einem Manne geschehen wäre, dessen Stand Dir keine Schande machte; aber unter so vielen, die sich an meinem Hofe befinden, hast Du gerade den Guiscardo gewählt, einen Menschen von der niedrigsten Herkunft, den ich an meinem Hofe vom Knabenalter an bis auf den heutigen Tag fast um Gottes willen habe erziehen lassen, und hast mir damit das Herz so empfindlich zerrissen, daß ich nicht weiß, was ich mit Dir thun soll. Wie ich es mit Guiscard halten will, den ich diese Nacht aufheben ließ, wie er eben aus der Höhle kam, darüber ist mein Entschluß schon gefaßt; aber Gott weiß, was ich noch mit Dir beginnen werde. An der einen Seite spricht die Liebe für Dich, die ich stets als ein zärtlicher Vater zu Dir gehegt habe; an der andern reizt mich der gerechteste Zorn über Deine Thorheit. Jene will, daß ich Dir verzeihen soll; dieser gebietet mir, wider meine Natur grausam gegen Dich zu verfahren. Aber ehe ich mich entschließe, will ich hören, was Du selbst für Dich zu sagen hast."

Damit senkte er seinen Blick zur Erde, und er weinte wie ein Kind, das eine schwere Züchtigung bekommen hat. Sigismunda, die an der Rede ihres Vaters wohl merkte, daß ihr geheimes Liebesverständniß nicht nur entdeckt, sondern daß auch Guiscard gefangen war, empfand darüber den heftigsten Schmerz, und war nahe daran, ihn durch Thränen und Geschrei laut werden zu lassen, wie die meisten ihres Geschlechts thun; doch ihr stolzer Sinn besiegte diese Kleinmüthigkeit, sie nahm mit bewundernswürdiger Stärke eine ruhige Miene an, und war entschlossen, lieber zu sterben, als ein Wort zu sagen, um Gnade für sich zu erbitten, weil sie gewiß glaubte,

daß ihr Guiscardo schon todt wäre. Sie sprach also nicht in dem Tone eines betrübten und ihres Fehlers überwiesenen Frauenzimmers, sondern mit unbefangenem Blicke, mit trockenem Auge, und ohne das geringste Merkmahl von Unruhe zu ihrem Vater: „Tancred, ich mag weder leugnen, noch bitten, weil das eine mir nichts helfen kann, und weil ich mir durch das andere nicht helfen mag; ja noch mehr, ich verlange auf keine Weise, Dich zur Langmuth und Liebe für mich zu bewegen; sondern indem ich die reine Wahrheit bekenne, will ich zuerst meine Ehre mit gerechten Gründen vertheidigen, und dann sollen meine Handlungen von der Festigkeit meiner Gesinnungen zeugen. Es ist wahr, daß Guiscardo mir theuer gewesen ist, und noch jetzt ist; daß ich ihn lieben werde, so lange ich lebe (welches nicht lange mehr sein wird), und daß ich, wofern man nach diesem Leben noch lieben kann, auch dann nicht aufhören werde, ihn zu lieben. Zu dieser Liebe führte mich aber nicht so wohl weibliche Schwachheit, als vielmehr Deine eigene Saumseligkeit, mich wieder zu vermählen. Da Du selbst Fleisch und Blut hast, Tancred, so hättest Du bedenken sollen, daß Deine Tochter weder von Stein, noch von Eisen sein könne, und wiewohl Du jetzt alt bist, so hättest Du doch nicht vergessen sollen, wie mannigfaltig und wie mächtig die Triebe der Natur auf einen jugendlichen Körper wirken; und obwohl Du, als ein Mann, einen Theil Deiner besten Jahre unter den Waffen zugebracht hast, so mußtest Du nichts desto weniger wissen, was Müssiggang und Wohlleben selbst über alte Leute wie viel mehr denn über ein junges Blut vermögen. Ich bin, nicht weniger als Du, von Fleisch und Blut, und bin noch in der besten Blüte meiner Jahre, und bin folglich aus der einen, so wie aus der andern Ursache, den Leidenschaften ausgesetzt; und da ich überdieß schon einmal verheirathet gewesen war, so empfand ich um desto stärker das Bedürfniß, diese Leidenschaften zu befriedigen. Da ich als ein junges Weib nicht Kraft genug hatte, ihren Reizungen zu widerstehen, so gab ich ihnen nach, und verliebte mich. Aber wahrlich, mein ganzes Bestreben ging dahin, weder Dir, noch mir Schande zu machen, indem ich meinen natürlichen Trieben folgte. Die mitleidsvolle Liebe und mein gutes Geschick hatten auch solche verborgene Wege für mich ausfindig gemacht, und sie mir gezeigt, daß ich meine Wünsche befriedigen konnte, ohne daß ein Mensch etwas davon merkte. Dies leugne ich nicht; Du magst es erfahren, oder ausfindig gemacht haben, wie Du wollest. Den Guiscardo nahm ich nicht auf's blinde Glück, wie manche wohl thun,

sondern ich wählte ihn nach reifer Ueberlegung vor allen andern; ich wußte ihn durch vorsichtige Maßregeln an mich zu ziehen, und ich habe mich mit Klugheit und Beständigkeit eine lange Zeit des Genusses der Liebe mit ihm erfreut, und mich däucht (meine zärtliche Schwachheit abgerechnet), Du handelst mehr dem gewöhnlichen Vorurtheil, als der Gerechtigkeit gemäß, wenn Du mir so harte Vorwürfe deswegen machst, daß ich mich einem Menschen von geringer Abkunft ergeben habe; als würdest Du Dich weniger ereifert haben, wenn ich mir einen edleren Mann auserseben hätte. Du wirst nicht gewahr, daß Du auf diese Weise nicht meinem Fehler, sondern dem Schicksal die Schuld zur Last legest, welches oft den Unwürdigen erhebet und den Würdigsten in der Niedrigkeit läßt. Laß uns aber dieses beiseite setzen und auf den Ursprung aller Dinge zurückgehen, so wirst Du finden, daß wir alle aus einerlei Stoffe gebildet sind, und daß unsere Seelen ursprünglich mit gleichen Kräften, mit gleichen Fähigkeiten und mit gleichen Tugenden begabt, aus der Hand des Schöpfers kamen. In der Folge war es die Tugend, die uns zuerst adelte; denn wir wurden, und werden noch jetzt alle gleich geboren; wer die meisten Tugenden besaß, ward ehemals adelig genannt, und die Uebrigen waren es nicht; und wiewohl der Mißbrauch dieses erste Grundgesetz aus der Uebung gebracht hat, so ist es darum nicht aufgehoben, und es ist weder der Natur, noch den guten Sitten zuwider Wer demnach tugendhaft lebt und handelt, der legt seinen Adel an den Tag, und wenn man ihn nicht adelig nennt, so liegt der Fehler nicht an dem, der nicht adelig heißt, sondern an denen, die ihm nicht den Namen beilegen, den er verdient. Sieh Dich nur selbst um unter allen Deinen Edelleuten; prüfe ihre Tugenden, ihre Sitten und ihre Bildung, und vergleiche sie mit Guiscard, so wirst Du, wofern Du ohne Leidenschaft urtheilen willst, in ihm den Edelmann erkennen, und die andern alle für gemeine Menschen erklären. Ueber Guiscard's Verdienste und Tugenden hat mich Niemand besser urtheilen gelehrt, als Deine eigenen Worte und meine Augen. Wer hat ihn jemals mehr gerühmt, als Du selbst, in allem was einem Biedermann löblich und anständig sein kann? und, wahrlich nicht mit Unrecht! Wofern mich meine Augen nicht betrogen, so hast Du ihm nie einen Lobspruch beigelegt, den er nicht durch seine Handlungen verdiente, und zwar noch reichlicher, als Du ihn mit Worten ausdrücken konntest; wenn ich mich also jemals in diesem Stücke betrogen hätte, so hättest Du selbst diesen Irrthum veranlaßt. Wolltest Du demnach sagen,

ich hätte mich einem niedrigen Menschen in die Arme geworfen, so würdest Du nicht die Wahrheit reden. Wenn Du ihn aber damit vielleicht einen armen Mann nennen wolltest, so könnte man Dir Recht geben, zu Deiner eigenen Schande, daß Du einen trefflichen Diener nicht in bessere Umstände zu versetzen wußtest. Doch die Armuth kann Niemand an seinem Adel schaden; wohl aber der Reichthum. Es hat manchen König und manchen großen Fürsten gegeben, der arm war, und manchen Pflugtreiber und Viehhirten, der Reichthum im Ueberfluß besaß; und dergleichen gibt es noch. Die Unschlüssigkeit, die Du zuletzt geäußert hast, was Du mit mir anfangen sollest, kannst Du nur völlig fahren lassen. Bist Du Willens, in Deinem hohen Alter zu thun, was Du in Deinen jüngern Jahren nie gethan hast, und eine Grausamkeit zu begehen, so begehe sie an mir; denn da ich selbst die erste Veranlassung zu diesem Fehltritte gegeben habe (wenn es ein Fehltritt ist), so bin ich auch nicht Willens, um Gnade zu bitten, und wenn Du mir nicht dasselbige thust, was Du dem Guiscardo gethan hast, oder noch thun willst, so sollen meine eigenen Hände Dir helfen. Geh' also, und weine bei den Weibern, und wenn Du meinst, daß wir Deine Grausamkeit verdient haben, so tödte uns Beide mit einem Streiche."

Der Fürst war ganz erstaunt über die hochherzige Rede seiner Tochter; doch traute er ihr nicht die Entschlossenheit zu, ihre Worte in Erfüllung zu bringen. Wie er demnach von ihr ging, ließ er zwar den Gedanken fahren, an ihrer eigenen Person eine Grausamkeit zu begehen: doch nahm er sich vor, auf Kosten eines andern ihre feurige Liebe abzukühlen, und befahl den beiden Wächtern, die den Guiscardo bewachten, ihn im Schlaf zu erdrosseln und ihm das Herz desselben zu bringen. Sein Befehl ward vollzogen, und am folgenden Tage ließ sich der Fürst einen großen köstlichen Becher geben, in welchen er das Herz des Guiscardo that, und es durch einen vertrauten Kammerdiener an seine Tochter sandte, mit dem Befehl, ihr dabei zu sagen: „Dein Vater schickt Dir dieses, um Dich über den Verlust desjenigen zu trösten, was Dir am liebsten war, so wie Du ihn über dasjenige getröstet hast, was er am meisten liebte."

Sigismunda, die ihren schauervollen Vorsatz nicht fahren ließ, hatte sich inzwischen, so bald ihr Vater weggegangen war, giftige Kräuter und Wurzeln bringen lassen, aus welchen sie ein Wasser abzog, um es auf denjenigen Fall in Bereitschaft zu halten, welchen sie befürchtete. Wie nun der Diener des Fürsten ihr das Geschenk ihres Vaters überbrachte, und ihr seine

Worte sagte, empfing sie mit standhafter Miene den Becher, nahm den Deckel ab, und wie sie das Herz erblickte und die Worte erwog, zweifelte sie nicht, daß es gewiß das Herz ihres Guiscards wäre. Sie blickte zu dem Diener auf und sagte: „Gewiß kein geringeres, als ein goldenes Todtengefäß schickte sich für ein solches Herz, wie dieses, und mein Vater hat dies sehr wohl überlegt.“ Sie küßte das Herz, indem sie dieses sagte und fuhr fort: „Er hat mir jederzeit, und bis an das Ende meines Lebens immer viel zärtliche Liebe bewiesen; doch in diesem Augenblick mehr als jemals, und deswegen sollst Du ihm auch von mir den letzten Dank überbringen, den ich ihm für dies große Geschenk schuldig bin.“

Sie blickte jetzt wieder nach dem Kelche, den sie fest umfaßte, sah das Herz an und rief: „O Du köstlicher Schrein aller meiner Wonne! wehe über die Grausamkeit dessen, der Dich so meinen leiblichen Augen darstellt! Mir genügte ja, Dich zu jeder Stunde mit dem Auge des Gemüths zu betrachten. Du hast Deinen Lauf vollendet, und Deine Laufbahn so, wie es das Schicksal Dir bestimmte, verlassen. Du hast das Ziel erreicht, nach welchem ein Jeder läuft. Du bist dem Elend und der Mühseligkeit dieser Welt entgangen, und Dein Feind selbst hat Dir ein solches Grab bereitet, wie Du verdientest. Nichts fehlte noch, um Deine Todtenfeier vollkommen zu machen, als die Thränen derjenigen, die Du in Deinem Leben so zärtlich liebtest; doch damit auch diese Dir fließen möchten, so gab der Himmel meinem Vater ein, daß er Dich mir sandte, und ich will sie Dir nicht vorenthalten, obwohl ich mir vorgenommen hatte, mit heiterem und unbewölktem Blick in den Tod zu gehen; doch so bald ich sie Dir gewidmet habe, so soll meine Seele, durch Dich gestärkt, sich ungesäumt mit derjenigen wieder vereinigen, welcher sie immer so theuer war. An wessen Hand könnte ich auch froher und sicherer in jene unbekannten Räume wallen, als an der ihrigen? Ich bin gewiß, daß sie mich hier umschwebt, hier noch die Stätte ihrer und meiner vergangenen Wonne betrachtet und voll Sehnsucht die meinige erwartet, welche sie so unaussprechlich liebte.“

Indem sie diese Worte sprach, entstürzten die Thränen ihren Augen in solcher Menge, als ob sie zu Quellen würden. Ohne ein weibisches Klagegeschrei dabei zu erheben, beugte sie sich über den Kelch hin und bedeckte das entseelte Herz mit tausend zärtlichen Küssen. Die Frauenzimmer, welche um sie waren, konnten nicht begreifen, was es mit dem Herzen für eine Bewandtniß hätte, und was ihre Worte bedeuteten. Doch von Mitleiden ge-

rührt, weinten sie Alle mit ihr, und fragten sie theilnehmend nach der Ursache ihrer Klage, indeß sie sich auf alle mögliche Weise bestrebten, sie zu trösten; aber vergebens. Nachdem sie Thränen genug vergossen hatte, erhob sie ihr Haupt wieder, trocknete ihre Augen und sagte: „O Du geliebtes Herz! Jetzt habe ich Dir meinen letzten Dienst erwiesen, und es bleibt meinem Geiste nichts mehr übrig, als in die Gesellschaft des Deinigen zu eilen." Sie ließ sich darauf das Fläschchen mit dem Wasser reichen, welches sie am vorigen Tage bereitet hatte, goß es in den Becher auf das Herz, das sie mit ihren Thränen gebadet hatte, und trank es beherzt aus, bis auf den letzten Tropfen. Darauf bestieg sie ihr Bett, mit dem Becher in der Hand, legte sich in der züchtigsten Stellung nieder, drückte das Herz ihres entseelten Geliebten an das ihrige und erwartete stillschweigend ihr Ende. Ihre Frauenzimmer, in deren Gegenwart dieses alles geschah, und welche nicht wußten, was für Bewandtniß es mit dem Wasser haben möchte, eilten dem Fürsten von allem Nachricht geben zu lassen, was vorgefallen wäre. Eilig und voll Ahnung kam dieser nach der Kammer der Prinzessin, in dem Augenblicke, da sie sich auf ihr Bett gelegt hatte. Zu spät suchte er nun, da er sie in diesem Zustande fand, sie mit tröstenden Worten aufzurichten. Sie gab ihm zur Antwort: „Tancred! spare Deine Thränen für eine weniger gewünschte Veranlassung und widme sie nicht mir; denn ich begehre sie nicht. Wo hat man wohl Jemand, außer Dir, weinen gesehen, über das, was er selbst gewollt hat? Glimmt aber in Deinem Herzen noch ein Funken von Deiner vorigen Liebe zu mir, so gewähre mir nur noch eine Bitte, als meine letzte, und da Du nicht gewollt hast, daß ich mit Guiscardo in der Stille leben sollte, so laß nunmehr meinen Leichnam an demselben Orte öffentlich begraben, wohin Du ihn im Tode hast legen lassen."

Tancred konnte vor Schmerz und Thränen nicht antworten. Da nun die Prinzessin die kalte Hand des Todes schon fühlte, so drückte sie nochmals das geliebte Herz an ihren Busen: „Seid Gott empfohlen! (sprach sie mit schwacher Stimme), Ich scheide von Euch!" — Ihre Augen verloschen; ihre Sinne verließen sie; und sie schied aus diesem Leben der Trübsal.

So unglücklich endigte sich die Liebe Guiscardo's und Sigismunda's. Tancred beweinte sie lange; und zu spät bereuete er seine Hartherzigkeit. Er bauete ihnen Beiden ein gemeinschaftliches Grabmal und ganz Salerno trauerte um sie."

Zweite Erzählung.

Bruder Alberto macht einer Frau weis, daß der Engel Gabriel in sie verliebt sei, und stattet unter diesem Vorwande einige Mal einen nächtlichen Besuch bei ihr ab. Endlich muß er aus Furcht vor ihren Verwandten durch das Fenster entspringen, und nimmt seine Zuflucht zu dem Hause eines armen Mannes. Dieser führt ihn am folgenden Tage unter der Maske eines Wilden nach dem Marcusplatze; dort erkennt man ihn, und er wird von seinen Mitbrüdern weggeführt und eingekerkert.

Fiammetta's Erzählung hatte ihren Gespielinnen mehr als einmal die Thränen in die Augen gelockt. Wie sie schwieg, sprach der König mit feierlichem Ausdruck: „Mein Leben sollte mir nicht zu theuer sein, wenn ich nur die Hälfte der Freuden damit erkaufen könnte, welche Guiscardo bei Sigismunda genoß. Wer sich darüber wundern könnte, der muß wissen, daß mich stündlich tausend Todesqualen foltern, wofür mir noch nie ein Augenblick Freude geworden ist. Doch ich will schweigen von dem, was mir am Herzen liegt, und will Pampinea bitten, uns mehr solche traurige Sachen zu erzählen, die mit meinen Schicksalen einigermaßen verwandt sind. Wenn sie so fortfährt, wie Fiammetta angefangen hat, so wird hoffentlich ein Thautröpschen nach dem andern die Glut allmählich lindern, die mich verzehrt.“

Pampinea vernahm den Befehl. Ihre eigenen Empfindungen geboten ihr aber, mehr auf den Wunsch ihrer Gespielinnen zu achten, als auf die Erwartung, welche die Worte des Königs ausdrückten. Sie beschloß demnach, ohne seinem Befehl gerade entgegen zu handeln, ihm dadurch geschickt auszuweichen, daß sie eine traurig-lächerliche Liebesgeschichte erzählte, und dadurch ihren Freundinnen eine kleine Erholung verschaffte

„Man sagt im Sprichworte (sprach sie): Wer Tugend lügt, kann Laster treiben, und dennoch unbescholten bleiben. Dies Sprichwort giebt mir reichlichen Anlaß, über unsern aufgegebenen Satz zu reden, und zugleich beiläufig die Heuchelei der Mönche aufzudecken, die in ihren weiten langen Kappen, mit künstlichblassen Gesichtern umherschleichen; mit sanfter demüthiger Miene um dasjenige bitten, was andern gehört, und dagegen mit frecher stolzer Stirne ihre eigenen Laster bei andern aufmutzen, und ihnen zu beweisen suchen, daß sie durch Nehmen und andere Leute durch Geben den Himmel-erwerben: indeß sie, nicht als Menschen, welche so gut wie wir das Paradies erst verdienen müssen, sondern als wären

sie Herren und Besitzer desselben, sich anmaßen, einem jeden Sterblichen ein besseres oder schlechteres Plätzchen in demselben zuzumessen, nach Maßgabe der Summe, die er ihnen in seinem Testament vermacht; worin sie aber vor allen Dingen sich selbst betrügen (wenn sie dergleichen wirklich glauben), und hiernächst diejenigen, die ihren Worten in solchen Dingen trauen. Wenn es mir erlaubt wäre, so vieles von ihnen zu erzählen, als ich wohl könnte, so wollte ich manchem Einfältigen bald zeigen, was unter ihren weiten Kutten verborgen steckt. Inzwischen wünschte ich nur, daß es ihnen Allen mit ihren Lügen so ginge, wie einem gewissen Bruder Minoriten, der zwar nicht mehr jung war, aber für einen der geschmeidigsten in ganz Venedig gelten konnte, und von dem ich Euch mit vielem Vergnügen ein Geschichtchen erzählen will, welches hoffentlich Eure von Mitleiden mit Sigismunda's Schicksalen zu sehr bewegten Gemüther, durch ein wenig Scherz und Lachen wieder erheitern soll.

Es lebte nämlich einmal in Imola ein äußerst verworfener und lasterhafter Mensch, Namens Berto della Massa. Sein schändlicher Lebenswandel war bei allen seinen Mitbürgern so berüchtigt, daß ihm nicht nur kein Mensch in Imola eine Lüge, sondern auch die Wahrheit selbst nicht mehr glaubte. Wie er nun fand, daß er dort mit seinen Bubenstücken nicht mehr durchkommen konnte, so ging er aus Verzweiflung nach Venedig, wo man allen und jeden Auswurf aufnimmt, und nahm sich vor, daselbst auf eine andere Art sein gottloses Wesen zu treiben, und etwas Neues anzufangen, das er an andern Orten noch nicht versucht hatte. Er stellte sich also, als wenn ihn sein Gewissen seines bisherigen bösen Wandels wegen plagte, und als wenn er sich zum gottseligsten Menschen von der Welt umzubilden strebte; daher ging er hin und ward ein Mönch bei den Minoriten, wo er sich Bruder Alberto von Imola nennen ließ. Er führte auch anfänglich zum Schein ein sehr strenges Leben; sprach von nichts als von Fasten und Casteien; aß kein Fleisch und trank keinen Wein (wenn er ihn nicht recht wohlschmeckend fand). Es ward es auch fast kein Mensch gewahr, wie bald er aus einem Diebe, Kuppler, Betrüger und Mörder auf einmal ein gewaltiger Prediger ward, ohne deswegen seinen vorigen Lastern zu entsagen, wenn er sie nur heimlich genug hätte ausüben können. Wenn er als Priester am Altar ein Hochamt hielt, und von vielen Leuten gesehen ward, so weinte er über das Leiden Christi wie ein Kind, weil ihm die Thränen nichts kosteten, wenn er sie brauchte. Kurz, er wußte mit seinen Predigten

und Thränen die Venetianer dergestalt zu verstricken, daß ihm fast von allen Testamenten die Ausführung anvertrauet ward, daß ihn manche ehrliche Leute über ihre Beutel und Kisten schalten ließen, und daß ihn die meisten Männer und Weiber zu ihrem Beichtvater und Rathgeber erwählten; und so warf sich dieser Wolf zum Schäfer auf, und stand fast in einem größeren Geruch der Heiligkeit, als der heilige Franz von Assizes.

Einst begab es sich unter andern, daß ein junges einfältiges Weibchen, Namens Madonna Lisetta da Caquirino, die Frau eines angesehenen Kaufmanns, der zu Schiffe nach Flandern verreiset war, mit einigen andern Frauen zu diesem heiligen Manne kam, um ihm zu beichten. Wie sie nun vor ihm hinkniete, und als eine echte venetianische Plaudertasche ihm einen Theil ihrer Heimlichkeiten entdeckt hatte, fragte sie Bruder Alberto, ob sie auch einen Liebhaber hätte.

„Was, Herr Pater? (gab sie ihm höhnisch zur Antwort) Habt Ihr denn keine Augen im Kopfe? Scheinen Euch meine Reize nur so, wie die Reize anderer Frauenzimmer? Ich könnte allerdings Liebhaber genug bekommen, wenn ich nur wollte; aber meine Schönheit ist für einen jeden Liebhaber zu gut. Wie viele habt Ihr wohl schon gesehen, die so hübsch wären, wie ich? Im Paradiese selbst würde man mich für schön müssen gelten lassen."

So fuhr sie fort, noch eine Menge Albernheiten über ihre Schönheit bis zum Ekel auszukramen, so daß Bruder Alberto bald gewahr ward, daß sie nicht viel Verstand übrig hatte; weil sie ihm jedoch übrigens wohl behagte, so verliebte er sich in sie, doch verschob er es bis zur bequemeren Zeit, ihr Artigkeiten zu sagen, und um für diesmal den Schein der Heiligkeit beizubehalten, so fing er an, sie zu ermahnen, sie wegen ihrer Eitelkeit zu strafen, und was dergleichen Dinge mehr waren.

Sie gab ihm aber zur Antwort: „er wäre nicht gescheid, und wüßte keinen Unterschied zwischen gewöhnlicher und übernatürlicher Schönheit zu machen."

Bruder Alberto wollte sie nicht zu böse machen; er gab ihr also die Absolution, und entließ sie mit ihren Freundinnen. Einige Tage nachher ging er mit einem vertrauten Freunde nach ihrem Hause, wo er mit ihr in ein besonderes Zimmer ging, und wie Niemand ihn beobachten konnte, fiel er ihr zu Füßen und sagte: „Madonna, ich bitte Euch um Gottes willen, verzeiht mir was ich Euch am verwichenen Sonntage wegen Eurer Schön-

heit sagte; man hat mich in der Nacht darauf so unbarmherzig dafür gezüchtigt, daß ich erst heute habe von meinem Lager wieder aufstehen können."

„Ei wer hat Euch denn so gezüchtigt?" fragte Frau Gänschen.

„Das will ich Euch sagen (sprach Bruder Alberto): Wie ich meiner Gewohnheit nach mein Gebet mitten in der Nacht verrichtete, sah ich mich plötzlich von einem großen Lichte umgeben, und ehe ich mich umkehren konnte, zu sehen, was es wäre, fiel ein wunderschöner Jüngling mit einem derben Knüttel über mich her, zog mich bei meiner Kutte unter sich und drosch mir fast alle Knochen im Leibe entzwei. Ich fragte ihn hernach, warum er das gethan hätte. „Weil Du Dich heute unterstanden hast (sprach er), die himmlischen Schönheiten der Frau Lisetta herabzuwürdigen, die ich nächst unserm Herr Gott am meisten liebe." "

„Aber wer bist denn Du?" fragte ich ihn.

Er gab mir zur Antwort, er wäre der Engel Gabriel.

„Ach mein Herr (sprach ich), dann bitt' ich Euch um Verzeihung."

„Gut (sprach er), ich will Dir verzeihen; doch mit der Bedingung, daß Du hingehst, so bald Du nur kannst, und sie um Verzeihung bittest, und wenn sie Dir nicht vergiebt, so komm' ich wieder, und gebe Dir noch so viel dazu, daß Du Dein Leben lang an mich denken sollst." Was er mir noch weiter sagte, das mag ich Euch eher nicht erzählen, bis Ihr mir verziehen habt."

Frau Windfläschchen, die mehr Grütze als Hirn im Kopfe hatte, freute sich mächtig über diese Nachricht, und hielt jedes Wort für Wahrheit: „Ich hab' es Euch wohl gesagt, Bruder Albert (sprach sie), daß meine Reize himmlisch wären; aber bei Gott! es ist mir doch leid um Euch, und damit Euch in Zukunft nicht mehr Leid geschehe, so will ich Euch herzlich gern verzeihen, wenn Ihr mir sagt, was der Engel noch weiter mit Euch gesprochen hat."

„Madonna (sprach Bruder Alberto), da Ihr mir verziehen habt, so will ich es Euch gerne sagen; aber hütet Euch um Gottes willen, daß Ihr mit keinem Menschen in der Welt davon redet, sonst verderbt Ihr Euch selbst den ganzen Handel. Wißt demnach, Ihr seid das glückseligste Weib auf Erden; denn der Engel Gabriel läßt Euch durch mich sagen, er liebt Euch so sehr, daß er schon manchmal gerne eine Nacht bei Euch würde zugebracht haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß Ihr Euch vor ihm ent

setzen würdet. Jetzt hat er mir aufgetragen, Euch zu melden, daß er Euch einmal des Nachts besuchen und ein wenig bei Euch verweilen will. Weil er aber ein Engel ist, und Ihr mit ihm in seiner Engelgestalt nicht in Berührung kommen könntet, so will er, Euch zu Liebe, eine menschliche Gestalt annehmen, und wenn Ihr ihn nur wollt wissen lassen, wenn es Euch gefällt, daß er kommen soll, und in wessen Gestalt, so will er gleich zu Euch kommen; Ihr könnt Euch deswegen, mehr als irgend ein Weib auf Erden, glücklich preisen."

Frau Gimpelin antwortete: sie freute sich sehr, daß der Engel Gabriel ihr so gut wäre; denn sie wäre ihm auch von Herzen gut, und seitdem sie zuerst sein Bild gemalt gesehen, hätte sie nie versäumt, ihm ein Dreierlicht zu opfern: wenn er kommen wollte, so sollte er ihr zu jeder Stunde willkommen sein, und sie in ihrer Kammer finden; er müßte sie aber auch nicht, der Jungfrau Maria zu Gefallen, wieder verlassen, denn sie hätte schon längst gehört, daß er dieser sehr gut wäre, und das schiene auch wohl wahr zu sein, denn allenthalben, wo sie ihn nur sähe, läge er vor ihr auf den Knieen; übrigens stände es bei ihm, zu kommen in welcher Gestalt er wollte, wenn er sie nur nicht erschreckte.

„Madonna (sagte Alberto), Ihr habt klüglich gesprochen, und ich werde ihm alles richtig bestellen, was Ihr mir sagt. Ihr könnt mir aber auch wieder eine große Gnade erweisen, die Euch nichts kostet, wenn Ihr ihn nämlich in dieser meiner Gestalt bei Euch erscheinen laßt. Ich will Euch auch wohl sagen, in welcher Rücksicht Ihr mir dadurch eine Gnade erzeigt. Er wird nämlich meine Seele aus meinem Leibe gehen lassen, und sie ins Paradies schicken, indem er in meinen Leib fährt, und so lange er bei Euch bleibt, so lange wird meine Seele im Paradiese sein."

„Ich bin es zufrieden (sprach Frau Albernheit), daß Ihr dieses Vergnügen genießt, für die Prügel, die er Euch um meinetwillen gegeben hat."

„So laßt nur (sprach Alberto) diesen Abend Eure Hausthüre offen, damit er hereinkommen könne; denn da er einen menschlichen Leib annimmt, so kann er nicht anders, als durch die Thüre hereinkommen."

Sie versprach es; Bruder Alberto ging fort, und sie war so außer sich vor Freude, daß sie nicht einen Augenblick auf einer Stelle sitzen bleiben und vor Ungeduld den Abend nicht erwarten konnte, bis der Engel Gabriel käme.

Bruder Alberto, welcher glaubte, daß es nicht überflüssig wäre, wenn

sich der Engel Gabriel zugleich als ein mannhafter Ritter zeigte, hielt deswegen für gut, sich mit stärkenden Mitteln auszurüsten, um sich nicht aus dem Sattel heben zu lassen. Er forderte deswegen nebst einem treuen Gefährten Urlaub, und ging mit ihm gegen den Abend zu einer guten Freundin, bei welcher er schon mehrmal die Sporen geholt hatte, wenn es ein Turnier gelten sollte. Wie er nun glaubte, daß es Zeit wäre, zog er seine Verkleidung an, begab sich nach dem Hause der Dame, und ging als verkörperter Engel hinauf in ihre Kammer.

Indem sie die weiße Gestalt hereintreten sahe, kniete sie nieder; der Engel gab ihr seinen Segen, erhob sie von der Erde und winkte ihr, sich zu Bette zu begeben. Sie gehorchte ihm willig; der Engel folgte nach, und da Bruder Alberto noch ein hübscher und rüstiger Kerl war, so lehrte er seine schöne Anbeterin mehr als ein einmal ohne Flügel fliegen, und erzählte ihr dazwischen so vieles von den Freuden des Paradieses, daß er sie ganz vergnügt machte. Wie es bald tagen wollte, nahm er seine Sachen wieder zusammen, und kehrte wieder zu seinem Gefährten zurück, welchem indessen (damit ihm nicht bange würde, wenn er allein schliefe) seine Wirthin Gesellschaft geleistet hatte.

Nach dem Mittagessen ging Frau Lisetta mit einigen Freundinnen zum Bruder Alberto, und erzählte ihm von dem Engel Gabriel, was er ihr von den himmlischen Freuden berichtet hätte, wie er gestaltet wäre, und noch hundert andere Fabeln dazu.

„Madonna (antwortete ihr Bruder Alberto), ich kann nicht wissen, wie Ihr Euch bei ihm befunden habt; aber von mir kann ich Euch sagen, daß er diese Nacht zu mir kam, und wie ich Euren Auftrag an ihn ausgerichtet hatte, trug er den Augenblick meine Seele an einen Ort, wo so viele Rosen und andere Blumen waren, als ich in meinem Leben nicht gesehen habe, und bis zur Frühstunde befand ich mich an dem reizendsten Orte von der Welt. Was unterdessen aus meinem Leibe geworden ist, davon ist mir nichts bekannt."

„Hört Ihr denn nicht (sprach Frau Lisetta), daß ich ihn sammt dem Engel die ganze Nacht in meinen Armen gehabt habe? Wenn Ihr's nicht glaubt, so seht nur Eure linke Brust an, die ich ihm so herzlich geküßt habe, daß das Maal noch wohl ein Paar Tage zu sehen sein wird."

„Sehr wohl (sprach Alberto); ich will einmal heute etwas thun, das

ich seit langer Zeit nicht gethan habe, und will mich ausdrücklich deswegen auskleiden."

Nach mancherlei dergleichen Geschwätze ging das Weibchen wieder nach Hause, und Bruder Alberto stattete ihr in der Gestalt des Engels noch manchmal ungehindert seinen Besuch ab.

Endlich kam Frau Lisetta einmal zu einer Gevatterin, und wie die Rede von der Schönheit war und Frau Lisetta die ihrige über alle andere erheben wollte, sagte sie in ihrer Einfalt: „Wenn Ihr wüßtet, wer an meinen Reizen Gefallen findet, so würdet Ihr wahrlich von allen andern schweigen."

Die Gevatterin, die ihre Freundin wohl kannte, und sie gern ausforschen wollte, antwortete: „Freundin, Ihr mögt wohl wahr sprechen; aber Mancher würde dieses denn doch nicht so leicht zugeben, wenn man nicht weiß, wen Ihr damit meint."

Das einfältige Ding ließ sich nicht lange fragen, sondern sagte: „Hört, Gevatterin, es soll es zwar Niemand wissen; aber Euch will ich es wohl sagen, daß der Engel Gabriel mein Liebhaber ist, daß er mich mehr als sich selbst liebt, und hält mich, wie er sagt, für das schönste Weib in der Welt und überall."

Der Gevatterin war das Lachen sehr nahe; doch hielt sie sich, um sie noch mehr schwatzen zu hören. „Bei Gott, Frau Lisetta! (sprach sie) wenn der Engel Gabriel Euer Liebhaber ist und Euch so was sagt, so muß es wohl wahr sein; aber ich hätte nie gedacht, daß die Engel sich mit solchen Dingen bemengten."

„Da irrt Ihr Euch, Gevatterin (sprach Lisetta). Bei den Wunden Jesu! er verstehts besser, als mein Mann, und er sagt mir, daß sie's dort oben auch thun; weil ich ihm aber besser gefalle, als irgend eine im Himmel, so kömmt er recht oft zu mir; versteht ihr mich?"

Wie die Gevatterin von Frau Lisetta Abschied nahm, konnte sie die Zeit kaum erwarten, bis sie Jemand fand, dem sie alles wieder sagen konnte; und am nächsten Feiertage erzählte sie es laut in einer großen Gesellschaft von Weibern. Diese sagten es wieder ihren Männern und andern Frauen, so daß in weniger als zwei Tagen die Geschichte in ganz Venedig bekannt ward. Unter denen, welchen sie zu Ohren kam, waren auch Lisetta's Schwäger, welche sich in der Stille vornahmen, den Engel kennen zu lernen, und zu versuchen, ob er auch fliegen könnte, weswegen sie ihm

einige Abende nach einander aufpaßten. Zufälligerweise hatte auch Bruder Alberto etwas von dem Gerüchte vernommen, und begab sich eines Abends zu Lisetta, um sie deswegen zur Rede zu stellen. Kaum hatte er Flügel und Kleider abgelegt, so waren auch ihre Schwäger, die ihn hatten kommen sehen, an der Kammerthüre, und im Begriffe, sie aufzusprengen. Bruder Alberto, der das Geräusch hörte, und ahnete, was es zu bedeuten hätte, öffnete ein Fenster, welches nach dem großen Canal*) hinausging, und sprang hinab in das Meer. Da er Tiefe genug hatte, und ein guter Schwimmer war, so kam er ohne Schaden hinüber nach der andern Seite, wo er eine Hausthüre offen fand, in welche er sich flüchtete, und einen ehrlichen Mann, der ihm entgegen kam, um Gottes willen bat, ihm das Leben zu retten, indem er ihm eine Fabel erzählte, warum er nackend und zu solcher Stunde sich dort befände. Der gute Mensch erbarmte sich über ihn, und da er schon früh etwas zu beschicken hatte, so räumte er ihm sein Bett ein, und hieß ihm, darin liegen zu bleiben, bis er wieder käme.

Unterdessen waren Lisetta's Schwäger in ihre Kammer gekommen, und hatten gefunden, daß der Engel Gabriel davon geflogen war, aber die Flügel im Stiche gelassen hatte, worüber sie sich ärgerten, und das Weibchen, nachdem sie ihr die bittersten Vorwürfe gemacht hatten, ganz trostlos verließen, und das Geräth des Erzengels mit sich nach Hause nahmen. Es war inzwischen Tag geworden, und wie der gute Mann, der den Bruder Alberto bei sich beherbergt hatte, auf Rialto**) vernahm, daß der Engel Gabriel in der vergangenen Nacht bei Frau Lisetta zum Besuch gewesen, und wie er in Gefahr gerathen wäre, von ihren Schwägern ertappt zu werden, vor Furcht in den Canal gesprungen sei, und sich noch nicht wiedergefunden habe: so kam er auf den Gedanken, daß er ihn vermuthlich bei sich in seinem Hause hätte. Er kehrte also zurück, brachte seinen Gast zum Geständniß, und brachte es nach einigem Wortwechsel dahin, daß er ihm fünfzig Ducaten geben mußte, damit er ihn nicht den Schwägern auslieferte. Wie Bruder Alberto hiernächst auf Mittel sann, weiter zu entkommen, sagte sein Wirth zu ihm: „Ich weiß nur ein einziges Mittel,

*) Der Canal maggiore ist ein Arm des Adriatischen Meeres, welcher in der Gestalt eines umgekehrten S Venedig in zwei Theile theilt.

**) Rialto ist bekanntlich der Name der großen Brücke, die mitten über den Canal maggiore geht, und des Platzes wo sich alle Kaufleute und Geschäftsleute versammeln.

und es kommt darauf an, ob Ihr Euch dazu entschließen könnt. Wir haben heute ein Volksfest, bei welchem man Menschen als Bären, wilde Männer u. s. w. verkleidet, aufzuführen, und hernach eine Hetze zu geben pflegt. Sobald der Spaß vorbei ist, geht ein Jeder mit demjenigen, den er zur Schau geführt hat, wohin er will. Wollt Ihr, ehe man Euch hier sucht, Euch auf eine oder andere Art von mir dahin führen lassen, so kann ich Euch hernach bringen, wohin Ihr wollt: denn die Schwäger der Dame, die Euch in dieser Gegend vermuthen, lassen allenthalben aufpassen, um Euch habhaft zu werden."

So schwer es dem Bruder Alberto auch ankam, in einem solchen Aufzuge zu erscheinen, so trieb ihn doch die Furcht vor Lisetta's Verwandten, sich den Handel gefallen zu lassen; er sagte also seinem Wirth, wohin er ihn bringen sollte, und überließ ihm die Art und Weise. Dieser beschmierte ihn erst mit Honig, und bedeckte ihn hernach mit Flaumfedern, legte ihm eine Kette um den Hals, that ihm eine Maske vor, gab ihm eine große Keule in die Hand, und ließ ihn an der andern ein Paar große Bullenbeißer führen, die er von einem Fleischer borgte. Darauf schickte er Jemand nach Rialto, und ließ ausrufen: wer den Engel Gabriel sehen wollte, der sollte nach dem Sanct Markus-Platze kommen; und das war venezianische Ehrlichkeit. Wie dieses geschehen war, machte er sich mit ihm auf den Weg, und ließ ihn an der Kette vor sich hingehen. Unter einem großen Zulauf von Menschen, die beständig riefen: „Was ist das? was giebts da?" führte er ihn nach dem Marktplatze, wo die Menschen, die ihm nachgefolgt waren, und diejenigen, welche der Ausruf auf Rialto herangelockt hatte, eine ungeheure Masse ausmachten. Hier band er seinen wilden Mann an einem hohen hervorragenden Orte an einen Pfahl, und stellte sich, als ginge er hin, um die Hetze mit anzusehen, indeß den armen Teufel, der mit Honig eingeschmiert war, die Fliegen und Wespen bis aufs Blut marterten. Wie nun der Platz ganz mit Menschen angefüllt war, ging er zu seinem wilden Mann, als wenn er ihn wieder losmachen wollte; zog ihm aber statt dessen die Maske vom Gesichte, und rief: „Ihr Herren, weil heute der Eber nicht gehetzt wird, und sonst nichts zu thun ist, so will ich Euch den Engel Gabriel zeigen, der des Nachts zur Erde herunter kommt, um den Weibern in Venedig ein Vergnügen zu machen."

Sobald die Maske herunter war, erkannte ein Jeder den Bruder Alberto, und es erhob sich überall ein Geschrei über ihn, und ein Jeder

sagte ihm so viele Schimpfwörter ins Gesicht, als jemals ein Schlemmer hat hören müssen. Ueberdies warf man ihn von allen Seiten mit Koth und Unrath, und dieses dauerte so lange, bis von ungefähr die Brüder in seinem Kloster Nachricht davon bekamen; worauf ein halbes Dutzend von ihnen herbei eilten, ihm eine Kutte umwarfen und ihn losmachten, und ihn nicht ohne ein lärmendes Gefolge nach ihrem Kloster schleppten, wo sie ihn einkerkerten, und wo er elendiglich soll umgekommen sein.

So ging es diesem Heuchler, der Tugend log und Laster trieb, und dennoch unbescholten blieb, bis er sich unterfing, den Engel Gabriel zu spielen, worüber er auf die Länge zum Wilden gemacht ward und mit verdienter Schmach für seine Lasterthaten büßen mußte. Gott lasse es allen seines Gleichen eben so gehen!"

Dritte Erzählung.

Drei Jünglinge verlieben sich in drei Schwestern, und entführen sie nach Creta. Die älteste Schwester tödtet ihren Liebhaber aus Eifersucht. Die zweite rettet ihre Schwester vom Tode, indem sie sich dem Fürsten der Creter ergibt; weswegen ihr Liebhaber sie auch umbringt, und mit der ältesten Schwester davon geht. Das jüngste Paar wird dieser Mordthat beschuldigt und durch die Folter zum Bekenntniß gezwungen. Wie sie ihren Tod vor Augen sehen, bestechen sie ihre Wache, mit ihnen zu entfliehen; entkommen nach Rhodus, und sterben daselbst in Armuth und Elend.

Wie Filostrato die Geschichte Filomena's bis zu Ende gehört hatte, schwieg er einen Augenblick still und sprach darauf zu ihr: „Das Ende Deiner Erzählung enthielt etwas weniges, das mir gefiel; allein es ging gar zu vieles vorher, das nur zum Lachen geeignet war, und ich hätte lieber gewünscht, daß es nicht so gewesen wäre. Freundin (sprach er darauf zu Lauretta), gieb uns, wenn es sein kann, etwas Besseres."

Lauretta antwortete freundlich: „Ihr seid den Verliebten auch gar zu gram, wenn Ihr ihnen nur ein trauriges Ende gönnt Ich will indessen, Euch zu Gefallen, eine Geschichte von drei Paaren erzählen, welche sämmtlich, nachdem sie von ihrer Liebe nur wenig Freude gehabt hatten, unglücklich umkamen."

„Liebe Mädchen (fuhr sie fort), wir sehen alle Tage Beispiele, daß das Laster seinen eigenen Herrn ins Unglück stürzt, und nicht selten andere

Leute dazu. Der Jähzorn scheint mir aber vor allen eins der schlimmsten zu sein, welche die Menschen antreiben, mit verhängtem Zügel in ihr Verderben zu rennen. Er ist nichts anders, als eine plötzliche und unbesonnene Bewegung, welche durch einen empfundenen Verdruß erregt wird, und welche, indem sie alle Vernunft verbannt und das Auge des Gemüths mit dicker Finsterniß überzieht, die fürchterlichste Wuth in unserer Seele entzündet. Wenn dieses auch bisweilen den Männern wiederfährt, und dem einen mehr, als dem andern, so richtet doch der Zorn bei den Weibern unendlich mehr Unheil an; denn er entzündet sich bei ihnen weit schneller, lodert auf mit hellerer Flamme und reizt sie weit heftiger. Dies kann uns auch nicht wundern, wenn wir betrachten, daß das Feuer die leichten und lockern Gegenstände viel schneller ergreift, als die festen und schweren: und wir sind doch (mit Gunst der Männer sei es gesagt) weit feiner und zarter gebaut, und weit reizbarer, als sie Da wir nun schon von Natur so leicht Feuer fangen; da ferner unsere Sanftmuth und Güte, den Männern, mit welchen es unser Loos ist, zu leben, Ruhe und Glückseligkeit gewähren, unser Zorn und unsere Wuth hingegen nichts als Unglück und Verdruß anrichten; so will ich Euch, damit wir alle unsere Herzen um desto sorgfältiger davor bewahren, die Liebesgeschichte dreier Jünglinge und eben so vieler Mädchen erzählen, deren eine durch ihre eifersüchtige Wuth die Glückseligkeit aller zu Grunde richtete, und sie in das tiefste Unglück stürzte.

„Marseille ist, wie Ihr wohl wissen werdet, eine alte und vortreffliche Stadt an der Seeküste der Provence, doch zählte sie in vorigen Zeiten weit mehr reiche Einwohner und angesehene Kaufleute, als heutiges Tages. Unter diesen befand sich einer, Namens Arnaud Claude, ein Mann von geringer Herkunft, aber ein wohlbeglaubter und redlicher Handelsmann, und dabei unermeßlich reich an Geld und Gütern. Er hatte mit seiner Frau verschiedene Kinder, von welchen die ältesten drei Töchter waren. Zwei von ihnen waren Zwillingsschwestern, fünfzehn Jahr alt, und die dritte von vierzehn Jahren. Um sie zu verheiraten wartete man nur auf die Wiederkehr ihres Vaters, welcher mit Waaren nach Spanien verreiset war. Die zwei ältesten Schwestern hießen Ninette und Madelon, und die jüngste Berthole. Ninette ward von einem jungen adeligen, aber nicht reichen Manne, Namens Restagnon aufs Zärtlichste geliebt, und sie liebte nicht weniger, als er; Beide hatten ihre Maßregeln so schlau genommen, daß sie sich insgeheim ihrer Liebe erfreuten, ohne daß Jemand etwas davon erfuhr.

Sie hatten schon eine geraume Zeit ungestört geliebt, wie sich zwei andere junge Gesellen, wovon der eine Fouques und der andere Hügues hieß, welchen ihre Väter ansehnliche Reichthümer hinterlassen hatten, der erstere in Madelon und der andere in Berthole verliebten. Wie Restagnon dieses von Ninette erfuhr, machte er sich alsobald Hoffnung, in dem Ueberfluß der andern ein Mittel zu finden, seinem Mangel abzuhelfen, und sein Liebesverständniß zu einem erwünschten Zweck zu führen. Er suchte demnach ihre Bekanntschaft, begleitete bald den einen, bald den andern, bald alle Beide, wenn es sich fügte zu ihren Geliebten und zu der seinigen, und wie er glaubte, sich in ihrer Freundschaft und in ihrem Zutrauen vollkommen festgesetzt zu haben, bat er sie einst zu sich in seine Wohnung und sagte zu ihnen: „Lieben Freunde, unser Umgang wird Euch bereits überzeugt haben, wie sehr ich Euch ergeben bin, und daß ich gern Alles für Euch zu thun bereit bin, was ich nur für mich selbst thun kann. Weil Ihr mir nun so lieb seid, so will ich Euch auch frei entdecken, was mir eingefallen ist, und dann mögt Ihr entscheiden, was für Maßregeln wir gemeinschaftlich nehmen wollen. Wenn Eure Reden nicht lügen, und wenn ich mich in Eurem täglichen Betragen nicht irre, so seid Ihr Beide in Eure Mädchen ebenso aufrichtig verliebt, wie ich in ihre älteste Schwester. Wollt Ihr mit mir gemeinschaftliche Sache machen, so stehe ich Euch dafür, daß ich Euch das süßeste und angenehmste Mittel verschaffen will, Eure Liebe zu krönen. Ihr seid Beide sehr reiche junge Leute; ich aber bin nicht reich. Wenn Ihr nun Eure Schätze zusammenwerfen wolltet, und mich zum dritten Mitbesitzer derselben machen und rathschlagen, in welchem Theile der Welt wir mit unsern Mädchen am vergnügtesten leben könnten, so meine ich es unfehlbar zuwege bringen zu können, daß die drei Schwestern mit einem großen Theile der väterlichen Schätze mit uns gehen, wohin wir wollen, und daß wir wie Brüder, ein Jeder mit seiner Geliebten, vergnügter als irgend einige andere Leute leben können. Es steht nun bei Euch, ob Ihr Euch dieses Glück verschaffen wollt oder nicht."

Wie die beiden äußerst verliebten Jünglinge hörten, daß sie ihre Mädchen haben sollten, dachten sie an keine lange Ueberlegung, sondern sie sagten, wenn dieses gewiß wäre, so wären sie bereit, zu thun was er wünschte. Restagnon hatte kaum diese Antwort erhalten, so nahm er die erste Gelegenheit wahr, Ninette zu sprechen (welches er nicht immer ohne Schwierigkeit erlangen konnte), und nachdem er sich ein wenig mit ihr

unterhalten hatte, eröffnete er ihr den Inhalt seiner Unterredung mit den beiden andern jungen Leuten, und suchte manche Gründe hervor, um ihr den gemachten Entwurf zu empfehlen. Doch es ward ihm nicht schwer, sie zu überreden, da sie noch mehr vor Begierde brannte, sich mit ihm in Freiheit zu sehen, als er selbst. Sie gestand ihm vielmehr gerne, daß ihr der Vorschlag gefiele, und daß ihre Schwester ebenfalls in allen Dingen, und besonders in diesem, ihrer Leitung gerne folgen würden; weswegen sie ihn bat, alles Nöthige zu diesem Behuf nur so schnell, als möglich, in die Wege zu richten.

Wie Restagnon wieder zu seinen Gesellen kam, fand er sie eben so voll Verlangen, seinen Vorschlag in Ausführung zu bringen, und sie freueten sich, wie sie von ihm vernahmen, daß die Sache mit ihren Mädchen in Richtigkeit gebracht wäre. Es ward demnach beschlossen, daß sie Alle nach Creta gehen wollten; sie verkauften deswegen ihre liegenden Gründe, unter dem Vorwande, ihr Geld im Handel anzulegen, und wie sie alle ihre Habseligkeiten zu Gelde gemacht hatten, kauften sie ein leichtes Fahrzeug, welches sie in aller Stille wohl bemannten und bewaffneten, und den Tag der Abreise mit ihren Mädchen verabredeten. Ninette, welche den Wunsch ihrer Schwestern kannte, wußte ihn mit süßen Worten dergestalt anzufachen, und sie für den gemachten Entwurf einzunehmen, daß sie schier fürchteten, den Tag der Ausführung nicht zu erleben. Wie demnach der Abend kam, welcher zur Einschiffung angesetzt war, entwandten die Mädchen aus dem Schatzkasten ihres Vaters eine große Summe an Geld und Kostbarkeiten, womit sie sich alle Drei heimlich aus dem Hause schlichen, und sich, der Abrede gemäß, zu ihren Liebhabern begaben, welche sie erwarteten, und unverzüglich mit ihnen an Bord gingen, die Ruder löseten, und davon fuhren, und nirgends anlegten, bis sie am folgenden Abend Genua erreichten, wo die neuen Liebhaber die ersten Früchte ihrer Liebe ernteten. Nachdem sie die nöthigen Erfrischungen eingenommen hatten, gingen sie weiter von einem Hafen zum andern, bis sie am achten Tage auf Creta ankamen, wo sie schöne und beträchtliche Güter kauften, und sich in der Nachbarschaft von Candia sehr angenehm und prächtig anbaueten, ein großes Gefolge von Dienern, Jägern und Falknern unterhielten, und wie vornehme Standespersonen mit ihren Damen in beständigen Festen und Schmäusen das herrlichste Wohlleben führten.

Wir sehen jedoch täglich, daß dasjenige, was uns am meisten Ver-

gnügen macht, wenn wir es in gar zu großem Uebermaße genießen, uns oft am ersten Ueberdruß verursacht; und so ging es auch dem Restagnon, welcher Ninette sonst äußerlich zärtlich geliebt hatte, jetzt aber, da seinem Genusse nichts mehr im Wege stand, ihrer überdrüssig, und folglich in seinem Betragen gegen sie laulich ward. Dagegen war ihm bei einem gewissen Gastmahle ein schönes und artiges Mädchen von den Töchtern des Landes in die Augen gefallen, um deren Gunst er sich mit allem Eifer bewarb, und ihr zu Ehren große Feste und Feierlichkeiten anstellte; worüber Ninette so eifersüchtig ward, daß sie jeden seiner Schritte beobachtete, und ihn dann mit beständigen Vorwürfen quälte. Sowie aber der gar zu leichte und reichliche Genuß ermüdet, so vermehren die Hindernisse den Reiz der Begierden, und so diente auch Ninette's Eifersucht nur, um bei Restagnon die Flamme seiner neuen Liebe noch heftiger anzuschüren. Ob nun Restagnon in der Folge bei seiner neuen Geliebten wirklich Gehör fand oder nicht, genug, es ward Ninette wenigstens hinterbracht, und sie hielt es für gewiß, worüber sie in große Betrübniß, aus der Betrübniß in Zorn, und zuletzt in solche Wuth gerieth, daß ihre Liebe zu Restagnon sich in den bittersten Haß verwandelte, und daß sie, von ihrer Eifersucht verblendet, sich entschloß, den Schimpf, den sie glaubte von ihm erlitten zu haben, durch seinen Tod zu rächen. Sie bewegte demnach durch Geschenke und Versprechungen eine alte Griechin, die eine Meisterin im Giftmischen war, einen tödtlichen Trank zu bereiten, welchen sie ohne weitere Ueberlegung dem Restagnon, der sich nichts Böses versahe, an einem Abend, wie er erhitzt zu Hause kam und durstig war, zu trinken gab. Das Gift wirkte so schnell, daß er noch vor dem andern Morgen seinen Geist aufgab. Wie Fouques und Hügues und ihre Liebhaberinnen seinen plötzlichen Tod erfuhren, beweinten sie mit Ninette ihren Freund und Schwager, argwöhnten aber nichts von der Vergiftung, und ließen ihn anständig begraben. Allein nicht lange darnach ward die Alte wegen einer andern Uebelthat eingezogen, und bekannte auf der Folter unter mehreren Frevelthaten auch diese, daß sie für Ninette einen Gifttrank bereitet hätte, und so kam auch Ninette's Verbrechen an den Tag. Der Herzog von Candia ließ davon nichts öffentlich verlauten, sondern ließ an einem Abend den Palast der Geschwister in aller Stille besetzen, und Ninette ohne Geräusch und Widerstand aufheben und ins Gefängniß bringen. Diese gestand auch ohne Zwangmittel alles, was der Herzog von der Ursache des Todes ihres Liebhabers zu wissen verlangte

Fouques und Hügues wurden indessen unter der Hand von dem Herzoge benachrichtigt, aus welcher Ursache er ihre Schwägerin hätte einziehen lassen; sie sagten es auch den beiden Schwestern, und alle wurden darüber aufs Schmerzlichste betrübt, doch wünschten sie sehr, ihre Schwester vom Scheiterhaufen zu retten, welcher ihr wahrscheinlich bevorstand, und welchen sie auch reichlich verdient hatte; allein es schien, daß alle ihre Mühe vergeblich wäre, weil der Herzog darauf bestand, strenge Gerechtigkeit an ihr auszuüben.

Madelon war ein reizendes Geschöpf. Schon längst hatte sie der Herzog mit lüsternen Augen angesehen, aber nie etwas von ihr erlangen können. Jetzt kam sie auf den Gedanken, daß sie vielleicht ihre Schwester vom Feuer erretten könnte, wenn sie seine Liebe begünstigte, und sie ließ ihm demnach unter der Hand Hoffnung machen, daß sie sich ihm ergeben würde, wenn er ihre Schwester auf freien Fuß stellen und ihr selbst unverbrüchliche Verschwiegenheit versprechen wollte. Der Herzog stand lange Zeit bei sich an, ehe er sich entschließen konnte, in den Vertrag zu willigen; doch endlich siegte seine Leidenschaft, und er gab seine Einwilligung. Er ließ demnach mit Madelons Genehmigung den Fouques und Hügues, unter dem Vorwande, sie gerichtlich zu verhören, an einem Abend in Verwahrung bringen, und ließ sich unterdessen heimlich von ihr beherbergen. Ninette hatte er vorher zum Schein in einen Sack thun lassen, als ob sie sollte ersäuft werden; er brachte sie aber insgeheim mit sich zu ihrer Schwester, und schenkte sie dieser zum Lohn für die Nacht. Am folgenden Morgen bat er sie, diese erste Nacht ihres Liebesverständnisses nicht die letzte sein zu lassen und ihre strafbare Schwester in der Stille zu entfernen, damit sie ihm nicht zum Vorwurf gereichen, und damit er nicht gezwungen werden möchte, von neuem mit Strenge gegen sie zu verfahren. Am folgenden Tage wurden Fouques und Hügues wieder entlassen, und man sagte ihnen, Ninette sei gesäckt worden; sie glaubten es auch und gingen nach Hause, um ihre Liebhaberinnen über den Tod ihrer Schwester zu trösten. Allein so vorsichtig Madelon sich auch bemühte, sie verborgen zu halten, so ward sie doch Fouques gewahr und verwunderte sich sehr darüber. Weil er nun schon gehört hatte, daß der Herzog in Madelon verliebt wäre, so schöpfte er Verdacht und fragte sie, wie es zuginge, daß Ninette sich in ihrem Hause befände. Madelon wußte ihm zwar aus dem Stegreif eine lange Fabel darüber zu erzählen; allein er war ihr zu schlau und glaubte kein Wort da-

von, vielmehr drang er noch heftiger in sie, ihm die Wahrheit zu gestehen. Nachdem sie allerlei Ausflüchte vergeblich versucht hatte, gestand sie endlich Alles. Vor Schmerz und Wuth auf einmal außer sich, zog Fouques sein Schwert, achtete nicht ihres Flehens um Gnade, und durchbohrte ihr die Brust. Hierauf ergriff ihn die Furcht vor dem Zorn und der Rache des Herzogs; er ließ also den todten Leichnam liegen, eilte zu Ninette, nahm eine unbefangene Miene an und sagte zu ihr: „Laß Dich augenblicklich von mir nach dem Orte geleiten, welchen Dir Deine Schwester zum Aufenthalte bestimmt hat, damit Du dem Herzoge nicht wieder in die Hände fallest."

Ninette glaubte ihm, ihre Furcht gebot ihr zu eilen, und sie dachte nicht daran, von ihrer Schwester Abschied zu nehmen, indem sie des Abends mit Fouques aus dem Hause ging. Fouques nahm soviel Geld mit, als er in der Geschwindigkeit bei der Hand hatte, welches nicht viel betrug; sie gingen ans Ufer, und bestiegen ein Schiff, und man hat nie erfahren, was weiter aus ihnen geworden ist.

Wie der Morgen anbrach, und Madelon todt gefunden ward, gab es einige Leute, welche aus Neid und Feindschaft gegen Hügues den Herzog sogleich davon benachrichtigten. Dieser Fürst, welcher die Madelon leidenschaftlich geliebt hatte, eilte nach ihrem Hause, und ehe noch Hügues und Berthole wußten, daß Madelon todt, und Fouques mit Ninette entflohen war, ließ er sie Beide ins Gefängniß setzen, und zu dem Bekenntnisse zwingen, daß sie ihrem Schwager behülflich gewesen wären die Madelon zu ermorden. Da ihnen nun dieses Bekenntniß unfehlbar das Leben kosten mußte, so bestachen sie, nicht ohne viele Mühe, ihre Wächter mit einer Summe Geldes, die sie auf den Nothfall heimlich mitgenommen hatten, mit ihnen zu entwischen. Sie hatten nicht Zeit, das Geringste von dem Ihrigen mitzunehmen, sondern bestiegen nur in der größten Eile ein Boot, und flohen bei Nacht und Nebel nach Rhodus, wo sie in Kummer und Elend nur eine kurze Zeit ihr Leben fristeten.

So brachte Restagnon durch seine ungeziemende Liebe, und Ninette durch ihre Eifersucht sich und die Ihrigen in Jammer und Unglück."

Vierte Erzählung.

Gerbino schlägt sich, wider das Versprechen, welches sein Großvater, der König Guilielmo, dem König von Tunis gegeben hat, mit einem tunesischen Schiffe, um die Tochter des Königs zu entführen. Das Schiffsvolk tödtet die Prinzessin, wofür er sie alle über die Klinge springen läßt; doch wird er selbst deshalb enthauptet.

Lauretta schwieg, und man sagte einander hie und da in der Gesellschaft seine Empfindungen über das traurige Schicksal der Verliebten, indeß einige Ninette's Eifersucht tadelten, und andere wieder dieses und jenes sprachen, bis der König, wie aus einem tiefen Nachdenken erwachend, sein Haupt erhob, und Elisa einen Wink gab, fortzufahren.

Mit Bescheidenheit sprach Elisa: „Groß ist die Menge Derjenigen, meine Freundinnen, welche meinen, daß nur die Augen den feurigen Pfeil entzünden, womit Amor die Herzen verwundet, und verspotten Diejenigen, welche dafür halten, daß man sich auch wohl vom Hörensagen verlieben könnte. Die Geschichte, die ich Euch erzählen will, wird Euch beweisen, daß Jene sich irren; und Ihr werdet Euch dadurch überzeugen, daß das bloße Gerücht nicht nur dieses zuwege bringen, sondern auch zweien Liebenden ein trauriges Ende bereiten konnte.

Guilielmo, welchen die Geschichte als den zweiten König von Sicilien anführt, hatte nur zwei Kinder, einen Sohn Namens Ruggieri, und eine Tochter, Constanza genannt. Ruggieri starb früher als sein Vater, und hinterließ einen Sohn, welcher Gerbino hieß. Sein Großvater ließ ihn mit vieler Sorgfalt erziehen, und er ward ein schöner, leutseliger und biederer Jüngling. Sein Ruhm verbreitete sich nicht nur in Sicilien, sondern erscholl auch in vielen andern Ländern, und ward besonders in der Barbarei bekannt, welche damals dem Könige von Sicilien zinsbar war. Unter denen, welchen der Ruhm von Gerbino's großen Vorzügen zu Ohren kam, befand sich die Tochter des Königs von Tunis, welche nach dem Zeugniß eines Jeden, der sie gesehen hatte, nicht nur das schönste, sondern auch das edelmüthigste und liebenswürdigste Geschöpf war, das jemals die Natur hervorbrachte. Da sie gerne von tapfern und biedern Männern reden hörte, so merkte sie auf die rühmlichen Thaten, welche bald Dieser bald Jener von Gerbino erzählte, mit so vielem Wohlgefallen, und dachte mit solcher Wollust daran, daß sie sich ein Bild von

ihm entwarf, und sich so sehr in dieses Geschöpf ihrer Einbildung verliebte, daß sie von Niemand anders lieber sprach oder reden hörte, als von Gerbino.

Von der andern Seite hatte sich der Ruf von ihrer eigenen Schönheit und von ihren herrlichen Tugenden nicht minder allgemein ausgebreitet, und war auch in Sicilien nicht vergeblich dem Prinzen Gerbino zu Ohren gekommen, vielmehr hatte er so viel Wohlgefallen daran gefunden, daß er nicht weniger für die Prinzessin eingenommen war, als sie für ihn. Er ward demnach über alle Maße begierig, sie zu sehen, und indem er nur auf eine schickliche Gelegenheit wartete, seinen Großvater um die Erlaubniß zu bitten, nach Tunis zu gehen, gab er einem jeden seiner Freunde, welcher dahin ging, den Auftrag, ihr mit guter Manier seine geheimen Wünsche und seine große Liebe zu erkennen zu geben, und ihm wieder von ihr Nachricht zu bringen. Einem von ihnen gelang es, diesen Auftrag sehr geschickt auszurichten, indem er ihr, als ein Kaufmann verkleidet, allerlei Frauenzimmerschmuck anbot, und dabei Gelegenheit nahm, ihr die Liebe des Prinzen zu entdecken, und ihr zu versichern, daß er, und alles was er vermöchte, ihr ganz zu Gebote stände.

Sie empfing die Botschaft und den Abgesandten mit Freuden, gab ihm zur Antwort, daß sie nicht minder zärtlich gegen den Prinzen gesinnt wäre, und schickte ihm zum Beweise eins von ihren liebsten Kleinoden zum Geschenk.

Gerbino war so entzückt über diese Antwort, wie über den Empfang des theuersten Geschenks von der Welt; er schrieb noch oft an die Prinzessin mit eben demselben Boten, sandte ihr manches köstliche Geschenk, und knüpfte mit ihr ein gewisses Verständniß an, daß sie einander sehen und sprechen wollten, wenn das Glück ihnen dazu eine günstige Gelegenheit darböte.

Weil es sich aber damit, zum nicht geringen Mißbehagen der Prinzessin und des eben so zärtlichen Gerbino, ein wenig zu sehr in die Länge verzog, so begab es sich unterdessen, daß der König von Tunis seine Tochter dem Könige von Granada zur Gemahlin versprach, worüber sie sich außerordentlich grämte; weil sie dadurch nicht nur weit von ihrem Liebhaber entfernt, sondern ihm auch auf immer entrissen ward, und wenn sie nur ein Mittel gewußt hätte, so wäre sie gerne, um dieses zu verhüten, von ihrem Vater geflohen, um sich dem Gerbino in die Arme zu werfen.

Gerbino ward ebenfalls äußerst bestürzt über die Nachricht von dieser Vermählung, und sann oft ernstlich auf Mittel, die Prinzessin mit Gewalt zu entführen, im Fall sie zur See zu ihrem künftigen Gemahle reisen sollte.

Der König von Tunis erfuhr inzwischen etwas von diesem Liebesverständniß und von den Absichten des Gerbino, und da er seine Tapferkeit kannte, und Gewalt befürchtete, so gab er, wie die Zeit der Abreise seiner Tochter kam, Nachricht davon an den König Guilielmo, und bat um Sicherheit, daß weder Gerbino, noch irgend ein Anderer, ihre Reise stören sollte.

Der König Guilielmo, der ein alter Herr war, und von der Liebe seines Enkels nichts wußte, ließ sich nichts von einer solchen Ursache träumen, weswegen man diese Sicherheit von ihm verlangte. Er bewilligte sie demnach ohne Schwierigkeit, und schickte dem Könige von Tunis seinen Handschuh darüber zum Pfande. Wie dieser das Pfand in den Händen hatte, ließ er ein großes prächtiges Schiff im Hafen von Carthago ausrüsten, und es mit allem versehen, was zur Bequemlichkeit derjenigen dienen konnte, welche damit abreisen sollte. Indeß alle diese großen Anstalten gemacht wurden, und man nur noch auf guten Wind wartete, hatte die junge Prinzessin, die das alles sah und hörte, insgeheim einen ihrer Diener nach Palermo gesandt, und ihm befohlen, den schönen Gerbino von ihr zu grüßen, und ihm zu sagen: sie ginge in einigen Tagen nach Granada ab, und jetzt wäre es Zeit, zu zeigen, ob er so tapfer wäre, wie man von ihm rühmte, und ob er sie so aufrichtig liebte, wie er ihr oft hätte versichern lassen. Der Bote richtete seinen Auftrag pünktlich aus, und kam zurück nach Tunis.

Wie Gerbino diese Botschaft erhielt, und wußte, daß sein Großvater dem Könige von Tunis sein Wort gegeben hatte, wußte er sich nicht zu rathen; doch da der Sporn der Liebe ihn trieb, und die Worte der Prinzessin ihn aufforderten, und da er sich nicht der Feigheit verdächtig machen wollte, so ging er nach Messina, ließ daselbst in aller Eile zwei leichte Galeeren ausrüsten, bemannte sie mit tapfern Leuten, und kreuzte damit jenseits Sardinien, um das Schiff der Prinzessin aufzufangen. Er hatte auch noch nicht lange gewartet, wie das Schiff mit einem schwachen Lüftchen angesegelt kam. So bald er es erblickte, rief er seinen Gefährten zu: „Meine Freunde, wenn Ihr die tapfern Männer seid, wofür ich Euch halte, so wird auch wohl keiner unter Euch sein, der nicht liebt, oder geliebt hat,

denn ich glaube, daß kein Sterblicher ohne die Liebe zu etwas Großem und Gutem fähig ist; und wenn Ihr verliebt gewesen seid oder seid es noch, so könnt Ihr Euch leicht meine Wünsche erklären. Ich liebe, und die Liebe bewog mich, Euch diese Mühe zu verursachen; der Gegenstand meiner Zärtlichkeit befindet sich auf dem Schiffe, welches uns dort entgegen kommt, und außer diesem, der mir am meisten am Herzen liegt, ist es auch noch mit großen Schätzen beladen, die Ihr, wenn Ihr tapfer seid, mit leichter Mühe erobern könnt. Ich begehre für meinen Antheil an der Beute nichts weiter, als ein einziges Frauenzimmer, um dessentwillen ich allein die Waffen ergriffen habe, alles Uebrige bleibt Euch meinetwegen von Stunde an gänzlich überlassen. Frisch auf denn, laßt uns auf gutes Glück das Schiff angreifen, der Himmel selbst begünstigt unsere Unternehmung, und versagt Jenen den Wind, damit sie uns nicht entkommen."

Der schöne Gerbino hätte bei weitem so viele Worte nicht nöthig gehabt, denn seine Messinesen waren begierig genug auf den Raub, um von selbst zu dem Werke Lust zu bezeigen, wozu er sie mit seiner Rede aufmunterte. Sie antworteten ihm mit einem lauten Geschrei des Beifalls, stießen in die Trompeten, griffen zu den Waffen, und ruderten fröhlich nach dem Schiffe zu. Wie die Mannschaft desselben die Galeeren gewahr ward, und fand, daß es unmöglich war, zu entfliehen, rüstete sie sich zur Gegenwehr. Wie Gerbino sich ihnen näherte, ließ er ihnen zurufen, sie sollten ihren Befehlshaber zu ihm an Bord kommen lassen, wenn sie sich nicht mit ihm schlagen wollten. Die Sarazenen, welche sahen, mit wem sie es zu thun hatten, antworteten: man könne sie nicht angreifen, ohne das Wort des Königes Guilielmo zu brechen, und sie zeigten deswegen seinen Handschuh vor, indem sie zugleich erklärten, daß sie ohne zu fechten, weder sich selbst ergeben, noch irgend etwas, das sich am Bord ihres Schiffes befände, ausliefern würden.

Gerbino, der indessen von dem Verdeck seiner Galeere die reizende Prinzessin erblickt, und sie noch weit schöner gefunden hatte, als er sie sich dachte, ward dadurch noch mehr entflammt, und sprach, indem man ihm den Handschuh zeigte: „Hier ist nicht die Rede von einer Falkenjagd, wobei man Handschuhe nöthig hat. Gebt die Prinzessin heraus, oder macht Euch fertig zum Gefecht."

Nun säumte man nicht länger, einander mit Pfeilen und Steinen zu beschießen, und lange ward die mörderische Schlacht mit großem Verlust

an beiden Seiten fortgesetzt. Wie Gerbino endlich fand, daß das Ferngefecht ihm nichts fruchtete, ließ er ein Boot aussetzen, das er aus Sardinien mitgebracht hatte, und ließ es an das feindliche Schiff befestigen und in Brand stecken, indeß er befahl, seine beiden Galeeren mit ihren Enterhaken sich an die Seiten desselben anzuklammern. Wie die Sarazenen dieses sahen, und daß ihnen nichts anders übrig blieb, als sich zu ergeben oder zu sterben, brachten sie die Prinzessin, welche in Thränen schwamm, auf das Verdeck, führten sie nach dem Vorderkastell, und riefen den Gerbino; und obgleich sie mit heißen Thränen um Schonung bat, so mordeten sie sie dennoch vor seinen Augen, und riefen ihm zu, indem sie ihren Leichnam in's Meer warfen: „Da, nimm sie hin, so wie wir sie Dir geben dürfen, und wie Deine Treulosigkeit es verdient!"

Gerbino wünschte nur den Tod, wie er ein Zeuge dieser Grausamkeit war, weder Pfeile noch Steine konnten ihn jetzt aufhalten, Trotz der Menge der Feinde, die ihm widerstand, in das feindliche Schiff zu dringen; und so wie der grimmige Löwe, wenn er unter die wehrlose Heerde sprengt, mit Zahn und Kralle bald hier, bald dort um sich würgt, und eher seine Wuth als seinen Hunger zu sättigen sucht, so würgte Gerbino mit dem Schwert in der Hand die Türken nieder, und indem die Flamme in dem Schiffe schon anfing um sich zu greifen, ließ er seine Leute rauben und plündern, was sie konnten, und bestieg nach diesem traurigen Siege über seine Feinde wieder sein eigenes Schiff. Den Leichnam der Prinzessin ließ er auffischen, weinte über sie häufige Thränen, und wie er in Sicilien wieder landete, ließ er sie auf Ustica, einer kleinen Insel, Trapani fast gegenüber, feierlich zur Erde bestatten, worauf er höchst betrübt sich wieder nach Hause begab.

Wie der König von Tunis dieses erfuhr, schickte er Abgesandte in Trauerkleidern zum Könige Guilielmo, die sich beschweren mußten, daß man ihrem Herrn so übel Wort gehalten hätte, und dem Könige den ganzen Vorfall mit allen Umständen erzählten. Der alte König ward darüber sehr bekümmert, allein ihm blieb kein Mittel übrig, die Genugthuung zu versagen, die man von ihm forderte. Er ließ demnach seinen Enkel in Verhaft bringen, und obwohl unter seinen Baronen kein einziger war, der nicht um Gnade für ihn bat, so sprach er ihm doch selbst das Todesurtheil, und ließ ihn vor seinen Augen enthaupten, weil er lieber seinen einzigen Enkel verlieren, als treulos und wortbrüchig scheinen wollte.

So starben die beiden Liebenden in wenigen Tagen nach einander eines schmerzlichen Todes, ohne die geringste Frucht ihrer Liebe genossen zu haben."

Fünfte Erzählung.

Lisabetta's Brüder morden ihren Liebhaber. Er erscheint ihr im Traume, und sagt ihr, wo sie seinen Leichnam verscharrt haben. Sie gräbt heimlich sein Haupt aus und verbirgt es in einem Blumentopfe, über welchem sie täglich eine volle Stunde weint. Wie ihre Brüder ihr auch diesen wegnehmen, stirbt sie bald darauf vor Schmerz.

Wie Elissa ihre Erzählung geendigt, und der König ihr einige Lobsprüche darüber ertheilt hatte, ward Filomena aufgefordert, weiter zu erzählen. Gerührt von Mitleiden mit dem unglücklichen Gerbino und seiner Geliebten, zollte sie ihnen einen theilnehmenden Seufzer, und sagte:

„Meine Geschichte, holde Gespielinnen, betrifft keine so vornehme Personen, wie diejenigen, von welchen Elissa uns erzählt hat; allein sie ist vielleicht darum nicht weniger rührend. Messina, dessen eben erst erwähnt ward, bringt sie mir ins Gedächtniß, weil sie sich dort zugetragen hat.

Es waren nämlich in Messina drei Brüder, die Söhne eines bemittelten Kaufmanns aus San Gimignano, welche ihr Vater in sehr guten Umständen nachgelassen hatte. Diese hatten eine Schwester, Namen Lisabetta, ein junges, schönes und wohlerzogenes Mädchen, an deren Verheiratung sie aber (es sei aus welcher Ursache es wolle) nicht dachten. In einem ihrer Kramladen diente ein junger Mann aus Pisa, Namens Lorenzo, welcher alle ihre Geschäfte leitete und ausrichtete. Da er ein schöner, angenehmer, junger Mann war, und Lisabetta ihn täglich vor Augen hatte, so fand sie allmälig einen großen Gefallen an ihm; und wie Lorenzo dieses bei einigen Gelegenheiten bemerkte, so gab er ebenfalls alle seine anderen Liebeshändel auf, und fing an, seine Gedanken auf Lisabetta allein zu richten. Da sie nun einander an beiden Seiten gefielen, so währte es nicht lange, bis sie sich gegenseitig ihre Wünsche und Neigungen eröffneten und ihr angefangenes Liebesverständniß zum Vergnügen beider Theile eine geraume Zeit lang fortsetzten. Weil sie aber dabei nicht vorsichtig genug zu Werke gingen, so traf es sich eines Abends, indem Lisabetta zu ihrem Lorenzo in sein Zimmer ging, daß der älteste Bruder (unbemerkt von ihr)

es gewahr ward. So sehr ihn dieses auch verdroß, so war er doch klug genug, sich nichts merken zu lassen, daß er sie belauscht hatte, sondern er wartete den andern Morgen ruhig ab, und überlegte indessen die Maßregeln, die er nehmen wollte. Des andern Morgens früh erzählte er seinem Bruder, was er des Abends zuvor entdeckt hatte, und nach langer Berathschlagung beschlossen sie einmüthig, um sich selbst und ihre Schwester nicht in Schimpf zu bringen, daß sie still schweigen und sich stellen wollten, als ob sie nichts gesehen oder bemerkt hätten, bis sie eine bequeme Gelegenheit fänden, ohne Geräusch und Gefahr ihre Schande auszulöschen, ehe die Sachen zu weit gingen. Indessen verbargen sie ihre Absicht, stellten sich in ihren Reden und in ihrem Betragen gegen Lorenzo immer so freundlich, wie sonst, und auf diese Weise gaben sie einst auch vor, sie wollten sich in Gesellschaft mit ihm außer der Stadt ein Vergnügen machen. Indem sie ihn nun an einen einsamen Ort lockten, und ihre Gelegenheit sahen, schlugen sie ihn todt, und verscharrten ihn an einem Orte, wo ihn Niemand finden konnte. Wie sie in die Stadt zurück kamen, gaben sie vor, sie hätten ihn in ihren Geschäften auf Reisen geschickt, und dieses fand um desto leichter Glauben, da sie ihn oft umher zu verschicken pflegten. Wie er aber in langer Zeit nicht wieder kam, und Lisabetta ihre Brüder oft und angelegentlich nach ihm fragte, weil seine Abwesenheit ihr zu lange dauerte, gab ihr einst einer von ihnen zur Antwort: „Was soll das bedeuten? Was geht Lorenzo Dich an, daß Du Dich so oft nach ihm erkundigst? Wo Du noch einmal nach ihm fragst, so werden wir Dir antworten, wie sichs gebührt."

Das Mädchen ward darüber äußerst traurig; doch da sie nichts damit ausrichten konnte, so unterließ sie, ferner nach ihm zu fragen; allein sie pflegte ihn oft des Nachts zärtlich zu rufen, und ihn zu sich zu wünschen; oft schwamm sie in Thränen, klagte Stunden lang um ihn, und harrete beständig, ohne eine frohe Stunde zu genießen. Einst, wie sie in der Nacht bitterlich darüber weinte, daß ihr Lorenzo nicht wieder kam, und wie sie endlich unter vielen Thränen einschlief, erschien er ihr im Traume, blaß und verstört, mit zerrissenen und vermoderten Kleidern, und es schien ihr, als ob er zu ihr sagte: „Ach Lisabetta! Du thust nichts, als mich zu rufen, und Dich über meine lange Abwesenheit zu bekümmern, und mich deswegen mit Deinen Thränen anzuklagen. Wisse demnach, daß ich nie wiederkommen kann; denn an dem Tage, da wir das letzte Mal einander sahen, haben Deine eigenen Brüder mich erschlagen." Er beschrieb ihr auch den Ort, wo

sie ihn verscharrt hätten, und bat sie, ihn nicht mehr zu rufen, und nicht auf ihn zu warten; worauf er verschwand.

Sie erwachte und glaubte an die Erscheinung. Wie sie des Morgens aufstand, wagte sie es nicht, ihren Brüdern etwas darüber zu sagen; allein sie nahm sich vor, nach dem angezeigten Orte zu gehen, und zu sehen, ob dasjenige, was sie im Traume vernommen hatte, sich wirklich so verhielte. Sobald sie sich demnach Erlaubniß verschaffen konnte, sich außer der Stadt ein wenig zu erholen, ging sie mit einer vertrauten Magd, welche um ihr Geheimniß wußte und die Verliebten oft bei einander gesehen hatte, nach der bezeichneten Stelle, wo sie ein wenig dürres Laub wegräumten, unter welchem sie an der lockersten Stelle anfingen zu graben. Sie waren noch nicht sehr tief in die Erde gekommen, wie sie schon den Leichnam des unglücklichen Lorenzo fanden, welchen die Fäulniß noch nicht sehr entstellt hatte. Lisabetta fand demnach die Wahrheit der Erscheinung bestätigt, und wollte vor Schmerz darüber vergehen. Da sie mit Thränen nichts ausrichten konnte, so hätte sie wenigstens gewünscht, den Leichnam ganz fortbringen zu können, um ihm ein anständigeres Begräbniß zu verschaffen. Weil aber auch dieses nicht möglich war, so trennte sie mit einem Messer das Haupt von dem Rumpfe, wickelte es in ein Tuch und ließ es ihre Magd in der Schürze tragen, worauf sie den Leichnam wieder mit Erde bedeckten, und ohne daß Jemand etwas davon gemerkt hätte, wieder nach Hause gingen. Hier vergoß Lisabetta zuerst in ihrer Kammer so viele und heiße Thränen über dem Haupte, daß sie es ganz damit badete, indem sie es zugleich mit tausend zärtlichen Küssen bedeckte. Darauf nahm sie einen großen schönen Topf, in welchen man Majoran oder Basilicum zu pflanzen pflegt, wickelte den Kopf in ein kostbares Tuch, und legte ihn hinein, bedeckte ihn mit Erde, und pflanzte darin eine Staude von dem schönsten salernitanischen Basilicum, welche sie mit nichts begoß, als mit Rosen- und Pomeranzenwasser, und mit ihren eigenen Thränen. Bei diesem Topfe pflegte sie beständig zu sitzen, und ihre Blicke daran zu weiden, als an demjenigen Behältniß, welches ihren Lorenzo umschloß. Oft, wenn sie ihn lange betrachtet hatte, vergoß sie über ihn so häufige Thränen, daß sie die ganze Staude damit benetzte. Da sie dieses oft und lange wiederholte und die Erde überdies von dem verwesenden Kopfe gedüngt ward, so wuchs die Staude so schön und üppig heran, daß sie den herrlichsten Wohlgeruch verbreitete.

Weil sich Lisabetta immer so viel mit dem Topfe beschäftigte, so

wurden dieses die Nachbarn oft gewahr, und entdeckten den Brüdern (die sich sehr darüber verwunderten, daß ihre Schönheit so dahin schwand, und daß ihr die Augen oft wie aus dem Kopfe geschwollen waren), was sie bemerkt hätten, und was Lisabetta sich täglich zum Geschäft machte. Wie die Brüder dieses erfuhren und es wahr befanden, mahnten sie ihre Schwester einige Mal davon ab, und wie dieses nichts half, ließen sie ihr einst den Topf heimlich wegnehmen. Wie sie ihn vermißte, bat sie mehr als einmal inständig, man möchte ihn ihr wiedergeben, und wie sie dieses nicht erhalten konnte, hörte sie nicht auf zu weinen und zu klagen, bis sie darüber krank ward, und auch während ihrer Krankheit seufzte sie nur immer nach ihrem Topfe.

Die Brüder, welche die Ursache davon nicht begreifen konnten, wurden neugierig zu wissen, was in dem Topfe verborgen wäre. Wie sie die Erde wegräumten, fanden sie das Tuch, und in demselben den Kopf, der noch nicht so völlig verweset war, daß sie ihn nicht an den krausen Locken für den Kopf des Lorenzo erkannt hätten. Sie erschraken darüber und fürchteten, die Sache möchte ruchbar werden. Sie verscharrten den Kopf, und eilten Messina zu verlassen und das Ihrige auf die Seite zu schaffen, womit sie nach Neapel flüchteten. Lisabetta hörte indessen nicht auf zu weinen und ihren Basilicum zu fordern, bis sie vor Kummer starb; und so nahm ihre unglückliche Liebe ein Ende.

Nach einiger Zeit erfuhren viele Leute diese Geschichte und es ward dadurch Jemand veranlaßt, das Lied zu dichten, das man noch heutiges Tages so oft singen hört:

> Wer war der Barbar mit dem Herzen von Stahl,
> Der mir mein Salerner Basilicum stahl? '

Sechste Erzählung.

Andreola liebt den Gabriotto. Sie erzählt ihm einen Traum, den sie gehabt hat, und er sagt ihr wieder, was ihm geträumt habe; worauf er plötzlich in ihren Armen stirbt. Indem sie mit Hülfe ihrer Magd seinen Leichnam nach seinem Hause schaffen will, werden sie Beide von der Wache angehalten. Sie erzählt dem Stadtrichter den ganzen Verlauf der Sache, und widersteht darauf seinen ungebührlichen Anmuthungen. Ihr Vater erfährt ihr Schicksal und bewirkt ihre Befreiung, indem ihre Unschuld erwiesen wird. Sie entsagt darauf allem Umgang mit der Welt und geht in ein Kloster.

Filomena's Erzählung war den Frauenzimmern sehr willkommen, weil sie das angeführte Lied oft gehört, aber nie die Veranlassung dazu erfahren hatten. Wie der König vernahm, daß die Geschichte zu Ende war, trug er dem Pamfilo auf, der Ordnung zu folgen.

Pamfilo sagte: „Der Traum, von welchem in der vorigen Geschichte die Rede war, erinnert mich an eine andere, in welcher zwei Träume vorkommen. So wie aber jener eine bereits geschehene Sache andeutete, so waren diese eine Vorbedeutung einer zukünftigen, und kaum hatten sie sich die Personen einander mitgetheilt, welche sie gehabt hatten, so gingen sie auch beide in Erfüllung. Ich muß Euch indessen sagen, meine liebenswürdigen Schönen, daß es einem jeden lebendigen Menschen oft widerfährt, verschiedene Dinge im Traume zu sehen, die ihm, so lange er schläft, lauter Wirklichkeiten zu sein scheinen, die er aber beim Erwachen bald für wahr, bald für wahrscheinlich, bald für leer und unbedeutend hält, wiewohl einige davon wirklich zu Zeiten eintreffen. Daher giebt es denn auch Viele, die in einen jeden Traum so viel Glauben setzen, als in Dinge, welche sie wachend sahen, und die sich über jeden ihrer Träume freuen oder betrüben, nachdem er ihnen Furcht oder Hoffnung einflößt. Dagegen sind wieder andere, die sich an keinen einzigen Traum kehren, bis sie in derjenigen Gefahr umkommen, wovor er sie warnte. Ich kann weder das eine, noch das andere billigen, weil ich glaube, daß die Träume zwar nicht alle wahr sind, aber auch nicht alle trügen. Daß sie nicht alle wahr sind, das hat wohl schon ein Jeder von uns mehr als einmal erfahren. Daß sie jedoch auch nicht alle trügen, das haben wir bereits aus Filomena's Erzählung erfahren, und ich denke, wie gesagt, durch die meinige Euch noch mehr davon zu überführen. Denn ich glaube, wer recht denkt und tugendhaft handelt, der braucht sich vor keinem Traume zu scheuen, und sich dadurch von seinem

guten Vorsatz abschrecken zu lassen. In unrechten und sträflichen Dingen aber soll man sich durch keine Träume täuschen lassen, die einen guten Ausgang zu versprechen scheinen, und dem Träumer lauter angenehme Dinge vorspiegeln; sondern man darf sich nur gewiß das Gegentheil dabei denken. Doch laßt uns zu unserer Geschichte kommen:

In Brescia war ein angesehener Mann, Namens Messer' Negro da Ponte Carrero, welcher verschiedene Kinder und unter andern eine sehr schöne, noch unverheiratete Tochter, Namens Andreola, hatte, die sich zufälligerweise in einen ihrer Nachbarn verliebte, der Gabriotto hieß, und zwar von geringer Herkunft war, aber von löblichen Sitten, und dabei schön und liebenswürdig von Gestalt. Mit Beihülfe einer Magd wußte sie nicht nur dem Gabriotto ihre Liebe zu erkennen zu geben, sondern es auch so einzurichten, daß er sie in einem schönen Garten ihres Vaters zu ihrem beiderseitigen Vergnügen mehr als einmal sprechen konnte, und damit nichts als der Tod ihre glückliche Verbindung trennen möchte, so wurden sie insgeheim Mann und Weib. Indem sie nun von Zeit zu Zeit ihre verstohlnen Zusammenkünfte fortsetzten, traf es sich einmal, daß Andreola im Traume sich mit Gabriotto in dem Garten zu befinden und ihn voll beiderseitiger Wonne zu umarmen glaubte. Plötzlich schien es ihr, daß etwas Dunkles und Schreckliches aus seinem Leibe hervorginge, dessen Gestalt sie nicht erkennen konnte, welches den Gabriotto ergriff, und alles ihres Sträubens ungeachtet ihn mit unwiderstehlicher Gewalt ihren Armen entriß. Sie empfand darüber einen so heftigen Schmerz, daß sie davon erwachte, und wiewohl sie sich freuete, daß es nur ein Traum gewesen war, so verursachte dieser Traum ihr doch einige Besorgniß. Wie demnach Gabriotto am folgenden Abend wünschte, sie zu besuchen, gab sie sich alle Mühe, ihn abzuhalten, zu ihr zu kommen; weil er aber so sehr darauf bestand, daß sie fürchten mußte, er würde etwas Unrechtes argwöhnen, wenn sie sich seinem Willen widersetzte, so empfing sie ihn des Abends in ihrem Garten, woselbst sie, weil es in der Rosenzeit war, eine Menge rother und weißer Rosen pflückten, und sich darauf miteinander neben einem schönem krystallhellen Brunnen lagerten. Nachdem sie dort eine geraume Zeit in frohem Genusse verweilt hatten, fragte Gabriotto sie nach der Ursache, weswegen sie ihm diese Zusammenkunft hätte versagen wollen. Sie erzählte ihm darauf den Traum, den sie in der vergangenen Nacht gehabt hatte, und die Besorgniß, welchen sie deswegen empfunden habe. Gabriotto lachte darüber, und

behauptete, es wäre eine große Thorheit, an Träume zu glauben, weil sie blos von zu vielem Ueberfluß oder Mangel an Speise und Trank herrührten, und weil man täglich sähe, daß sie lauter nichtige Dinge wären. „Wenn ich (fuhr er fort) auf jeden Traum achten wollte, so wäre ich selbst heute nicht zu Dir gekommen, und zwar nicht um Deines Traums willen, sondern wegen eines andern, den ich ebenfalls in der vorigen Nacht geträumt habe. Ich glaubte mich nämlich in einem schönen und anmuthigen Walde zu befinden, und indem ich daselbst jagte, fing ich ein Reh, daß so schön und niedlich war, als ich irgend eines gesehen hatte; es war weiß wie der Schnee, und gewöhnte sich in kurzer Zeit so sehr an mich, daß es mir nicht von der Seite kam; dabei war es mir so lieb geworden, daß ich, um es nie zu verlieren, ihm ein goldenes Halsband umgethan hatte, mit einer goldenen Kette, an welcher ich es beständig führte. Wie dieses Reh hernach einmal neben mir lag und seinen Kopf in meinen Schooß gelegt hatte, schien es mir, als wenn eine kohlschwarze Windhündin (ich weiß nicht woher) heißhungrig, und schrecklich anzusehen, auf mich zugesprungen kam, welche mir die Schnauze an die linke Brust setzte, mir bis an das Herz in den Busen nagte, es heraus riß und damit fortlief, welches mich so greulich schmerzte, daß ich davon erwachte, und den Augenblick mit der Hand nach meiner Seite fühlte, ob daselbst etwas Böses befindlich wäre. Wie ich aber nichts fand, lachte ich über mich selbst, daß ich darnach gesucht hatte. Allein was hat das auf sich! Ich habe dergleichen Träume, und noch wohl schrecklicher, schon oft gehabt, und mir ist darum nichts mehr, noch weniger geschehen: laß es also nur gut sein, und laß uns die Zeit zu unserm Vergnügen anwenden."

War das junge Weibchen bereits über ihren eigenen Traum erschrocken, so erschrack sie jetzt noch mehr, wie sie dieses hörte; doch um ihrem Gabriotto keinen Unmuth zu verursachen, gab sie sich alle Mühe, ihre Furcht zu verbergen. Obwohl sie ihn demnach einmal über das andere mit anscheinender Heiterkeit zärtlich umarmte, so konnte sie sich dennoch nicht enthalten, eine gewisse Unruhe zu empfinden, die sie sich selbst nicht erklären konnte, und von Zeit zu Zeit, öfter als sie gewöhnt war, bald ihm ins Gesicht zu sehen, bald um sich her zu schauen, ob nicht etwas sich näherte. Mit einem Mal stieß Gabriotto einen tiefen Seufzer aus, schmiegte sich an sie, und rief: „O Weh, meine Theuerste! Hilf mir, ich sterbe." Mit diesen Worten sank er nieder auf den Rasen.

Aeußerst erschrocken empfing ihn Andreola in ihrem Schooße, und fragte mit Thränen: „Was ist Dir, mein Geliebter?" Allein Gabriotto gab keine Antwort; der Todesschweiß trat ihm vor die Stirne, er athmete nur noch einmal auf, und verschied. Wie heftig sein plötzlicher Tod die junge Frau bewegte, die ihn mehr als sich selbst liebte, das kann man sich leicht denken. Sie weinte bitterlich, und rief ihn mehr als einmal; allein vergeblich. Nachdem sie ihn am ganzen Leibe befühlt, und ihn überall kalt und erstarrt gefunden hatte, konnte sie seinen Tod nicht länger bezweifeln, und nun wußte sie sich weder zu rathen, noch zu helfen. Mit verweinten Augen eilte sie, ihre vertraute Magd zu rufen, und klagte ihr ihre Noth und ihren Schmerz, und nachdem sie Beide eine Zeit lang über dem erblaßten Antlitze des Gabriotto geweint hatten, sagte die junge Frau zu ihrer Magd: „Ich mag nicht länger leben, nachdem mir der Tod meinen einzigen Geliebten geraubt hat; doch ehe ich die Hand an mich selbst lege, wünschte ich, daß wir ein Mittel finden könnten, meine Ehre und das Geheimniß meiner Liebe in Sicherheit zu stellen, und diesem Leichnam, dessen geliebter Geist entflohen ist, zum Begräbniß zu verhelfen."

„Gott verhüte, mein Töchterchen (versetzte die Magd), daß Du Dich um's Leben brächtest! denn nachdem Du Deinen Geliebten in dieser Welt verloren hast, so würde er auch in jener für Dich ewig verloren sein, wenn Du zur Mörderin an Dir selbst würdest; denn Du würdest zur Verdammniß fahren, wohin seine Seele gewiß nicht gegangen ist, weil er ein guter Jüngling war. Du solltest lieber suchen, Dich zu trösten, und durch Gebete und gute Werke seiner Seele beizustehen, wenn er dessen vielleicht wegen einiger Sünden bedürfte. Zu seinem Begräbniß ist leicht Rath zu schaffen. Wir können ihn entweder hier im Garten begraben, und Niemand wird etwas davon erfahren, weil kein Mensch weiß, daß er jemals hierher gekommen ist; oder wenn Dir das nicht gefällt: so laß uns ihn vor den Garten hinaustragen, wo man ihn morgen früh wohl finden, und ihn nach Hause tragen wird, damit die Seinigen ihn zur Erde bestatten."

So tief betrübt die junge Wittwe war, und so wenig sie aufhören konnte zu weinen, so war sie doch aufmerksam auf die Ermahnung ihrer Magd. Der erste Theil derselben wollte ihr nicht in den Sinn, und auf den zweiten gab sie zur Antwort: „Das verhüte der Himmel, daß ich zugeben sollte, daß mein Geliebter und Gemahl wie ein Hund verscharrt, oder auf die Straße hinausgeworfen würde! Meine Thränen sind über ihn geflossen,

und so viel an mir liegt, will ich dazu beitragen, daß auch die Thränen seiner Verwandten ihm fließen sollen; ich weiß auch schon, wie wir es anfangen wollen."

Sie schickte darauf sogleich ihre Magd nach einem seidenen Gewande, das sie in ihrem Kasten hatte; dieses breitete sie auf die Erde und legte den Leichnam darauf, legte ihm ein Ohrkissen unter das Haupt, und nachdem sie ihm Mund und Augen zugedrückt, ihm einen Kranz von Rosen aufgesetzt, und ihn mit den übrigen gepflückten Rosen bestreuet hatte, sprach sie zu der Magd: „Von hier bis nach seiner Hausthüre ist der Weg nicht lang; darum wollen wir beiden, so bald wir ihn gehörig eingewickelt haben, ihn dahin tragen, und ihn vor seiner Schwelle niederlegen. Der Tag ist nicht mehr fern; dann wird man ihn finden, und so wenig tröstlich dieses für seine Verwandten sein wird, so ist es doch für mich beruhigend, in deren Armen er gestorben ist."

Mit diesen Worten beugte sie sich noch einmal über das Antlitz des Todten, und badete es lange Zeit mit ihren Thränen. Mehr als einmal mußte die Magd sie erinnern, daß es schon anfing zu tagen; endlich richtete sie sich wieder auf, zog den Ring von ihrem Finger, der sie mit Gabriotto vermählt hatte, und sprach mit Thränen, indem sie ihn an den seinigen steckte: „Theuerster Gemahl! wenn Dein Geist mich noch umschwebt, und meine Thränen sieht, oder wenn dem Leibe, nachdem die Seele entflohen ist, noch einige Empfindungen übrig bleiben, so empfange mit Wohlgefallen dies letzte Geschenk von derjenigen, die Du in Deinem Leben so sehr geliebt hast." Indem sie dieses sprach, sank sie ohnmächtig auf den Leichnam hin, und wie sie sich ein wenig wieder erholte, hob sie mit Hülfe ihrer Magd das Tuch auf, worin er gewickelt war, und nahm ihren Weg aus dem Garten nach seinem Hause. Der Zufall wollte, daß ihnen von ungefähr die Wächter begegneten, welche den todten Leichnam bei ihnen fanden, und sie anhielten. Andreola, welche sich den Tod mehr, als das Leben wünschte, und die Wächter erkannte, sprach mit Entschlossenheit: „Ich sehe wohl, wer Ihr seid, und daß ich umsonst versuchen würde, Euch zu entfliehen; ich bin bereit, mit Euch zu gehen, und mich vor Gericht zu stellen, um von diesem Vorfalle Rechenschaft zu geben: doch keiner von Euch unterstehe sich, da ich Euch willig folge, Hand an mich zu legen, oder etwas an diesem Leichnam zu berühren, wenn er nicht will, daß ich ihn verklagen soll." Die Wächter gehorchten, und führten sie nach dem Richthause, ohne sie, oder den Leichnam anzutasten

Der Richter stand auf, ließ Andreola in sein Zimmer kommen, und verhörte sie sehr umständlich, und nachdem auch die Aerzte den Leichnam besichtigt, und untersucht hatten, ob er nicht durch Gift umgekommen wäre, verneinten sie solches, und erklärten, daß ihm ein Blutgefäß nahe am Herzen zersprungen sei, welches ihn erstickt habe. Wie der Richter vernahm, daß man ihr wenig, oder nichts zur Last legen könnte, wollte er sich dennoch das Ansehn geben, daß er ihr eine Gunst erwiese, indem er ihr nur bloße Gerechtigkeit widerfahren ließ, und wollte ihr dagegen anmuthen, ihre Freiheit von ihm auf Kosten ihrer Tugend zu erkaufen. Sie wies aber seine Anmuthung mit Verachtung ab, und wie er darauf wider alles Recht und Billigkeit Gewalt brauchen wollte, lieh ihr gerechter Zorn ihr männliche Kräfte, und sie vertheidigte ihre Ehre gegen ihn, indem sie ihm zugleich mit schmählichen Worten seine Niederträchtigkeit vorwarf.

Indessen brach der Tag an; Messer' Negro erfuhr alles, eilte höchst betrübt mit vielen seiner Freunde nach dem Richthause, beschwerte sich über das Verfahren gegen seine Tochter, und verlangte sie zurück. Der Stadtrichter, welcher lieber mit guter Manier selbst eingestehen wollte, daß er Gewalt versucht hätte, als die Anklage der jungen Wittwe abwarten, erhob ihre Tugend und Standhaftigkeit mit vielen Lobsprüchen, und gestand, daß er beide auf die stärkste Probe gesetzt habe, um sie zu prüfen; ihr standhaftes Betragen habe ihn demnach so sehr zur Liebe bewogen, daß er sie, wenn ihr Vater und sie selbst nichts dawider hätten, gerne zur Gemahlin nehmen würde, obwohl sie die Wittwe eines Mannes von geringem Stande wäre. Indem davon gesprochen ward, erblickte Andreola ihren Vater, eilte ihm mit Thränen entgegen, und sagte: „Mein Vater, ich glaube nicht, daß ich nöthig habe, Euch die Geschichte meiner Unbesonnenheit und meines Unglücks zu erzählen; denn gewiß habt Ihr schon alles gehört und erfahren. Ich bitte Euch demnach, mir meinen Fehler zu verzeihen, daß ich ohne Euer Vorwissen denjenigen zu meinem Gemahl machte, den ich über alles liebte. Indem ich diese Verzeihung von Euch begehre, wünsche ich damit nicht, mein Leben zu fristen, sondern nur als Eure Tochter, und nicht als eine Euch Verhaßte aus der Welt zu scheiden."

Mit diesen Worten fiel sie ihm weinend zu Füßen. Messer' Negro, der schon sehr bei Jahren, und von Natur ein liebreicher gutmüthiger Mann war, weinte selbst über ihre Worte, und sprach zu ihr, indem er mit nassen Augen sie aufhob: „Meine Tochter, es wäre mir freilich unendlich lieber

gewesen, wenn Du einen Mann nach meinem Herzen genommen hättest, oder wenn Du ja Deiner eigenen Wahl folgen wolltest, so hätte ich mir auch das gefallen lassen; darum muß es mich schmerzen, daß Du mir Deine Wünsche verschwiegen, und mir so wenig Zutrauen bewiesen hast. Doch da die Sachen nun einmal so stehen, so will ich dasjenige, was ich für Deinen Gatten in seinem Leben gerne gethan hätte, noch jetzt im Tode an ihm thun; daß ich ihn nämlich liebe und ehre, als meinen Schwiegersohn."

Er wandte sich hierauf an seine Kinder und Verwandten, und befahl ihnen, dem Gabriotto ein ehrenvolles Leichenbegängniß zu halten. Unterdessen waren auch die Verwandten und Freundinnen des Verstorbenen, und fast alle Männer und Weiber der Stadt herbei gekommen. Man stellte deswegen den Leichnam auf dem Hofe aus, in dem Tuche, worin Andreola ihn gewickelt, und bedeckt mit allen Rosen, womit sie ihn bestreuet hatte, und es beweinten und beklagten ihn nicht nur die Frauenzimmer, die mit ihm verwandt waren, sondern fast alle Weiber, und manche Männer in der Stadt, und er ward nicht wie ein gemeiner Mann, sondern wie ein vornehmer Herr, von den angesehensten Bürgern der Stadt aus dem Schloßhofe zu Grabe getragen.

Nach einiger Zeit warb der Stadtrichter auf's Neue um Andreola, und ihr Vater unterstützte seinen Antrag bei ihr. Allein sie wollte von nichts hören, und da ihr Vater sie bei ihrem Willen ließ, so ging sie nebst ihrer Magd in ein Kloster, welches wegen der Frömmigkeit seiner Bewohnerinnen berühmt war. Hier lebten sie noch lange Zeit als Nonnen in frommer Eingezogenheit."

Siebente Erzählung.

Simona und Pasquino lieben einander. Sie gehen zusammen in einen Garten, woselbst Pasquino sich die Zähne mit einem Blatte Salbei reibt und plötzlich stirbt. Simona wird darauf eingezogen, und indem sie dem Richter erklären will, auf welche Art Pasquino ums Leben gekommen sei, reibt sie ein Blatt von derselben Staude an ihre Zähne und stirbt auf der Stelle.

Pamfilo war mit seiner Erzählung fertig; der König ließ sich nicht merken, daß er Mitleiden mit Andreola hatte, sondern er gab nur durch einen Wink Emilie zu verstehen, daß es ihm lieb sein würde, wenn sie die

angefangene Unterhaltung fortsetzte. Sie begann unverzüglich: „Liebe Gespielinnen! Pamfilo's Geschichte gibt mir Anlaß, Euch eine andere zu erzählen, die inzwischen mit der seinigen weiter nichts gemein hat, als daß Andreola ihren Geliebten in einem Garten verlor, welches auch das Schicksal derjenigen war, von welcher ich Euch erzählen will, und daß diese Letztere, gleich Andreola, vor Gericht gezogen ward, aus dessen Händen sie aber weder List noch Kunst, sondern nur ihr plötzlicher Tod befreiete. Was man uns auch hier bereits vormals gesagt hat, daß nämlich Amor zwar am liebsten in den Palästen der Großen wohnt, daß er aber dennoch nicht verschmäht, in den Hütten der Armen zu herrschen, sondern daß er auch in diesen bisweilen seine Gewalt fühlen läßt, so wie er sich als der mächtigste Herrscher in jenen furchtbar macht; dieses wird ebenfalls, zwar nicht als Hauptsache, aber doch beiläufig aus meiner Erzählung erhellen, in welcher ich Euch wieder nach unserer Vaterstadt zurückführen will, von deren Ringmauern wir uns eine Zeit lang ziemlich weit entfernt, und andere Weltgegenden durchstrichen haben, um uns von verschiedenen Dingen auf mancherlei Art zu unterhalten.

In Florenz war nämlich vor nicht gar langer Zeit ein junges Mädchen, welches nach ihrer Art ziemlich hübsch und artig war, eines armen Mannes Tochter, Namens Simona, und obwohl sie ihr Brot mit ihren Händen verdienen, und sich mit Wollspinnen nähren mußte, so war sie doch nicht so kleinmüthig dabei, daß sie es nicht gewagt hätte, den kleinen blinden Schützen in ihr Herz aufzunehmen, der schon seit einiger Zeit, in der Gestalt eines Jünglings von gleichem Gehalt und Stande, welcher ihr von Zeit zu Zeit Wolle zum Spinnen von seinem Herrn zu bringen pflegte, bei ihr angeklopft hatte. Kaum hatte sie ihn, unter dem gefälligen Bilde des Jünglings, der sie liebte, und sich Pasquino nannte, in ihr Herz eingelassen, so wuchs zwar ihr Wunsch, aber nicht ihr Muth, weiter zu gehen. Bei jedem Faden, den sie spann, bei jeder Flocke Wolle, die sie um ihren Rocken legte, entfuhren ihr tausend Seufzer, die ärger als Feuer brannten, indem sie sich an Denjenigen erinnerte, der ihr die Wolle gebracht hatte. Dieser ward an seiner Seite immer geschäftiger, nachzusehen, ob die Wolle seines Herrn auch fleißig gesponnen würde, und er bekümmerte sich mehr um Simona's Gespinnst, als um alle übrigen, als wenn von dem ihrigen das ganze Gewebe allein abhinge. Wie nun der Eine beständig mahnte, und die Andere sich immer gerne mochte mahnen lassen, so folgte

daraus, daß der Eine immer dreister ward, und daß die Andere von ihrer Schüchternheit immer mehr nachließ, bis ihre gegenseitige Sehnsucht sie völlig miteinander verband. Die Freuden der Liebe behagten auch Beiden so wohl, daß es von keiner Seite einer Aufforderung bedurfte, sondern daß Jeder dem Andern immer auf halbem Wege entgegen kam. Indem nun ihr Vergnügen von Tage zu Tage fortdauerte, und mit jedem Tage sich mehr erhöhte, drang einst Pasquino in Simona, daß sie mit ihm nach einem Garten gehen sollte, wo sie ohne lästige Späher in völliger Freiheit miteinander sein könnten. Simona war damit zufrieden, und gab gegen ihren Vater an einem Sonntag Nachmittag vor, daß sie nach Sanct Gallen gehen und Ablaß holen wollte; sie ging aber statt dessen mit einer Freundin, Namens Lagina, nach dem Garten, wohin Pasquino sie bestellt hatte. Hier fand sie ihren Liebhaber mit einem seiner Mitgesellen, der Puccino hieß, den man aber gewöhnlich den Stramba*) zu nennen pflegte, und weil sich hier zwischen dem Stramba und der Lagina eine neue Liebschaft entspann, so hatte sie Gelegenheit, mit ihrem Pasquino an einer Seite des Gartens ihrem Vergnügen nachzugehen, indeß das andere Paar sich einen andern Ort wählte. In demjenigen Theile des Gartens, wohin sich Pasquino und Simona begaben, stand ein großer und üppiger Bult von der schönsten Salbei, neben welchem sie sich lagerten, und nachdem sie sich eine geraume Zeit dem Vergnügen überlassen, und Vieles miteinander von der Vesperkost geschwatzt hatten, welche sie in der ruhigen Stille des Gartens erquicken sollte, brach Pasquino ein Blatt von der Salbei ab, rieb es an die Zähne, und versicherte Simona die Salbei wäre das beste und bequemste Mittel, die Zähne gesund zu erhalten. Wie er sich ein wenig den Mund gerieben hatte, fing er wieder an, von ihrer Vesperkost und von andern Dingen zu sprechen; allein er hatte kaum angefangen zu reden, so verwandelte sich sein ganzes Gesicht, bald darauf verging ihm das Sehen und Reden, und es währte nicht lange, so war er todt. Simona erschrak, und fing an zu weinen und zu schreien, und den Stramba und die Lagina zu rufen. Diese eilten herbei, und wie sie den Pasquino nicht nur todt, sondern ganz aufgeschwollen, und im Gesicht und überall voll blauer Flecken fanden, rief Stramba auf einmal: „Ha! Du böses Weksbild hast ihn vergiftet," und machte zugleich einen

*) Stramba ist ein Strick von Haidekraut.

Lärm, daß alle Nachbaren es hörten. Diese wurden durch den Lärm herbeigezogen, und wie sie den Pasquino todt und aufgeschwollen fanden, und hörten, daß Stramba darüber wehklagte und Simona beschuldigte, daß sie ihn vergiftet hätte, glaubten sie, daß es sich so verhielte, zumal da Simona vor Schmerz über den Verlust ihres Geliebten und vor Erstaunen so sehr außer sich war, daß sie nicht ein Wort zu ihrer Vertheidigung vorbringen konnte. Man versicherte sich also ihrer Person, und führte sie nach dem Hause des Stadtvogts. Hier ward sie von dem Stramba, Atticciato, Malagevoie und andern Mitgesellen des Pasquino, welche dazu gekommen waren, mit Erbitterung angeklagt; der Richter nahm die Sache unverzüglich vor, und da er nicht begreifen konnte, was dem jungen Mädchen Anlaß zu einer solchen Frevelthat könnte gegeben haben, sondern sie vielmehr für unschuldig hielt, so entschloß er sich, in ihrer Gegenwart den Leichnam zu besichtigen, und die Umstände genauer zu untersuchen, die ihm ihre Reden nicht begreiflich genug machten. Er ließ sie demnach ohne Getümmel nach dem Orte führen, wo der Leichnam des Pasquino noch lag, und wie ein Faß geschwollen war, worüber er erstaunte, und Simona fragte, wie das zugegangen wäre. Sie ging hin zu der Salbeistaude, beschrieb den Vorgang mit allen Umständen, und um dem Richter recht begreiflich zu machen, wie sich die Sache verhielte, machte sie es wie Pasquino, und rieb sich die Zähne mit einem Blatte von der Salbei. Indeß nun Stramba, Atticciato und die andern Freunde und Gesellen des Pasquino dem Richter versicherten, daß dies alles nur Possenspiel wäre, und nichts weniger forderten als Feuer und Schwert, um Simona's Bosheit zu bestrafen, ward das arme Mädchen (überwältigt von dem Schmerz über den Verlust ihres Liebhabers, von der Furcht vor der Strafe, welche Stramba und seine Gesellen forderten, und von dem Gift der Salbei) von denselben Zufällen ergriffen, welche den Pasquino vorhin betroffen hatten, zum großen Erstaunen aller Anwesenden.

O Ihr glücklichen Seelen, die Ihr an einem Tage das Ziel Eurer innigen Liebe und Eures sterblichen Lebens erreichtet! Noch glücklicher Ihr, wofern Ihr zusammen an einen Ort gelanget! ja über alles glücklich, wofern man auch in jenem Leben noch liebt, und Ihr fortfahret Euch einander so zu lieben, wie hier! am glücklichsten aber Du, Seele Simona's, die Du dem Urtheil der kurzsichtigen Sterblichen entgingest! Das Schicksal

gab es nicht zu, daß das Zeugniß eines Atticciato, oder eines Malagevole wider Dich entschiede, die vielleicht Wollenkrätzer oder noch gemeinere Leute waren, sondern es bahnte Dir einen ehrenvolleren Weg, indem es Dich mit Deinem Geliebten einerlei Todes sterben ließ, und Dich ihrer Lästerung entzog, um Dich der Seele Deines geliebten Pasquino wieder zuzuführen.

Der Richter und alle Anwesenden erstaunten über diesen Vorfall, und wußten nicht, womit sie ihn sich erklären sollten. Endlich besann sich der Richter, und sagte: „Es scheint wohl, daß diese Salbei giftig sein muß, wiewohl man das sonst nicht findet. Damit aber künftig Niemand dadurch zu Schaden komme, so muß man sie ausgraben und verbrennen. Dieses ließ der Eigenthümer des Gartens sogleich in Gegenwart des Richters bewerkstelligen, und kaum hatte man die Staude ausgerissen, so fand man die Ursache des Todes der beiden unglücklichen Verliebten. Eine ungeheure Kröte lag unter der Salbei verborgen, welche mit ihrem Hauche die ganze Pflanze vergiftet hatte. Niemand wollte es wagen, ihr nahe zu kommen, sondern man legte rings um sie her einen großen Haufen dürres Reisig, und verbrannte sie sammt der Salbeistaude.

So endigte sich das Verhör des Richters wegen des Todes des Pasquino. Er und seine Simona wurden von Stramba, Atticciato, Guccio Imbratta und Malagevole*) nach der Kirche von Sanct Paul getragen, wo sie eingepfarrt waren, und daselbst zur Erde bestattet."

Achte Erzählung.

Girolamo ist in Salvestra verliebt. Seine Mutter dringt in ihn, nach Paris zu reisen. Er kommt zurück, und wie er seine Geliebte verheiratet findet, schleicht er sich heimlich in ihr Haus und stirbt an ihrer Seite; und indem man in der Kirche sein Leichenbegängniß hält, stirbt auch Salvestra über seinem Leichnam.

Emiliens Geschichte war zu Ende, und Neifile begann auf Befehl des Königs folgendermaßen: „Ich glaube, meine lieben Freundinnen,

*) Atticciato, der Dickwanst, Guccio Imbratta, das dumme Schwein, Malagevole, der Plumpe; lauter Beinamen, welche die gemeinen Leute sich einander zu geben pflegen.

einige Leute, die sich einbilden, mehr zu wissen, als andere Menschen, wissen im Grunde weniger, daher suchen sie nicht nur dem Willen anderer Leute, sondern auch der Natur der Dinge selbst, ihre Weisheit entgegen zu setzen; ein Vorwitz, wodurch schon manches Unheil ist angerichtet, aber noch nie etwas Gutes gestiftet worden. Weil nun von allen Dingen in der Natur die Liebe am wenigsten sich durch Ueberredung und Widerstreben bezwingen läßt, indem sie von solcher Beschaffenheit ist, daß sie eher sich selbst verzehren, als sich durch List und Kunst austreiben lassen wird, so bin ich auf den Einfall gekommen, Euch von einer Frau zu erzählen, welche klüger sein wollte als es sich für sie gebührte, und als es sich mit der Sache vertragen konnte, an welcher sie ihren Scharfsinn versuchen, und eine Liebe ausrotten wollte, die vielleicht das Schicksal selbst eingegeben hatte, wodurch sie ihren Sohn zugleich um seine Liebschaft und ums Leben brachte.

Es war nämlich einmal, wie unsere Alten sagen, ein sehr angesehener und reicher Kaufmann in dieser Stadt, Namens Lionardo Sighieri, welcher mit seiner Frau einen Sohn hatte, welchen er Girolamo nannte, nach dessen Geburt er bald darauf sein Haus bestellte und starb. Die Vormünder und die Mutter des Knaben setzten indessen die Geschäfte treulich und fleißig fort. Wie der Knabe mit andern Kindern in der Nachbarschaft heranwuchs, fand er das meiste Vergnügen an dem Umgange eines kleinen Mädchens von seinem Alter, welches die Tochter eines Schneiders war. Dieser Umgang verwandelte sich mit den Jahren in eine so zärtliche und heftige Liebe, daß Girolamo sich nicht glücklich fühlte, wenn er nicht bei ihr war, und wirklich liebte das Mädchen ihn nicht weniger, als sie von ihm geliebt ward. Die Mutter des Knaben, welche dieß bisweilen bemerkte, gab ihm deswegen manchen Verweis und manche Züchtigung, wie aber Girolamo dennoch nicht von ihr ablassen konnte, beklagte sie sich darüber gegen seine Vormünder, und weil sie vermuthlich glaubte, das Geld machte den Mann, so sagte sie: „Dieser Knabe, der kaum vierzehn Jahr alt ist, hat sich dermaßen in das Schneidermädchen Salvestra vernarrt, daß er sie wohl gar einmal heimlich zur Frau nimmt, wenn wir sie ihm nicht aus den Augen schaffen, und das würde mich ewig ärgern, oder er grämt sich dereinst das Herz ab, wenn sie an einen Andern verheiratet wird. Um Beides zu verhüten, glaube ich, daß Ihr wohl thun würdet, wenn Ihr ihn in Handlungsgeschäften ziemlich weit von hier entferntet, denn wenn er sie nur nicht täglich vor Augen hat, so wird er sie nach und nach vergessen,

und dann können wir ihm ein Mädchen von guter Herkunft zur Frau geben.

Die Vormünder gaben ihr Recht, und versprachen, ihr Bestes zu thun. Sie ließen den Knaben zu sich rufen, und einer von ihnen sprach sehr liebreich zu ihm: „Mein Sohn, Du fängst an, heran zu wachsen, und es wäre gut, wenn Du lerntest selbst ein wenig nach Deinen Sachen zu sehen. Es würde uns folglich lieb sein, wenn Du auf einige Zeit nach Paris gingest, wo Du einen großen Theil Deines Vermögens im Umlauf finden, und überdieß dort mehr Gelegenheit haben wirst, als hier, Deine Sitten zu verfeinern und zu verbessern, wenn Du mit den Vornehmen und Adeligen umgehst und Dich nach ihnen bildest, und kömmst dann wieder zu uns."

Der Knabe hörte aufmerksam zu, gab aber zur Antwort, er wollte nicht, denn er glaubte eben so gut in Florenz fortkommen zu können, als andere Leute.

Die Vormünder suchten zwar alle Gründe hervor, um ihn zu bewegen; wie sie aber keine andere Antwort von ihm erhalten konnten, sagten sie es der Mutter, welche sich heftig darüber erzürnte; nicht deswegen, daß er nicht nach Paris gehen wollte, sondern weil sie alles auf die Rechnung seiner Liebe schrieb. Sie machte ihn daher erst heftig herunter, änderte aber nachher ihre Sprache, und bat ihn mit guten und liebreichen Worten, ihr zu Gefallen dasjenige zu thun, was seine Vormünder verlangten; und sie wußte ihn so gut zu überreden, daß er endlich einwilligte, auf ein Jahr (aber nicht auf längere Zeit) nach Paris zu gehen. Er ging also mit der zärtlichsten Liebe im Herzen dahin ab, und man wußte unter mancherlei Vorwand ihn zwei volle Jahre daselbst hinzuhalten. Endlich aber, wie er noch verliebter als jemals wieder zu Hause kam, fand er seine Salvestra an einen jungen Mann verheirathet, der ein Zeltmacher war, welches ihn außerordentlich schmerzte. Weil er aber sahe, daß es nicht mehr zu ändern war, versuchte er, sich zufrieden zu geben, und nachdem er ihre Wohnung ausfindig gemacht hatte, fing er an (wie verliebte Jünglinge pflegen), fleißig bei ihr vorüber zu gehen, weil er sich schmeichelte, ihr eben so unvergeßlich geblieben zu sein, als sie ihm war; allein die Sache verhielt sich anders. Sie dachte so wenig an ihn, als wenn sie ihn nie gekannt hätte, oder wenn sie sich seiner noch erinnerte, so ließ sie ihn wenigstens nichts davon merken. Dieß ward der Jüngling in kurzer Zeit gewahr, und es verdroß ihn nicht wenig. Er gab sich indessen alle ersinnliche Mühe, sich wieder bei ihr in Er-

innerung zu bringen, und wie er fand, daß alles nicht helfen wollte, nahm er sich vor, sie selbst zu sprechen, wenn es ihm auch das Leben kosten sollte. Nachdem er sich in dieser Absicht bei einem ihrer Nachbaren nach der inneren Einrichtung ihres Hauses erkundigt hatte, schlich er sich einst am Abend, wie sie mit ihrem Manne zu einem Freunde in ihrer Nachbarschaft eingeladen war, in ihr Haus, und verbarg sich hinter einigen ausgespannten Zelttüchern, wo er wartete, bis die jungen Eheleute zu Hause kamen. Wie sie zurückgekommen und zu Bette gegangen waren, und wie er merkte, daß der junge Mann schon fest schlief, ging er an die andere Seite des Betts, wo er die Salvestra sich niederlegen gesehen hatte. Er legte ihr die Hand auf die Brust, und fragte leise: „Schläfst Du schon, Salvestra?"

Sie war noch nicht eingeschlafen, und war im Begriff zu schreien, allein er kam ihr zuvor, indem er sagte: „Um Gotteswillen werde nicht laut, ich bin Dein Girolamo."

Zitternd vor Schrecken gab sie ihm zur Antwort: „Um des Himmelswillen, Girolamo, entferne Dich. Die Zeiten sind vorbei, da wir als unschuldige Kinder einander lieben durften. Aber Du siehst, jetzt bin ich Weib, und es geziemt mir nicht, einem Andern als meinem Ehemann, Gehör zu geben. Ich beschwöre Dich deswegen bei Gott, Dich zu entfernen, denn wenn mein Mann Dich vernähme, und es entstände auch sonst kein Unheil daraus, so wäre unser Hausfriede auf immer gestört, da wir doch jetzt ruhig und vergnügt mit einander leben."

Diese Worte drohten dem Jünglinge das Herz abzustoßen, indem er an ihre vorige Liebe gedachte, die sich an seiner Seite im geringsten nicht vermindert hatte. Er bat, er flehte, er versprach, allein er konnte mit den größesten Verheißungen nichts von ihr erlangen, so daß er sich endlich den Tod wünschte, und sie flehentlich bat, ihm zum Lohn für seine große Liebe nur die einzige Wohlthat zu gewähren, da er vor Kälte ganz erstarrt wäre, indem er auf sie gewartet hätte, daß er sich nur wenige Augenblicke an ihrer Seite niederlegen dürfte, um sich wieder zu erwärmen; er versprach dabei auf's Heiligste, weder ein Wort zu sprechen, noch sie anzurühren, und wieder davon zu gehen, so bald er sich nur ein wenig erholt hätte.

Salvestra, die sich des Mitleidens nicht enthalten konnte, ließ es zu. Er legte sich also neben ihr nieder, ohne sie zu berühren, vertiefte sich in Gedanken an seine langwierige und beständige Liebe zu ihr, und an ihre jetzige Unempfindlichkeit, und nahm sich vor, zu sterben. Er hielt deswegen den

Athem so lange an sich, bis er, ohne einen Laut von sich zu geben, die Hände krampfhaft zusammenzog, und verschied.

Wie er eine geraume Zeit gelegen hatte, verwunderte sich Salvestra, daß er so stille lag, und weil sie befürchtete, ihr Mann möchte erwachen, so fragte sie den Girolamo leise, warum er noch nicht wieder fortginge. Weil er nicht antwortete, glaubte sie, er wäre eingeschlafen, und streckte demnach die Hand aus, um ihn aufzuwecken. Indem sie ihn berührte, fühlte sie, daß er eiskalt war, worauf sie anfing, ihn stärker zu rütteln, bis sie sich endlich überzeugte, daß er gestorben wäre. Sie ward darüber so bestürzt, daß sie eine Zeit lang nicht wußte, was sie anfangen sollte. Endlich kam sie auf den Einfall, ihrem Manne den Vorfall verdeckterweise zu erzählen, um zu hören, was er dazu sagen würde. Sie weckte ihn demnach, und trug ihm die Begebenheit so vor, als ob sie sich mit einer andern Frau zugetragen hätte, und fragte ihn, was er wohl thun würde, wenn ihr selbst dergleichen begegnete. Der ehrliche Mann antwortete: seiner Meinung nach müsse man den Todten in der Stille nach seinem Hause schaffen, und ihn dort seinem Schicksal überlassen, ohne der Frau, die allem Anschein nach nichts dafür könnte, deswegen das Geringste zur Last zu legen.

„Dann ist die Reihe an uns, dieses zu thun," antwortete die junge Frau, indem sie zugleich ihres Mannes Hand nahm, und ihn den todten Leichnam fühlen ließ. Dieser sprang erschrocken auf, zündete ein Licht an, und ohne mit seiner Frau viel Redens zu machen, nahm er den Leichnam auf die Achsel, trug ihn mit dem Bewußtsein seiner Unschuld nach seinem Hause, und ließ ihn daselbst vor der Thüre liegen. Wie es Tag ward, und man ihn todt vor der Hausthüre liegen sah, gab es einen großen Lärm und Gewinsel, besonders von Seiten seiner Mutter. Man besah und untersuchte den Leichnam allenthalben, und wie man weder Wunde noch Quetschung an ihm fand, erklärten die Aerzte, er müsse vor Gram gestorben sein, wie er auch wirklich war.

Die Leiche ward nunmehr nach einer Kirche gebracht, wohin sich die Mutter mit einem zahlreichen Gefolge von Freundinnen und Nachbarinnen begab, um ihn (wie es bei uns gebräuchlich ist) laut zu beweinen und zu beklagen. Indem nun seinetwegen eine außerordentliche Wehklage gehalten ward, sprach der ehrliche Zeltmacher, in dessen Hause er gestorben war, zu seiner Frau: „Wirf doch Deinen Schleier um, und geh' einmal nach der Kirche, wohin man den Girolamo gebracht hat; mische Dich unter die

Trauerweiber, und höre zu, was man von der Begebenheit urtheilt. Ich will indessen unter das Mannsvolk gehen; so hören wir doch, ob man nicht etwas von uns afterredet."

Die junge Frau, welche sich zu spät vom Mitleiden gerührt fühlte, war damit zufrieden; denn sie selbst wünschte nunmehr denjenigen im Tode zu sehen, den sie lebend nicht einmal mit einem Kusse hatte laben wollen: sie ging also dahin.

Es ist wunderbar, wenn man betrachtet, wie schwer es ist, den mächtigen Wirkungen der Liebe auf die Spur zu kommen. Dasselbige Herz, welches dem Girolamo in seinen glücklichen Tagen verschlossen blieb, öffnete sich wieder, wie es ihm unglücklich ging, und erregte bei Salvestra das innigste Mitleiden, wie sie sein erblaßtes Antlitz gewahr ward. Sie hatte, in ihren Schleier gehüllt, sich durch die Reihen der Trauerweiber hindurch gedrängt, bis sie zu seinem Leichnam gelangt war. Mit einem lauten Schrei stürzte sie auf ihn hin, nicht um ihn mit ihren Thränen zu baden, sondern leblos vor Schmerz, wie er selbst, lag sie da, eine Leiche, wie ihr Girolamo. Die Weiber, welche nicht wußten, wer sie war, suchten sie zu trösten, und baten sie, sich aufzurichten. Wie sie sich aber nicht rührte, versuchten sie, sie aufzuheben; allein sie fanden sie unbeweglich, und wie sie sie aufhoben, entdeckten sie auf einmal, daß es Salvestra, und daß sie todt war. Diese Entdeckung verdoppelte das Mitleid der Frauenzimmer, und bewegte sie von neuem zu den bittersten Wehklagen. Das traurige Gemurmel verbreitete sich auch bald außerhalb der Kirche unter den Männern, und wie Salvestra's Ehemann es vernahm, war er untröstlich, und konnte eine geraume Zeit nicht aufhören zu weinen. Wie er hernach einigen der Umstehenden die Begebenheiten der vergangenen Nacht mit seiner Frau und dem Jünglinge erzählte, erfuhr ein Jeder die Ursache ihres beiderseitigen Todes, und konnte nicht umhin, sie zu beklagen.

Die entseelte junge Frau ward hierauf mit einem anständigen Todtengewande bekleidet, und mit dem Jünglinge in eine Bahre gelegt, und nachdem man sie lange beklagt hatte, wurden sie Beide in einer Gruft beigesetzt. Amor hatte sie lebend nicht vereinigen können; doch jetzt vereinte sie der Tod auf ewig."

Neunte Erzählung.

Guillaume Roussillon gibt seiner Gemahlin das Herz des Gardestagne zu essen, welchen er erschlagen hat, weil sie in ihn verliebt war. Wie sie es erfährt, stürzt sie sich aus einem hohen Fenster hinab und wird mit ihrem Geliebten zugleich begraben.

Wie Neifile's Geschichte bis zu Ende, nicht ohne vieles Mitleiden, von ihren Gespielinnen war angehört worden, sagte der König, welcher keinen Eingriff in die Rechte des Dioneo thun wollte: „Mir fällt auch noch eine Geschichte ein, Ihr lieben Damen, die Ihr das Mißgeschick der Leidenden mit so vieler Theilnahme beklagt! welche Euch nicht weniger rühren wird, als die vorige, indem sie von angesehenern Personen, und von ungleich traurigeren Begebenheiten handelt.

Wisset demnach, daß man in der Provence von zweien edlen Rittern erzählt, welchen Beiden Schlösser und Länder zu Gebote standen, von welchen der eine Herr Guillaume Roussillon, und der andere Herr Guillaume Gardestagne hieß. Weil sie Beide tapfere Rittersleute waren, so hielten sie viel auf einander, und erschienen stets zusammen bei allen Turnieren und Waffenspielen, gleich bewaffnet, und mit einerlei Farben und Sinnbildern ausgezeichnet. Obwohl sie nun fast zehn Meilen von einander entfernt waren, und jeder sein eigenes Schloß bewohnte, so trug es sich doch zu, daß Gardestagne, seiner großen Freundschaft für Roussillon ungeachtet, sich in dessen schöne und reizende Gemahlin verliebte, und ihr durch sein Betragen bald auf diese, bald auf jene Weise seine Liebe zu erkennen gab. Da sie an ihm, als an einem stattlichen Ritter, gleichen Gefallen fand, so fing sie bald an, Gegenliebe für ihn zu empfinden, bis sie endlich nichts sehnlicher wünschte, als daß er ihr seine Liebe erklären möchte, welches auch bald geschah, und mehr als eine verliebte Zusammenkunft zwischen ihnen veranlaßte. Da sie Beide sehr heftig liebten, und nicht immer die nöthige Vorsicht dabei beobachteten, so ward Roussillon ihr Verständniß gewahr, und ergrimmte darüber so sehr, daß seine große Freundschaft für Gardestagne sich auf einmal in tödtlichen Haß verwandelte welchen er aber besser zu verbergen wußte, als das verliebte Paar seine Zärtlichkeit; doch war es fest bei ihm beschlossen, seinen Nebenbuhler um's Leben zu bringen. Indem er damit umging, ward in Frankreich ein großes Turnier ausgerufen, welches Roussillon dem Gardestagne so-

gleich anzeigen und ihm sagen ließ, er möchte zu ihm kommen, wenn es ihm beliebte, und mit ihm Abrede nehmen, ob und wie sie mit einander dabei erscheinen wollten. Gardestagne gab fröhlich zur Antwort, er wolle gewiß am folgenden Abend kommen und bei ihm zu Nacht essen. Roussillon glaubte nunmehr die beste Gelegenheit in Händen zu haben, ihm das Leben zu nehmen. Er bewaffnete sich deswegen am folgenden Tage nebst einem seiner vertrautesten Diener, und ritt etwa eine Meile von seinem Schlosse in ein Gehölz, durch welches Gardestagne kommen mußte, um ihm daselbst aufzupassen. Nachdem er eine Zeit lang auf der Lauer gelegen hatte, sah er ihn mit zweien Dienern unbewaffnet kommen, weil er sich von ihm nichts Böses versah. So bald er an den Ort kam, wo Roussillon ihn haben wollte, legte dieser grimmig und mörderisch die Lanze ein, sprengte ihm entgegen, rief ihm zu: „Treuloser, Du bist des Todes!" und bohrte ihm in demselben Augenblicke die Lanze durch die Brust, so daß er, ohne die mindeste Bewegung zu seiner Vertheidigung zu machen, oder auch nur einen Laut von sich zu geben, vom Pferde stürzte, und in wenigen Augenblicken den Geist aufgab. Seine Diener, welche den Mörder nicht kannten, lenkten eiligst um, und flohen zurück nach dem Schlosse ihres Herrn. Roussillon stieg hierauf vom Pferde, schnitt dem Gardestagne mit einem Weidemesser die Brust auf, und riß ihm mit eigenen Händen das Herz aus dem Leibe, welches er seinem Diener in ein Lanzenfähnchen zu wickeln und mit nach Hause zu nehmen befahl, und ihn warnte, sich von der ganzen Sache nichts verlauten zu lassen, worauf er seinen Gaul wieder bestieg, und nach seinem Schlosse zurück kam, wie es schon Abend geworden war.

Seine Gemahlin, welche gehört hatte, daß Gardestagne kommen sollte, erwartete ihn mit Sehnsucht, und war sehr verwundert, wie er außen blieb. Endlich fragte sie ihren Gemahl: „Wie geht es zu, mein Lieber, daß Gardestagne nicht kömmt?"

„Er hat mir sagen lassen (sprach Roussillon), daß er nicht eher, als morgen kommen kann."

Die Dame ward ein wenig verdrießlich darüber. Roussillon ließ indessen den Koch rufen, und sagte zu ihm: „Da hast Du das Herz von einem wilden Eber; gib Dir Mühe, ein recht leckeres Gericht davon zu machen, und laß es mir, wenn ich zu Tische bin, in einer silbernen Schüssel auftragen."

Der Koch richtete den Befehl auf's Fleißigste aus; hackte das Herz klein, würzte es auf's Beste, und machte ein sehr schmackhaftes Gericht davon. Roussillon setzte sich des Abends mit seiner Gemahlin zur Tafel; das Essen ward aufgetragen, Roussillon aber aß wenig, weil er den Kopf noch voll von seiner begangenen Mordthat hatte. Wie der Koch das bestellte Gericht hereinschickte, ließ er es seiner Gemahlin vorsetzen; empfahl es ihr sehr und schützte selbst Mangel an Eßlust vor. Die Dame, welcher es nicht daran fehlte, ließ es sich so gut schmecken, daß sie es fast ganz verzehrte. Wie der Ritter fand, daß sie damit fertig war, fragte er: „Wie hat Dir das Gericht geschmeckt, Frau?"

„Gewiß außerordentlich wohl," gab sie zur Antwort.

„Das glaub' ich Dir (sprach der Ritter), wenn Dich Gott je wahr sprechen hieß, und es nimmt mich nicht Wunder, daß Dir dasjenige auch im Tode noch schmeckt, was Du lebend über Alles in der Welt geliebt hast."

Die Dame verstummte einen Augenblick, nachsinnend. „Wie! (sprach sie endlich) was ist es denn, das Du mir hast zu essen gegeben?"

„Gewiß und wahrhaftig nichts Anders (sprach er), als das Herz des Gardestagne, den Du Treulose so sehr geliebt hast. Und damit Du Dich völlig davon überzeugest, so wisse, daß diese Hände es ihm erst kurz vorher, ehe ich zu Hause kam, aus dem Busen gerissen haben."

Es ist wohl keine Frage, ob die Dame vor Schmerz vergehen wollte, wie sie dieses hörte von demjenigen, der ihr über alles lieb gewesen war. Nach einigen Minuten sagte sie: „Du hast wie ein ehrloser und frevelhafter Ritter gehandelt. Wenn ich Dich beleidigte, indem ich dem Gardestagne mein Herz freiwillig schenkte, so war nicht er, sondern ich der Strafe schuldig. Aber Gott verhüte, daß nach einer so theuren Speise, wie das Herz eines so edlen und verdienstvollen Rittersmannes, jemals ein anderer Bissen wieder in meinen Mund kommen sollte."

Mit diesen Worten stand sie auf, und stürzte sich plötzlich aus dem offenen Fenster, neben welchem sie saß. Das Fenster war so hoch, daß sie nicht nur augenblicklich des Todes, sondern fast ganz zerschellt war.

Roussillon ward dadurch außerordentlich erschüttert. Er fühlte, daß er unrecht gehandelt hatte, und weil er sich vor seinen Landesleuten und vor dem Grafen von Provence fürchtete, so ließ er noch in der Nacht aufsatteln, und floh aus dem Lande. Des andern Morgens erfuhr man überall was vorgefallen war. Die Hausgenossen des Gardestagne und die Leute

der Frau von Roussillon brachten ihre beiden Leichen nach der Schloßkirche der Letzteren, wo man sie zusammen in einer Gruft beisetzte. Ihre Grabschrift sagte, wer sie gewesen, und wie sie um's Leben gekommen wären."

Zehnte Erzählung.

Die Frau eines Wundarztes legt ihren schlaftrunkenen Liebhaber für todt in einen Kasten, welchen ein Paar Wucherer wegstehlen und nach ihrem Hause tragen. Dort kommt er wieder zur Besinnung und wird für einen Dieb gehalten. Die Magd der Frau sagt aber vor Gericht aus, sie selbst habe ihn in den Kasten gelegt, welchen die Geizhälse gestohlen hätten. Dadurch rettete sie ihn vom Galgen, und die Wucherer werden wegen des gestohlenen Kastens zu einer Geldbuße verdammt.

Wie der König aufhörte zu reden, blieb nur noch Dioneo übrig, dem es oblag, sein Tagwerk zu verrichten, und wie ihn der König daran erinnerte, hob er an: „Das Herzleid der unglücklichen Verliebten hat nicht nur Euch lieben Weibern, sondern auch mir manchmal nasse Augen gemacht, und mir die Brust beklemmt, und schon längst habe ich mich darnach gesehnt, daß es einmal ein Ende damit nehmen möchte. Nun ist es, dem Himmel sei Dank! endlich vorbei, wenn ich nicht etwa selbst Lust habe, zu dem kläglichen Werke noch einen jämmerlichen Anhang zu liefern; aber davor soll mich der Himmel bewahren, und ehe ich eine so traurige Unterhaltung noch länger fortsetze, will ich lieber etwas Lustigeres und Besseres anfangen, welches vielleicht eine gute Vorbedeutung für dasjenige abgeben wird, was wir uns einander morgen zu sagen haben.

Laßt Euch also von mir erzählen, meine schönen Freundinnen, daß einmal vor einiger Zeit in Salerno ein trefflicher Wundarzt lebte, der sich Mazzeo della Montagna nennen ließ, und der, wie er schon ziemlich betagt war, ein sehr schönes und munteres Mädchen aus seiner Stadt zum Weibe nahm, und sie mit Kleidern, mit Schmuck, und mit allem, was ein Weibchen sich von dergleichen Dingen nur wünschen kann, so reichlich wie irgend eine Frau in der ganzen Stadt versorgte. Für einen Arzt sorgte er indessen vielleicht nicht fleißig genug für ihre Gesundheit, und deckte sie im Bette nicht immer so warm zu, wie er wohl hätte thun sollen. So wie wir nun von dem wohlbelobten Herrn Ricciardo di Chinzica weiland gehört haben, daß er seiner Frau die Fast- und Feiertage im Kalender flei-

ßig vorzählte, so schien dieser sein Weibchen belehren zu wollen, daß ein Arzt sich und seiner Frau gewisse Gesundheitsmaßregeln vorschreiben müßte, die nicht weniger Enthaltsamkeit erforderten; womit er aber seine junge Frau eben so wenig, als jener erbauete. Weil es ihr nun weder an Witz, noch an warmem Blute fehlte, so entschloß sie sich, um ihren Hausvorrath nicht anzugreifen, sich außer dem Hause zu versorgen, und mit dem fremden Kalbe zu pflügen; und wie sie dem zu Folge eine Menge Jünglinge durchgemustert hatte, fiel ihre Wahl auf einen, an dem sie so viel Gefallen fand, daß sie mit Leib und Seele an ihm hing. Dem Jünglinge, der dieses bald gewahr ward, kam es sehr gelegen, und er war froh, sich ihr ebenfalls gänzlich zu widmen. Dieser nannte sich Ruggieri da Jeroli, und war zwar von edler Geburt, aber desto verderbter von Sitten und Aufführung, so daß ihm auch kein Freund noch Verwandter übrig geblieben war, der ihm wohl wollte, oder dem er auch nur vor Augen kommen durfte, weil er in ganz Salerno wegen Dieberei und anderer bösen Streiche berüchtigt war: doch darum bekümmerte sich die Dame sehr wenig, da er ihr im Uebrigen gefiel. Sie veranstaltete demnach durch die Vermittlung ihrer Magd eine Zusammenkunft mit ihm, und nachdem sie sich mit einander über ihre Liebesangelegenheit verständigt hatten, stellte sie ihm sein unordentliches Leben vor, und bat ihn, es aus Liebe zu ihr zu unterlassen; und damit sie ihm auch die Mittel dazu erleichterte, so pflegte sie ihn von Zeit zu Zeit mit Geld zu unterstützen.

Indem sie auf diese Weise mit möglichster Vorsichtigkeit ihr Verständniß mit ihm unterhielt, trug es sich zu, daß dem Wundarzte ein Kranker zu behandeln anvertrauet ward, der einen Schaden an einem Beine hatte. Wie er den Schaden besichtigte, erklärte er den Freunden des Kranken, wofern ihm ein angefaulter Knochen nicht gleich herausgeschnitten würde, so müßte man ihm hernach das ganze Bein abnehmen oder er müßte sterben; auf alle Fälle aber könnte er für das Leben des Kranken nicht einstehen. Die Eltern waren mit allem zufrieden und übergaben ihm den Kranken. Weil der Wundarzt glaubte, daß er ohne einen Schlaftrunk nicht im Stande sein würde, den Schnitt auszuhalten, den er gegen Abend vorzunehmen gedachte, so ließ er zu diesem Ende ein Wasser aus gewissen Mitteln abziehen, welches den Kranken so lange fest einschläfern sollte, bis er mit der Arbeit fertig wäre. Die Flasche mit dem Schlaftrunk stellte er in seinem Zimmer ins Fenster und dachte nicht daran, seinen Hausgenossen zu sagen, was sie ent-

hielte. Wie die Vesperstunde kam, und der Wundarzt bald zu seinem Kranken gehen wollte, kam ein Eilbote von einigen seiner besten Freunde aus Malfi, welche ihn bitten ließen, unverzüglich zu ihnen zu kommen, weil bei ihnen eine heftige Schlägerei vorgefallen wäre, bei welcher verschiedene von ihnen wären verwundet worden. Der Arzt ließ also seinen Kranken bis zum folgenden Morgen warten, stieg in ein Boot, und fuhr nach Malfi. Weil nun seine Frau wußte, daß er die Nacht über nicht wieder nach Hause kommen würde, ließ sie ihrer Gewohnheit nach den Ruggieri heimlich zu sich kommen, und verschloß ihn in dem Zimmer ihres Mannes, bis gewisse Leute im Hause zu Bette gegangen waren. Indem Ruggieri in diesem Zimmer war, wandelte ihn entweder vor langer Weile oder weil er etwas Salziges gegessen hatte, oder weil er von Natur gerne trinken mochte, ein gewaltiger Durst an, und wie er die Flasche am Fenster fand, und etwas zu trinken darin vermuthete, so setzte er sie an den Mund, leerte sie aus bis auf den letzten Tropfen, und fiel bald darauf in einen tiefen Schlaf

Die Frau vom Hause kam inzwischen, so bald es Zeit war, in das Zimmer; wie sie ihn schlafend fand, schüttelte sie ihn und sagte leise zu ihm, er möchte aufstehen; allein er gab keine Antwort und rührte sich auch nicht. Sie ward darüber ein wenig böse, rüttelte ihn stärker und sagte: „So steh doch auf, Du Schläfer! Wenn Du schlafen wolltest, so hättest Du zu Hause bleiben und nicht hierher kommen sollen.“ Indem fiel Ruggieri von einer Bank, worauf er sich niedergelegt hatte, herunter, und blieb wie ein todter Leichnam, ohne das geringste Merkmal des Lebens, liegen. Jetzt schöpfte die Dame Verdacht, daß er gestorben wäre, und nachdem sie mit Zwicken, Kneipen und Brennen manchen vergeblichen Versuch gemacht hatte, ihn wieder zur Besinnung zu bringen, zweifelte sie nicht mehr an seinem Tode; denn obwohl ihr Mann ein Arzt war, so war sie selbst doch eben keine Meisterin in der Heilkunde. Da sie ihn nun außerordentlich geliebt hatte, so kann man wohl denken, wie groß ihr Schmerz jetzt war; doch mußte sie in aller Stille ihr Unglück beklagen und über ihn weinen, weil sie kein Geräusch machen durfte. Damit sie jedoch außer ihrem Verlust nicht noch oben drein in Schande geriethe, so mußte bald dafür gesorgt werden, den Leichnam aus dem Hause zu schaffen; und weil sie selbst sich auf kein Mittel besinnen konnte, so rief sie in der Stille ihre Magd, zeigte ihr, welch ein Unglück sie betroffen hatte, und bat sie um Rath. Die Magd war ganz erschrocken und nachdem sie gleichfalls den Ruggieri vergeblich gerüttelt

und geschüttelt hatte, und ihn eben sowohl, als ihre Frau, für todt hielt, war sie mit ihr der Meinung, man müßte ihn eilig aus dem Hause schaffen.

„Allein wohin schaffen wir ihn (fragte die Dame), damit man morgen früh nicht merkt, daß er aus diesem Hause gebracht worden ist?"

„Madonna (sprach die Magd), ich sah heute Abend vor der Thüre unsers Nachbaren, des Zimmermanns, einen leeren Kasten stehen, der uns trefflich zu Statten kommen wird, wenn ihn der Nachbar nicht wieder ins Haus genommen hat. Da wollen wir ihn hinein legen, ihm ein Paar Messerstiche geben und ihn liegen lassen. Wer ihn dort findet, wird so wenig auf uns, als auf Jemand anders Verdacht schöpfen; sondern weil er immer ein ausschweifender Mensch war, so wird man denken, daß einer von seinem Gelichter ihn aus Feindschaft umgebracht, und ihn in den Kasten geworfen habe."

Die Dame bezeigte ihren Gefallen an dem Rath der Magd, die Messerstiche ausgenommen, gegen welche sie sich erklärte, weil sie es für keinen Preis in der Welt über ihr Herz bringen könnte. Sie ließ also ihre Magd zusehen, ob die Kiste noch da wäre; die Magd ging hin und fand die Kiste noch an Ort und Stelle. Sie kam wieder, und da sie ein rüstiges handfestes Mensch war, so nahm sie den Ruggieri auf die Achseln; die Frau ging voraus und gab Achtung, ob auch Jemand käme, und so packten sie ihn in den Kasten, machten den Deckel zu und gingen davon.

Ein Paar Häuser weiter waren vor einigen Tagen zwei Leute eingezogen, die auf Wucher liehen, und gern viel gewinnen und wenig ausgeben mochten. Diese brauchten noch allerlei Hausrath, und hatten unter andern ihre Augen auf diesen Kasten geworfen, um ihn wegzunehmen, wenn er die Nacht über auf der Straße stehen bliebe. Sie kamen also um Mitternacht heraus, und schleppten den Kasten, obwohl er ihnen ein wenig schwer zu sein schien, ohne lange Untersuchung nach ihrem Hause, und stellten ihn neben eine Kammer, wo ihre Mägde schliefen; worauf sie zu Bette gingen, und sich vor der Hand nicht darum bekümmerten, ob der Kasten fest stände oder nicht.

Ruggieri, welcher eine geraume Zeit geschlafen hatte und bei welchem die Wirkung des Trankes allmählich verging, erwachte kurz vor Tages Anbruch; der Schlaf war ihm zwar vergangen, und seine Sinne fingen wieder an, ihre Dienste zu verrichten, doch fühlte er noch eine gewisse Betäubung

im Kopfe, die noch wohl einige Tage nachher dauerte. Wie er die Augen öffnete und nichts sehen konnte; wie er die Hände ausstreckte und fühlte, daß er in einem Kasten lag, fing er an, nachzusinnen und dachte bei sich selbst: „Was ist Das? wo bin ich? schlafe ich oder bin ich wachend? Ich war doch diesen Abend in dem Zimmer meiner Geliebten, und nun liege ich, wie es scheint, in einem Kasten. Was mag Das bedeuten? Sollte der Arzt wieder gekommen oder sonst etwas vorgefallen sein, daß sie mich in diesem Kasten verborgen hätte? So was muß es gewiß wohl sein." Er lag demnach still und horchte, ob er nicht etwas vernehmen könnte. Wie er aber lange geharrt hatte, und seine Lage in dem engen Kasten ihm sehr unbequem ward, wollte er sich auf die andere Seite herum legen, weil ihn die eine schon schmerzte; und er that dieses so geschickt, daß der Kasten, der auf einer ungleichen Stelle stand, herumfiel, und im Fallen ein solches Gepolter machte, daß die Mägde, welche dicht daneben schliefen, davon erwachten; aber vor Furcht still schwiegen. Dem Ruggieri ward bei dem Falle des Kastens bange; weil er aber merkte, daß im Fallen zugleich der Deckel aufgesprungen war, wollte er vor allen Dingen lieber heraus sein, als länger darin bleiben. Weil er aber nicht wußte wo er war, und bald hier, bald dort im Hause herum tappte, um eine Thür oder eine Treppe zu suchen, so hörten ihn die Mägde sein Wesen treiben und riefen endlich: „Wer da?"

Ruggieri, welcher eine unbekannte Stimme hörte, gab keine Antwort; weswegen die beiden Mägde ihre Herren riefen, die aber, weil sie spät zu Bette gegangen waren, so fest schliefen, daß sie von allem nichts hörten. Die Mägde, denen nun immer bänger und bänger ward, sprangen endlich an ein Fenster und riefen aus vollem Halse: „Diebe, Diebe!" Darüber kamen einige von den Nachbarn über die Dächer und Zäune in das Haus; die Hausherren wurden endlich von dem Lärm ebenfalls wach, und standen auf. Ruggieri, der sich an diesem fremden Orte befand, war vor Erstaunen außer sich, und wußte weder List noch Kunst, wie er entkommen sollte. Die Stadtknechte hörten den Lärm, und kamen dazu, nahmen ihn gefangen und führten ihn zum Richter. Weil ihn Jedermann als einen liederlichen Burschen kannte, so spannte man ihn ohne viele Umstände auf die Folter, und zwang ihn zu bekennen, daß er den Wucherern ins Haus geschlichen wäre, um sie zu bestehlen; und schon wollte der Stadtrichter ihn deswegen ohne weitere Untersuchung hängen lassen.

Inzwischen verbreitete sich des Morgens in ganz Salerno das Ge=

rücht, daß Ruggieri über einem Diebstahl bei den Wucherern ertappt wäre. Die Frau des Arztes und ihre Magd erstaunten darüber vor Wunder dermaßen, daß sie beinahe glaubten, alles was sie am vorigen Abend gethan hätten, wäre nur ein Traum und keine Wirklichkeit gewesen. Ueberdies war der Dame, wegen der Gefahr, worin Ruggieri schwebte, so angst,[1] daß sie beinahe von Sinnen kommen wollte. In der Frühstunde kam auch der Arzt von Malfi zurück und fragte nach seiner Flasche mit dem Tranke, weil er hingehen wollte, seinen Kranken zu besorgen; wie er nun die Flasche leer fand, machte er einen gewaltigen Lärm darüber, daß in seinem Hause nichts an Ort und Stelle unangetastet bleiben könnte. Seine Frau, welche andere Sorgen auf dem Herzen hatte, gab ihm verdrießlich zur Antwort: „Was würdest Du erst sagen, wenn etwas von Wichtigkeit geschehen wäre, wenn Du so viel Aufhebens um ein vergossenes Glas Wasser machst, als wenn sonst kein Wasser mehr in der Welt wäre?"

„Du denkst wohl, Frau (sprach er), daß nur klares Wasser in der Flasche war; aber das ist's nicht, sondern es war ein Schlaftrunk, den ich hatte machen lassen." Er erzählte ihr zugleich, warum und für wen er ihn verordnet hätte.

Wie die Frau dieses hörte, fiel es ihr sogleich auf, daß Ruggieri ohne Zweifel diesen Trunk genommen, und daß sie ihn aus dieser Ursache für todt gehalten hätte. Sie entschuldigte sich demnach mit der Unwissenheit, und sagte zu ihrem Manne, er müßte ihn nun schon von neuem machen lassen: das that der Doctor, weil es nicht anders sein konnte.

Bald darauf kam die Magd zurück, welche ihre Frau ausgesandt hatte, um sich zu erkundigen, was man von Ruggieri sagte. „Madonna (sagte sie), Jedermann spricht Böses von ihm, und ich habe nicht gehört, daß ein einziger Freund oder Verwandter, sich für ihn verwendet oder um ihn bekümmert, und man meint gewiß, daß ihn der Richter morgen wird aufknüpfen lassen. Ich will Euch noch mehr Neues sagen, auf welche Art er, wie ich merke, in das Haus der Wucherer muß gekommen sein, und was meint Ihr wohl wie? Ihr wißt doch, daß wir ihn gestern Abend vor der Thür des Nachbar Zimmermanns in einen Kasten legten? Jetzt eben gab's zwischen diesem und dem Mann, dem der Kasten gehört, einen heftigen Zank; denn der eine wollte das Geld für den Kasten haben, und der Zimmermann behauptete, er habe kein Geld dafür bekommen, sondern er sei ihm in der Nacht gestohlen worden. „Das ist nicht wahr (sprach der andere). Du hast

ihn den Wucherern verkauft; das haben sie mir selbst gesagt, wie ich ihn bei Ruggieri's Gefangennehmung in ihrem Hause stehen sahe."

„Die Schelme lügen (antwortete der Zimmermann). Ich habe ihn nie an sie verkauft, sondern sie haben ihn mir diese Nacht entwandt. Laß uns zu ihnen hingehen." Damit gingen sie Beide friedlich nach dem Hause der Wucherer und ich eilte zu Hause. Ihr begreift nun wohl eben so gut, wie ich, daß man den Ruggieri mit dem Kasten dahin getragen hat, aber das begreife ich nicht, wie er wieder auferstanden ist."

Die Frau sahe jetzt vollkommen ein, wie Alles zugegangen war; sie erzählte der Magd, was sie von ihrem Manne gehört hatte, und bat sie, auf Mittel zu denken, den Ruggieri zu retten, wenn es irgend möglich wäre, ohne ihre eigene Ehre dabei aufs Spiel zu setzen.

„Sagt mir nur selbst, wie ich's anfangen soll (sprach die Magd); so bin ich zu allem bereit."

Die Frau, der es zwar gewaltig eng ums Herz war, besann sich dennoch geschwind auf einen Anschlag, den sie mit ihrer Magd verabredete. Diesem zu Folge ging die Magd zuerst zu ihrem Herrn und sagte mit Thränen zu ihm: „Gestrenger Herr, ich muß Euch um Verzeihung bitten, wegen eines großen Fehltritts, den ich begangen habe."

„Nun, was giebts denn?" fragte der Arzt.

„Ach Herr (fuhr sie weinend fort)! Ihr wißt wohl, was Ruggieri da Jeroli für ein lockerer Gesell ist. Er hat sich in mich verliebt, und halb mit Liebe, halb mit Gewalt, hat er mich seit Jahresfrist bewogen, seine Liebste zu werden. Wie er nun hörte, daß Ihr gestern Abend nicht zu Hause waret, hat er mir so lange zugesetzt, bis ich ihn in Eurem Hause zu mir in meine Kammer kommen ließ. Er ward durstig, und weil ich mich vor Eurer Frau, die im Saale war, nicht wollte sehen lassen, und die Flasche mit Wasser in Eurem Zimmer gesehen hatte, so holte ich sie her, und gab sie ihm zu trinken, und setzte die leere Flasche wieder hin. Ich höre, daß Ihr so zornig darüber gewesen seid, und ich muß in der That bekennen, daß ich sehr übel gethan habe; aber wer fehlt nicht einmal in seinem Leben? Es ist mir herzlich leid, daß ich's gethan habe; nicht nur wegen der Sache selbst, sondern auch um der Folgen willen. Ruggieri ist in Gefahr, das Leben darüber zu verlieren; ich bitte Euch deswegen demüthig um Vergebung und um Erlaubniß, hin zu gehen, und mein Bestes zu versuchen, um ihm los zu helfen."

Wie der Arzt dies hörte, konnte er bei allen seinem Zorne sich des Lachens nicht enthalten und spöttelnd zu ihr zu sagen: „Du hast Dich diesmal selbst gestraft; denn statt eines rüstigen Gesellen, der Dir wie Du meintest den Schlaf vertreiben sollte, hast Du einen Schläfer bei Dir gehabt. Geh nur hin, und suche Deinen Liebhaber zu retten; aber hüte Dich, daß Du ihn mir künftig nicht wieder ins Haus bringest, wenn Du nicht willst, daß ich Dir das Alte mit dem Neuen zugleich bezahlen soll."

Wie die Magd fand, daß der erste Streich ihr gut gelungen war, säumte sie nicht, nach dem Gefängniß zu eilen, und wußte den Gefangenwärter zu bewegen, daß er ihr erlaubte, mit Ruggieri zu sprechen. Diesem gab sie Bericht von allem, was er vor dem Stadtrichter aussagen müßte, wenn er sein Leben retten wollte, und hernach brachte sie es dahin, daß der Stadtrichter sie vor sich kommen ließ. Weil sie ein hübsches, flinkes Mädchen war, so sagt man, der Herr Stadtrichter habe sie nur unter gewissen Bedingungen dazu willfährig finden lassen, welche sie sich, um ihren guten Endzweck zu fördern, gerne gefallen ließ, und hernach zu ihm sagte: „Gnädiger Herr, Ihr habt einen gewissen Ruggieri da Jeroli als einen Dieb verhaften lassen, allein ihm geschieht Unrecht." Sie erzählte ihm darauf eine lange Geschichte, daß er ihr Liebhaber wäre, daß sie ihn zu sich in das Haus ihres Herrn, des Wundarztes, hätte kommen lassen; sie beschrieb ihm, wie sie ihm aus Unwissenheit den Mohntrank zu trinken gegeben, und wie sie ihn hernach für todt in den Kasten gelegt habe; sie sagte ihm auch, wie sie das Gespräch zwischen dem Zimmermann und dem Eigenthümer der Kiste gehört hätte, und erklärte ihm auf diese Weise, wie Ruggieri in der Kiste nach dem Hause der Wucherer gekommen wäre.

Der Stadtrichter fand, daß er leicht auf den Grund dieser Geschichte kommen könnte; er sandte also vor allen Dingen nach dem Arzte, und erfuhr von ihm, daß es mit dem Schlaftrunk seine Richtigkeit hatte. Darauf ließ er den Zimmermann und den Eigenthümer des Kastens vorladen, ingleichen die beiden Wucherer, und nach einer kurzen Untersuchung fand es sich, daß die Wucherer die Kiste wirklich in der Nacht gestohlen und nach ihrem Hause gebracht hatten. Zuletzt ließ er auch den Ruggieri vorführen und fragte ihn, wo er die Nacht zugebracht habe. Dieser antwortete ihm: wo er sie zugebracht habe, das wisse er selbst nicht; wohl aber, daß er des Abends zu der Magd des Doctors Mazzeo gegangen wäre, in der

Absicht, sie bei ihr zuzubringen; daß er in ihrer Kammer vor Durst ein Wasser getrunken habe, und daß er nicht wisse, was hernach mit ihm vorgegangen sei, bis er sich beim Erwachen in einer Kiste in dem Hause der Wucherer befunden habe.

Der Stadrichter fand die ganze Begebenheit so spaßhaft, daß er sie sich von dem Mädchen von Ruggieri, und von dem Zimmermann und den Wucherern mehr als einmal wiederholen ließ. Wie er fand, daß Ruggieri unschuldig war, ließ er ihn auf freien Fuß stellen, und legte den Wucherern für den Diebstahl an der Kiste eine Geldbuße von zehn Unzen Silbers auf.

Ruggieri konnte froh sein, daß er so gut weg kam. Seine Dame war höchlich darüber erfreut, und oft pflegte sie noch mit ihm, und mit dem gutherzigen Mädchen, das ihn mit Messerstichen hatte beschenken wollen, sich über diesen Vorfall zu ergötzen. Ihr Liebesverständniß behielt seinen ungestörten Fortgang — und ein Gleiches möchte ich mir wohl selbst wünschen; doch müßte man mich nur nicht in eine Kiste stecken."

Wenn die vorhergehenden Geschichten die schönen Damen traurig gemacht hatten, so gewährte Dioneo's Märchen ihnen zum Beschluß mancherlei Stoff zum Lachen, und gab ihnen Gelegenheit, sich von ihrem Mitleiden wieder zu erholen. Wie nun der König sahe, daß die Abendsonne sich schon röthete, und daß das Ziel seiner Herrschaft nahe war, entschuldigte er sich mit vielen schmeichelhaften Worten bei den Frauenzimmern wegen seines Verfahrens, daß er nämlich einen so traurigen Gegenstand, als die Begebenheiten unglücklicher Verliebten, zum Stoff ihrer heutigen Unterhaltung gewählt habe. Nachdem er sie deswegen um Verzeihung gebeten hatte, stand er auf und nahm die Lorbeerkrone vom Haupte. Neugierig erwarteten die Damen, wem er sie wieder übertragen würde, wie er sie mit einem wohlwollenden Lächeln auf Fiammetta's goldlockiges Haupt setzte: „Dir (sprach er) übergebe ich diese Krone, weil Du besser, als irgend eine Andere, unsere Freundinnen morgen für den heutigen trübsinnigen Tag wirst zu entschädigen wissen."

Fiammetta, deren schöne, feinen, goldfarbigen Locken in üppiger Fülle über den blendenden Schnee ihrer zarten Schultern herabwallten; auf deren vollen Wangen das reine Weiß der Lilie mit dem schönsten Rosenroth in sanfter Mischung prangte; deren Augen den edelsten Falken

an Scharfblick übertrafen, öffnete ihren kleinen lieblichen Mund, welchen ein Paar der schönsten Korallenlippen bisher verschlossen hatten, und sagte lächelnd: „Filostrato, ich übernehme sie gerne, und damit Du selbst Dein heutiges Verfahren desto besser würdigen könnest, so will und befehle ich, daß ein Jeder sich gefaßt mache, uns morgen von lauter solchen Begebenheiten zu erzählen, durch welche dieser oder jener Verliebte, nach manchen ausgestandenen Widerwärtigkeiten und Unglücksfällen, zu einem glücklichen Ziele gelangt ist."

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Die Königin ließ hierauf, wie gewöhnlich, den Schaffner kommen, und gab ihm ihre Befehle; worauf sie die Sitzung aufhob und die Gesellschaft bis zum Abendessen fröhlich beurlaubte. Einige gingen jetzt in den Garten, dessen Schönheiten man nicht leicht überdrüssig ward; andere wanderten nach den Mühlen, welche außerhalb des Gartens getrieben wurden; andere folgten hier und dort ihrem Hange zum Vergnügen, ein Jeder nach seiner Weise, bis zur Stunde des Abendmahls, bei welchem sie sich alle, ihrer Gewohnheit gemäß, neben dem lieblichen Springbrunnen wieder einfanden, und über der Tafel aufs Beste bedient wurden.

Nach Tische überließen sie sich, wie gewöhnlich, dem Tanz und Gesange, und indem Filomena den Reihen anführte, sagte die Königin: „Filostrato, ich will nicht von der Regel unserer Vorgänger abweichen, sondern ich wünsche nach ihrem Beispiele, daß heute auch ein Lied gesungen werde. Da ich nun weiß, daß Deine Lieder eben des Inhalts sind, wie Deine Erzählungen, so sollst Du uns heute eins davon singen, und Du magst Dir dasjenige wählen, welches Dir am besten gefällt, damit Du uns in vielen Tagen mit Deiner Schwermuth nicht wieder störest."

Filostrato gehorchte und begann:

Mit Thränen will ich singen
wie sehr mit Recht sich unser Herz beklage,
wenn man es mit dem Schein der Liebe täuschet.

Amor! wie Du zuerst mein Herz entzündet
fur jene holde Feindin, die vergeblich
mich stets wird seufzen lassen,
da zeigtest Du sie mir, mit jeder Tugend
so hoch begabt, daß ich die schwersten Leiden
nicht achtete, die Du mir
bis diesen Tag verursachst.

Zu spät erblick' ich, leider, meinen Irrthum,
den ich nicht ohne großen Schmerz beklage.

Nicht eher hab' ich den Betrug gefunden,
bis ich von ihr verlassen mich erblickte,
auf die allein ich hoffte.
Denn wie ich wähnte, daß sie mich am meisten
den Andern vorzog; mich zum Diener wählte;
vergaß sie mich, und was ich
in Zukunft leiden würde,
und ließ mich sehn, wie sie an einen Andern
ihr Herz vergab, und mich daraus verbannte.

Wie ich verstoßen und verschmäht mich sahe,
entbrannt' im Herzen mir der herbe Kummer,
der auch bis jetzt noch währet.
Verzweifelnd oft verfluch' ich Tag und Stunde,
die vormals mir ihr liebend Antlitz zeigten,
geschmückt mit hoher Schönheit,
und über alles zärtlich.
Doch jetzt verwünscht mein Geist im Todeskampfe
die Treue, und die Hoffnung, und die Liebe.

Wie sehr ich meinen Schmerz unheilbar fühle,
Amor, das kannst Du an den Klagetönen,
wenn ich Dich rufe, hören;
wenn ich Dir klage, daß er so mich peinigt,
daß ich zur Linderung den Tod mir wünsche.
O käm' er nur! und möcht' er
mein kummervolles Leben
mit einem Streiche enden! Denn wohin ich
auch gehe, werd' ich minder Qual empfinden.

Kein andrer Trost, kein ander Mittel bleibt mir
noch übrig, als der Tod, mein Leid zu enden.
O gib ihn mir noch heute!
Laß ihn auf einmal enden meine Plagen,
und nimm das Leben dem bedrängten Herzen!
Ach thu' es! denn mit Unrecht
raubt man mir Glück und Wonne.
Laß sie nur glücklich sein, und laß mich sterben,
da Du zu neuer Liebe sie gereizt hast.

Wenn niemand Dich, mein Klaglied, lernt, so soll es
mich nicht bekümmern; denn gewiß ist niemand,
der so, wie ich, Dich sänge.

Nur eine Mühe will ich Dir noch machen:
daß Du mir Amor aufsuchst, daß Du ihm noch,
wie sehr mir dieses Leben
voll Kummer jetzt verhaßt sei,
erklärest, und ihn flehst, zu seinen Ehren
mir einen bessern Hafen zu gewähren.

Die Worte dieses Liedes zeugten deutlich genug von der Gemüthsstimmung des Sängers; und wenn das Verschwinden der Abenddämmerung nicht das Erröthen einer gewissen Dame, die sich in den Reihen befand, verborgen hätte, so würde man vielleicht noch mehr erfahren haben. Wie der Tanz geendigt war und man sich noch mit einigen Tänzen und Liedern ergötzt hatte, kam die Stunde des Schlafengehens, und die Königin entließ einen Jeden nach seinem Zimmer.

Fünfter Tag.

Unter Fiammetta's Vorsitz wird von den glücklichen Ereignissen gesprochen, welche einigen Liebenden, nach mancherlei überstandenen Leiden und Widerwärtigkeiten begegnet sind.

Das Morgenroth war schon verschwunden und die aufsteigende Sonne erleuchtete bereits mit vollen Strahlen unsere Halbkugel, wie Fiammetta, geweckt von dem süßen Gesange der Vögel, die in der kühlen Morgenstunde fröhlich sangen, sich von ihrem Lager erhob, und auch die übrige Gesellschaft wecken ließ. Gemächlich lustwandelnd gingen sie sämmtlich aufs Feld hinaus und führten mancherlei Gespräche, indem sie die bethauten Fluren betraten, bis die Sonne höher stieg. Sobald sie aber ihren wärmeren Strahl empfanden, begaben sie sich zurück nach dem Gesellschaftszimmer, wo sie bei köstlichen Weinen und Erfrischungen sich von ihrer kleinen Ermüdung erholten, und sich dann bis zur Mittagsstunde in dem angenehmen Garten ergötzten. Nachdem der verständige Schaffner die Mittagstafel gehörig besorgt hatte, wurden noch ein-Paar Liederchen gesungen, worauf man sich auf Befehl der Königin fröhlich zur Tafel setzte. Ordnung und Heiterkeit herrschten über Tische, und nach dem Essen vergaß man die gute Gewohnheit nicht, sich beim Klangspiel und Gesang mit einigen Tänzen zu ergötzen. Einige hielten hiernächst Mittagsruhe, und andere verweilten sich im Garten, bis der Wille der Königin sie um die gewöhnliche Stunde bei dem schönen Brunnen wieder versammelte. Nachdem die Königin den Vorsitz eingenommen hatte, warf sie einen Blick auf Pamfilo, und lächelte ihm ihren Wink zu, mit der Erzählung einer glücklichen Begebenheit den Anfang zu machen.

Erste Erzählung.

Cimon wird durch die Liebe vernünftig; er entführt Iphigenia, seine Geliebte, mit Gewalt auf dem Meere. In Rhodus geräth er in Gefangenschaft, aus welcher Lysimachus ihn befreiet und gemeinschaftlich mit ihm Iphigenia und Kassandra an ihrem Hochzeitstage entführt, worauf sie mit ihnen nach Creta fliehen, sich mit ihren Geliebten vermählen, und darauf in Frieden nach Hause berufen werden.

„Liebenswürdige Mädchen (hob Pamfilo an), ich wüßte wohl mehr als eine Geschichte, die ich Euch gern an einem so fröhlichen Tage, wie der heutige sein wird, zum Anfang erzählen möchte! Doch eine derselben gefällt mir vorzüglich, weil sie nicht nur (unserm heutigen Endzwecke gemäß) mit glücklichen Begebenheiten endigt, sondern weil Ihr auch daraus erkennen werdet, wie wirksam, wie mächtig und wie wohlthätig die Liebe sei, welche von Manchen, die nicht wissen was sie reden, mit Unrecht verdammt und verlästert wird; und das wird Euch gewiß nicht wenig lieb sein, wenn ich mich nicht irre, indem ich Euch allen ein zärtliches Herz beimesse.

Wir lesen nämlich in den alten Geschichten der Cyprier, daß einst auf der Insel Cypern ein sehr angesehener Mann lebte, Namens Aristippus, welcher unter allen seinen Landesleuten den größesten Ueberfluß an zeitlichen Gütern besaß. Nichts würde seinem Glücke gefehlt haben, wenn das Schicksal ihm nicht in einem Umstande ein größeres Herzleid als andern Menschen beschieden hätte; er hatte nämlich unter mehreren Kindern einen Sohn, der zwar an Größe, Gestalt und Schönheit alle übrigen Jünglinge übertraf, allein dabei fast ganz blödsinnig war, so daß alle Hoffnung verloren schien, etwas aus ihm zu machen. Er hieß eigentlich Galesus; weil aber weder die Mühe, die seine Lehrer sich mit ihm gaben, noch die Güte oder die Strenge seines Vaters, noch irgend ein Mittel, welches andere Leute ersonnen, im Stande waren, ihm das Geringste von Wissenschaften oder guten Sitten beizubringen, so pflegte man ihn wegen seiner groben plumpen Stimme, Geberden und Handlungen, die mehr viehisch als menschlich waren, Cimon zu nennen, ein Beiname, der bei ihnen eben so viel bedeutete, als wenn wir Jemand ein Vieh schelten. Seine ungeschliffene Aufführung machte seinem Vater vielen Verdruß, bis er endlich alle Hoffnung aufgab, ihn zu einem rechtlichen Menschen zu machen; daher er ihn, um ihn nur aus seinen Augen zu entfernen, auf ein Dorf schickte und ihm befahl, daselbst bei den Knechten und Bauern zu bleiben; und dieses ließ er

sich auch gern gefallen, weil ihm selbst die bäurische Lebensart besser behagte, als der Umgang mit den Menschen in der Stadt.

Wie nun Cimon auf dem Lande lebte und sich daselbst mit der Feldarbeit beschäftigte, traf es sich eines Tages kurz nach Mittag, daß er mit seinem Karst auf der Schulter von einem Dorfe nach einem andern ging, und durch ein angenehmes Gehölz kam, welches mit dem herrlichsten Laube prangte, weil es eben im Maimonat war. Hier schien sein guter Glücksstern seine Schritte nach einer Wiese zu leiten, die von hohen Bäumen umgeben und an einer Seite von einem schönen kühlen Bache umflossen ward. Neben demselben sah er auf dem grünen Rasen ein wunderschönes Mädchen in einem so leichten Gewande schlafen, daß es fast keinen ihrer blendenden Reize verbarg; denn vom Gürtel niederwärts hatte sie blos eine feine weiße Decke über sich gebreitet. Zu ihren Füßen schliefen zwei Weiber und ein Mann, welche sie bedienten. Wie Cimon das Mädchen erblickte, stutzte er, als wenn er noch nie eine weibliche Gestalt gesehen hätte, stützte sich auf seine Hacke und betrachtete sie mit stummer Verwunderung. In seiner rohen Brust, welcher tausend Lehren und Ermahnungen nicht einen Funken Empfindung für eine gesittete Aufführung hatten beibringen können, ward auf einmal ein Gefühl erweckt, welches seinem groben plumpen Vorstellungsvermögen zu verstehen gab, dieß sei das schönste Wesen, welches jemals ein Sterblicher erblickt habe. Jetzt fing er an, auch die einzelnen Theile dieser Schönheit zu mustern; er bewunderte ihr Haupthaar, dem das Gold an Glanze weichen mußte, die Stirne, die Nase, den Mund, den Hals und die Arme; vor allen Dingen aber den kleinen Busen, der eben anfing, sich zu wölben: und als wenn er aus einem Bauern auf einmal zum Kunstkenner geworden wäre, so konnte er sich den Wunsch nicht versagen, ihre Augen zu sehen, die ein tiefer Schlaf noch verschlossen hielt. Um diese zu erblicken, kam ihm mehr als einmal die Lust an, die schöne Schläferin zu wecken. Weil er sie aber unendlich schöner fand, als alle Weiber, die er jemals gesehen hatte, so zweifelte er, ob sie nicht vielleicht eine Göttin wäre, und weil er noch Verstand genug hatte, um einzusehen, daß er göttlichen Dingen mehr Ehrfurcht schuldig wäre, als menschlichen, so enthielt er sich und wollte lieber warten, bis sie von selbst erwachen würde; und wiewohl ihm darüber die Zeit fast zu lang ward, so empfand er doch so viel Vergnügen, daß er sich nicht entschließen konnte, sich zu entfernen. Endlich fügte es sich, daß die Jungfrau, deren Name Iphigenia war, früher als ihre Leute erwachte,

und indem sie die Augen aufschlug und ihr Haupt erhob, den Cimon erblickte, wie er auf seinen Karst gestützt vor ihr stand. Da ihn Jedermann kannte, sowohl wegen seiner eigenen bäurischen Gestalt, als weil er der Sohn eines so angesehenen und vermögenden Mannes war, so nannte sie ihn bei seinem Namen, und fragte: „Cimon, was hast Du um diese Stunde hier im Walde zu schaffen?"

Cimon antwortete nicht, sondern indem ihre Augen sich öffneten, blickten die seinigen sie unverwandt an, und er schien zu empfinden, daß eine sanfte Bewegung, die sie ihm einflößten, sein Innerstes mit einem nie gekannten Vergnügen erfüllte. Dieses bemerkte die Jungfrau, und weil sie fürchtete, sein starrer Blick möchte ihn bei seinem bäurischen Wesen zu Unanständigkeiten führen, so weckte sie ihre Weiber, stand auf und sagte: „Gehabe Dich wohl, Cimon!"

Cimon antwortete: „Ich gehe mit Dir." Und obwohl die Jungfrau sich seine Begleitung verbat, weil sie sich noch immer vor ihm fürchtete, so konnte sie ihn doch nicht los werden, bis er sie ganz nach ihrem Hause begleitet hatte. Von Stunde an ging er zu seinem Vater, und erklärte ihm, er habe durchaus keine Lust, wieder nach dem Dorfe zurückzukehren. Dem Vater war dieses zwar nicht lieb, doch ließ er ihm seinen Willen, indem er neugierig war, zu sehen, was ihn bewogen hätte, seinen Entschluß zu ändern. Da indessen Cimons Herz, auf welches weder Lehren, noch Ermahnungen einigen Eindruck hatten machen können, von Iphigenia's Reizen bezwungen, sich einmal der Liebe geöffnet hatte, so entwickelte sich nunmehr bei ihm von Tage zu Tage ein neuer Begriff nach dem andern, so daß sein Vater, seine Verwandten und alle die ihn kannten, darüber in die äußerste Verwunderung geriethen. Zuerst bat er seinen Vater, ihn zierlich und ordentlich, so wie seine übrigen Brüder, kleiden zu lassen, welches der Vater mit Vergnügen that. Hierauf suchte er den Umgang gebildeter Jünglinge, und bemerkte mit Aufmerksamkeit die Aufführung, welche sich für gesittete Leute, und besonders für Verliebte schickte; und so lernte er gleich Anfangs zu Jedermanns Verwunderung in kurzer Zeit nicht nur die ersten Anfangsgründe der Wissenschaften, sondern er ward auch bald einer der besten und geschicktesten Sophisten. Seine rohe bäurische Stimme bildete sich auch nicht allein zum städtischen Wohllaut, sondern er ward auch ein Meister im Gesang und Klangspiel, im Reiten und Fechten, und bewies sich in allen kriegerischen Uebungen zu Wasser und zu Lande gleich

tapfer und geschickt; und das alles wirkte seine Liebe zu Iphigenia. Mit einem Worte (um mich nicht bei jedem kleinen Umstande seiner Ausbildung aufzuhalten), es waren seit dem ersten Tage der Entstehung seiner Liebe noch keine vier Jahre verflossen, so ward er der munterste, angenehmste, tugendhafteste und vollkommenste Jüngling in der ganzen Insel Cypern.

Wie sollen wir uns diese Verwandlung des Cimon erklären, meine liebenswürdigen Freundinnen? Gewiß auf keine andere Weise, als daß das neidische Schicksal die herrlichen Tugenden, zu welchen der Himmel den Keim in ihn gelegt hatte, in einem äußerst kleinen Winkel seines Herzens mit eisernen Banden gefesselt und eingeschlossen hielt; daß aber die Liebe, die noch mächtiger ist, als das Schicksal, diese Bande zersprengte, daß sie seine schlafenden Begriffe weckte, sie aus dem tiefen Dunkel, welches sie umhüllte, hervorzog und ans helle Licht brachte, und dadurch bewies, daß sie die Geisteskräfte ihrer Verehrer überall ausfindig zu machen und sie mit ihrem Strahl zu erhellen vermag.

Obwohl nun Cimon (wie Jünglinge wohl pflegen) in den Aeußerungen seiner Liebe zu Iphigenia Manches übertrieb, so ließ sich doch sein Vater dieses nicht nur gerne gefallen, sondern that ihm auch selbst allen möglichen Vorschub, um in diesem Stücke nach seiner Neigung zu handeln. Cimon (welcher nach diesem nie wieder Galesus heißen wollte, weil Iphigenia ihn einmal Cimon genannt hatte), suchte endlich das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, und ließ deswegen bei dem Cypseus, Iphigenia's Vater, um sie anhalten. Allein Cypseus gab zur Antwort, er habe sie einem gewissen edlen Jünglinge in Rhodus, Namens Phasimus, bereits versprochen, und er wolle sein Wort nicht brechen. Wie nun die Zeit kam, daß die festgesetzte Vermählung sollte vollzogen werden, und der Bräutigam Abgesandte schickte, um seine Braut heimzuholen, dachte Cimon bei sich: „Jetzt, Iphigenia, ist es Zeit, zu beweisen, wie sehr ich Dich liebe. Dein Anblick hat mich zum Menschen gemacht, Dein Besitz würde mich ohne Zweifel zu dem Glück eines Gottes erheben; und wahrlich, ich will Dich besitzen oder sterben!"

Er warb hierauf in der Stille einige edelmüthige Jünglinge an, die seine Freunde und Waffenbrüder geworden waren, ließ heimlich ein Schiff ausrüsten, und mit allem Nöthigen zum Seegefecht versehen, und stach in die See, um das Fahrzeug aufzufangen, welches Iphigenia zu ihrem

Bräutigam führen sollte. Dieses ging gleichfalls in See, und steuerte gerade nach Rhodus zu. Cimon war wacker, traf am folgenden Tage mit ihnen zusammen, und rief ihnen zu: „Streicht die Segel, oder erwartet Euren Tod in den Wellen, wenn ich Euch überwinde!"

Seine Gegner brachten ihre Waffen auf's Verdeck, und machten sich fertig zum Widerstande. Wie dieß Cimon sah, warf er dem Rhodischen Schiffe einen Enterhaken an Bord, indem es sich schnell zu entfernen suchte, und befestigte es damit an den Schnabel des seinigen. Er wartete nicht, bis seine Gefährten ihm folgten, sondern grimmig wie ein Löwe sprang er in das Schiff der Rhodier, achtete nicht die Zahl seiner Gegner, indem die Liebe ihm unüberwindliche Kraft verlieh, und würgte rechts und links unter ihnen mit seinem Schwerte, wie unter einer Heerde Schafe. Erschrocken warfen die Rhodier ihre Waffen von sich, und baten einstimmig um Pardon. „Jünglinge!" sprach Cimon zu ihnen, „mich trieb weder Raubgier, noch Erbitterung, von Cypern auszulaufen, und Euch im offenen Meere mit gewaffneter Hand anzugreifen, sondern mich bewog dasjenige, was mir das Theuerste ist, das ich erwerben kann, und was Ihr mir ohne Mühe in Frieden gewähren könnt, nämlich Iphigenia, die ich über alles in der Welt liebe. Da ich sie nicht von ihrem Vater in Frieden und Freundschaft erhalten konnte, so zwang mich die Liebe, sie mit den Waffen in der Hand von Euch zu gewinnen. Ich bin Willens, die Stelle bei ihr zu vertreten, die man Eurem Phasimus bestimmt hatte Gebt sie mir, und fahret in Gottes Namen Eure Straße."

Die Jünglinge überlieferten ihm, mehr gezwungen als gutwillig, die in Thränen schwimmende Iphigenia. Wie Cimon ihre Thränen fließen sah, sprach er: „Edle Jungfrau, sei unbekümmert. Ich bin Dein Cimon, dem seine standhafte Liebe ein größeres Recht gibt, Dich zu besitzen, als dem Phasimus die gegebene Zusage."

So bald Cimon sie am Bord seines Schiffes sah, kehrte er wieder um zu seinen Gefährten, und ließ die Rhodier fahren, ohne sie im geringsten an ihrem Eigenthum zu verletzen. Höchst entzückt über die theure geliebte Beute, sann er nur darauf, sie zu beruhigen, und stellte hiernächst seinen Gefährten vor, daß es nicht rathsam wäre, gleich nach Cypern zurück zu kehren; er fand sie auch einstimmig seiner Meinung, daß es besser sein würde, nach Creta zu gehen, wo sie fast alle, und Cimon insbesondere, durch ältere und neuere Verbindungen mit vielen angesehenen Geschlechtern

verwandt und befreundet waren, und weil sie daselbst mit Iphigenia in Sicherheit zu sein glaubten, so richteten sie ihren Lauf dahin. Allein das Glück, welches dem Cimon die Eroberung seiner Geliebten leicht genug gemacht hatte, blieb ihm nicht lange treu, sondern es verwandelte nur zu bald die innige Freude des liebenden Jünglings in die bitterste Betrübniß. Es waren noch nicht vier Stunden seit seinem Gefechte mit den Rhodiern vergangen, wie die Nacht, welche Cimon mit nie empfundener Sehnsucht erwartet hatte, anbrach; doch mit ihr erhob sich zugleich ein fürchterlicher Sturm mit Ungewitter, so daß die tobenden Wellen im schrecklichen Kampfe mit dem schwarzen Gewölk sich fast zu vermengen schienen, und es den Schiffleuten unmöglich machten, nicht nur das Schiff zu regieren, sondern sich auf demselben auch nur aufrecht zu erhalten. Cimon war äußerst bekümmert um Iphigenia; er glaubte, die Götter hätten ihm nur deswegen seine Wünsche zum Theil gewährt, damit sie ihm den Tod desto schmerzlicher machten, dem er wenige Stunden vorher muthig entgegenging. Seine Gefährten waren nicht weniger in Aengsten; am meisten aber Iphigenia, die bei jeder Schlagwelle ihren Tod in den Wogen zu finden glaubte, und Cimon mit seiner Liebe verwünschte, und seine Vermessenheit schalt, weil sie gewiß glaubte, das Ungewitter wäre aus keiner andern Ursache entstanden, als weil die Götter nicht zugeben wollten, daß Derjenige, welcher sie wider ihren Rathschluß zu seiner Gemahlin machen wollte, die Frucht seiner verwegenen Unternehmung genießen, sondern daß er sie zuerst elendiglich umkommen sehen, und dann selbst dem Tode geweiht werden sollte. Indem nun der Sturm immer heftiger, die Wehklage immer lauter, und die Verlegenheit der Schiffleute immer größer und allgemeiner ward, und Niemand wußte, wohin das Schiff triebe, wurden sie bis in die Nähe der Insel Rhodus verschlagen; sie wurden das Land gewahr, und ohne zu wissen oder sich auch nur darum zu bekümmern, wo sie wären, bemühten sie sich nur, das Schiff wo möglich unter dem Schutze des Landes vor Anker zu bringen, um ihr Leben zu retten Das Glück war ihnen auch in so weit günstig, daß sie eine kleine Bucht entdeckten, in welche kurz vorher die Rhodier, mit welchen Cimon gekämpft hatte, eingelaufen waren, und kaum entdeckten sie in der Morgendämmerung, daß sie bei Rhodus vor Anker gekommen waren, so bemerkten sie auch, indem sich das Wetter ein wenig aufklärte, in der Entfernung eines Bogenschusses das Schiff, mit welchem sie sich des Abends vorher geschlagen hatten. Cimon ward darüber sehr bestürzt,

und weil er ahnete, was ihm bevorstand, so befahl er, alle Kräfte anzustrengen, um das Schiff wieder in See zu bringen, und sich dann der Führung des Schicksals zu überlassen, weil sie an keinen schlimmeren Ort, als an diesen, gerathen könnten. Man that alles Mögliche, um die See wieder zu gewinnen; jedoch vergeblich. Der widrige Wind verhinderte sie nicht nur, aus der Bucht wieder auszulaufen, sondern er trieb sie, aller Anstrengung ungeachtet, nur immer näher ans Land, wo sie von der Mannschaft des Rhodischen Schiffes alsobald gesehen und erkannt wurden. Diese gaben unverzüglich den jungen Rhodiern, die sich bereits nach einem nahe gelegenen Dorfe begeben hatten, Nachricht, daß Cimon und Iphigenia mit ihrem Schiffe zufälligerweise mit ihnen an einerlei Stelle vor Anker gekommen wären. Dies war ihnen sehr lieb, sie versammelten eine Menge Leute aus dem Dorfe, und eilten nach dem Gestade, wo Cimon mit den Seinigen soeben gelandet, und im Begriffe war, mit ihnen in dem nahe gelegenen Walde sich zu verbergen. Sie wurden aber sämmtlich nebst Iphigenia gefangen genommen und nach dem Dorfe gebracht. Lysimachus, welchem in diesem Jahre die oberste Gewalt auf der Insel anvertrauet war, begab sich dahin, begleitet von einem zahlreichen Gefolge bewaffneter Leute aus der Stadt, und ließ den Cimon nebst allen den Seinigen, vermöge der Anklage, die Phasimus bei der Landesobrigkeit angebracht hatte, nach dem Gefängnisse führen.

So ward dem armen verliebten Cimon seine Iphigenia wieder entrissen, wenige Stunden nachdem er sie entführt, und wie er ihr kaum den ersten Kuß geraubt hatte. Iphigenia ward indessen von vielen edlen Frauen in Rhodus empfangen, welche sich bemühten, ihr nach dem Schrecken über ihre Entführung und über die Wuth des ungestümen Meeres einige Erholung zu verschaffen, und bei welchen sie bis an den Tag verweilte, der zu ihrer Hochzeit angesetzt war. Dem Cimon und seinen Gefährten schenkte man zwar das Leben, weil sie am vorigen Tage den Rhodischen Jünglingen freien Abzug vergönnt hatten (obgleich Phasimus sich alle Mühe gab, ein Todesurtheil gegen sie auszuwirken); doch verdammte man sie alle zu ewigem Gefängniß.

Phasimus eilte indessen, Anstalten zu seiner Vermählung zu treffen; doch indem er sich damit beschäftigte, schien das Schicksal es schon wieder zu bereuen, daß es dem Cimon plötzlich einen so bösen Streich gespielt hatte, und es führte von neuem eine Gelegenheit herbei, um seiner Sache wieder

aufzuhelfen. Phasimus hatte nämlich einen Bruder, dem er zwar an Jahren, aber nicht an guten Eigenschaften überlegen war, Namens Hormiseus. Dieser hatte sich seit langer Zeit um ein schönes und edles Mädchen, Kassandra genannt, beworben, in welches Lysimachus gleichfalls sehr verliebt war; doch hatte diese Heirat bisher verschiedene Hindernisse gefunden. Wie aber Phasimus jetzt im Begriffe war, seine eigene Hochzeit mit großem Gepränge zu begehen, hielt er es für das Beste, um doppelte Unkosten und doppelte Feierlichkeiten zu sparen, daß Hormiscus sich zu gleicher Zeit verheiratete. Er knüpfte demnach die Unterhandlungen mit Kassandra's Eltern wieder an, brachte sie glücklich zu Stande, und verabredete darauf mit seinem Bruder, daß sie an einem Tage Beide Hochzeit halten wollten.

Wie Lysimachus dieses vernahm, schmerzte es ihn sehr, alle seine Hoffnungen getäuscht zu sehen, weil er sich ganz gewiß geschmeichelt hatte, Kassandra selbst zu bekommen, wenn aus der Heirat mit dem Hormiseus nichts würde. Er verbarg inzwischen seinen Unmuth darüber, indeß er auf Mittel sann, die Absichten des Hormiseus zu vereiteln; doch sah er dazu keinen andern Ausweg, als Kassandra zu entführen Vermöge der Macht, die er in Händen hatte, schien ihm dieses nicht schwer zu sein; doch hielt er eben deswegen diese Maßregel für weniger erlaubt und anständig, als wenn ihm diese Gewalt nicht wäre anvertraut gewesen. Nachdem er jedoch lange darüber hin und her gedacht hatte, behielt endlich die Liebe den Sieg über die Gewissenhaftigkeit, und er entschloß sich, Kassandra zu entführen, es möchte kosten was es wollte. Indem er nun überlegte, welche Gehülfen er sich wählen, und wie er die Anstalten treffen wollte, fiel ihm Cimon ein, der mit seinen Gefährten im Gefängniß schmachtete, und er glaubte, daß er nirgends bessere und treuere Mitgenossen finden könnte. Er ließ demnach an einem Abend den Cimon insgeheim zu sich kommen und redete ihn folgendermaßen an: „Cimon! So wie die Götter sich den Menschen als die besten und reichlichsten Geber alles Guten zeigen, so wissen sie auch am besten, ihre Tugenden auf die Probe zu stellen, und Diejenigen nach Verdienst zu belohnen, welche am festesten und beständigsten in allen Fällen gefunden werden. Sie verlangten von Deiner Tugend größere Beweise, als Du in dem Hause Deines Vaters hättest geben können, der (wie ich weiß) an allen Glücksgütern einen Ueberfluß hat. Deswegen haben sie Dich (wie ich höre) durch den Stachel der Liebe aus

einem unempfindlichen Thierleben zu einem vernünftigen Zustande erweckt; darauf hat Dein hartes Schicksal Dich hierher in eine beschwerliche Gefangenschaft geführt, weil die Götter versuchen wollten, ob Dein Muth sich durch den plötzlichen Verlust Deiner eroberten geliebten Beute würde wankend machen lassen. Bist Du aber noch eben so gesinnt, wie vormals, so haben sie Dir nie ein erwünschteres Geschenk gemacht, als die Gelegenheit, welche sie Dir jetzt anbieten, und die ich Dir verkündigen will, damit Du Dich wieder ermannest, und Muth gewinnest: Phasimus, der sich über Dein Unglück freuet, und Dir gerne den Tod bereitet hätte, eilt jetzt so viel möglich, seine Vermählung mit Deiner Iphigenia zu vollziehen, um sich des Schatzes zu erfreuen, welchen Dir Dein günstiges Glück zuerst bescherte, und ihn Dir dann plötzlich im Zorn wieder entriß. Wie sehr Dich dieses schmerzen müsse (wenn Du so zärtlich liebst, wie ich glaube), das weiß ich aus eigener Erfahrung, indem des Phasimus Bruder Hormiscus mir in Kassandra's Person, die ich unaussprechlich liebe, an demselben Tage eine ähnliche Kränkung zubereitet. Ich weiß keinen andern Weg, den das Schicksal uns offen gelassen hat, um dieser Kränkung zuvor zu kommen, als durch unsern Muth und durch die Kraft unseres Armes, der uns mit dem Schwerte die Bahn zur Entführung unserer Geliebten brechen muß: denn wofern Dir, ich will nicht sagen Deine Freiheit (denn diese hat wohl ohne den Besitz Deiner Geliebten nur einen geringen Werth für Dich), sondern die Wiedererlangung Deiner Geliebten selbst, am Herzen liegt, so geben sie Dir die Götter in Deine Hand, wenn Du mir in meiner Unternehmung beistehen willst."

Diese Worte weckten den gesunkenen Muth in Cimon's Brust wieder auf. Er besann sich nicht lange auf eine Antwort, sondern sprach: „Lysimachus, Du kannst Dir bei dieser Unternehmung weder einen tapferern noch einen treueren Gefährten wählen, als mich, wenn ich dasjenige damit erlangen kann, was Du mich hoffen lässest; sage mir also nur, was Du willst, das ich thun soll, so sollst Du sehen, mit welchem Eifer und Kraft ich es ausführen werde."

Lysimachus antwortete: „Ueber drei Tage werden die beiden Bräute ihren Einzug in den Palast ihrer Verlobten halten. Am Abend wollen wir Beide, Du mit Deinen Gefährten, und ich mit einigen zuverlässigen Männern, das Haus überfallen, unsere Geliebten mitten aus dem Kreise der versammelten Gäste entführen, und sie auf ein Schiff bringen, das ich scho

heimlich habe ausrüsten lassen, und wer sich uns widersetzt, der soll durch unser Schwert fallen."

Dem Cimon gefiel der Anschlag, und er hielt sich bis zur anberaumten Zeit still in seinem Gefängniß. Wie der Hochzeittag kam, war der Aufzug sehr festlich, und in dem Hause der beiden Brüder erscholl alles von lautem Jubel. Wie Lysimachus alles veranstaltet, und sich und Cimon, sammt dessen Gefährten und seinen eigenen Freunden, mit Waffen versehen hatte, die sie unter ihren Kleidern versteckten, ermunterte er sie durch eine zweckmäßige Anrede zur wackeren Ausführung seiner Absicht, und theilte sie hierauf in drei Haufen, wovon er den einen in der Stille nach dem Hafen schickte, um den Weg nach dem Schiffe im nöthigen Fall offen zu halten. Mit den beiden anderen Haufen ging er nach dem Hause des Phasimus, wo er den einen an der Thüre ließ, um sich den Rückweg zu sichern. Der andere folgte ihm und Cimon die Treppe hinauf. Wie sie in den Saal kamen, wo die jungen Bräute mitten unter vielen andern Frauenzimmern bereits an der Tafel saßen, sprangen sie zu, stießen die Tische um, und bemächtigten sich ein jeder seiner Geliebten, übergaben sie dem Schutz ihrer Waffengenossen, und zogen selbst ihre Schwerter zu ihrer Vertheidigung. Die beiden Bräute weinten und jammerten, und alle übrigen Weiber, sammt den Dienern erhoben ein lautes Klagegeschrei, indeß Cimon und Lysimachus mit ihren Genossen ihre schöne Beute ohne Widerstand wegführten, weil ein jeder, aus Furcht vor ihren gezückten Schwertern, ihnen Platz machte. Indem sie die Treppe hinunter eilten, kam ihnen Phasimus entgegen, der bei dem entstandenen Getümmel mit einer großen Keule herbeigelaufen kam. Cimon versetzte ihm aber einen Hieb, der ihm den Schädel fast von einander spaltete, und ihn todt zu Boden streckte. Der unglückliche Hormiscus, welcher seinem Bruder zu Hülfe eilte, fiel unter den Streichen des Lysimachus, und einige Andere, die ihnen den Weg streitig machen wollten, wurden von den Gefährten des Cimon und Lysimachus zurückgetrieben, nachdem einige von ihnen waren verwundet worden. Sie verließen das Haus, in welchem sie Schrecken, Blut und Getümmel verbreitet hatten, und erreichten schnell und ungehindert den Hafen, wo sie die Frauenzimmer einschifften, und dann selbst in Eile ihr Schiff bestiegen, weil sie sahen, daß schon eine Menge bewaffneter Leute sich zusammen rottete, um die beiden Jungfrauen wieder zu befreien. Sie ruderten schnell und fröhlich davon, und wurden bei ihrer Ankunft in Creta von ihren vielen

Freunden und Verwandten mit Freuden aufgenommen, feierten daselbst ihre Hochzeit, und erfreuten sich ihrer geliebten Beute. In Cypern und auf Rhodus entstanden indessen große und langwierige Fehden um ihrentwillen. Doch endlich schlugen sich einige friedliebende Freunde auf beiden Inseln in's Mittel, und brachten es dahin, daß Cimon und Iphigenia nach einer kurzen Verbannung wieder nach Cypern, und Lysimachus mit Kassandra nach Rhodus froh und friedlich zurückkehren durften, und lange Jahre in glücklicher Vereinigung mit einander lebten."

Zweite Erzählung.

Constanza liebt den Martuccio Gomito. Wie sie hört, daß er umgekommen sei, wirft sie sich vor Verzweiflung ganz allein in ein Boot, und wird von Wind und Wellen nach Susa hinüber getrieben. Sie trifft den Martuccio in Tunis lebendig an, giebt sich ihm zu erkennen, und da er sich durch einen klugen Rathschlag bei dem Könige sehr in Gunst gesetzt hat, so erhält er große Reichthümer, heiratet seine Geliebte und kehrt mit ihr zurück nach Lipari.

Die Königin ertheilte dem Pamfilo viele Lobsprüche über seine Erzählung, und befahl Emilie, zunächst zu reden.

Emilie sagte: „Ein Jeder muß sich billig freuen, wenn er sieht, daß eine Sache so belohnt wird, wie es ihrer Absicht gemäß ist. Da nun die Liebe doch insgemein mehr Glück, als Unglück verdient, so gehorche ich heute der Königin, die mir von dieser Materie zu reden befiehlt, viel williger, als gestern unserm Könige.

Wisset demnach, meine reizenden Freundinnen, daß nahe bei Sicilien eine kleine Insel liegt, die man Lipari nennt, woselbst unlängst eine sehr schöne Jungfrau lebte, Namens Constanza, aus einem angesehenen Geschlechte in dieser Insel gebürtig, in welche sich ein hübscher, wohlgesitteter, und in seinem Gewerbe wohlerfahrner Jüngling verliebte, der sich Martuccio Gomito nannte. Da das Mädchen an ihrer Seite ihn ebenfalls so lieb hatte, daß sie nur in seinem Anblicke lebte, so ließ er bei ihrem Vater um sie anhalten, bekam aber eine abschlägige Antwort, weil er nicht reich war. Den Martuccio verdroß es, daß er seiner Armuth wegen abgewiesen ward; er rüstete demnach in Verbindung mit einigen Freunden ein kleines bewaffnetes Fahrzeug aus, und schwor, Lipari nicht eher wieder zu

sehen, bis er ein reicher Mann würde. Wie er auslief, machte er den Anfang damit, daß er an der barbarischen Küste kreuzte, und alles wegnahm, was ihm nicht widerstehen konnte; das Glück war ihm auch günstig genug, wenn er nur selbst so klug gewesen wäre, seinem Durste nach Reichthum zu rechter Zeit Grenzen zu setzen. Wie er aber nebst seinen Gefährten in kurzer Zeit schon große Reichthümer erobert hatte, und nun noch Schätze auf Schätze zu häufen suchte, so traf es sich endlich, daß sie einst von mehreren barbarischen Schiffen umzingelt wurden, und nach einem hartnäckigen Gefechte, in welchem die meisten von Martuccio's Leuten durch das Schwert der Saracenen fielen, ward endlich sein Schiff in den Grund gebohrt, und er selbst gerieth mit den wenigen Uebrigen in die Hände der Feinde, die ihn nach Tunis führten, wo er eine lange Zeit in der Gefangenschaft schmachten mußte.

In Lipari verbreitete sich bald nachher, nicht nur aus einem Munde, sondern auf mancherlei Wegen, das Gerücht, daß Martuccio mit allen den Seinigen in den Wellen umgekommen wär. Constanza, die sich über die Abreise ihres Geliebten schon außerordentlich betrübt hatte, ward untröstlich, wie sie hörte, daß er mit allen seinen Leuten in dem Treffen geblieben wäre. Ihres Lebens müde, jedoch nicht herzhaft genug, um sich selbst den Tod zu geben, ersann sie ein neues Mittel, um ihn unvermeidlich zu machen. Sie ging nämlich an einem Abend heimlich aus dem väterlichen Hause, und begab sich nach dem Hafen, wo sie von ungefähr in einiger Entfernung von den übrigen Schiffen ein Fischerboot fand, aus welchem die Fischer unlängst ans Land gestiegen waren, und Mast, Segel und Ruder in demselben zurückgelassen hatten. Sie sprang hinein, ruderte hinaus in das offene Meer, und da sie, nach der Weise aller Frauenzimmer in der Insel, mit dem Schiffsgeräth einigermaßen umzugehen wußte, so setzte sie das Segel bei, warf die Ruder und das Steuer in die Wellen, und überließ sich den Winden, in der gewissen Erwartung, daß sie das Fahrzeug ohne Ballast und Steuermann entweder umschlagen, oder es an eine Klippe treiben würden, wo es scheitern müßte; so daß sie nicht würde entrinnen können, wenn sie auch wollte, sondern ihren Tod unfehlbar in den Wellen finden. Sie verhüllte sich demnach den Kopf mit ihrem Mantel, und legte sich weinend in dem Boote nieder. Es ging aber ganz anders, als sie erwartete; denn weil ein leichter Nordwind in das Segel blies, und die See so ruhig war, daß sich die Wellen kaum furchten, so ging das Boot seinen geraden

Lauf vorwärts, und sie kam am folgenden Tage gegen Abend, ungefähr hundert Meilen oberhalb Tunis, nicht weit von einer Stadt, die man Susa nennt, an's Land. Da sie bisher ihr Haupt bei keiner Veranlassung aufgehoben hatte, noch aufheben wollte, so wußte sie nichts davon, ob sie sich am Lande, oder noch im offenen Meere befände. Indem nun das Boot auf den Strand lief, befand sich von ungefähr eine arme Fischerfrau am Ufer, welche beschäftigt war, die getrockneten Netze ihrer Leute einzunehmen, und sich wunderte, zu sehen, daß das Boot mit vollem Segel auf den Strand gelaufen kam. Sie glaubte, daß die Fischer in demselben eingeschlafen wären, und ging hin, um zuzusehen. Wie sie nun Niemand in dem Boote fand, als ein Frauenzimmer, welches fest eingeschlafen war, rief sie ihr so lange zu, bis sie sie aus ihrem Schlafe weckte, und an ihrer Kleidung bemerkte, daß sie eine Christin war. Sie fragte sie demnach auf Italienisch, wer sie wäre, und wie sie so allein in dem Boote käme. Constanza, die sich auf Italienisch anreden hörte, glaubte, der Wind wäre umgelaufen, und hätte sie wieder nach Lipari zurück getrieben. Sie sprang auf, und wie sie sich am Lande und in einer ganz unbekannten Gegend befand, fragte sie die Frau, wo sie wäre.

Die Frau antwortete ihr: „Mein Kind, Du bist an der barbarischen Küste, nicht weit von Susa."

Wie Constanza dieses vernahm, überfiel sie die Furcht vor einer schmählichen Behandlung; sie bedauerte, daß ihr Gott nicht lieber den Tod gesandt hätte, und weil sie sich nicht zu helfen wußte, so setzte sie sich in ihrem Boote nieder, und vergoß bittere Thränen. Das gute Weib hatte Mitleiden mit ihr, und redete ihr so lange zu, bis sie ihr in ihre Hütte folgte, wo sie sie bat, ihr zu sagen, von wannen sie gekommen wäre, und weil sie bemerkte, daß sie hungrig war, so setzte sie ihr etwas Brot, Fische und Wasser vor, um sie zu erquicken, und bewog sie durch viele Bitten, ein wenig davon zu genießen.

Constanza fragte sie hierauf, wer denn sie wäre, daß sie so gut Italienisch spräche.

Sie antwortete ihr, sie wäre in Trapani zu Hause; ihr Name wäre Carapresa, und sie wäre hier im Dienste bei einigen christlichen Fischerleuten.

Wie Constanza den Namen Carapresa *) hörte, hielt sie ihn (ihres

*) Carapresa, theures Pfand.

Kummers ungeachtet, und obwohl sie selbst sich die Ursache nicht erklären konnte), für das Zeichen einer guten Vorbedeutung. Sie fing an zu hoffen, obgleich sie selbst nicht wußte was, und ihr Verlangen nach dem Tode verminderte sich allmählich. Ohne sich demnach zu erkennen zu geben, oder zu sagen, von wannen sie käme, bat sie ihre Wirthin um Gotteswillen, Mitleiden mit ihrer Jugend zu haben, und ihr zu rathen, wie sie sich vor Verletzung ihrer Keuschheit sichern könnte.

Carapresa, die ein gutes Weib war, verließ sie einige Augenblicke, um ihre Netze vollends einzunehmen, führte sie hernach in ihren Schleier gehüllt nach Susa, und sprach unterwegs zu ihr: „Liebes Mädchen, ich will Dich zu einer sehr liebreichen sarazenischen Frau führen, welcher ich manchen Dienst leiste; sie ist bejahrt und mitleidig; ich will Dich ihr auf's Angelegentlichste empfehlen, und ich bin versichert, daß sie Dich wie eine Tochter aufnehmen wird. Du wirst Dich Deinerseits bemühen, ihr so zur Hand zu gehen, daß Du Dich ihr immer lieber und angenehmer machst, bis Dir Gott ein besseres Glück beschert.“

Wie gesagt, so gethan. Nachdem sie ihre Worte bei der alten Dame angebracht hatte, betrachtete diese Constanza, und vergoß Thränen des Mitleids, indem sie sie bei der Hand nahm und ihr die Stirne küßte. Sie nahm sie in ihr Haus, in welchem sie mit einigen andern Frauenzimmern, ohne alle männliche Gesellschaft, oder Bedienung wohnte, und sich nebst ihnen mit allerlei Arbeit in Seide, Palmblättern und Lederstickerei beschäftigte. Constanza lernte sich sehr bald mit diesen Arbeiten behelfen, und gewann im höchsten Grad die Liebe ihrer Gesellschafterinnen, deren Sprache sie in kurzer Zeit lernte.

Indem sie nun in Susa lebte, und ihre Verwandten sie als todt oder verloren betrauerten, begab es sich, wie Muley Abdallah König in Tunis war, daß in Granada ein Jüngling von vornehmer Abkunft und von großem Ansehen sich für den rechtmäßigen Thronerben von Tunis ausgab, ein mächtiges Heer zusammenbrachte, und den König von Tunis mit Krieg überzog, um ihn vom Throne zu stoßen. Wie Martuccio dieses in seinem Gefängniß erfuhr, sprach er zu einem von den Wächtern: „Wenn ich den König sprechen könnte, so wüßte ich ihm vielleicht einen guten Anschlag zu geben, seinen Feind zu überwinden.“

Der Wächter sagte diese Worte seinem Befehlshaber, und dieser hinter-

brachte sie dem Könige, welcher den Martuccio sogleich vor sich kommen ließ, und ihn fragte, worin sein Anschlag bestände.

„Gnädiger Herr (sprach Martuccio), wenn mich in vorigen Zeiten meine eigene Erfahrung gelehrt hat, Eure Art zu fechten recht zu beobachten, so pflegen bei Euch die Bogenschützen hauptsächlich das Schicksal der Schlacht zu entscheiden. Wenn Ihr es also dahin bringen könntet, daß Euren Feinden während des Treffens die Pfeile mangelten, indeß Eure eigenen Leute Ueberfluß daran behielten, so würdet Ihr ohne Zweifel den Sieg davontragen."

„Das versteht sich (sprach der König); aber wie ist das möglich zu machen?"

„Wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt (erwiederte Martuccio), so ist dieses eine leichte Sache. Ihr braucht nur Euren Bogenschützen noch dünnere Sehnen zu geben, als man sonst irgendwo bisher gebraucht hat, und Eure Pfeile so kerben zu lassen, daß sie genau auf diese Sehnen passen. Wenn Ihr dieses so geheim betreiben könnt, daß Euer Feind nichts davon erfährt, und also keine Maßregeln dagegen nehmen kann, so werdet Ihr in der Schlacht, nachdem die Bogenschützen an beiden Seiten ihre Pfeile verschossen haben, großen Vortheil davon ziehen. Denn Eure Leute werden alle aufgesammelten Pfeile der Feinde wieder gegen sie gebrauchen können, weil die großen Kerben auf jede Sehne passen, da hingegen die Eurigen, wegen ihrer kleinen Kerbe, Jenen zu nichts nützen. Auf diese Weise werden Eure Leute noch Ueberfluß an Pfeilen haben, wenn sie den Feinden schon gänzlich mangeln."

Dem Könige, der ein verständiger Herr war, gefiel der Rath des Martuccio; er befolgte ihn und besiegte dadurch seinen Feind. Martuccio stieg demnach sehr hoch in seiner Gunst, und kam zu großem Reichthum und Ehren. Das Gerücht von dieser Begebenheit erscholl überall, und auf diese Weise erfuhr auch Constanza, daß ihr Martuccio noch lebte, den sie seit langer Zeit für todt gehalten hatte. Ihre schlummernde Liebe erwachte jetzt mit verdoppelter Stärke, und ihre verlorne Hoffnung stellte sich wieder ein. Sie eröffnete demnach ihrer liebreichen Wirthin alle ihre Schicksale und entdeckte ihr ihren Wunsch, nach Tunis zu gehen, um ihre Augen an dem Anblick desjenigen zu ergötzen, womit die Sage ihr Ohr so sehr erfreut hätte.

Die gute Frau billigte ihren Wunsch und mit mütterlicher Liebe ent-

schloß sie sich, ein Boot mit ihr zu besteigen und nach Tunis zu fahren, wo sie nebst Constanza von einem ihrer Verwandten freundlich bewirthet ward. Sie hatten die Carapresa mitgenommen, welche sie ausschickten, um ihnen nähere Kundschaft vom Martuccio zu verschaffen, und welche ihnen auch bald die Bestätigung der Nachricht brachte, daß er noch lebe und in hohen Ehren stände. Die freundschaftliche Mohrin wünschte das Verdienst zu haben, ihm die Ankunft seiner Constanza selbst bekannt zu machen. Sie ging demnach zu ihm und sagte: „Martuccio, in meinem Hause ist einer von Deinen Dienern aus Lipari angekommen, und wünscht Dich insgeheim zu sprechen. Da er mich gebeten hat, diese Botschaft keinem Andern anzuvertrauen, so bin ich selbst gekommen, um Dich davon zu benachrichtigen."

Martuccio dankte ihr und folgte ihr nach ihrer Wohnung. Wie Constanza ihn erblickte, fehlte nicht viel daran, daß die plötzliche Freude ihr nicht das Leben raubte. Es war ihr unmöglich, sich zu enthalten, ihm mit offenen Armen entgegen zu eilen und ihn um den Hals zu fallen. Die Erinnerung an ihre vergangenen Leiden und die Freude über ihr gegenwärtiges Glück verschlossen ihr jedoch den Mund, und sie konnte nur Thränen der Wonne und Zärtlichkeit vergießen.

Martuccio empfand bei ihrem Anblick ein frohes Erstaunen, und mit einem zärtlichen Seufzer rief er aus: „O meine Constanza! Lebst Du wirklich noch? Wie lange hat man mir schon gesagt, Du würdest vermißt und die Deinigen hätten nie die mindeste Nachricht von Dir erhalten können!" Mit diesen Worten umarmte er sie, und küßte sie mit Thränen.

Constanza erzählte ihm nun alle ihre Abenteuer, und wie liebreich die edle Mohrin sie aufgenommen hätte. Nachdem sie sich lange mit einander unterhalten hatten, ging Martuccio zu seinem Herrn, dem Könige, erzählte ihm alle Begebenheiten, die ihm und Constanza zugestoßen waren, und bat ihn zugleich um Erlaubniß, sich nach der Ordnung unserer Kirche mit ihr zu verheiraten. Der König verwunderte sich über diese Geschichten; er ließ Constanza kommen, und ließ sich alles von ihr selbst wiederholen, was ihm Martuccio erzählt hatte, und bekannte, daß sie reichlich verdient hätte, ihn zum Gemahl zu bekommen. Er ließ demnach große und herrliche Geschenke für sie und für ihren Geliebten bringen, und gab ihnen seine völlige Erlaubniß, zu handeln wie ihnen beliebte.

Martuccio dankte der liebreichen Wirthin seiner Constanza mit

Ehrerbietung für alles, was sie für sie gethan hatte, und machte ihr sehr ansehnliche Geschenke. Beim Abschiede konnte sich Constanza nicht ohne viele Thränen des Dankes und der Liebe von ihr trennen. Sie bestiegen mit Genehmigung des Königs ein kleines Fahrzeug, nahmen die Carapresa mit, und segelten mit günstigem Winde nach Lipari, wo die Freude über ihre Wiederkehr unbeschreiblich war. Hier vermählte sich Martuccio feierlich mit Constanza, gab seinen Freunden ein frohes Hochzeitmahl, und lebte mit seiner Gattin viele Jahre in Frieden und in einer glücklichen Ehe."

Dritte Erzählung.

Pietro Boccamazza entflieht mit Agnolella, und fällt unter die Räuber. Sie rettet sich in einen Wald, und wird nach einem Schlosse geführt. Pietro wird von den Räubern gefangen; doch entrinnt er wieder aus ihren Händen, und kommt nach einigen Abenteuern in dasselbe Schloß, wo sich Agnolella befindet, worauf er sie heiratet und mit ihr nach Rom zurückkehrt.

Emilia's Erzählung ward einstimmig gelobt, und Elisa, welcher die Königin befahl fortzufahren, eilte ihr zu gehorchen „Ich erinnere mich (sprach sie), meine schönen Frauen, an eine böse Nacht, welche ein Paar Verliebte sich einst unvorsichtigerweise zugezogen hatten; weil aber viele fröhliche Tage darauf folgten, so paßt sie zu unserm Endzweck, und ich will Euch davon erzählen:

In Rom (welches heutiges Tages der Schwanz der Welt ist, sowie es ehemals das Haupt derselben war) lebte vor Kurzem ein Jüngling, Namens Pietro Boccamazza, aus einem vornehmen Römischen Geschlechte, welcher sich in ein sehr schönes reizendes Mädchen, Agnolella genannt, verliebte, deren Vater Gigliazzo Saullo zwar ein bürgerlicher, aber bei den Römern sehr beliebter Mann war; und er wußte es auch dahin zu bringen, daß das Mädchen ihm nicht weniger gewogen ward. Da Pietro sie unaussprechlich liebte, und dem Wunsche, sie zu besitzen, nicht länger ohne die größeste Qual widerstehen konnte, so hielt er um sie an. Wie dieses seine Verwandten erfuhren, lagen sie ihm alle mit dem Vorwurfe in den Ohren, daß er sich so wegwerfen wollte, und zugleich ließen sie den Gigliazzo abmahnen, der Werbung des Pietro auf keine Weise Gehör zu geben, indem sie im entgegengesetzten Fall ihn nimmermehr als ihren

Freund und Verwandten ansehen würden. Wie Pietro fand, daß man ihm diesen Weg verlegt hatte, auf welchem er einzig und allein zum Ziel seiner Wünsche glaubte gelangen zu können, wollte er vor Schmerz vergehen, und hätte Gigliazzo nur einwilligen wollen, so würde er seine Tochter, trotz allen seinen Verwandten, zur Gemahlin genommen haben. Indessen fiel es ihm ein, wenn sein Mädchen nur wollte, seinen Vorsatz dennoch durchzusetzen, und wie er durch einen Unterhändler ihre Einwilligung erhalten hatte, nahm er mit ihr Abrede, sie aus Rom zu entführen. Wie alle Anstalten dazu getroffen waren, stand er an einem Morgen früh auf, setzte sich mit seiner Geliebten zu Pferde, und nahm seinen Weg nach Alagna, wo er einige Freunde hatte, auf die er sich verlassen konnte. Obwohl sie nun auf ihrer Flucht nicht die Zeit hatten, ihre Heirat zu vollziehen, weil sie fürchten mußten, daß man ihnen nachsetzen würde, so unterhielten sie sich doch unterwegs mit zärtlichen Gesprächen, wobei auch gelegentlich mancher Kuß gewechselt ward. Da nun überdieß Pietro des Weges nicht recht kundig war, so war es eben nicht zu verwundern, daß sie ungefähr acht Meilen von Rom, wo der Weg rechter Hand ging, sich aus Irrthum links hielten; und kaum waren sie noch ein Paar Meilen weiter geritten, so befanden sie sich in der Nähe eines kleinen Schlosses, wo man sie von ferne entdeckt hatte, und ein Dutzend bewaffnete Reisige sprengten ihnen bereits entgegen. Wie sie ihnen nahe kamen, ward Agnolella sie zuerst gewahr, und schrie: „Pietro! wir müssen uns retten, man will uns anfallen.“ Sie wandte zugleich ihr Pferd nach einem dichten Walde, bohrte ihm die Sporen in den Leib, und hielt sich an dem Sattelbogen, indem sie mit verhängtem Zügel davonjagte. Pietro, dessen Blicke mehr auf ihr Angesicht als auf den Weg gerichtet waren, ward die Reisigen nicht so früh gewahr, als sein Mädchen, und ehe er sich umsehen konnte, von wannen sie kämen, fand er sich schon von ihnen umzingelt und gezwungen, vom Pferde zu steigen. Sie fragten ihn, wer er wäre, und sobald er ihnen seinen Namen sagte, pflogen sie Rath mit einander und sagten: „Dieser ist ein Anhänger unserer Feinde; was haben wir weiter zu thun, als ihm seinen Gaul und sein Geräth abzunehmen und ihn dem Orsini zur Schmach an dem ersten besten Eichbaum aufzuhängen?“ Dieß ward demnach einstimmig beschlossen, und man befahl dem Pietro, sich auszukleiden. Indem er schon anfing, seine Kleider abzulegen und sich dabei nichts Gutes zu versehen, erschien ein Trupp von mehr als zwanzig Be-

waffneten, welche die Andern anfielen und „nieder mit den Hunden!" riefen. Bei diesem plötzlichen Ueberfalle vergaßen jene den Pietro, und dachten nur an ihre eigne Vertheidigung; weil aber die Angreifenden bei weitem der stärkere Theil waren, so mußten sie weichen und wurden von diesen verfolgt. Pietro nahm schnell diese Gelegenheit wahr, seine Sachen wieder zusammen zu raffen, seinen Gaul zu besteigen und so eilig er konnte, nach derselben Seite davon zu jagen, wohin er Agnolella hatte fliehen gesehen. Weil er aber in dem Walde weder Weg noch Steg finden und keinen Hufschlag ihres Pferdes entdecken konnte, so überließ er sich seinem Schmerz, sobald er glaubte, weit genug von seinen ersten Angreifern entfernt zu sein, und von denen, welche diese wiederum überfallen hatten, um von Beiden nichts mehr zu befürchten. Er beklagte sein Unglück, daß er nicht die geringste Spur von seiner Geliebten fand, denn obgleich er sie bald hier, bald dort im Walde suchte und sie bei ihrem Namen rief, so antwortete ihm doch Niemand; er traute sich nicht, wieder zurück zu gehen, und er wußte ebenso wenig, wohin er gerathen würde, wenn er weiter vorwärts ginge. Von der andern Seite ward ihm vor den wilden Thieren bange, die in den Wäldern zu hausen pflegen, und er war nicht nur für sich selbst, sondern auch für sein Mädchen besorgt, und fürchtete jeden Augenblick, sie von Wölfen oder Bären zerrissen zu finden. So brachte er den ganzen Tag zu, indem er im Walde herum irrte, und rief und schrie, und oft rückwärts ging, indem er meinte vorwärts zu kommen, bis er endlich von Gram, Geschrei, Furcht und Hunger so völlig erschöpft war, daß er nicht weiter kommen konnte. Wie er nun fand, daß die Nacht anbrach, und sich nicht anders zu rathen wußte, stieg er neben einem großen Eichbaume vom Pferde, band sein Pferd an den Baum, und kletterte hinauf, um sich in den Aesten zu bergen, damit ihn in der Nacht die wilden Thiere nicht zerreißen möchten. Nicht lange darnach ging der Mond auf und die Nacht war heiter. Er getraute sich jedoch nicht, zu schlafen, aus Furcht herunter zu stürzen, und wenn ihn auch diese Furcht nicht verhindert hätte, so ließ ihn doch die Besorgniß für seine Geliebte nicht schlafen; er brachte demnach die ganze Nacht damit zu, zu seufzen, zu weinen und sein Unglück zu beklagen.

Agnolella floh indessen, ohne zu wissen wohin, und indem sie ihren Gaul laufen ließ, wohin er konnte, gerieth sie darüber so tief in den Wald hinein, daß sie nicht mehr wußte, von welcher Seite sie hergekommen war. Sie irrte ebenso, wie Pietro, an diesem wüsten Orte umher, indem sie

bald still hielt, bald vorwärts ritt, und beständig rief und jammerte, und ihr Unglück beklagte. Wie sie endlich sah, daß Pietro sich nicht wieder fand, und wie sie gegen die Vesperzeit einen kleinen Fußsteig entdeckte, so verfolgte sie denselben, und nachdem sie ungefähr zwei Meilen darauf fortgeritten war, erblickte sie von ferne eine Hütte, welcher sie sich eiligst näherte, und in derselben einen alten Greis mit seinem ebenso betagten Weibe fand.

„Mein Töchterchen! (sprachen diese, wie sie Agnolella so allein kommen sahen) was machst Du um diese Stunde in dieser wüsten Gegend?"

Agnolella antwortete: sie hätte sich im Walde von ihrer Gesellschaft verirrt, und fragte, wie weit sie noch von Alagna wäre.

„Dies ist nicht der Weg nach Alagna, meine Tochter (sprach der Alte). Alagna liegt über zwölf Meilen von hier."

„Ist denn keine Herberge in der Nähe, wo ich übernachten kann?" fragte Agnolella.

„Nirgends so nahe (erwiederte der Alte), daß Du sie noch vor Abend erreichen könntest."

„Wollt Ihr Euch denn wohl meiner erbarmen (versetzte sie), und mich beherbergen, da ich sonst nirgends hin kann?"

„Liebes Mädchen (antwortete der Greis), Du sollst uns für die Nacht willkommen sein; allein ich muß Dir zugleich sagen, daß in dieser Gegend bei Nacht und bei Tage viel liederliches Gesindel von Freunden und Feinden herumstreift, welches uns oft Schaden und Verdruß genug zufügt; und wenn von ungefähr dergleichen Volk ankäme, indeß Du hier bist, und sie fänden Dich so jung und schön, so würden sie Dir Gewalt und Schande anthun, und wir könnten Dich nicht schützen. Wir müssen Dir dieses voraus sagen, damit Du Dich hernach nicht über uns beklagest, wenn ein Unglück geschehen sollte."

Die Worte des Greises erschreckten Agnolella zwar; doch da es schon spät war, so erwiederte sie: „Wenn es Gottes Wille ist, so wird er Euch und mich vor solchem Unglück wohl bewahren. Wenn ich es aber nicht vermeiden kann, so will ich doch lieber Menschen in die Hände fallen, als mich im Walde von wilden Thieren zerreißen lassen." Sie stieg demnach vom Pferde und ging zu den armen Leuten in ihre Hütte, genoß mit ihnen ihr kärgliches Abendmahl, und legte sich darauf in vollen Kleidern mit ihnen auf ihre Schlafbank nieder, und hörte die ganze Nacht nicht auf zu seufzen

und ihr eigenes Unglück zu beklagen, und ihren Pietro, von dem sie nicht wußte, was aus ihm geworden wäre.

Indem die Morgenstunde schon herankam, hörte sie ein großes Getrampel von Reisigen, weswegen sie aufsprang und eilig in den Hof lief, der neben der Hütte war, wo sie einen großen Schober Heu fand, unter welchem sie sich verbarg. Kaum war es ihr gelungen sich zu verstecken, so klopfte eine ganze Bande Räuber an die Hütte und verlangten eingelassen zu werden. Wie sie herein kamen und Agnolella's Gaul gesattelt und gezäumt im Hofe fanden, fragten sie die Alten, wer bei ihnen wäre.

Der gute Greis, welcher sahe, daß die Jungfrau sich entfernt hatte, gab zur Antwort: „Es ist Niemand hier, als wir. Der Gaul muß wohl seinem Herrn entlaufen sein; denn er kam gestern Abend hier vor unsere Hütte, und wir zogen ihn herein, damit ihn die Wölfe nicht fressen möchten.'

„Wenn er keinen andern Herrn hat, so kömmt er uns eben recht,' sprach der Rädelsführer der Rotte.

Hierauf lagerten sie sich Alle in der Hütte und im Hofe, und wie sie ihre Lanzen und Schilde ablegten, warf einer von ihnen v.r Muthwillen und Langerweile seine Lanze nach dem Heuschober und hätte Agnolella beinahe gespießt, denn die Lanze fuhr so dicht neben ihr vorbei, daß sie ihr das Kleid an der linken Brust zerriß; so daß sie vor Angst und Schrecken beinahe laut aufgeschrieen hätte, weil sie glaubte, verwundet zu sein; doch besann sie sich noch zu rechter Zeit, wo sie war, und schwieg zitternd still. Die Räuber kochten und brateten unterdessen ihr Wildpret und was sie sonst hatten, und nahmen hernach den Gaul mit, wie sie wieder abzogen. Wie sie sich entfernt hatten, fragte der Alte seine Frau: „Was ist aus der Jungfrau geworden, die gestern Abend zu uns kam? Ich habe sie nicht gesehen, seitdem wir aufgestanden sind!"

Die Frau antwortete, sie wüßte es nicht, und machte sich auf, sie zu suchen. Wie Agnolella merkte, daß die Räuber abgezogen waren, kroch sie wieder unter ihrem Schober hervor, zur herzlichen Freude des Alten, weil er sahe, daß sie ihnen nicht in die Hände gefallen war. Da es jetzt schon tagte, so sprach er zu ihr: „Jetzt, da es Tag wird, will ich Dich, wenn es Dir beliebt, nach einem Schlosse geleiten, welches fünf Meilen von hier liegt, und wo Du Dich in Sicherheit befinden wirst. Du mußt Dich aber schon bequemen, zu Fuß zu gehen, denn das böse Gesindel, das sich erst unlängst wegbegeben hat, nahm Dir Deinen Gaul mit."

Agnolella gab sich darüber zufrieden, und bat den Greis um Gotteswillen, sie nur gleich nach dem Schlosse zu führen; er machte sich mit ihr auf den Weg, und um die dritte Morgenstunde kamen sie daselbst an. Das Schloß gehörte Einem von dem Geschlechte der Orsini, Namens Liello di Campo di Fiore, und es traf sich, daß seine Gemahlin, eine sehr gute und liebreiche Dame, eben allein zu Hause war, welche Agnolella beim ersten Blick erkannte, und sie freundschaftlich willkommen hieß, und sehr theilnehmend nach allen Umständen fragte, welche sie herführten. Agnolella erzählte ihr alles. Die Dame, welcher auch Pietro sehr wohl bekannt war (denn er war ein Freund ihres Mannes), bedauerte sehr den Unfall, der ihn betroffen hatte, und wie sie hörte, in welcher Gegend man ihn überfallen und ergriffen hätte, so zweifelte sie fast nicht an seinem Tode. Sie sprach also zu Agnolella: „Da wir nicht wissen, was aus Pietro geworden ist, so thust Du am besten, wenn Du bei mir bleibst, bis ich Dich mit einer sichern Gelegenheit nach Rom schicken kann."

Pietro, welcher voll Schmerz und Angst auf seinem Eichbaume saß, ward um Mitternacht ein Rudel von mehr als zwanzig Wölfen gewahr, welche seinen Gaul gespürt hatten, und ihn umringten. So bald der Gaul sie witterte, riß er sich los, und wollte fliehen; allein die Wölfe umzingelten ihn, und obwohl er sich lange mit Huf und Zahn gegen sie wehrte, so ward er doch endlich überwältigt und zerrissen, und die Wölfe wurden in der Geschwindigkeit so weit mit ihm fertig, daß nur die Knochen übrig blieben. Pietro, dem sein Gaul zum einzigen Gefährten diente, der ihm seine Beschwerden erleichterte, wollte schier über seinen Verlust verzweifeln, und glaubte schon, daß er nimmermehr aus dem Walde herauskommen würde. Doch wie er vor Kälte schon halb erstarrt war, und immer traurig und ängstlich umher blickte, ward er kurz vor Tages Anbruch in der Entfernung einer Meile ein großes Feuer gewahr. Er stieg von seinem Eichbaume herab, und wanderte in gerader Richtung nach dem Feuer zu, bis er es erreichte, und einige Hirten um dasselbe gelagert fand, die bei froher Laune ihr Frühstück hielten, und ihn treuherzig empfingen. Nachdem er seinen Hunger gestillt, und sich wieder erwärmt hatte, erzählte er ihnen sein unglückliches Schicksal, daß ihn so allein zu ihnen führte, und fragte sie, ob in der Gegend nicht ein Schloß wäre, wohin er seine Zuflucht nehmen könnte.

Die Hirten antworteten ihm, es läge ungefähr drei Meilen von ihnen ein Schloß des Liello di Campo di Fiore, woselbst sich jetzt dessen Ge-

mahlin allein aufhielte. Dies war ihm außerordentlich lieb zu hören, und er bat, einer von ihnen möchte ihn doch bis nach dem Schlosse begleiten; worauf ihrer zwei sich ihm willig zu Begleitern anboten. Wie Pietro dahin kam, und sich nunmehr bei Bekannten befand, wollte er eben Jemand bitten, Agnolella im Walde aufsuchen zu lassen, wie ihn die Dame des Schlosses zu sich rufen ließ, bei welcher er zu seiner unbeschreiblichen Freude seine Geliebte wieder fand. Er brannte vor Begierde, sie zu umarmen; doch ließ ihm dieses in Gegenwart der Dame seine Bescheidenheit nicht zu. Wenn sein Entzücken groß war, so war gewiß Agnolella's Freude nicht geringer. Die Dame nahm ihn auf, und erwies ihm alle mögliche Freundschaft, und wie sie sich von ihm alles, was vorgegangen war, hatte erzählen lassen, tadelte sie ihn zwar, daß er den Wünschen seiner Freunde entgegen handeln wollte; doch wie sie sahe, daß er von seinem Vorsatze nicht abzubringen war, und daß das Mädchen ihn eben so sehr liebte, so dachte sie: „Warum soll ich mir unnütze Mühe machen? Die Leutchen kennen einander und lieben sich; mein Mann ist ein Freund von Beiden; ihre Absichten sind erlaubt und ehrlich; und vielleicht will es der Himmel selbst so haben, da der Eine dem Strick und die Andere der Lanze so wunderbar entronnen ist."

„Wenn Ihr denn (sprach sie darauf zu ihnen) so ernstlich entschlossen seid, Mann und Weib zu werden, so bin ich auch damit zufrieden. Heiratet einander, und feiert Eure Hochzeit hier auf Kosten meines Liello; ich will Euch selbst schon mit Euren Verwandten wieder aussöhnen. Kurz, Pietro war froh, und Agnolella noch fröhlicher; sie feierten ihr Hochzeitsfest, und die gute Dame machte die Anstalten dazu so gut, wie es in einer Gebirgsgegend geschehen konnte, und in ihrem Schlosse ernteten sie die süßen Früchte ihrer Liebe. Nach einiger Zeit setzte ihre gütige Wirthin sich mit ihnen zu Pferde, und begleitete sie unter einer guten Bedeckung nach Rom, wo die Verwandten des Pietro zwar über den Schritt, den er gethan hatte, sehr aufgebracht waren; doch stiftete sie Frieden zwischen ihnen, und er erreichte mit seiner Agnolella ein frohes und glückliches Alter."

Vierte Erzählung.

Ricciardo Manardi wird von Messer' Lizio da Valbona bei seiner Tochter im Bette gefunden; er heiratet sie, und lebt ferner in Frieden und Freundschaft mit ihrem Vater.

Elisa schwieg, und hörte bescheiden die Lobsprüche, die man ihr zollte, indeß die Königin dem Filostrato gebot, ihr im Erzählen zu folgen. Lächelnd sprach er: „Ihr habt mir so viel Vorwürfe darüber gemacht, daß ich Euch von lauter kläglichen und schrecklichen Sachen habe reden lassen, daß ich es für Pflicht halte, Euch auch einmal ein wenig zu lachen zu verschaffen, um Euch für die verdrießliche Laune, die ich Euch verursacht habe, einigermaßen zu entschädigen. Ich will Euch deswegen ein Geschichtchen von einem Liebeshandel erzählen, welcher blos durch einige Seufzer und durch ein wenig Schrecken und Schamröthe unterbrochen ward, und darauf ein glückliches Ende nahm.

Es ist nämlich noch nicht gar lange her, meine vortrefflichen Damen! wie in Romagna ein braver und angesehener Cavalier lebte, Namens Messer' Lizio da Valbona, welchen seine Gemahlin, Madonna Giacomina, indem er schon anfing zu altern, mit einer Tochter beschenkte, die, wie sie heranwuchs, alle Mädchen an Schönheit und Liebreiz übertraf, und weil sie überdies das einzige Kind ihrer Eltern war, von ihnen außerordentlich geliebt, und zugleich mit äußerster Sorgfalt bewacht ward, weil die Eltern hofften, sie besonders vortheilhaft zu verheiraten. Ein gewisser schöner, rüstiger Jüngling von dem Geschlechte der Manardi von Brentinoro, Namens Ricciardo, lebte inzwischen mit dem Vater auf einem so vertrauten Fuße, daß weder er, noch seine Gattin, ihn anders, als wie ihren eigenen Sohn betrachteten, und ihn eben so unbefangen bei sich aus- und eingehen ließen. Wie dieser das schöne, reizende, wohlerzogene Mädchen, welches eben zum mannbaren Alter gereift war, täglich vor Augen hatte, ward er äußerst verliebt in sie, wußte aber seine Liebe so gut zu verbergen, daß nur sie allein sie bemerkte, und nicht unterließ, seine Zärtlichkeit zu erwiedern. Ricciardo ward froh, wie er diese Entdeckung machte, und mehr als einmal schwebte ihm seine Liebeserklärnng auf der Zunge; doch lange hielt ihn seine Schüchternheit zurück, bis er endlich einst ein Herz faßte, und zu ihr sagte: „Catarina! ich bitte Dich, laß mich nicht vor Liebe sterben.“

„Wollte Gott (gab sie ihm zur Antwort), daß Du mich nicht vielmehr verschmachten ließest!“

Diese Antwort löste ihm vollends die Zunge, und er versetzte: „An mir soll es nicht liegen, alles zu thun, was Du wünschest; aber Du mußt für das Mittel sorgen, Dir und mir das Leben zu retten.“

„Du siehst, Ricciardo (antwortete Catarina), wie strenge ich bewacht werde, und ich weiß kein Mittel zu erdenken, wie Du zu mir kommen könntest; kannst Du Dich aber auf etwas besinnen, das ich ohne Verletzung meines guten Rufes thun kann, so sprich, und es soll geschehen.“

Ricciardo besann sich ein wenig, und sagte: „Liebe Catarina! ich weiß kein anderes Mittel, als wenn Du versuchtest, auf den Austritt vor Eurem Gartenfenster zu kommen, oder daselbst zu schlafen. Wenn ich dann wüßte, daß Du in der Nacht dort wärest, wollte ich schon zu Dir hinauf kommen, so hoch es auch ist.“

„Wenn Du das wagen willst, so hoffe ich es schon so einzurichten, daß man mir erlaubt, dort zu schlafen,“ sprach Catarina. Ein verstohlner Kuß besiegelte diese Verabredung, worauf sie einander schnell verließen.

Es ging schon gegen das Ende des Maimonats, und am folgenden Tage beklagte sich Catarina bei ihrer Mutter, daß sie in der vorigen Nacht in ihrem Zimmer vor Hitze nicht hätte schlafen können.

„Was sprichst Du von Hitze, mein Kind? (sprach die Mutter.) Es war ja noch nicht einmal warm.“

„Wenn Ihr das dem Vater sagtet (erwiederte Catarina), so möchte es wohl seine Richtigkeit haben, liebe Mutter. Aber Ihr müßt bedenken, daß junge Mädchen wärmeres Blut haben, als bejahrte Leute.“

„Das ist wohl wahr, mein Töchterchen (sprach die Mutter). Allein ich kann nicht über Wärme und Kälte gebieten, wie Du wohl wünschest. Man muß die Witterung so nehmen, wie sie die Jahreszeit mit sich bringt; vielleicht wird es künftige Nacht kühler sein, daß Du ruhiger schlafen kannst.“

„Das gebe der Himmel! (sprach Catarina.) Aber die Nächte pflegen gewöhnlich gegen den Sommer nicht kühler zu werden.“

„Wie willst Du denn, daß wir es anfangen sollen?“ fragte die Mutter wieder.

„Wenn Ihr und der Vater nichts dawider hättet (antwortete die Tochter), so möchte ich mir wohl neben seinem Zimmer, auf dem Austritt, der nach dem Garten liegt, ein Bett machen, und die Nacht daselbst schlafen.

Ich würde die Nachtigall singen hören, und im Kühlen viel besser schlafen, als bei Euch in Eurem Zimmer."

„Gut, mein Töchterchen (sprach die Mutter). Ich will's dem Vater sagen, und wenn er damit zufrieden ist, so soll es geschehen."

Wie die Frau Giacomina ihrem Gemahl die Sache vortrug, gab er ihr (weil er ein alter Mann, und daher vermuthlich ein wenig mürrisch war) zur Antwort: „Was schwatzt das Mädel von Nachtigallen, die sie in den Schlaf singen sollen? Ich werde sie wohl lehren müssen, sich von den Heuschrecken einschläfern zu lassen."

Wie Catarina diese Antwort von ihrer Mutter hörte, brachte sie (mehr aus Verdruß, als vor Hitze) die folgende Nacht nicht nur selbst schlaflos zu, sondern sie ließ auch ihrer Mutter keine Ruhe, und klagte beständig über die große Hitze. Des andern Morgens sprach die Mutter zu ihrem Alten: „Väterchen, Du hast doch auch wenig Liebe für das arme Mädchen. Was kann es Dir schaden, daß sie auf dem Austritt schläft? Sie hat die vergangene Nacht vor lauter Hitze nirgends im Bette Ruhe gehabt; und ist es denn so wunderbar, daß ein junges Mädchen gerne die Nachtigall singen hört? Jugend ist Jugend, und liebt jugendliche Ergötzungen."

„Nun gut denn! (sprach Lizio.) Laß ihr ein Bett machen, wie und wo Du willst, aber laß es mit Vorhängen umgeben; mag sie dann sich nach Herzenslust von den Nachtigallen einwiegen lassen."

Wie Catarina dieses erfuhr, eilte sie, sich ihr Bett bereiten zu lassen, und so bald sie ihren Ricciardo gewahr ward, gab sie ihm ein gewisses Zeichen, woran er abnahm, was er zu thun hätte. So bald Messer' Lizio hörte, daß seine Tochter zu Bette gegangen war, verschloß er die Thüre, die aus seinem Zimmer nach dem Austritte ging, und legte sich gleichfalls zu Bette. Wie Ricciardo merkte, daß alles im Hause still war, erstieg er mit Hülfe einer Leiter die Gartenmauer, und kletterte dann an den Absätzen der Mauer des Hauses (nicht ohne große Gefahr) hinauf bis auf den Austritt, wo ihn sein Mädchen in aller Stille mit großer Freude empfing. Die Geschichte sagt nicht, wie oft sie die Nachtigall singen hörten; weil aber ihr Vergnügen groß, und die Nacht nicht mehr lang war, so verging ihnen diese so schnell, daß sich unvermerkt der Tag bereits näherte, wie sie kaum Zeit gehabt hatten, ein wenig einzuschlummern; und theils die wonnige Jahreszeit, theils ihre zärtlichen Liebkosungen, hatten sie so erwärmt, daß sie ohne alle Bedeckung lagen. Catarina hatte mit der Rechten den Hals

ihres Geliebten fest umschlungen, und mit der Linken — den Vogel, den sie so gern hatte wollen singen hören. In dieser Lage überraschte sie der Tag. Herr Lizio stand auf, und weil es ihm einfiel, daß seine Tochter auf dem Balcon schlief, war er neugierig, zu sehen, wie sie bei dem Nachtigallengesange geruht hätte. Leise trat er an das Bett, hob den Vorhang auf, und fand die beiden Verliebten in der vorbeschriebenen Stellung im süßesten Schlafe. Wie er das Gesicht des Ricciardo erkannte, kehrte er wieder um, ging nach der Kammer seiner Frau, weckte sie, und sagte: „Steh geschwind auf, Frau; Deine Tochter hat die Nachtigall so reizend gefunden, und ihr so gut nachgestellt, daß sie sie mit eigenen Händen gefangen hat."

„Wie ist das möglich!" rief das Mütterchen.

„Das sollst Du sehen, wenn Du nur geschwind kömmst," antwortete Vater Lizio.

Sie warf geschwind ihr Morgengewand um, und folgte ihrem Manne, der sie an das Bett führte, den Vorhang wegschob, und ihr zeigte, wie fest ihre Tochter die Nachtigall hielt, nach deren Gesang sie sich so gesehnt hatte. Die Mutter, welche sich von Ricciardo gröblich beleidigt fühlte, wollte Lärm machen, und ihn mit Vorwürfen beladen; allein Herr Lizio sagte: „Frau, wenn Du einen Werth auf meine Liebe setzest, so werde nicht laut; denn wahrlich, da sie die Nachtigall einmal gefangen hat, so soll sie sie auch behalten. Ricciardo ist reich, und ein Edelmann; eine Verbindung mit ihm kann nicht anders, als vortheilhaft für uns sein. Will er sich mit mir in der Güte vertragen, so muß er das Mädchen heiraten, damit er inne wird, daß er die Nachtigall nicht in einen fremden Käfig, sondern in seinen eigenen gesperrt hat."

Damit ließ sich das Mütterchen besänftigen, zumal da sie sahe, daß ihr Mann über den Vorfall nicht aufgebracht war; und da sie fand, daß ihre Tochter eine gute Nacht gehabt, gut geschlafen, und den Vogel gefangen hatte, so gab sie sich zufrieden, und schwieg.

Bald nach diesem Gespräch erwachte Ricciardo, und wie er fand, daß es schon hoch Tag war, dachte er, er wäre des Todes. „O Himmel, meine Liebe! (rief er, indem er Catarina weckte) was fangen wir an? der Tag ist schon angebrochen, und hat mich hier überrascht."

Indem hob Herr Lizio abermal den Vorhang auf, und sagte: „Dafür soll wohl Rath werden."

Ricciardo glaubte schon, daß ihm das Herz aus dem Leibe gerissen

würde, wie er den Alten erblickte. „Ach mein Herr! (sprach er, indem er sich im Bette aufrichtete) habt Gnade mit mir, um Gotteswillen! Ich bekenne, daß ich als ein treuloser und böser Mensch den Tod verdient habe. Macht mit mir was Ihr wollt; nur bitte ich Euch, schonet wo möglich meines Lebens, und bringt mich nicht um."

„Ricciardo! (antwortete der Alte) meine Freundschaft für Dich und das Vertrauen, das ich Dir schenkte, hatten nicht dieses von Dir verdient. Weil aber die Sachen einmal so stehen, und weil Deine Jugend Dich zu diesem großen Fehltritte verleitet hat, so kannst Du Deinen Tod und meine Schande abwenden, wenn Du Dich auf der Stelle mit Catarina verlobst, und sie auf immer zu der Deinigen machst, wie sie es diese Nacht gewesen ist. Auf diese Weise kannst Du mir meine Ruhe wiedergeben, und Dir selbst das Leben retten. Wo nicht, so befiel Deine Seele Gott!"

Catarina hatte indessen die Nachtigall losgelassen, die Decke über die Augen gezogen, und bitterlich geweint. Jetzt bat sie ihren Vater um Verzeihung, und ihren Geliebten um seine Einwilligung in die ihm vorgeschriebene Bedingung. Riccardo ließ sich nicht lange bitten; denn ihn bewog theils die Scham über seinen begangenen Fehler, und der Wunsch, ihn wieder gut zu machen; theils die Furcht vor dem Tode und die Liebe zum Leben; und vor allen Dingen seine innige Liebe und die Begierde, seine Geliebte völlig zu besitzen, so daß er sich nicht einen Augenblick bedachte, sich in den Willen des Lizio zu fügen. Lizio ließ sich demnach von seiner Frau einen Ring bringen, mit welchem Ricciardo in ihrer Beider Gegenwart sich mit Catarina feierlich verlobte. Darauf gingen die beiden Alten wieder davon, und sagten: „Schlaft nun aus: denn das habt Ihr vielleicht nöthiger, als das Aufstehen." Damit ließen sie den Vorhang fallen, bis ihn das verliebte Paar von selbst wieder aufhob; worauf Ricciardo mit seinem Schwiegervater gehörige Abrede nahm, die Verlobung in Gegenwart aller beiderseitigen Freunde und Verwandten förmlich zu wiederholen; worauf er seine junge Frau fröhlich heimführte, ein großes Hochzeitsfest anstellte, und in der Folge den Vogelsang bei Tage und bei Nacht mit ihr in Ruhe und Frieden fortsetzen konnte, so oft es ihm beliebte."

Fünfte Erzählung.

Guidotto von Cremona bestellt bei seinem Absterben seinen Freund Giacomino von Pavia zum Vormund seiner Pflegetochter. Giannole di Severino und Minghino di Mingole verlieben sich beide in das Mädchen und gerathen um ihretwillen in ein Handgemenge; wobei es sich entdeckt, daß das Mädchen des Giannole Schwester ist, und Minghino bekommt sie zur Frau.

Die jungen Mädchen hatten über das Märchen von der Nachtigall so viel gelacht, daß sie noch nicht aufhören konnten, wie Filostrato schon längst geschwiegen hatte. Endlich kam die Königin wieder zu Worten und sagte: „Wahrlich, Filostrato, wenn Du uns gestern traurige Langeweile gemacht hast, so hast Du uns heute wieder in so gute Laune versetzt, daß Niemand sich weiter über Dich zu beklagen hat."

Sie befahl hierauf Neifila, weiter zu erzählen.

„Weil Filostrato uns mit seiner Erzählung nach Romagna versetzt hat (sprach die lebhafte Neifila), so will ich mit der meinigen mich ebenfalls dort noch verweilen.

Es wohnten also einmal in der Stadt Fano ein Paar Männer aus der Lombardei, von welchen der eine Guidotto von Cremona hieß, und der andere Giacomino von Pavia, welche Beide in ihrer Jugend Soldaten und beständige Waffenbrüder gewesen, und jetzt schon bejahrte Leute waren. Wie Guidotto sein Ende merkte und keinen Sohn hatte, auch keinen Freund oder Verwandten, auf den er sich besser verlassen konnte, als auf Giacomino, so gab er diesem umständliche Nachricht von seinen weltlichen Angelegenheiten, empfahl ihm ein kleines Mädchen von ungefähr zehn Jahren, welches er bei sich hatte und starb.

Um diese Zeit hob sich die Stadt Faenza wieder ein wenig empor aus dem traurigen Zustande, in welchen sie durch langwierige Kriege war versetzt worden, und die Ausgewanderten konnten demnach frei und ungehindert wieder dahin kommen. Giacomino, welcher in vorigen Zeiten daselbst gewohnt hatte, und welchem die Lage des Ortes gefiel, entschloß sich demnach, mit seiner ganzen Habe wieder dahin zu ziehen, und nahm das Mädchen mit, welches ihm Guidotto hinterlassen hatte, und welches er wie sein eigenes Kind liebte und behandelte. Wie es heranwuchs, ward es eines der schönsten Mädchen in der Stadt, und eben so tugendhaft, als liebenswürdig und schön. Sie ward demnach der Gegenstand der Wünsche

vieler Jünglinge; besonders aber verliebten sich in sie zwei treffliche und biedere junge Leute in solchem Maße, daß sie vor Eifersucht einander herzlich haßten. Der eine hieß Giannole di Severino, der andere Minghino di Mingole. Wie das Mädchen fünfzehn Jahr alt war, hätte Jeder von ihnen sie gerne zur Frau gehabt, wenn es seine Eltern erlaubt hätten; weil aber diese ihre Ursachen hatten, ihre Einwilligung zu versagen, so trachteten beide Jünglinge darnach, sich ihren Besitz auf eine oder die andere Weise selbst zu verschaffen.

Giacomino hatte in seinem Hause eine ältliche Magd und einen Diener, Namens Crivello, der ein lustiger Bursch und ein guter Geselle war. Mit diesem machte Giannole Bekanntschaft, entdeckte ihm zu gelegener Zeit seine Liebe und bat ihn zugleich, ihm zur Erreichung seiner Wünsche behülflich zu sein, wofür er ihm eine ansehnliche Belohnung versprach.

Crivello antwortete: „Ich weiß Dir anders nicht zu helfen, als daß ich Dich, wenn der Alte einmal irgendwo zu Gaste geht, zu dem Mädchen in ihr Zimmer lasse. Denn wenn ich für Dich sprechen wollte, so würde sie mich nicht anhören. Genügt Dir das, so will ich Dir's zusagen und halten, und Du magst hernach thun, was Du willst und was Du kannst."

Giannole war sehr damit zufrieden und der Handel war geschlossen.

Minghino hatte an seiner Seite die alte Magd so kirre gemacht, daß er sie vermocht hatte, verschiedene Botschaften an das Mädchen zu bestellen, sodaß sie fast anfing, ihm geneigt zu werden; auch hatte die Magd ihm versprochen, ihn zu ihr zu führen, so bald ihr Herr einmal des Abends nicht zu Hause wäre.

Nicht lange nachdem diese Unterhandlungen gepflogen worden, wußte Crivello es so einzurichten, daß Giacomino zum Nachtessen zu einem Freunde ging; welches er den Giannole wissen ließ, und mit ihm Abrede nahm, daß er auf ein gegebenes Zeichen kommen und die Thüre offen finden sollte. Die Magd, welche von diesem Verständnisse nichts wußte, ließ an ihrer Seite dem Minghino Nachricht geben, daß Giacomino nicht zu Hause essen würde; er möchte sich demnach in der Nähe aufhalten, damit sie ihm zu gelegener Zeit ein Zeichen geben und ihn einlassen könnte.

Wie der Abend kam, und die beiden Liebhaber zwar nichts von ihren beiderseitigen Entwürfen wußten, aber sich doch vor einander fürchteten, so ließen sich Beide von einigen bewaffneten Freunden begleiten, indem sie sich

auf die Warte stellten. Minghino ging mit den Seinigen nach dem Hause eines Freundes in der Nachbarschaft des Mädchens, um das verabredete Zeichen abzuwarten; Giannole mit seinen Leuten wartete nicht weit von dem Hause auf der Straße. Nachdem Giacomino ausgegangen war, suchten Crivello und die Magd einander wechselsweise zu entfernen. „Warum gehst Du noch nicht schlafen? (fragte Crivello) was wankst Du noch immer im Hause herum?" Und sie fragte ihn wieder: „Warum gehst Du nicht nach Deinem Herrn? worauf wartest Du noch, da Du Dich schon satt gegessen hast?" So bemühten sie sich lange vergeblich, einander fortzuschicken. Endlich, wie die Zeit kam, die Crivello mit Giannole verabredet hatte, dachte dieser: was kümmere ich mich um die Alte! wenn sie nicht ruhig sein will, so kann sie was abkriegen. Er gab also das verabredete Zeichen, worauf Giannole den Augenblick mit zweien von seinen Begleitern hereinkam, das Mädchen im Saale fand, und sie entführen wollte. Sie sträubte sich aber und schrie, und ihre Magd gleichfalls. Dies hörte Minghino und sprang mit den Seinigen herbei, indem man das Mädchen eben aus der Thüre schleppen wollte. Sie zogen ihre Schwerter und riefen: „Ha! Ihr Treulosen; Ihr seid des Todes; Euer Frevel soll Euch nicht gelingen: was treibt Ihr für Gewaltthätigkeit?" Es kam zum Handgemenge; über dem Getümmel kamen auch die Nachbaren mit Licht und mit Waffen zum Vorschein, schalten über den Unfug und standen dem Minghino bei. Nach langem Raufen entriß Minghino dem Giannole das Mädchen, und führte sie wieder in ihr Haus; doch nahm die Schlägerei nicht eher ein Ende, bis die Wache dazu kam, und einige von den Kämpfern in Verhaft nahm und ins Gefängniß führte, unter welchen auch Minghino, Giannole und Crivello sich befanden.

Wie der Lärm gestillt und Giacomino indessen zu Hause gekommen war, bekümmerte sich dieser zwar sehr über das was vorgefallen war; doch war es ihm nach genauer Erkundigung wenigstens lieb zu vernehmen, daß das Mädchen keinen Theil an dem Anschlage gehabt hatte; damit aber dergleichen in Zukunft nicht wieder geschehen möchte, so nahm er sich vor, sie bei der ersten Gelegenheit zu verheiraten.

Wie der Morgen kam, und die Verwandten der Jünglinge die Ursache ihres Scharmützels erfuhren, und wußten, daß es den beiden jungen Leuten übel bekommen könnte, wenn Giacomino sein Recht gegen sie verfolgte, gingen sie zu ihm, und baten ihn mit freundlichen Worten, auf die

empfangene Beleidigung, welche ihm die unbesonnenen Jünglinge zugefügt hätten, nicht so sehr Rücksicht zu nehmen, als auf seine Freundschaft und sein Wohlwollen gegen sie selbst, die ihn deswegen um Verzeihung bäten, und für sich und für die jungen Leute sich zu jedem Ersatz erböten, den er verlangen würde.

Giacomino, der zu seiner Zeit Vieles gesehen und erfahren hatte, und ein gutmüthiger Mann war, gab ihnen mit wenigen Worten zur Antwort: „Meine Herren, wenn ich auf meinem eigenen Grund und Boden wohnte, so wie ich auf dem Eurigen mich befinde, so würde ich dennoch Freundschaft genug für Euch haben, um Euch in diesem Stücke, sowie in jedem andern zu willfahren; wie viel mehr denn in diesem, da die Beleidigung auf Euch selbst zurückfällt. Denn dieses Mädchen ist weder aus Cremona, noch aus Pavia gebürtig, wie manche vielleicht glauben, sondern aus dieser Stadt Faenza; obgleich weder ich, noch Derjenige, welcher sie mir anvertraut hat, noch sie selbst jemals erfahren haben, wessen Tochter sie ist. Ich will demnach Euch zu Gefallen gerne Alles thun, was Ihr von mir begehrt."

Die guten Männer erstaunten, wie sie hörten, daß das Mädchen eine Faentinerin wäre; sie dankten dem Giacomino für seine biedere Aeußerung und baten, er möchte ihnen doch sagen, wie das Mädchen in seine Hände gekommen, und woher er wisse, daß sie aus Faenza gebürtig sei.

Giacomino antwortete: „Guidotto von Cremona war mein Freund und Waffenbruder. Wie er starb, sagte er mir, wie Kaiser Friedrich diese Stadt eingenommen, und Jedermann Beute gemacht habe, sei er mit seinen Kameraden in ein Haus gekommen, welches sie zwar voll Hausrath und Sachen gefunden hätten, aber ohne Bewohner, außer diesem Kinde, welches damals ungefähr zwei Jahr alt gewesen, und wie es ihm auf der Treppe entgegen gekommen sei, ihn Vater genannt habe. Dies habe ihn sehr gerührt, und er habe das Kind, sammt allem was er in dem Hause vorgefunden, mit nach Fano genommen. Dort hat er mir das Mädchen bei seinem Absterben anvertraut und mir empfohlen, sie zu rechter Zeit zu verheiraten, und ihr das Ihrige zum Mahlschatz mitzugeben. Seitdem sie mannbar geworden, ist mir noch Niemand vorgekommen, dem ich sie nach meinem Wunsche hätte zur Frau geben mögen, so gern ich sie auch versorgt sehen möchte, damit nicht wieder solche Auftritte vorfallen, wie der gestrige."

Von ungefähr war ein gewisser Guilielmino da Medicina mit gegenwärtig, welcher mit dem Guidotto bei jenem Vorfall zugegen gewesen war, und sich noch sehr wohl erinnerte, wessen Haus Guidotto damals geplündert hatte. Auch der Eigenthümer war jetzt mit in der Gesellschaft, und Guilielmino sagte zu ihm: „Hörst Du wohl, Bernabuccio, was Giacomino sagt?"

„Ja (sprach dieser), und es bringt mich zum Nachdenken; denn ich erinnere mich, daß ich in jenen Unruhen ein Töchterchen von eben dem Alter verlor, dessen Giacomino erwähnt."

„Wahrscheinlich ist diese dieselbe (sprach Guilielmino); denn ich hörte damals den Guidotto sagen, wo er geplündert hätte, und nach seiner Beschreibung zu urtheilen, war es in Deinem Hause gewesen. Erinnerst Du Dich nicht vielleicht irgend eines Merkmals, woran Du Dein Kind erkennen könntest? Du wirst gewiß bei näherer Untersuchung finden, daß sie es selbst ist."

Bernabuccio erinnerte sich, daß seine Tochter eine kreuzförmige Narbe über dem linken Ohre haben müßte, wo man ihr kurz vor den Unruhen ein Geschwür aufgeschnitten hatte. Er bat demnach den Giacomino um Erlaubniß, das Mädchen zu sehen. Giacomino gab sie ihm mit Freuden. Wie Bernabuccio sie kaum erblickte, glaubte er schon in ihrem Gesichte jeden Zug ihrer Mutter, die noch eine hübsche Frau war, zu erkennen; allein noch nicht zufrieden damit, bat er den Giacomino, ihm zu erlauben, ihr die Locke über dem Ohr ein wenig zu lüften. Giacomino hatte nichts dawider; Bernabuccio hob die Haarlocke des züchtig verschämten Mädchens ein wenig in die Höhe, und fand augenblicklich die Narbe von dem Kreuzschnitt. Da er nun nicht mehr zweifeln konnte, daß sie seine leibliche Tochter war, fühlte er sich bis zu Thränen gerührt, und ihres jungfräulichen Widerstrebens ungeachtet, schloß er sie zärtlich in seine Arme. „Bruder! (sprach er zu Giacomino) sie ist meine leibliche Tochter, die mir Guidotto entführt hat. In unserm ersten Schrecken hatten ich und meine Frau sie vergessen, und weil mein Haus bei der Plünderung niedergebrannt ward, so haben wir bis diese Stunde geglaubt, unser Kind wäre in den Flammen umgekommen."

Jetzt rührten seine Worte, sein Alter und sein geheimes Gefühl das Herz des schüchternen Mädchens, sodaß sie sich seiner Umarmung ohne Widerstand überließ und kindliche Thränen an seinem Busen vergoß.

Bernabuccio sandte unverzüglich nach seiner Frau, nach seinen übrigen Kindern, und nach seinen Verwandten, zeigte ihnen allen die wiedergefundene Tochter, und führte sie endlich nach unzähligen Umarmungen von allen Seiten mit Freuden nach Hause.

Giannole war ein Sohn des Bernabuccio. Wie der Stadtvogt (ein sehr wackerer Mann) erfuhr, daß er der leibliche Bruder des Mädchens war, welches er hatte entführen wollen, verzieh er ihm mit Gelindigkeit seinen Jugendfehler, und mit Genehmigung des Giacomino und Bernabuccio ward Minghino in diese Verzeihung nicht nur mit eingeschlossen, sondern er bekam auch mit Zustimmung aller seiner Verwandten das Mädchen zur Gattin, welches Agnes hieß. Um ihrentwillen wurden auch Crivello und alle Uebrigen, die in der Sache verflochten waren, auf freien Fuß gestellt; Minghino machte eine große und stattliche Hochzeit, führte sein Weibchen heim, und lebte mit ihr viele Jahre friedlich und glücklich."

Sechste Erzählung.

Gian di Procida wird in den Armen eines Mädchens überrascht, welches aber dem Könige Friedrich geschenkt worden ist. Der König will ihm dafür nebst dem Mädchen an einem Pfahle verbrennen lassen. Ruggieri dell' Oria erkennt sie beide; worauf sie losgelassen und mit einander vermählt werden.

Neifila's Erzählung hatte den Damen sehr gefallen, und die Königin befahl Pampinea, eine andere vorzutragen. Diese erhob ihr holdes Antlitz und sagte: „Groß ist die Macht der Liebe, Ihr guten Mädchen, und sie reizt die Verliebten zu den beschwerlichsten und gefahrvollsten Unternehmungen, wie man das aus dem, was heute und vormals ist erzählt worden, genugsam abnehmen kann; doch will ich es auch noch durch eine Erzählung von einem verliebten Jünglinge bekräftigen.

Ischia ist eine Insel, nahe bei Neapel, woselbst einmal ein schönes und geistvolles Mädchen lebte, Namens Restituta, die Tochter eines Edelmanns auf der Insel, welcher sich Marin Bolgaro nannte; und in diese war ein Jüngling, welcher Gianni hieß, und aus der kleinen, nahe bei Ischia gelegenen Insel Procida gebürtig war, mehr als in sein Leben verliebt, und sie nicht weniger in ihn. Er pflegte nicht nur am Tage nach

Ischia zu kommen, um sie zu sehen, sondern auch mitten in der Nacht; wenn kein Boot bei der Hand war, so schwamm er oft von Procida nach Ischia hinüber, wär' es auch nur gewesen, um die Mauern ihres Hauses zu sehen. Indem diese Beiden einander so zärtlich liebten, begab es sich einst, daß Restituta an einem Sommertage ganz allein am Ufer lustwandelte und Muscheln mit einem Messer von den Klippen sammelte. Von ungefähr kam sie an einen von Felsen umgebenen Ort, wo sich im Schatten der Felshügel, am Ausflusse eines krystallhellen Baches, einige junge Sicilianer, die von Napoli gekommen waren, mit ihrem Boote vor Anker gelegt hatten. Wie sie das wunderschöne Mädchen erblickten, welches sie nicht gewahr ward, fiel es ihnen ein, wie leicht sie sich ihrer bemächtigen und sie entführen könnten. Ihr Anschlag reifte auf der Stelle zur That, und ohne auf ihr Geschrei zu achten, brachten sie sie an Bord und fuhren mit ihr davon. Wie sie nach Calabrien hinüber kamen, geriethen sie ihretwegen in Streit, weil ein Jeder die schöne Beute für sich zu haben wünschte. Weil sie nun gar nicht einig werden konnten und fürchteten, daß um des Mädchens willen Unheil zwischen ihnen entstehen möchte, so beschlossen sie zuletzt einmüthig, sie dem König Friedrich von Sicilien zu schenken, der ein junger Herr und ein Liebhaber von Weibern war. Der König gewann sie ihrer Schönheit wegen lieb; weil er aber eben kränklich war, so ließ er sie vorläufig auf einem prächtigen Landsitze verwahren, dem er den Namen la Cuba gegeben hatte, und ließ sie daselbst gehörig bedienen. In Ischia entstand indessen eine gewaltige Unruhe über ihre Entführung, und was das Schlimmste war, so wußte Niemand, wer die Thäter waren. Gianni aber, den die Sache am nächsten anging, glaubte wohl, daß er auf der Insel keine Nachricht von ihr bekommen würde; weil er jedoch erfuhr, welchen Lauf das Boot genommen hatte, rüstete er ein anderes aus, befuhr mit demselben die ganze Calabrische Küste von Minerva an bis nach Scalea, und erkundigte sich überall nach der geraubten Jungfrau, bis er endlich in Scalea hörte, sie wäre von sicilianischen Seeleuten nach Palermo geführt worden. Gianni eilte alsobald dahin und fand nach langem Nachforschen, daß sie dem Könige wäre geschenkt worden, der sie in seinem Landhause für sich aufbewahren ließe. Er war darüber äußerst bestürzt und gab fast alle Hoffnung auf, nicht nur sie wieder zu besitzen, sondern auch sie nur zu Gesicht zu bekommen. Dennoch fesselte ihn die Liebe an diesen Ort; er schickte sein Fahrzeug zurück und blieb in Palermo, wo ihn Niemand

kannte. Wie er nun oft vor dem Landhause vorüber ging, erblickte er sie einst am Fenster, und sie ward ihn ebenfalls gewahr, worüber sie sich Beide sehr erfreuten. Weil der Ort in einer einsamen Gegend lag, so kam Gianni so nahe, wie er konnte, und hatte Gelegenheit, mit ihr zu sprechen. Sie beschrieb ihm die Lage ihrer Wohnzimmer und sagte ihm, wie er es anfangen müßte, wenn er sie näher sprechen wollte. Wie er sich dieses alles gehörig bemerkt hatte, erwartete er nur die Nacht, und wie ein Theil derselben vergangen war, erstieg er auf Wegen, wo kaum ein Specht fußen konnte, die Gartenmauer, und vermittelst einer Segelstange, die er daselbst fand, und sie an das Fenster seiner Geliebten setzte, gelang es ihm, zu ihr hinauf zu klimmen.

Bis zu diesem Augenblicke hatte sie sich gegen ihn bis zur Strenge züchtig benommen. Jetzt aber, da sie ihre Ehre für verloren hielt, glaubte sie Niemand ein besseres Opfer damit bringen zu können, als ihrem Geliebten, mit welchem sie sich zugleich schmeichelte zu entfliehen. Entschlossen, ihm in Allem zu willfahren, hatte sie demnach das Fenster offen gelassen; Gianni sprang fröhlich hinein und eilte ihrem Bette zu, wo sie ihn wachend erwartete. Ehe sie ihm jedoch die geringste Gunstbezeugung gewährte, beschwor sie ihn, sie zu befreien und sie mit zu nehmen, und er versicherte ihr, daß er nichts sehnlicher wünschte und unfehlbar suchen würde, Anstalten zu treffen, sie zu erlösen, sobald er das nächste Mal wieder käme. Amor reichte hierauf den beiden Liebenden seinen süßesten Labebecher, und sie schöpften so reichlich daraus, daß sie unvermerkt in wechselseitiger Umarmung einschlummerten.

Der König, welchem das Mädchen auf den ersten Blick behagt hatte, war in der Zwischenzeit wieder gesund geworden, und wie er sich ihrer erinnerte, kam er auf den Einfall, obwohl die Nacht fast schon vergangen war, noch ein Stündchen bei ihr zuzubringen. Er ließ sich demnach von einigen seiner Diener nach dem Landhause begleiten, öffnete leise ihr Schlafzimmer, trat mit einem brennenden Wachslichte in der Hand hinein und fand sie schlafend in den Armen des Gianni. Er gerieth darüber so sehr in Wuth, daß er schon im Begriff war, sie Beide, ohne ein Wort zu sagen, mit einem Dolche, den er bei sich trug, zu durchbohren. Doch besann er sich noch zu rechter Zeit, daß es schändlich für einen Jeden und zumal für einen König wäre, zwei wehrlose Leute im Schlafe zu ermorden, und er entschloß sich, sie öffenlich mit dem Scheiterhaufen bestrafen zu lassen. „Was däucht Dich

(sprach er zu einem seiner Leute) von diesem frevelhaften Geschöpfe, welchem ich mein ganzes Herz geschenkt hatte?" Er fragte ihn zugleich, ob er den Jüngling kennte, der die Verwegenheit gehabt hätte, sich in seinen Palast zu schleichen und ihm diesen Verdruß und Schimpf zuzufügen. Der Diener antwortete ihm, er erinnerte sich nicht, ihn jemals gesehen zu haben. Der König verließ hierauf im Grimm das Zimmer und befahl, die Beiden, so unbekleidet wie sie wären, zu binden; sie, sobald es Tag würde, auf dem Markte von Palermo, mit dem Rücken gegen einander gekehrt, an einen Pfahl zu binden und sie zu verbrennen, wie sie verdient hätten. Wie er diese Befehle gegeben hatte, ging er voll Zorn nach seinem Palaste zurück. Sobald er weg war, fielen seine Leute über die beiden Verliebten her, welche sie nicht nur sehr unsanft weckten, sondern sie auch ohne Barmherzigkeit in Banden davonführten. Man kann sich leicht vorstellen, wie bestürzt sie waren, mit welchem Schrecken sie ihren schmählichen Tod vor Augen sahen, und wie sie ihr Schicksal bejammerten. Sie wurden dem Befehl des Königs gemäß nach Palermo geführt und daselbst auf dem Markte an einen Pfahl gebunden; und man bereitete vor ihren Augen den Scheiterhaufen, auf welchem sie ihr Leben in den Flammen endigen sollten. Alle Leute in Palermo liefen zusammen, um die beiden Verliebten zu sehen; alle Männer wurden durch die Schönheit des Mädchens hingerissen und priesen ihre Reize, und alle Weiber liefen, den schönen Jüngling zu sehen, dessen herrliche Gestalt sie mit Wunder betrachteten. Die beiden Liebenden standen indeß voll Scham und Todesangst, mit niedergeschlagenen Blicken, und beweinten ihr Unglück, indem sie den schrecklichen Feuertod stündlich erwarteten.

Indem man sie solchergestalt bis zur Stunde ihrer Hinrichtung öffentlich ausstellte und ihr Verbrechen laut verkündigte, kam die Nachricht davon dem Herrn Ruggieri dell'Oria, einem vortrefflichen Rittersmann, zu Ohren, welcher damals Admiral des Königs war. Er ging also ebenfalls nach dem Platze, wo ihm zuerst das Mädchen in die Augen fiel, deren Schönheit er bewunderte. Wie er hiernächst auch den Jüngling betrachtete, erkannte er ihn den Augenblick, und fragte ihn, ob er nicht Gianni di Procida wäre. Gianni blickte auf, erkannte den Admiral und rief aus: „Ach mein Herr! einst war ich derjenige, den Ihr nennt; doch bald werde ich nicht mehr sein."

Der Admiral fragte ihn darauf, welche Veranlassung ihn an diesen Ort gebracht hätte.

„Die Liebe und der Zorn des Königs!“ antwortete Gianni.

Der Admiral ließ sich die Sache umständlich erzählen, und wie er alles gehört hatte und weggehen wollte, rief ihn Gianni zurück und sagte: „Ich bitte Euch, mein Herr, wenn es möglich ist, verschafft mir nur eine Gnade von Demjenigen, der uns hierher geschickt hat.“

„Welche?“ fragte Ruggieri.

„Ich weiß, daß ich bald sterben muß (versetzte Gianni), und ich bitte nur um die einzige Gnade, daß man, statt mich Rücken gegen Rücken mit diesem Mädchen, welches ich mehr als mein Leben liebe, hier anzubinden, uns mit dem Angesicht gegen einander kehren möge, damit ihr Anblick mich im Tode noch erquicke.“

„Von Herzen gern (sprach Ruggieri). Ich will schon machen, daß Du sie so lange ansehen sollst, bis Du es müde wirst.“

Indem der Admiral wegging, befahl er Denen, welchen die Hinrichtung aufgetragen war, ohne näheren Befehl des Königs Nichts ferner vorzunehmen. Er eilte darauf zum König und sagte ihm, trotz seinem Zorn, seine Meinung frei heraus. „Herr König (sprach er), was haben Euch die beiden Verliebten gethan, die Ihr auf öffentlichem Markte wollt verbrennen lassen?“

Der König sagte es ihm.

„Ihr Verbrechen verdient Strafe; aber nicht von Euch (sprach Ruggieri). Denn so wie das Verbrechen Bestrafung verdient, so verdienen auch wichtige Dienste nicht nur Gnade und Nachsicht, sondern auch Belohnung. Wißt Ihr wohl, wer die Beiden sind, die Ihr wollt verbrennen lassen?“

„Nein,“ sprach der König.

„So will ich's Euch sagen (versetzte Ruggieri). Der Jüngling ist der Sohn des Landolfo di Procida, dessen leiblicher Bruder, Gian di Procida, Euch auf den Thron dieser Insel gesetzt hat, und das Mädchen ist die Tochter des Marin Bolgaro, dessen Ansehen Ihr es zu danken habt, daß die Ischianer sich nicht Eurer Herrschaft entziehen. Ueberdies haben die beiden jungen Leute einander seit langer Zeit lieb gehabt. Wenn sie gefehlt haben, so geschah es aus Liebe, und nicht, um Euch zu beleidigen oder zu beschimpfen; warum wollt Ihr also Diejenigen hinrichten lassen, denen Ihr vielmehr alles Mögliche zu Liebe und zu Ehren thun solltet?“

Wie der König dieses hörte und die Sache wahr befand, stellte er nicht

nur sein grausames Verfahren ein, sondern weil er bereuete, was er getha[n] hatte, schickte er sogleich hin und ließ die beiden jungen Leute zu sich holen. Wie er nun alle Umstände noch genauer erfuhr, nahm er sich vor, das Unrecht, das er ihnen zugefügt hatte, durch Geschenke und Ehrenbezeigungen wieder gut zu machen. Er ließ sie demnach standesmäßig kleiden, und weil er gewiß war, daß sie einander Beide liebten, so vermählte er sie mit einander, überhäufte sie mit reichen Geschenken, und sandte sie zufrieden zu den Ihrigen zurück, welche sie mit großen Freuden empfingen."

Siebente Erzählung.

Teodoro verliebt sich in Violanta, die Tochter seines Herrn, Messer' Amerigo. Sie wird schwanger und er wird zum Galgen verurtheilt. Indem man ihn mit Geiselhieben nach dem Richtplatze führt, erkennt ihn sein Vater, er kommt los und heiratet seine Geliebte.

Die Damen, welche mit Zittern abgewartet hatten, zu hören, daß die beiden Verliebten würden verbrannt werden, wurden froh und dankten dem Himmel, wie sie fanden, daß sie glücklich entronnen. Die Königin trug Lauretta auf, die nächste Geschichte zu erzählen, welche hierauf fröhlich das Wort nahm:

„Zur Zeit des guten Königs Guglielmo in Sicilien (sprach sie) lebte auf dieser Insel ein Edelmann, Namens Messer' Amerigo Abate von Trapani, welcher unter andern zeitlichen Gütern auch mit Kindern reichlich gesegnet war. Weil er nun viele Bedienung nöthig hatte, und einmal einige genuesische Freibeuter mit ihren Galeeren ankamen, welche an der armenischen Küste gekreuzt und eine Menge Kinder entführt hatten, so kaufte er einige davon, weil man sie für Türken ausgab Die meisten waren Kinder von Viehhirten und andern gemeinen Leuten; aber ein Knabe befand sich mit darunter, von edlerer Bildung und Anstand als die übrigen, welcher Teodoro hieß. Wie er heranwuchs, ward er (seiner Dienstbarkeit ungeachtet) ein beständiger Gesellschafter der Kinder seines Herrn, und da bei ihm die Natur über die zufälligen Umstände siegte, so ward er so wohlerzogen und gesittet, daß Amerigo großen Wohlgefallen an ihm fand und ihm die Freiheit schenkte. Weil er nicht anders wußte, als daß er ein Türke

äre, so ließ er ihn taufen und Pietro nennen, und machte ihn zum Ver-
alter aller seiner Güter, weil er ein unbegrenztes Zutrauen auf ihn setzte.

Wie die Kinder des Amerigo heranwuchsen, ward eine von seinen
öchtern, Namens Violanta, ein sehr schönes und liebenswürdiges Mäd-
en, und weil ihr Vater eben nicht eilte, sie zu verheiraten, so hatte sie Zeit,
ch in Pietro zu verlieben, den sie wegen seines angenehmen Wesens und
iner Aufführung sehr hoch schätzte; doch schämte sie sich, ihm ihre Neigung
ı entdecken. Die Liebe sparte ihr indessen diese Mühe; denn so schüchtern
uch die Blicke des Pietro ihre Reize gemustert hatten, so hatten sie dennoch
nen so tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht, daß ihm nicht wohl war,
enn er sie nicht sahe; wiewohl er sich sorgfältig hütete, daß Niemand seine
iebe gewahr würde, die er selbst nicht für so ganz erlaubt hielt.

Doch die Jungfrau, die ihn gern sahe, ward bald von seiner Gegenliebe
berzeugt, und um ihn noch mehr aufzumuntern, ließ sie ihn deutlich merken,
aß sie sie billigte. So standen die Sachen eine geraume Zeit zwischen ihnen,
hne daß sie sich getraueten, einander ihre Herzen zu eröffnen, so sehr dieses
uch ihr beiderseitiger Wunsch war. Doch indem sie sich Beide von der Glut
er Liebe durchdrungen fühlten, bereitete ihnen der Zufall eine Gelegenheit,
elche sich ihnen ausdrücklich anzubieten schien, damit sie die Schüchternheit
ihren ließen, welche bisher ihrer Liebe im Wege gestanden hatte. Herr
merigo hatte nämlich ungefähr eine Meile von Trapani ein sehr
höne Landhaus, wohin seine Gemahlin mit ihrer Tochter und mit andern
rauenzimmern oft zum Vergnügen zu Fuße zu gehen pflegte. Wie sie sich
nst an einem schwülen Tage daselbst befanden, und Pietro sie dahin be-
leitet hatte, überzog sich der Himmel plötzlich mit Wolken, die ein nahes
ngewitter verkündigten; daher die Dame mit ihrer Gesellschaft, um nicht
ort von dem Ungewitter überrascht zu werden, sich aufmachte und so schnell
ls möglich nach Trapani zurück eilte. Ihre Tochter und Pietro gingen
ndessen als junge Leute viel rascher, als die Mutter und die übrige Gesell-
haft, und vielleicht beflügelte die Liebe ihre Schritte nicht weniger, als die
urcht vor dem Sturme. Wie sie nun bereits einen solchen Vorsprung vor
en Uebrigen gewonnen hatten, daß sie ihnen fast aus dem Gesichte gekom-
ıen waren, entstand nach einigen Donnerschlägen ein heftiges Hagelwetter.
Die alte Dame nahm nebst ihren Gefährtinnen ihre Zuflucht zu einem Bauer-
ause. Pietro und Violanta aber hatten sich in ein kleines leeres verfallenes
hüttchen geflüchtet, wo sie genöthigt waren, sich unter dem geringen Obdache

ganz nahe an einander zu schmiegen. Diese Berührung weckte ihre Sehnsucht und gab ihnen Muth und Worte. Pietro sprach zuerst: „Ach, wollte Gott, daß der Hagel nimmer aufhören möchte, wenn ich unterdessen immer in meiner jetzigen Lage bleiben könnte!“

„Ach!“ seufzte das Mädchen. „Ich fühle mich hier nicht weniger behaglich.“

Auf diese Worte folgte ein Händedruck; auf diesen eine Umarmung; ihre Lippen begegneten einander. — Doch warum soll ich Euch jede Stufe beschreiben, welche sie allmählich bis zum letzten und höchsten Wonnegenuß der Liebe führte! Genug, sie wurden einig, sich diesen Genuß in Zukunft ferner heimlich zu verschaffen. Das Ungewitter ging vorüber, sie erwarteten vor dem Thore, welches nicht mehr weit war, die Mutter, und kehrten mit ihr nach Hause zurück. Hier wußten sie ihre Maßregeln so geschickt zu nehmen, daß sie sich noch oft ihrer Liebe erfreuen konnten, und dieses währte so lange, bis das Mädchen endlich schwanger ward; worüber sie Beide in unbeschreibliche Verlegenheit geriethen. Pietro insbesondere war für sein Leben besorgt, und wollte entfliehen. Wie er dieses aber seiner Geliebten sagte, antwortete sie ihm: „Wenn Du Dich entfernst, so bringe ich mich selbst um's Leben.“

Pietro, der sie zärtlich liebte, versetzte: „Wie kannst Du wünschen, meine Liebe, daß ich hier bleiben soll? Deine Schwangerschaft wird unsern Fehltritt entdecken. Dir zwar wird man leicht verzeihen; aber ich Armer werde allein für Dein und mein Vergehen büßen müssen.“

Das Mädchen erwiederte: „Pietro, mein Fehltritt wird sich freilich nicht verhehlen lassen; aber sei versichert, daß der Deinige nimmermehr kund werden soll, wenn Du Dich nicht selbst verräthst.“

„Wenn Du mir dies versprichst, so will ich bleiben,“ sprach Pietro; „aber vergiß nicht, mir Wort zu halten.“

Das Mädchen, welches so lange sie konnte, ihre Umstände verhehlte, war endlich nicht länger vermögend, den zunehmenden Umfang ihrer Gestalt zu verbergen, so daß sie sich gezwungen sahe, ihrer Mutter mit Thränen ihren Zustand zu offenbaren, und sie um Schonung und Rettung zu bitten. In der ersten Hitze machte die Mutter ihr die härtesten Vorwürfe, indem sie zugleich darauf drang, genau zu wissen, wie Alles zugegangen wäre. Das Mädchen fand jedoch Mittel, die Wahrheit in ein fabelhaftes Gewand zu hüllen, um alles Unglück von ihrem Pietro abzuwenden. Die Mutter glaubte ihr, und schickte ihre Tochter nach einer entlegenen Meierei, um

ihren Zustand zu verbergen. Hier überfiel sie die Stunde der Geburt; allein Amerigo, dessen Gegenwart seine Gattin hier nicht vermuthete, weil er äußerst selten an diesen Ort zu kommen pflegte, kam unglücklicherweise eben von der Reiherbeize dahin, und ging nahe an dem Zimmer vorbei, wo er die Stimme der Kreißenden hörte, und voll Verwunderung hinein trat, um zu sehen, was es gäbe. Wie seine Gattin ihn so unerwartet erblickte, stand sie auf, und gestand ihm mit Schmerzen, was ihrer Tochter begegnet war. Weil er aber nicht so leichtgläubig war, als die gute Mutter, so ließ er sich durchaus nicht einbilden, daß das Mädchen nicht wüßte, von wem sie schwanger wäre, und er drang in sie, wenn sie Verzeihung von ihm erlangen wollte, ihm die reine Wahrheit zu gestehen, oder ohne Barmherzigkeit ihren Tod zu gewärtigen. Die Mutter gab sich zwar alle ersinnliche Mühe, ihrem Manne die Sache so vorzustellen, wie ihre Tochter sie erzählt hatte; allein er ließ sich dieses schlechterdings nicht sagen, sondern er ging mit gezücktem Dolche auf das Mädchen los, welches während des Wortwechsels zwischen ihren Aeltern von einem Knaben war entbunden worden, und schrie ihr zu: „Sage, wessen Kind dieses ist; oder stirb auf der Stelle!"

Das arme Mädchen brach in Todesangst ihr Wort, welches sie dem Pietro gegeben hatte, und beichtete Alles, was zwischen ihm und ihr vorgegangen war. Kaum enthielt sich der wüthende Vater, sie um's Leben zu bringen; doch machte er nur mit Worten und Vorwürfen seinem Zorne Luft, schwang sich dann auf sein Roß, eilte nach Trapani, und klagte dem königlichen Statthalter, Messer' Currado, welchem Schimpf ihm Pietro angethan hätte. Dieser ward demnach, ehe er sich's versah, ergriffen, und gestand Alles, wie man ihm mit der Folter drohte. Er ward hierauf von dem Statthalter verurtheilt, öffentlich durch die Stadt gestäupt und gehangen zu werden; und damit auf einmal die beiden Liebenden und die Frucht ihrer Liebe von der Erde vertilgt würden, so mischte Amerigo, dem es nicht genügte, den Pietro zum Tode gebracht zu haben, einen Gifttrank, und gab ihm nebst einem gezückten Dolche einem Diener, mit dem grausamen Befehl: „Geh' mit diesen beiden Dingen zu Violanta, und sage ihr in meinem Namen, sie soll zwischen diesen beiden Todesarten, dem Gift und dem Dolche wählen, oder ich werde sie im Angesicht aller Einwohner der Stadt verbrennen lassen, wie sie verdient hat. Dann nimm ihr neugebornes Kind, zerschmettere ihm den Schädel an der Mauer, und gieb es den Hunden zu fressen.'

Wie der grausame Vater diesen unmenschlichen Befehl gegen seine Tochter und seinen Enkel gegeben hatte, ging der Diener davon, und war nur zu sehr geneigt, den blutdürstigen Auftrag zu vollziehen.

Indem Pietro, seinem Urtheil gemäß, von den Schergen nach dem Richtplatze gegeiselt ward, traf es sich, daß der Zug vor einem Gasthofe vorbei ging, in welchem drei edle Armenier abgetreten waren, die als Abgesandte mit wichtigen Aufträgen zum Pabste reisen wollten, und sich hier einige Tage aufhielten, um auszuruhen und sich zu erhohlen, und von dem Adel in Trapani, besonders von Herrn Amerigo, sehr wohl aufgenommen wurden. Wie diese den Zug kommen hörten, welcher den Pietro vorbei führte, traten sie an's Fenster, um zuzusehen. Pietro war bis an den Gürtel entblößt, und die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden.

Einer von den drei Abgesandten, ein sehr ehrwürdiger alter Mann, Namens Fineo, ward von ungefähr gewahr, daß Pietro auf der Brust ein großes rothes Muttermaal hatte. Dieser Anblick erinnerte ihn auf der Stelle an einen Sohn, den ihm vor mehr als fünfzehn Jahren am Ufer von Lajazzo die Seeräuber geraubt hatte, und von dem er nie die geringste Nachricht hatte erhalten können; wie er nun das Alter des armen Gestäupten ungefähr schätzte, so meinte er, sein Sohn, wenn er noch lebte, müßte gerade von eben dem Alter sein, und das Maal veranlaßte ihn vollends, zu glauben, daß er es selbst wäre, und daß er sich in diesem Falle seines eigenen und des väterlichen Namens noch wohl erinnern, und die armenische Sprache nicht ganz vergessen haben würde. Er rief ihn demnach, wie er näher kam, bei seinem Namen: Theodoro!

Pietro horchte auf, und Fineo fragte ihn auf Armenisch: „Aus welchem Lande bist Du, und wessen Sohn?"

Aus Achtung für den ehrwürdigen Alten hielten die Häscher still, und ließen dem Pietro Zeit zu antworten. „Ich bin aus Armenien," gab er zur Antwort, „und bin der Sohn eines Mannes, welcher sich Fineo nennt. Unbekannte Männer haben mich als ein Kind entführt."

Mehr Zeugniß brauchte Fineo nicht, um versichert zu sein, daß er seinen längst verlorenen Sohn wiedergefunden hätte. Er eilte mit nassen Augen nebst seinen Gefährten hinunter, umarmte ihn mitten unter den Häschern, warf ihm seinen eigenen Mantel um, und bat denjenigen, der ihn zum Tode führte, zu warten, bis er Befehl erhalten würde, ihn wieder zurück zubringen. Dieser bezeigte sich willig, zu warten. Fineo hatte die Ursache

schon vernommen, weswegen dem Pietro das Leben war abgesprochen worden, weil das Gerücht davon sich schon überall verbreitet hatte. Er eilte demnach mit seinen Gefährten und Dienern zum Statthalter und sagte zu ihm: „Mein Herr, derjenige, den Ihr als einen leibeigenen Knecht zum Tode verurtheilt habt, ist ein freigeborner Mensch und mein leiblicher Sohn, und er ist bereit, diejenige zu seiner Gattin zu nehmen, die er, wie ich höre, um ihre Keuschheit gebracht hat. Ich bitte Euch demnach, seine Hinrichtung so lange aufzuschieben, bis man erfahren kann, ob sie ihn haben will; damit Ihr nicht in diesem Falle widergesetzlich gegen ihn verfahret."

Messer' Currado erstaunte nicht wenig, wie er hörte, daß Pietro der Sohn des Fineo wäre; er gestand, daß dieser Recht hätte, war ein wenig beschämt über den bösen Streich, welchen das Schicksal dem Jünglinge gespielt hatte, und ließ ihn deswegen eilends holen, und Messer' Amerigo zu sich berufen, um ihm darüber Vorstellungen zu machen.

Amerigo, welcher glaubte, daß seine Tochter und sein Enkel schon hingerichtet wären, empfand darüber die bitterste Reue, wie er sahe, daß Alles so glücklich könnte ausgeglichen werden, wenn sie noch lebten. Er sandte jedoch eiligst hin, um wo möglich die Ausführung seiner Befehle noch zu verhindern. Glücklicherweise fand man den Diener, welchen Amerigo abgeschickt hatte, noch mit dem Dolche und Giftbecher in der Hand, aber im Begriffe, das unglückliche Mädchen, welches nicht den Muth hatte zu wählen, mit harten Worten zur Entscheidung zu zwingen. Auf den Befehl seines Herrn ließ er nunmehr ab, und kam zurück, um ihn zu sagen wie die Sachen ständen. Amerigo war darüber sehr froh: er eilte zu Fineo, entschuldigte sich, so gut er konnte, wegen des Geschehenen, und bat ihn um Verzeihung, mit der Versicherung, daß er seine Tochter mit Freuden seinem Sohne Theodor zur Gemahlin geben wolle, wenn er willig sei, sie zu heiraten.

Fineo ließ die Entschuldigung gelten, und antwortete: „Mein Sohn soll allerdings Eure Tochter heiraten, und könnte er sich weigern, so mag das gesprochene Urtheil über ihn ergehen."

Wie Amerigo und Fineo darüber einig waren, begaben sie sich zu Theodoro, der noch zwischen der Todesangst, und der Freude seinen Vater wieder zu finden, schwebte, und verlangten seine Entschließung zu wissen. Wie dieser vernahm, daß er Violanta zur Gemahlin haben sollte, glaubte er einen Sprung aus der Hölle in's Paradies zu thun, und ver-

sicherte den beiden Alten, daß sie ihm keine größere Gnade gewähren könnten.

Jetzt sandte man noch zu Violanta, um auch ihren Willen zu vernehmen. Wie sie hörte, was ihrem Theodoro geschehen war, und wie man ihr sagte, was ihnen Beiden jetzt bevorstand, nachdem sie kurz vorher voll Schmerz und Verzweiflung einem augenblicklichen Tode entgegengesehen hatte, so kostete es ihr nicht wenig Mühe, die gute Zeitung zu glauben, und sich allmählich wieder zu erheitern. Endlich antwortete sie, wenn sie selbst wählen dürfte, so könnte ihr kein größeres Glück widerfahren, als die Gattin des Theodoro zu werden; doch unterwürfe sie sich ganz den Befehlen ihres Vaters.

Zur großen Freude aller theilnehmenden Personen, und zum Vergnügen aller Einwohner von Trapani ward nunmehr das Verlöbniß des jungen Paares gefeiert. Violanta erholte sich, und die mütterliche Freude über ihren kleinen Säugling machte, daß sie schöner als jemals ihr Wochenbett verließ, und dem Fineo, wie er wieder von Rom kam, ihre kindliche Ergebenheit bezeugen konnte. Er freute sich seiner schönen und liebenswürdigen Schwiegertochter; die Hochzeit ward mit Pracht und Freude gefeiert, und Fineo liebte sie stets mit väterlicher Zärtlichkeit. Nach einiger Zeit ging er mit seinem Sohne, Schwiegertochter und Enkel zu Schiffe und begab sich mit ihnen nach Lajazzo, wo das junge Ehepaar bis an's Ende in Frieden und Eintracht lebte."

Achte Erzählung.

Nastagio Onesti liebt die Tochter des Paolo Traversaro, und verschwendet seine Schätze, ohne Gegenliebe erlangen zu können. Auf Anrathen seiner Freunde begibt er sich nach Chiassi. Dort sieht er einen Jäger, der ein Mädchen hetzt, sie tödtet und sie von zwei Hunden fressen läßt. Er ladet seine eigenen und seiner Geliebten Verwandten, sammt ihr, zu einem Gastmahl ein, und läßt sie die schreckliche Jagd mit ansehen; worauf sie aus Furcht vor einem ähnlichen Schicksal ihm ihre Hand gibt.

Lauretta schwieg, und auf Befehl der Königin begann Filomena: „Lieben Freundinnen, so wie wir uns durch unser Mitleiden bei den Menschen beliebt machen, so bestraft uns hingegen die göttliche Gerechtigkeit mit Strenge, wenn wir grausam sind. Um Euch davon zu überzeugen, und Euch zu bewegen, dieses Laster gänzlich fahren zu lassen, will ich Euch

eine Geschichte erzählen, die Ihr eben so unterhaltend, als rührend finden werdet:

In der uralten Stadt Ravenna in Romagna waren vormals viele edle und angesehene Leute, unter welchen ein gewisser junger Edelmann, Namens Nastagio Onesti, durch die großen Güter, die ihm sein Vater und Oheim nachgelassen hatten, ohne alle Vergleichung der reichste geworden war. Er verliebte sich (wie es gemeiniglich das Loos der Jünglinge ist) in die Tochter des Messer' Paolo Traversaro, ein Mädchen von viel älterem Adel, als der seinige war, und hoffte sie durch sein Betragen zu gewinnen; allein je mehr und je fleißiger er sich bemühte, ihr gefällig zu sein, um desto weniger konnte er bei ihr ausrichten; denn entweder ihre ausbündige Schönheit, oder ihr Adel, machten sie so stolz und hochfahrend, daß er selbst, und alles was er schätzte, ihr zuwider war. Diese Verachtung ward dem Nastagio so schwer zu ertragen, daß er nach manchen vergeblichen Bitten und Klagen vor Schmerz fast in Versuchung gerieth, sich das Leben zu nehmen; doch enthielt er sich noch, und dachte oft daran, sie ganz zu meiden, und wenn es möglich wäre, sie ebenso sehr zu hassen, wie sie ihn haßte. Allein vergeblich war sein Vorsatz, und es schien vielmehr, daß seine Liebe zunahm, je mehr seine Hoffnung sich verminderte. Da er nun weder in seiner Liebe, noch in seinem Aufwande Maß zu halten wußte, so fürchteten seine Freunde und Verwandten, daß er sein Leben und sein Vermögen zusetzen würde; daher sie ihn oftmals baten und ihm riethen, Ravenna zu verlassen, und sich eine Zeit lang an einem andern Orte aufzuhalten, und sowohl mit seiner Liebe, als mit seinem Golde ein wenig sparsamer umzugehen.

Nastagio lachte im Anfang über ihren Rath; doch wie sie ihn oftmals anmahnten, konnte er endlich nicht länger widerstehen, sondern versprach ihnen zu folgen. Er ließ demnach große Anstalten machen, als wenn er nach Frankreich, Spanien, oder einem andern fernen Lande ziehen wollte; stieg zu Pferde, und ritt mit verschiedenen Freunden von Ravenna weg, und begab sich an einen Ort, ungefähr drei Meilen von Ravenna, Chiassi genannt, wo er Zelte und Hütten aufschlagen ließ, und zu seinen Begleitern sagte, er wollte dort bleiben, und sie möchten nur wieder nach Ravenna zurückgehen.

Wie Nastagio hier sein Lager aufgeschlagen hatte, fing er an, ebenso herrlich und köstlich zu leben, wie ehemals, und nach seiner vorigen Gewohnheit bald diese, bald jene Gäste des Mittags und Abends zu sich zu bitten. Ein-

mal traf es sich an einem Freitage im Anfang des Maimonats, daß ihm seine grausame Schöne wieder einfiel, und um seinen Gedanken desto ungehinderter nachhängen zu können, befahl er allen den Seinigen, ihn allein und ungestört zu lassen. Der Tag war schön, und er wandelte Schritt vor Schritt und in seinen Gedanken vertieft, bis in den Tannenwald. Es war schon lange nach Mittag, und er war schon eine halbe Meile in den Wald hinein gerathen, ohne an Essen und Trinken, oder an andere Dinge zu denken, wie er plötzlich eine weibliche Stimme vernahm, die ein lautes Jammergeschrei erhob. Seine verliebte Schwärmerei ward dadurch unterbrochen; er sah sich um, und wunderte sich nicht wenig, wie er sich mitten im Walde befand; allein er erstaunte vollends, wie ihm mitten durch die dichtesten Sträucher und Dornen ein wunderschönes Frauenzimmer nackend und mi losfliegendem Haar entgegen eilte, welches von den Dornen ganz zerfleisch war, und mit Geschrei und Thränen um Gnade bat, indeß ein Paar fürchterlich große Hunde sie wüthend verfolgten, und nach ihr schnappten, so of sie sie einholten. Ein schwarzer Jäger auf einem Rappen folgte ihnen, de mit grimmigem Blicke seinen Dolch auf sie gezückt hatte, und ihr unter de grausamsten Vorwürfen den Tod drohte. Sein Schrecken über diesen An blick war so groß, wie seine Verwunderung, und größer als beide war sei Mitleiden mit dem unglücklichen Mädchen, wodurch er sich bewogen fühlte sie wo möglich aus dieser Noth und Todesgefahr zu erretten. Da er kein Waffen bei sich hatte, so brach er einen Ast von einem Baume, und stellte sic damit zur Wehr gegen die Hunde und gegen den Reiter. Doch dieser rie ihm von ferne zu: „Nastagio, widerstehe mir nicht, sondern laß mich un meine Hunde mit diesem bösen Weibsbilde verfahren, wie sie es verdien hat." Indem er dieses sprach, hatten die Hunde das Mädchen von beide Seiten ergriffen, und hielten sie fest, und der Reiter sprang von seinem Rappen.

Nastagio ging zu ihm, und sprach: „Ich weiß nicht wer Du bist, de Du mich so gut zu kennen scheinst; aber das muß ich Dir sagen, daß e eine Schande ist, ein nacktes Frauenzimmer morden zu wollen, und ihr d Hunde auf den Leib zu hetzen, als wenn sie ein wildes Thier wäre. J werde sie gewiß vertheidigen, so lange ich kann."

„Nastagio (versetzte der Reiter) Ich lebte einst in Deiner Vaterstad und Du warst n ein kleiner Knabe, wie ich, den man Messer' Guid Anastagi nannte noch weit mehr in dieses Frauenzimmer verliebt wa

als Du jetzt in die Traversara. Ihre Grausamkeit und Sprödigkeit machte mich so unglücklich, daß ich einst mit dem Dolche, den Du hier in meiner Hand siehst, mir aus Verzweiflung das Leben nahm, und dafür verdammt ward. Die Grausame freuete sich meines Todes nicht lange, sondern sie folgte mir bald in's Grab, und gerieth in gleiche Verdammniß, so wohl wegen ihrer Grausamkeit, als wegen der Freude, welche sie an meiner Qual gehabt, und welche sie nicht bereuet hatte, weil sie nicht glaubte unrecht, sondern verdienstlich gehandelt zu haben. Wie sie nun an den Ort der Verdammniß kam, ward ihr und mir die Strafe auferlegt, daß sie immer vor mir fliehen muß, und ich, der ich sie einst so zärtlich liebte, muß sie jetzt, nicht als den Gegenstand meiner Liebe, sondern als meine Todfeindin verfolgen. So oft ich sie einhole, tödte ich sie, die mich in's Grab gestürzt hat, mit diesem Dolche, öffne ihr die Seite, reiße ihr das harte kalte Herz, welches nie der Liebe und dem Mitleiden zugänglich war, mit allem Eingeweide aus dem Leibe, und gebe es diesen Hunden zu fressen. Allein es währt nicht lange, so steht sie nach dem Rathschluß der Gerechtigkeit und Allmacht Gottes wieder auf, als wenn sie nie todt gewesen wäre, fängt ihre traurige Flucht wieder an, und ich setze ihr mit meinen Hunden nach. Jeden Freitag um diese Stunde hole ich sie auf dieser Stelle ein, und zerfleische sie so, wie Du jetzt sehen wirst. Denke aber nur nicht, daß wir an den übrigen Tagen Ruhe haben; nein, ich verfolge sie dann an andern Orten, wo sie mich mit ihren grausamen Gesinnungen und Handlungen gequält hat; und nachdem ich (wie Du siehst) aus einem Liebhaber ihr Feind geworden bin, so muß ich sie jetzt so viele Jahre verfolgen, als sie mich Monate hat schmachten lassen. Laß mich demnach das göttliche Urtheil vollziehen, und widerstrebe nicht dem, das Du nicht hindern kannst."

Nastagio verstummte vor Erstaunen. Jedes Haar an seinem Leibe sträubte sich empor, indem er zurücktrat, und voll Entsetzen erwartete, was der Reiter vornehmen würde. Wie dieser ausgeredet hatte, fiel er mit seinem Dolche wie ein wüthender Hund über das Mädchen her, welches von den beiden Rüden festgehalten ward und ihn knieend um Gnade bat, und bohrte ihr den Dolch aus allen Kräften mitten durch die Brust, bis in die Schultern. Sie stürzte nieder auf ihr Angesicht, und schrie noch immer, indem der Reiter mit einem Weidmesser ihr die Seite öffnete, ihr das Herz und die Eingeweide ausriß, und sie den Hunden zu fressen gab, welche sie heißhungrig verschlangen. Es dauerte nicht lange, so sprang das Mädchen

wieder auf, als wenn nichts geschehen wäre, und floh nach der Seeküste zu; die Hunde verfolgten sie wieder mit ihren Bissen, und der Jäger schwang sich auf sein Roß und jagte ihr nach mit seinem Dolche, bis Nastagio sie nach einer kleinen Stunde aus dem Gesichte verlor.

Dieser blieb, nachdem er das schreckliche Schauspiel angesehen hatte, noch eine geraume Zeit voll Schrecken und Mitleid stehen; doch bald darauf fiel es ihm ein, daß es ihm vielleicht sehr nützlich werden könnte, da es alle Freitage wiederholt würde. Er merkte sich demnach die Stelle, kehrte zu den Seinigen zurück, und ließ bei der ersten Gelegenheit seine Freunde und Verwandten zu sich berufen. „Ihr habt mir (sprach er), lange Zeit angelegen, daß ich der Liebe zu meiner Spröden entsagen, und daß ich aufhören soll, das Meinige zu verschwenden. Ich will Euch gehorchen, wenn Ihr mir zu Gefallen noch eine Sache in die Wege richten könnt, nämlich daß Herr Paolo Traversaro mit seiner Frau und Tochter und mit allen Frauenzimmern von ihrer Verwandtschaft, nebst solchen anderweitigen Gästen, die Euch selbst beliebig sind, am künftigen Freitag zu mir kommen, und mit mir hier zu Mittag essen. Warum ich dieses wünsche, das sollt ihr alsdann sehen."

Die Sache schien ihnen keine große Schwierigkeiten zu haben, und wie sie nach Ravenna kamen, versäumten sie nicht, diejenigen Gäste einzuladen, welche Nastagio verlangt hatte, und obwohl die spröde Schöne schwer zu erbitten war, so ließ sie sich doch endlich bewegen, mit zu kommen.

Nastagio ließ ein herrliches Gastmahl bereiten, und die Tafel in dem Tannenwalde an demselben Orte decken, wo er die Marter des andern spröden Mädchens angesehen hatte. Wie nun die Damen und Herren sich zu Tische setzten, gab er seiner Geliebten einen solchen Platz, daß ihr Gesicht gerade nach der Gegend gewandt war, wo das Trauerspiel vor sich gehen sollte. Indem das letzte Gericht aufgetragen ward, ließ sich das Jammergeschrei des gejagten Mädchens hören; worüber die ganze Gesellschaft, Weiber und Männer, ganz erstaunt waren, und weil Niemand wußte, was es zu bedeuten hätte, so standen sie sämmtlich auf, und wurden alsobald die gemarterte Schöne und den Jäger gewahr, welche in wenigen Minuten sich mitten unter ihnen befanden. Alle drängten sich dem Jäger und den Hunden mit Getümmel entgegen, und viele gaben sich Mühe, dem geängsteten Mädchen zu Hülfe zu kommen; allein der Reiter mahnte sie mit denselben Worten ab, die er zu Nastagio gesprochen hatte; so daß sie nicht nur zurück

wichen, sondern auch vor Schrecken und Verwunderung staunten, und wie er das Mädchen abermal so, wie vorhin behandelte, blieb kein Frauenzimmer in der Gesellschaft, welches sie nicht mit eben so heißen Thränen beklagte, als wenn das Unglück sie selbst betroffen hätte; denn es befanden sich nicht wenige gegenwärtig, denen das unglückliche Mädchen und ihr grausamer Jäger verwandt gewesen waren, und die sich seiner Liebe und seines unzeitigen Todes noch sehr wohl erinnerten. Wie nun das schreckliche Trauerspiel vorbei, und das Mädchen und ihr Verfolger verschwunden waren, entstanden darüber zwischen denen, welche den Vorgang mit angesehen hatten, viele und mancherlei Gespräche; doch Niemand war dadurch mehr in Schrekken versetzt worden, als die grausame Geliebte des Nastagio.

Da sie alles von Anfang bis zu Ende gesehen und gehört hatte, und sich bewußt war, daß die Sache Niemand näher anginge, als sie selbst, indem sie ihre bisherige Grausamkeit gegen Nastagio in Erwägung zog; so glaubte sie schon vor ihrem verschmähten und ergrimmten Liebhaber auf der Flucht zu sein, und die Saurüden an den Fersen zu haben, und sie gerieth darüber so in Angst, daß sie, um dem Unglück zuvor zu kommen, die Zeit nicht abwarten konnte (die sich ihr inzwischen noch denselben Abend anbot) den Nastagio durch eine vertraute Zofe wissen zu lassen, daß ihre Abneigung sich in Liebe verwandelt hätte, und daß sie ihn bitten ließe, zu ihr zu kommen, indem sie bereit wäre, ihm die Erfüllung aller seiner Wünsche zu gewähren.

Nastagio ließ ihr antworten, daß ihm dieses große Freude machte, und daß er nichts sehnlicher wünschte, als daß es ihr gefallen möchte, ihm die Hand als ihren Gemahl zu geben. Die Schöne, welche wohl wußte, daß außer ihr kein Mädchen in Ravenna sich einen Augenblick bedenken würde, die Gattin des Nastagio zu werden, ließ ihn wissen, daß sie nichts dawider hätte, und sie war nunmehr selbst die erste die seinen Antrag ihren Eltern hinterbrachte, und ihnen sagte, daß sie bereit wäre, ihn anzunehmen. Den Eltern war dieses sehr willkommen; am folgenden Sonntage ließ sich Nastagio mit ihr trauen, feierte seine Hochzeit und lebte hernach lange Jahre mit ihr in einer vergnügten Ehe.

Dies war jedoch nicht die einzige glückliche Folge dieser Begebenheit; sondern die Furcht wirkte so stark auf alle hübschen Mädchen in Ravenna, daß sie von dem Tage an weit nachgiebiger gegen die Männer wurden, als sie sonst gewesen waren."

Neunte Erzählung.

Federico Alberighi liebt, und erlangt keine Gegenliebe. Er verzehrt um seiner Geliebten willen sein ganzes Vermögen, und es bleibt ihm nichts übrig, als ein einziger Lieblingsfalk. Diesen gibt er bei einem unverhofften Besuch, weil er sonst nichts mehr hat, seiner Geliebten zu essen, welche darüber, wie sie es hört, so gerührt wird, daß sie ihren Sinn ändert, und ihn zum Besitzer ihrer Person und ihres großen Vermögens macht.

Wie Filomena schwieg, und die Gerechtsame des Dioneo (welcher allein noch übrig blieb) unangetastet bleiben mußten, sprach die Königin mit gefälliger Miene: „Die Reihe ist nun an mir, meine lieben Gespielinnen, und ich will Euch mit Vergnügen eine Geschichte erzählen, die in einigen Stücken mit der vorigen etwas Aehnlichkeit hat, und aus welcher Ihr nicht nur lernen könnt, wie viel Eure Reize über ein edelmüthiges Herz vermögen, sondern auch wie Ihr selbst mit kluger Billigkeit Eure Gunst dem Würdigen, und nicht immer dem Glücklichern sollt angedeihen lassen. Denn das Glück vertheilt seine Gaben nicht immer nach Verdienst und Würden, sondern verschwendet sie oft nur zu launisch und eigensinnig.

Wisset demnach, daß Coppo di Borghese Domenichi, welcher einst in unserer Stadt ein sehr geehrter und vornehmer Mann war (vielleicht auch noch jetzt ist), und welcher mehr wegen seines trefflichen Wandels und wegen seiner Tugenden, als wegen seiner edlen Geburt, unvergänglichen Ruhm verdient, wie er schon sehr bei Jahren war, sich oft und gerne bei seinen Freunden und Nachbarn von vergangenen Geschichten zu unterhalten pflegte, und daß ihm dabei eine seltene Ordnung in seinem Vortrage, ein treffliches Gedächtniß, und eine hinreißende Beredtsamkeit zu Gebote standen. Unter vielen andern unterhaltenden Sachen pflegte er zu erzählen, daß einst in Florenz ein Jüngling war, Namens Federico, ein Sohn des Messere Filippo Alberighi, der als Ritter und als Weltmann die Krone aller jungen Männer in Toscana war. Dieser verliebte sich (wie es den jungen Rittersleuten wohl zu gehen pflegt) in eine edle Frau, Namens Madonna Giovanna, die zu ihrer Zeit für eine von den schönsten und liebenswürdigsten Frauen in Florenz gehalten ward; und um ihre Gegenliebe zu erhalten, pflegte er sich in Turnieren und Waffenspielen hervorzuthun, Feste anzustellen und das Seinige ohne Maß und Ziel zu verschwenden. Da sie aber eben so keusch, als liebenswürdig war,

so bekümmerte sie sich um alle diese Dinge, die um ihrentwillen geschahen, so wenig, als um denjenigen, der sie anstellte. Da nun Federico über sein Vermögen verschwendete, und nichts erlangte, so war es kein Wunder, daß endlich der Mangel sich bei ihm einstellte, so daß ihm zuletzt nur noch ein kleiner Meyerhof übrig blieb, von dessen Ertrag er kümmerlich lebte, und ein vortrefflicher Falk. Da nun seine Liebe sich eher vermehrte, als verminderte, und da er nicht mehr die Mittel hatte, in der Stadt zu leben, so zog er auf seinen Meierhof, vertrieb sich daselbst die Zeit bisweilen mit seinem Falken, und ertrug seine Armuth in der Stille.

Wie er nun schon auf's Aeußerste heruntergekommen war, fügte es sich, daß der Gemahl der Madonna Giovanna krank ward, und starb. In seinem letzten Willen hatte er seinen Sohn, einen ziemlich erwachsenen Knaben, zum Erben eingesetzt, und seine Gemahlin, die er sehr liebte, im Fall ihr Sohn früher stürbe, als sie. Wie nun Madonna Giovanna Wittwe geworden war, bezog sie mit ihrem Sohne im Sommer ein Landgut in der Nähe bei Federico's Meierhofe; daher denn ihr Sohn sich sehr an Federico gewöhnte, und mit ihm auf die Jagd und Reigerbeize ging, und da er seinen Falken oft hatte stoßen sehen, so verliebte er sich so sehr in denselben, daß er ihn äußerst gerne gehabt hätte. Kurz darauf ward der Knabe krank; worüber sich die Mutter sehr betrübte, weil er ihr einziges Kind war, und weil sie ihn sehr lieb hatte; so daß sie ihm auch Tag und Nacht nicht von der Seite wich, ihn pflegte, und ihn beständig fragte, was er gerne haben möchte, um es ihm den Augenblick zu verschaffen, wenn es zu bekommen war.

Wie sie ihm diese Anerbietung einige Mal gethan hatte, sprach der Knabe einst zu ihr: „Mutter, ich glaube, wenn Ihr mir Federico's Falken verschaffen könntet, so würde ich gleich gesund werden."

Diese Forderung machte sie ein wenig verlegen, wie sie das Ding anfangen sollte. Sie wußte, daß Federico sie lange Zeit geliebt hatte, ohne von ihr nur einen einzigen gütigen Blick zu erlangen. Sie dachte demnach: „Wie kann ich zu ihm gehen oder schicken, und ihn um seinen Falken bitten, der (wie man sagt) nicht nur der beste ist, der jemals geflogen hat, sondern der ihn noch dazu ernähren muß? Wie kann ich so hartherzig sein und einem Biedermann, dem sonst nichts mehr übrig geblieben ist, auch noch sein letztes Vergnügen rauben?" Kurz, sie wußte nicht, wie sie ihm die Sache vortragen sollte, ob sie gleich gewiß war, den Falken zu bekommen, wenn sie ihn darum bäte. Sie gab also den Gedanken auf und sagte nichts zu der

Bitte ihres Sohnes. Bald aber siegte dennoch die Liebe zu ihrem Kinde, und sie beschloß, ihm zu willfahren, es möchte kosten was es wollte; doch nahm sie sich vor, Niemand hinzuschicken, sondern selbst hinzugehen, und um den Falken zu werben. Sie sagte demnach: „Gieb Dich zufrieden, mein Söhnchen, und werde mir nur gesund: ich verspreche Dir, morgen soll es mein erstes Geschäft sein, nach dem Falken zu gehen, und ihn Dir zu bringen."

Der Knabe ward so froh darüber, daß er auf der Stelle Zeichen der Besserung spüren ließ. Am folgenden Tage ging die Mutter mit einer andern Dame, gleichsam zum Spaziergange, nach Federico's Hüttchen, und ließ sich bei ihm melden. Weil es nicht in der Jagdzeit war, so war er nicht ausgegangen, sondern war beschäftigt, dieses und jenes in seinem Garten bestellen zu lassen. Sobald er hörte, Donna Giovanna wäre gekommen, ihn zu besuchen, war er voll Wunder und Freude, und eilte, sie zu empfangen. Sie kam ihm mit vieler Freundlichkeit entgegen und sagte, indem er sie ehrerbietig grüßte: „Guten Morgen, Federico! Deine Liebe zu mir hat Dich oft in Schaden gebracht; um Dir einigen Ersatz dafür zu geben, bin ich mit dieser Freundin zu Dir gekommen, um mich vertraulich bei Dir zu Gaste zu bitten."

Demüthig antwortete Federico: „Madonna! Ich erinnere mich nicht, daß Ihr mir jemals Schaden gethan hättet; aber wohl so viel Gutes, daß ich es Euren Tugenden und meiner Liebe zu Euch verdanke, wenn an mir selbst irgend etwas Gutes zu finden gewesen ist. Darum freue ich mich auch über Euren gütigen Besuch mehr, als wenn ich jetzt noch im Stande wäre, allen meinen vorigen Aufwand noch einmal zu machen, obwohl Ihr in der That bei einem armen Wirth eingekehrt seid." Er fühlte sich jedoch ein wenig verlegen, indem er sie in sein Haus, und hiernächst in seinen Garten führte, und da er Niemand um sich hatte, der ihr Gesellschaft leisten konnte, so sagte er: „Madonna, ich habe Niemand anders, als diese Frau meines ehrlichen Gärtners; erlaubet Ihr, Euch zu bedienen, indeß ich Anstalt mache, den Tisch zu decken."

So groß seine Armuth auch war, so hatte er doch noch nie die Noth ganz gefühlt, in welche ihn die unordentliche Verschwendung seiner Güter versetzt hatte. Aber diesen Morgen, wie er nichts in seinem Hause hatte, um seine Gebieterin damit zu bewirthen, nachdem er um ihrentwillen unzähligen Schmarotzern zu schmausen gegeben hatte, ward er es mit Schmerzen gewahr, und verwünschte in seinem Unmuth sein Schicksal, indem er

bald hier, bald dort suchte, und nirgends Geld oder Sachen von einigem Werth fand, die er hätte verpfänden können. Die Zeit war kurz, und weil er Niemand, selbst nicht einmal seinen Gärtner um ein Huhn ansprechen mochte, so fiel ihm endlich sein guter Falk in die Augen, der in seinem Zimmer auf der Stange saß. Da er sich nicht anders zu helfen wußte, und da der Falk ziemlich fett war, so hielt er ihn für ein Gericht, das einer solchen Dame würdig wäre. Er drehte ihm den Hals um und befahl seiner Magd, ihn zu pflücken und zu braten; und so bald der Tisch mit dem einzigen feinen weißen Teppich, den er noch übrig hatte, gedeckt war, ging er mit fröhlichem Gesichte in den Garten und meldete seiner Dame, daß das heimische Mahl, welches er ihr anbieten könnte, fertig wäre. Sie setzte sich demnach nebst ihrer Freundin zur Tafel, und verzehrte in Federico's Gesellschaft (der ihr emsig und sorgfältig aufwartete) ohne es zu wissen, den Falken.

Wie sie nach der Mahlzeit sich noch ein wenig mit Federico unterhalten hatte, glaubte sie, daß es Zeit wäre, ihm ihr Anliegen vorzutragen. Sie sprach demnach zu ihm mit einem sehr verbindlichen Wesen: „Federico! wenn Du an Deine vorigen Tage gedenkst, und an mein züchtiges Benehmen gegen Dich, welches Du vielleicht für Strenge und Sprödigkeit gehalten hast, so zweifle ich nicht, daß Du Dich wundern wirst, wenn Du hörest, was Dir eigentlich meinen heutigen Besuch zuwege gebracht hat. Hättest Du aber Kinder, oder hättest sie gehabt, und wüßtest Du, wie viel die Liebe vermag, die man für sie empfindet, so glaube ich gewiß, Du würdest mich gewissermaßen entschuldigen. Doch obgleich Du keine Kinder hast, so habe ich doch einen Sohn, und kann das allgemeine Loos der Mütter nicht vermeiden. Dieses zwingt mich wider meinen Willen und wider alle Gebühr und Schicklichkeit, Dich um eine Gabe zu bitten, von welcher ich weiß, daß sie Dir überaus theuer kosten muß, weil Dir kein anderer Zeitvertreib, und kein anderes Labsal und Vergnügen in Deiner Armuth übrig geblieben ist, und das ist Dein Falke. Mein Sohn bezeigt ein solches Verlangen, ihn zu haben, daß ich fürchte, er wird an der Krankheit, die ihn befallen hat, sterben, wenn er ihn nicht bekömmt. Ich beschwöre Dich, nicht bei Deiner Liebe zu mir; denn diese hat Dir bisher nichts gefruchtet; sondern bei Deiner eigenen Großmuth, mit welcher Du, mehr als irgend ein Anderer, Dich gegen Jedermann so zuvorkommend beweisest, mir dies Geschenk nicht abzuschlagen, womit Du meinem Kinde das Leben retten und mich selbst Dir auf immer verpflichten kannst."

Wie Federico die Bitte der Dame vernahm und wußte, daß es ihm unmöglich war, ihr zu willfahren, weil er ihr den Falken zu essen gegeben hatte, stürzten ihm die Thränen aus den Augen, ehe er im Stande war, ihr ein Wort zu erwiedern. Sie glaubte anfänglich, er weinte vor Schmerz über den Verlust seines Falken, und sie wollte schon ihre Bitte wieder zurücknehmen, wie Federico ihr mit folgender Antwort zuvorkam: „Madonna! Seitdem es der Himmel so gewollt hat, daß ich Euch lieben mußte, habe ich geglaubt, daß das Schicksal mir manchen bösen Streich gespielt hätte, worüber ich mich beklagen müßte; doch alles ist Kleinigkeit gewesen gegen die Tücke, die es mir heute bewiesen hat; und ich kann mich nimmermehr darüber trösten, wenn ich bedenke, daß Ihr, die Ihr mich in meinen glücklichen Tagen nie Eures Besuchs gewürdigt habt, heute unter mein armseliges Dach gekommen seid, um eine Kleinigkeit von mir zu begehren, und daß mir mein Unglück die Möglichkeit hat rauben müssen, Euch diese zu gewähren. Denn wisset, wie ich hörte, daß Ihr mir heute die Güte erzeigen wolltet, bei mir zu essen, und ich den hohen Werth Eurer Gefälligkeit in Erwägung zog, glaubte ich, so geringe mein Vermögen auch war, Euch doch etwas Köstlicheres, als andern Leuten vorsetzen zu müssen; und da fiel mir mein Falk ein, um den Ihr mich jetzt bittet, denn weil er so edel war, so hielt ich ihn für eine würdige Speise für Euch, und Ihr habt ihn diesen Mittag verzehrt. Ich glaubte ihm keine bessere Bestimmung geben zu können; aber jetzt, da ich sehe, daß Ihr ihn lebendig zu haben wünschtet, schmerzt es mich so sehr, daß ich glaube, mich nie darüber trösten zu können."

Zum Beweise seiner Worte ließ er hierauf die Federn, den Schnabel und die Fänge des Vogels bringen und zeigte sie ihr. Wie sie dieses sahe, machte sie ihm zuerst einen freundschaftlichen Vorwurf, daß er, um einem Frauenzimmer zu essen zu geben, einen so edlen Falken erwürgt hätte; doch konnte sie sich nicht enthalten, in ihrem Herzen seinen Edelmuth zu bewundern, den auch die bitterste Armuth nicht hatte verlöschen können. Da sie nun alle Hoffnung verloren sahe, den Falken zu bekommen, und deswegen anfing, an der Genesung ihres Sohnes zu zweifeln, so dankte sie dem Federico für seine Bewirthung und für seinen guten Willen, und kehrte betrübt zu ihrem Kinde zurück. Der Knabe starb, zum großen Schmerz seiner Mutter, einige Tage darauf, entweder vor Gram, daß er den Falken nicht bekommen konnte oder an den Folgen der Krankheit, die ihn befallen hatte.

Nachdem die Trauer der Mutter vorüber war, drangen ihre Brüder in

sie, weil sie sehr reich und noch jung war, sich wieder zu verheiraten. Sie bezeigte zwar lange keine Lust dazu, wie aber ihre Brüder immer zudringlicher wurden, erinnerte sie sich an Federico's Edelmuth, und an seine letzte großmüthige Handlung, wie er seinen Lieblingsfalken aufgeopfert hatte, um sie bewirthen zu können. Sie sagte demnach zu ihren Brüdern: „Ich bliebe zwar lieber unverheiratet, wenn Ihr damit zufrieden wäret. Weil Ihr aber so sehr wünscht, daß ich mich wieder vermählen soll, so nehme ich gewiß keinen andern zum Gemahl, als Federico Alberighi."

„Närrchen! was sprichst Du? (sagten die Brüder.) Was willst Du mit diesem Menschen, der keinen Scherf in der Welt hat?"

„Ich weiß wohl, meine lieben Brüder (erwiederte sie), daß er nichts hat; allein ich will lieber den Mann ohne das Geld haben, als das Geld ohne den Mann."

Wie die Brüder fanden, daß dies ihr fester Entschluß war, und sie zumal den Federico bei aller seiner Armuth als einen trefflichen Mann kannten, gaben sie ihm ihre Schwester, ihrem Wunsche gemäß, zur Gemahlin.

Federico, der ein solches Weib, mit so großen Gütern zur Gattin bekam, ward in der Folge ein besserer Haushälter, als er gewesen war, und beschloß sein Leben mit ihr in Frieden und Freuden."

Zehnte Erzählung.

Pietro di Vinciolo geht aus zum Abendessen. Seine Frau läßt unterdessen einen jungen Burschen zu sich kommen. Pietro kommt wieder zu Hause, und entdeckt die Streiche seiner Frau; weil er aber selbst nicht besser ist, als sie, so verträgt er sich mit ihr in der Güte.

Die Königin hatte aufgehört zu reden, und alle dankten dem Himmel, daß er den edlen Federico am Ende belohnt hatte. Dioneo, welcher nie auf einen Befehl wartete, ließ sich alsdann folgendermaßen vernehmen:

„Ich weiß nicht recht, wie ich es nennen soll, ob es ein Laster ist, das sich durch die böse Gewohnheit nach und nach bei den Sterblichen eingeschlichen hat, oder ob es ein Stück von der Erbsünde sein mag, daß wir immer geneigter sind, über böse Streiche zu lachen, und uns daran zu ergötzen, als

an guten Handlungen, zumal wenn die Sache andere Leute und nicht uns selbst angeht. Weil nun die Mühe, die ich mir bisher genommen habe, und die ich mir jetzt gerne wieder nehme, keinen andern Endzweck hat, als Euch die Langeweile zu vertreiben, und Euch ein wenig Spaß und Gelegenheit zum Lachen zu verschaffen, so will ich Euch einmal wieder ein Geschichtchen erzählen, meine zarten Jungfrauen, das zwar zum Theil nicht eben die ehrbarsten Sachen enthält, wobei sich's aber doch recht gut lachen läßt; und wenn Ihr es anhört, so bitte ich Euch, es so zu machen, wie Ihr zu thun pfleget, wenn Ihr in einen Garten geht, wo Ihr die Rosen brechet, und die Dornen am Strauche stehen laßt. So mögt Ihr auch hier einen bösen Buben mit seinen schändlichen Lastern zum Henker schicken, und belustigen Euch nur an den verliebten Streichen, die ihm sein Weib zur Vergeltung spielte. Ihr mögt auch wohl da, wo Ihr es für Recht haltet, die bösen Schicksale Eures geplagten Nächsten bemitleiden.

In Perugia wohnte vor kurzem ein reicher Mann, Namens Pietro da Vinciolo, der vielleicht mehr in der Absicht, andern ein Blendwerk vorzumachen, und die böse Meinung zu widerlegen, die Jedermann in Perugia von ihm hatte, als aus Neigung, eine Frau nahm. Das Schicksal führte ihm auch ein Weib zu, welches das Gegenstück zu seinen eigenen bösen Begierden war; denn die Frau, die er sich wählte, war ein derbes rothhaariges Weibchen von so warmem Blute, daß sie lieber zwei Männer, als einen genommen hätte, indeß sie einen Mann an ihm bekam, der sich mehr um andere Dinge, als um eine Frau bekümmerte.

Da sie dieses bald gewahr ward, und sich selbst jung und hübsch, und voll Kraft und Saft fühlte, so kam es ihr im Anfang sehr ungelegen, und gab nicht selten Anlaß zu harten Worten und zu unangenehmen Auftritten zwischen ihr und ihrem Ehemann. Wie sie aber fand, daß ihr Mann dadurch mehr aufgebracht, als gebessert ward, dachte sie bei sich selbst: „Der Nichtswürdige verläßt mich, um sich auf dem Trocknen zu belustigen; warum soll ich nicht eben so gut ins Wasser gehen? Ich habe ihn geheiratet und ihm eine große Mitgabe zugebracht, weil ich glaubte einen Mann an ihm zu finden; wenn ich anders von ihm gedacht hätte, so würde ich ihn nicht genommen haben. Er wußte, daß er an mir ein Weib bekäme, und wenn ihm das nicht behagte, so hätt' er mich können sitzen lassen. Das läßt sich nicht länger aushalten. Wenn ich nicht hätte wollen in der Welt leben, so wär' ich in ein Kloster gegangen; wenn ich aber, um die Welt zu genießen, so

lange warten wollte, bis ich bei diesem mein Glück und mein Vergnügen fände, so könnte ich grau darüber werden, und wenn ich alt würde, es zu spät bereuen, daß ich meine Jugend ungenützt hätte verstreichen lassen. Er selbst zeigt mir den Weg, wo ich meinen Zeitvertreib suchen soll, und was ihm zur Schmach und Schande gereichen muß, das ist für mich noch eher erlaubt und schicklich."

Nachdem das Weibchen dieses mehr als einmal bei sich erwogen hatte, machte sie (um ihren Endzweck heimlich zu erreichen) Bekanntschaft mit einer alten Frau, die eine wahre heilige Verdiana zu sein schien, welche die Schlangen aus der Hand füttert. Mit dem Rosenkranz in der Hand war sie bei allen Wallfahrten zugegen, sprach von nichts, als von dem Leben der Heiligen oder von den Wunden des heiligen Franz, und ward fast von Jedermann selbst für eine Heilige gehalten. Dieser offenbarte sie bei Gelegenheit ihr Anliegen.

„Bei Gott, mein Töchterchen! (sprach die Alte) Du hast wohl Recht, und wenn Du sonst keine Ursache dazu hättest, so ist's doch von Dir und von einem jeden jungen Weibchen wohl gethan, daß Ihr Eure Jugendzeit nicht verschlendert; denn nichts kann einen mehr schmerzen, wenn man's recht betrachtet, als verlorne Zeit; und wozu, ins Henkers Namen, sind wir weiter nütz, wenn wir alt werden, als daß wir, wie die Asche, die Kohlen lebendig erhalten? Wenn das irgend Jemand weiß, und davon nachsagen kann, so bin ich's. Ich bin eine von denen, die jetzt im Alter, da mir's nicht mehr helfen kann, mit großen und bittern Gewissensbissen bedauern muß, daß ich die Zeit so verstreichen ließ; denn obwohl ich sie nicht gänzlich verloren habe (Du kannst wohl denken, daß ich keine solche Närrin war!) so that ich doch nicht alles, was ich hätte thun können, und wenn ich das jetzt bedenke, da ich, wie Du siehst, von aller Welt verlassen bin, so weiß der Himmel, wie es mich schmerzt. Mit den Männern ist es ganz was anderes; die sind zu allerhand andern Dingen nütz, und überhaupt werden die meisten auch schon vor den Jahren alt. Wir Weiber aber taugen zu nichts, als hierzu und Kinder zu zeugen, und darum sucht man uns auch nur und geht uns nach. Weil wir nun einmal zu diesem Endzweck geboren sind (was ich Dir noch wohl mit mehrern Gründen beweisen könnte), so sag' ich Dir noch einmal, vergilt Deinem Manne Gleiches mit Gleichem, damit im Alter Deine Seele dem Leibe keine Vorwürfe zu machen habe. Man hat auf dieser Welt nichts mehr, als was man genießt; besonders haben die Weiber noch mehr

Ursache, als die Männer, ihre Zeit zu Rath zu halten; denn Du siehst wohl, wenn wir alt werden, so bekümmert sich weder unser Mann, noch andere Leute mehr um uns, sondern man schickt uns in die Küche, um mit dem Kater zu plaudern und die Töpfe und Näpfe zu zählen, und sie machen noch wohl gar Gassenhauer auf uns und singen: den Jungen viel Glück, und der Alten den Strick! Doch um Dich nicht aufzuhalten, mein Töchterchen, so will ich Dir jetzt nur sagen, daß Du Niemand besser wählen konntest, als mich, um Dir nach Wunsch zu dienen; denn mir ist gewiß keiner zu fein, daß ich mich nicht unterstände, ihm zu sagen, was nöthig ist, und keiner zu plump und ungeschliffen, daß ich ihn nicht abhobeln und ihn zu meinem Zweck führen sollte. Sage mir nur, wer Dir am besten gefällt, und laß mich machen. Aber eins muß ich Dir sagen, mein Töchterchen, Du mußt mich nicht vergessen; denn ich bin ein armes Weib, und Du sollst auch von nun an Theil haben an allen meinen Gebeten und Wallfahrten, damit unser Herr Gott Deinen abgeschiedenen Freunden Licht und Kerze bescheere."

Die Alte schwieg, und die junge Frau ward mit ihr Handels einig, und beschrieb ihr einen jungen Menschen, den sie oft in ihrer Gegend gesehen hatte, gab ihr ein Stück Fleisch und ließ sie gehen. Nach einigen Tagen führte ihr die Alte den Jüngling heimlich zu, und von Zeit zu Zeit wieder andere, und das Weibchen ließ (bei aller ihrer Furcht vor ihrem Mann) keine einzige gute Gelegenheit ungenützt vorbeigehen.

Einmal war ihr Mann des Abends bei einem seiner Freunde, Namens Ercolano, zum Essen eingeladen; sie befahl demnach der Alten, ihr einen gewissen Jüngling, welcher einer der hübschesten in Perugia war, zu bringen. Die Alte richtete den Auftrag pünktlich aus: doch indem sie sich eben mit dem jungen Menschen zu Tische setzen wollte, pochte unvermuthet ihr Mann an die Hausthüre. Sie war vor Schrecken fast des Todes, und suchte wo möglich den Jüngling vor ihm zu verbergen. Weil sie sich auf keinen bessern Platz besann (oder keinen andern hatte), so ließ sie ihn in ein Kämmerchen neben ihrem Zimmer gehen, stülpte einen Hühnerkorb über ihn, und breitete einen großen leeren Sack darüber, worauf sie geschwind ihrem Mann die Thür öffnen ließ.

„Nun! (rief sie ihm entgegen) hast Du Dein Abendessen so schnell durch die Gurgel gejagt?"

„Ich habe noch keinen Bissen über die Zunge gebracht," sprach Pietro

„Wie wäre das wohl zugegangen?" fragte sie.

„Das will ich Dir sagen (antwortete Pietro). Ercolano, seine Frau und ich, hatten uns kaum zu Tische gesetzt, so hörten wir neben uns Jemand niesen. Das erste und zweite Mal merkten wir nicht darauf; wie aber der Niesende sich zum dritten, vierten und fünften Mal hören ließ und gar nicht aufhörte zu niesen, so nahm es uns endlich Wunder, und Ercolano, der schon ein wenig über seine Frau gemurrt hatte, daß sie uns zu lange an der Thüre hatte warten lassen, fuhr auf und fragte: „Was ist das? Wer niest hier so?" Damit stand er auf und ging nach einer Treppe zu, die nicht weit von uns war, unter welcher sich ein kleiner Verschlag befand, um Sachen aus der Hand zu legen. Weil es ihm geschienen hatte, daß das Niesen von dorther gekommen war, so öffnete er den Verschlag, und es zog ihm ein gewaltiger Schwefeldampf entgegen. Ich muß Dir sagen, daß uns der Schwefelgeruch schon vorher beschwerlich geworden war, und wie wir uns darüber beklagten, sprach die Frau, sie hätte ihre Schleier geschwefelt, um sie weiß zu bleichen, und hätte die Schwefelpfanne unter die Treppe gesetzt, wovon es noch ein wenig röche. Wie der Dampf sich etwas verzogen hatte, guckte Ercolano in den Verschlag hinein und ward Denjenigen gewahr, welcher genieset hatte und noch immer fort nieste, weil ihn der Schwefeldampf benommen und ihm, alles Niesens ungeachtet, die Brust schon dermaßen beklemmt hatte, daß er einige Minuten später nicht mehr würde haben niesen, noch irgend etwas Anderes thun können. Wie ihn Ercolano gewahr ward, rief er: „Ha, Weib! Jetzt seh' ich, warum wir so lange vor der Thür haben warten müssen, ehe Du uns aufmachtest; aber ich will nimmer froh werden, wo ich Dir das nicht bezahle." Wie die Frau diese Drohung hörte, und fand, daß ihre Sünde an's Licht gekommen war, sprang sie vom Tische auf und nahm die Flucht, ohne an eine Entschuldigung zu denken, und ich weiß nicht, wohin sie gekommen ist. Ercolano merkte nicht darauf, daß seine Frau sich aus dem Staube machte, sondern rief dem Niesenden immer lauter zu, er sollte herauskommen; allein er mochte rufen so lange er wollte, so rührte sich Jener nicht, weil er schon ganz ohnmächtig geworden war. Ercolano schleppte ihn also bei den Füßen heraus, und sprang schon nach einem Messer, um ihm vollends den Rest zu geben. Weil mir selbst aber vor der Polizei bange war, so eilte ich hinzu und wehrte ihm daß er den Menschen weder umbrachte, noch ihm Schaden zufügte. Indem ich nun den Menschen vertheidigte und Lärm machte, kamen auch die Nach-

barn mit dazu. Diese nahmen den jungen Mann, der sich nicht widersetzen konnte, und führten ihn weg, ich weiß nicht wohin. Siehst Du? so wurden wir an unserer Mahlzeit gestört, und ich habe sie nicht nur nicht durch die Gurgel gejagt, sondern noch keinen Bissen zum Maule gebracht, wie ich Dir vorhin sagte."

Die Frau merkte aus dieser Geschichte, daß andere Weiber ebenso klug wären, wie sie, obwohl es nicht immer bei allen glücklich damit abliefe, und sie hätte zwar gern der Frau des Ercolano das Wort geredet; weil sie aber glaubte, sich von ihren eigenen Fehlern um desto eher weiß zu brennen, wenn sie fremde Sünden tadelte, so rief sie: „Schöne Dinge! Das ist also das gute fromme Weib; das ist die keusche getreue Ehefrau, die ich immer für so heilig gehalten habe, daß ich ihr hätte beichten mögen; und was noch das Schlimmste ist, so sind ihre Jugendjahre schon vorbei, und sie sollte andern mit gutem Beispiel vorgehen. Verwünscht sei die Stunde, da sie geboren ward, und verwünscht jede Stunde, die sie noch lebt, das treulose, ehrvergessene Weib, diese ewige Schmach und Schande aller Weiber in der Welt, daß sie so ihre Ehre, die Treue, die sie ihrem Mann gelobt hat, und die Achtung der Welt mit Füßen tritt! Sollte sie sich nicht schämen, ihren braven Mann, einen der ehrbarsten Bürger, der ihr so gut begegnet, durch einen Andern beschimpfen zu lassen, und sich selbst mit in Schimpf und Schande zu stürzen? Ich will vor Gott keine Gnade haben, wenn ein solches Weibsbild Barmherzigkeit verdient; man sollte sie umbringen; man sollte sie lebendig auf den Scheiterhaufen setzen und sie zu Asche verbrennen."

In dem Augenblicke fiel ihr ihr guter Freund ein, der nicht weit davon unter dem Hühnerkorbe saß, und sie fand deswegen für gut, ihren Mann zu erinnern, daß es Zeit wäre, zu Bette zu gehen.

Pietro, der mehr Lust hatte zu essen, als zu schlafen, fragte sie, ob sie nicht etwas zum Abendessen bei der Hand hätte.

„Abendessen? (sprach sie) Hat sich was mit dem Abendessen, wenn Du nicht zu Hause bist! Ich bin Dir auch so eine, wie das Weib des Ercolano! Geh' nur lieber zu Bett, das wird das Beste sein."

Von ungefähr waren desselben Abends einige Bauern von Pietro's Landgute zur Stadt gekommen, die ihm Feldfrüchte gebracht und ihre Esel in einen Stall gezogen hatten, der an das Kämmerchen stieß, in welchem der junge Mensch saß. Da sie vielleicht vergessen hatten, ihr Vieh zu tränken, so zog einer von den Eseln, welchen der Durst anwandelte, den Kopf aus

der Halfter, ging aus dem Stalle heraus und schnuffelte allenthalben nach Wasser herum, und so ging er gerade auf den Hühnerkorb los, unter welchem der Jüngling verborgen war. Weil dieser sich auf allen Vieren niederducken mußte, so ragten seine Finger ein wenig unter dem Korbe hervor, und sein Glück oder sein Unglück (wie man es nehmen will) fügte es so, daß ihm der Esel darauf trat, so daß er vor Schmerz laut aufschreien mußte. Den Pietro nahm das Ding gewaltig Wunder, weil er merkte, daß die Stimme sich in seinem Hause hören ließ. Er ging also hinaus in die Kammer, und wie der arme Schelm, dem der Esel die Fingerspitzen noch immer festhielt, fortfuhr zu schreien und zu wehklagen, so rief er: Wer da! ging nach dem Hühnerkorbe und hob ihn auf, und fand den jungen Menschen darunter, welcher außer dem Schmerz, den ihm der Tritt des Esels verursachte, auch noch vor Furcht zitterte, daß Pietro ihm übel mitspielen würde. Wie Pietro ihn gewahr ward (der sich schon längst seine Bekanntschaft gewünscht hatte), fragte er ihn: „Wie kömmst Du hierher?“ Der Jüngling antwortete ihm aber nicht auf seine Frage, sondern bat ihn nur um Gotteswillen, Barmherzigkeit mit ihm zu haben.

„Steh' nur auf (sprach Pietro) und fürchte nichts von mir; aber sage mir aufrichtig, wie und warum Du hierher gekommen bist.“

Der arme Junge beichtete ihm alles, und Pietro war über den Fund eben so froh, als seine Frau bekümmert war. Er führte den Jüngling bei der Hand in das Zimmer, wo seine Frau in größten Aengsten saß. Pietro setzte sich ihr gegenüber und sagte: „Du schimpftest ja eben jetzt so unbarmherzig auf die Frau des Ercolano und sagtest, man müßte sie verbrennen, weil sie Euch allen zum Schandfleck gereichte; warum vergaßest Du aber, Dich selbst mit einzuschließen? oder wenn Du dazu keine Lust hattest, wie durftest Du es denn wagen, so von ihr zu reden, da Du doch wußtest, daß Du selbst es nicht besser machtest? Dich bewog wahrlich nichts anders, als der Hang, der Euch allen gemein ist, daß Ihr gern die fremde Schuld zum Deckmantel Eurer eigenen gebraucht. Möchte das Feuer vom Himmel fallen und Euch alle verzehren, Ihr Natterngezücht!“

Wie die Frau merkte, daß die erste Hitze ihres Mannes in Scheltworten verdampfte und daß er eben nicht so gar böse darüber war, den hübschen Knaben bei ihr zu finden, gewann sie wieder Muth und sagte: „Ich glaube wohl, daß Du das Feuer vom Himmel über uns herunter wünschest, weil Du Deine Frau so lieb hast, wie der Hund den Prügel; aber beim Himmel,

Dein Wunsch wird Dir nicht erfüllt werden! Doch ich möchte wohl wissen, worüber Du Dich so sehr zu beklagen hast; denn es wäre wahrhaftig sehr artig von Dir, wenn Du mich mit der Frau des Ercolano über einen Kamm scheeren wolltest, die ein altes, scheinheiliges, verstelltes Mensch ist, und hat dennoch von ihrem Mann Alles, was sie nur wünschen kann, und er begegnet ihr, wie es einer Frau gebührt. Aber ich armes Weib habe es nicht so gut; denn Du giebst mir zwar Kleider und Schuhe, aber Du weißt leider wohl, wie es um das Uebrige steht, und wie wenig ich mich Deiner zu erfreuen habe; da ich doch lieber barfuß und in Lumpen gehen, und Deiner froh werden möchte, als alle schönen Sachen von der Welt haben, und mir so von Dir begegnen lassen, wie Du mich behandelst. Denn ich muß Dir's nur gerade heraus sagen, Pietro, ich bin ein Weib, so gut wie ein anderes, und habe dieselben Neigungen und Bedürfnisse, wie andere Weiber, und wenn ich finde, daß Du sie nicht befriedigst, so hast Du keine Ursache zu schelten, wenn ich mich anderswo versorge. Zum wenigsten mache ich Dir nicht die Schande, daß ich mich mit Knaben oder mit lüderlichen Buben abgebe."

Pietro merkte wohl, daß seine Frau nicht leicht wieder aufhören würde, da ihr die Zunge einmal gelöset war. Weil er sich nun wenig auf ihr machte, so sprach er: „Schweige nur, Frau, ich will Dich schon zufrieden stellen. Thue mir nur jetzt den Gefallen, uns etwas zu essen zu geben; denn ich denke, dieser Bursche hat wohl eben so wenig zu Nacht gegessen, als ich selbst."

„Freilich nicht (sprach die Frau); denn wie Dich der Unstern herführte, wollten wir uns eben zu Tische setzen."

„So mache nur (sprach Pietro), daß wir zu essen bekommen; ich will hernach schon alles so einrichten, daß Du Dich nicht sollst zu beklagen haben."

Wie Pietro nach dem Abendessen seine Einrichtung traf, das habe ich vergessen. Genug, meine lieben Damen, ich habe Euch nur damit sagen wollen, daß ein Jeder sucht Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und wenn er's nicht auf der Stelle thun kann, so behält er's im Sinn, bis die Gelegenheit kommt; denn wie man in's Holz ruft, so schallt es wieder heraus."

Hier endigte Dioneo seine Erzählung, bei welcher die Damen, mehr aus Züchtigkeit, als aus Mangel an Lust, sich des Lachens enthielten. Die

Königin, deren Regierung jetzt zu Ende ging, stand auf und übergab Elisa die Regierung, indem sie ihr die Lorbeerkrone aufsetzte. Elisa übernahm die angetragene Ehrenstelle auf eben die Weise, wie ihre Vorgänger, und nachdem sie die nöthigen Anstalten für den folgenden Tag getroffen hatte, sagte sie: „Wir haben schon mehrmals gehört, daß Manche durch einen witzigen Einfall, durch eine fertige Antwort und durch eine glückliche Gegenwart des Geistes Andere zum Schweigen gebracht, oder sich selbst aus Verlegenheiten und Gefahren gezogen haben. Weil diese Materie nicht nur unterhaltend, sondern auch nützlich ist, so soll sie uns morgen, mit Gottes Hülfe, Anlaß geben zu erzählen: wie dieser oder jener sich durch ein Wort zu seiner Zeit aus der Schlinge gezogen, oder durch eine schnelle Antwort, oder durch Klugheit sich vor Unglück, Gefahr oder Schande bewahrt habe."

Jedermann war damit zufrieden, und die Königin entließ, wie gewöhnlich, ihre Gesellschaft bis zum Abend; und schon war die zirpende Cicade verstummt, wie sie dieselbe wieder zusammen berufen und die Abendmahlzeit anrichten ließ. Nach geendigtem Mahle ergötzte man sich wieder mit Gesang und Tanz. Emilie war im Begriff, auf Befehl der Königin einen Reihen anzuführen, und Dioneo bekam den Auftrag, ein Lied dazu zu singen. Er fing auch den Augenblick an: Frau Aldrude hüpft hoch empor, ich trag' Euch gute Botschaft vor.

Alle Frauenzimmer fingen an zu lachen und besonders die Königin; sie befahl ihm aber abzubrechen und ein anderes Lied zu singen.

„Hätt' ich ein Clavier (sprach Dioneo), so wollt' ich Euch singen: Hebt'n Rock auf, Frau Liese. Oder: Unter dem Oelbaum im Grün will ich mit Schätzchen verziehn. Oder wollt Ihr dies lieber: Wie wird mir zur See so übel und weh! Aber ich habe kein Clavier, und also müßt Ihr Euch schon was anderes wählen. Wie gefällt Euch dieses zum Beispiel: Laßt ihn nur kommen, wir wollen ihn bald beschneiden, wie Birken im grünlichen Wald?"

„Nein (sprach die Königin), gieb uns ein anderes Lied."

„Gut (antwortete Dioneo), so will ich Euch geben: Frau Simone zapft und zapft, und 's ist halt kein October."

Die Königin lachte und sagte: „Sei doch gescheidt und singe uns was Hübsches, wenn Du willst. Du hörst, daß uns so was nicht behagt."

„Nehmt's nur nicht so übel (sprach Dioneo), und sagt mir selbst, was Euch am besten gefällt; ich weiß noch wohl hundert. Wollt ihr dies: Geb ich dem Mäuschen nicht was für's Schnäuzchen? Oder: Fang's sachter an, mein lieber Mann? Oder: Ich schafft' mir einen Hahn für hundert Liren an?"

Die Königin ward endlich ein wenig böse, obwohl die Uebrigen alle lachen mußten. „Laß Dein loses Geschwätz, Dioneo (sprach sie), und singe uns ein hübsches Lied, oder Du sollst sehen, daß ich auch böse werden kann."

Dioneo ließ demnach seinen Scherz fahren, und fing an:

Amor! die sanften Strahlen,
die aus den Augen dieser Holden leuchten,
sind's, die mich Dir und ihr zu eigen machen.

Ihr Licht, von meinen Blicken eingesogen,
hat mir zuerst die Flamme, die Du nährest,
im Busen angezündet.
Wie groß die Allmacht sei, womit Du herrschest,
das lehrten ihre Reize mich empfinden.
Und wenn ich dieß erwäge,
so fühl' ich alle Kräfte
in mir gebunden, und ihr unterworfen,
die meiner Sehnsucht Gegenstand geworden.

Also ward ich, o lieblicher Gebieter,
Dein Eigenthum, und hoff' in tiefster Demuth
von Deiner Güte Beistand.
Allein ich weiß nicht, ob die kühnen Wünsche,
die Du in's Herz mir gabst, ihr ganz bekannt sind:
ob sie, wie treu ich liebe,
im ganzen Umfang fühle;
sie, die mich so beherrscht; daß ich nicht Wonne,
nicht Glück, nicht Frieden ohne sie mir wünsche.

Deswegen bitt' ich Dich, mein Herr und Herrscher,
sag' es ihr selbst, und laß von Deiner Flamme
ein Fünkchen (mir zu Liebe)
auch sie empfinden. Denn Du siehst ja, wie ich
vor Liebe mich verzehre, und allmählich
vor lauter Gram vergehe.
Und wenn Du Deine Zeit siehst,
so hilf, daß mir mein Wunsch bei ihr gelinge!
Du weißt, wie gern ich selbst gleich mit Dir ginge.

Die Königin gab dem Liede des Dioneo ihren Beifall, und ließ noch einige andere singen. Wie es schon ein wenig in die Nacht ging, und die Kühlung die Tageshitze vertrieben hatte, befahl sie Allen, sich zur Ruhe zu begeben, und bis zum folgenden Morgen nach ihrem Belieben auszuruhen.

Sechster Tag.

Unter Elisa's Regierung erzählt man von denen, welche sich durch einen glücklichen Einfall aus irgend einer Verlegenheit gezogen, oder durch eine fertige Antwort, oder ein kluges Benehmen, sich vor Schaden und Gefahr bewahrt haben.

Der Mond hatte mitten am Himmel seinen Schein verloren, und die aufgehende Sonne erleuchtete bereits den Erdkreis, wie die Königin aufstand, und ihre Gesellschaft wecken ließ; und indem sie die liebliche Anhöhe hinauf im Morgenthau lustwandelten, unterhielten sie sich von verschiedenen Dingen, sagten ihre Meinungen von dem größeren, oder geringeren Werth der bisher vorgetragenen Geschichten, erinnerten sich an die darin erzählten Begebenheiten, und ergötzten sich damit, bis die Sonne höher stieg, und die Wärme ihrer Strahlen sie nöthigte, wieder zu Hause zu gehen. Wie sie zurück kamen, fanden sie schon die Tafeln gedeckt, und den Saal mit wohlriechenden Blumen und Kräutern bestreut, und setzten sich auf Befehl der Königin zu Tische, ehe der Tag am heißesten ward. Nachdem sie mit Frohsinn ihre Mahlzeit gehalten hatten, wurden vor allen Dingen wieder einige reizende und angenehme Lieder gesungen, worauf sich ein Theil der Gesellschaft zur Ruhe begab, und andere sich mit Schach und andern Spielen belustigten. Dioneo und Lauretta sangen die Geschichte des Troilus und der Chriseïs.

Wie die Stunde der Versammlung kam, und die Königin ihre Gesellschaft neben dem Brunnen zusammen berufen hatte, und schon Befehl geben wollte, die erste Geschichte zu erzählen, ereignete sich etwas, das bisher noch nicht vorgefallen war; sie hörten nämlich in der Küche einen großen Lärm und Gezänk zwischen den Dienern und Mägden. Sie ließen deswegen den Schaffner rufen, und frugen ihn, was die Veranlassung wäre. Er antwortete, der Zank wäre zwischen Licisca und Tindaro, er wüßte aber nicht worüber sie stritten, denn er wäre erst eben dazu gekommen, um Frie-

den zu stiften, wie ihn die Königin hätte rufen lassen. Die Königin befahl demnach, sie Beide zu ihr zu schicken, und fragte sie selbst nach der Ursache ihres Zanks. Tindaro war im Begriffe zu antworten, allein Licisca, die schon bei Jahren, dabei mehr anmaßend als bescheiden, und noch vom Gezänk erhitzt war, fiel ihm in die Rede: „Seht mir doch den Schlingel (fuhr sie ihn an), der sich untersteht, in meiner Gegenwart zuerst zu sprechen! Schweig' still, und laß mich reden. Gnädige Frau (fuhr sie fort) dieser Mensch will mir einbilden, wie Sicofante mit seiner Frau als Braut zu Bett gegangen wäre, hätt' er die Festung mit Sturm und Blutvergießen erobert, und ich behaupte, daß er friedlich und ohne Mühe Besitz davon genommen habe. Der Mensch ist aber so einfältig, daß er meint, die Mädchen wüßten ihre Zeit nicht zu nützen, so lange sie unter der Aufsicht ihrer Eltern und Brüder stehen, welche sie manchmal drei bis vier Jahr über die Gebühr auf einen Mann warten lassen. Da würden sie schön wegkommen, wenn sie so lange warten wollten! Aber beim Himmel! ich weiß wohl was ich sage, wenn ich schwöre. Ich kenne keine Frau in meiner Nachbarschaft, die als Jungfrau in's Brautbett gestiegen wäre, und selbst unter den verheirateten Frauen weiß ich noch wohl manche, die ihrem Manne manche tüchtige Nase dreht; und dieser Schafskopf will mich die Weiber kennen lehren, als wenn ich von gestern wäre."

Ueber dieses Geschwätz der Licisca entstand unter den Frauenzimmern ein solches Gelächter, daß man ihnen alle Zähne im Munde hätte zählen können. Die Königin hatte ihr zwar mehr als einmal Stillschweigen geboten; allein sie ließ sich den Mund nicht stopfen, bis sie alles herausgeschwatzt hatte. Wie sie endlich stillschwieg, mußte die Königin selbst lachen. „Dioneo! (sprach sie) Diesen Streit kannst Du am besten schlichten, und wenn unsere Erzählungen geendigt sind, magst Du das Urtheil zwischen ihnen fällen."

„Madonna, das Urtheil ist schon gefällt (sprach Dioneo), und es braucht kein anderes; denn mich däucht Licisca hat Recht, und Tindaro ist ein Pinsel."

Licisca frohlockte über dieses Urtheil. „Hab' ich Dir das nicht gesagt (sprach sie zu Tindaro)? Geh mit Gott! Du bist noch nicht trocken hinter den Ohren, und willst klüger sein, als ich? Aber Gott sei Dank; ich habe nicht umsonst in der Welt gelebt, wahrhaftig nicht!"

Wenn die Königin ihr nicht mit zürnendem Blicke Stillschweigen gebo=

und sie mit einer derben Züchtigung bedroht hätte, so hätte sie den ganzen Abend nichts zu thun gehabt, als ihr Geschwätz anzuhören. Jetzt entfernten sich die beiden Streitenden wieder, und die Königin befahl Filomena, die Erzählungen anzufangen."

Erste Erzählung.

Ein Cavalier vermißt sich gegen Madonna Oretta, daß er sie mit einer schönen Erzählung zu Pferde setzen will; weil er aber sehr schlecht erzählt, so bittet sie ihn, sie wieder absitzen zu lassen.

„Liebe Mädchen (begann Fiammetta)! Wie an einem heitern Abend die Sterne am Himmel, und wie im Frühling die Blumen auf den grünen Wiesen und die Blüten an den belaubten Zweigen prangen; so zieren witzige Einfälle die Rede wohlerzogener Menschen, und weil man damit Vieles in wenigen Worten ausdrückt, so stehen sie deswegen den Weibern noch besser an, als den Männern, indem es sich für jene weniger, als für diese schickt, viel und lange zu reden. Ich weiß nicht, ist es Mangel an Witz und an Erziehung, oder ist der Himmel unserem Zeitalter so wenig günstig; genug es gibt heutigen Tages wenige, oder gar keine Weiber, die zu rechter und gelegener Zeit etwas Geistreiches sagen, oder wenn es gesagt wird, es auch nur gehörig verstehen; und das macht uns eben nicht viel Ehre. Weil inzwischen Pampinea uns bereits vieles über diesen Gegenstand gesagt hat, so will ich mich nicht weitläuftig darüber auslassen, sondern Euch nur, zum Beweise wie schön ein Wort zu seiner Zeit sei, erzählen, wie einst eine Dame einen Cavalier durch einen höflichen Scherz zum Schweigen brachte.

Einige unter Euch haben vermuthlich ein gewisse adelige, wohlerzogene und wohlredende Dame in unserer Stadt noch selbst gekannt, oder wenigstens von ihr gehört, deren Verdienste wohl werth sind, daß man ihren Namen nicht verschweige. Sie hieß Madonna Oretta, und war die Gemahlin des Herrn Geri Spina. Wie diese einst (so wie wir jetzt) sich auf dem Lande aufhielt, und mit einigen Damen und Herren, die bei ihr eingeladen waren, nach einem etwas entlegenen Orte zum Vergnügen zu Fuß ging, mochte die Länge des Weges sie ein wenig ermüdet haben, daher es einem von den Herren einfiel, zu ihr zu sagen: „Madonna Oretta, wenn Ihr's befehlt, so will ich Euch mit einer hübschen Geschichte die Länge des Tages so verkürzen, als wenn Ihr zu Pferde säßet."

Madonna Oretta nahm sein Anerbieten freundlich auf, und bat ihn, seine Geschichte zu erzählen.

Der Rittersmann, der sich vielleicht mit seinem Schwerte nicht besser zu behelfen wußte, als mit seiner Zunge, fing an, seine Geschichte zu erzählen, die zwar an sich recht artig war; weil er aber bald ein Wort zehnmal nach einander gebrauchte, bald das Gesagte wiederholte, bald in seiner Erzählung etwas verbesserte, mehr als einmal die Namen der Personen verwechselte, und seine Erzählung dadurch verdarb, und weil er überdies nichts von der Gabe besaß, seine Worte den Personen der Handlung anzumessen; so ward Madonna Oretta oft übel und weh bei seiner Erzählung. Wie sie es endlich nicht länger aushalten konnte und der ehrliche Rittersmann sich so arg verwickelte, daß er selbst sich nicht wieder herausfinden konnte, sagte sie zu ihm mit aller Höflichkeit: „Mein Herr, Euer Pferd trabt mir ein wenig zu hart; seid so gut und laßt mich wieder absitzen."

Der Rittersmann, der glücklicherweise mehr guten Menschenverstand als Beredtsamkeit besaß, begriff diese Zurechtweisung, nahm sie als Scherz auf, brach seine übel erzählte Geschichte ab, und fing an von andern Dingen zu sprechen."

Zweite Erzählung.

Der Bäcker Cisti gibt dem Herrn Geri Spina durch ein Wörtchen zu verstehen, daß er etwas Ungeziemendes verlangt hat.

Die Damen und Herren lobten den Scherz der Madonna Oretta, und die Königin winkte Pampinea, die Unterhaltung fortzusetzen.

„Holde Mädchen (sprach Pampinea)! Ich weiß nicht ob es die Schuld der Natur ist, daß sie oft einen hohen Geist in einem niedrig gebornen Leibe verbirgt; oder ob das Schicksal den Fehler begeht, daß es manchem Menschen, dem ein edles Gemüth beiwohnt, eine niedrige Beschäftigung bestimmt; genug, wir finden es so an manchen Leuten, und unter andern an unserm guten Mitbürger Cisti, dem das Schicksal bei allem seinem feinen Verstande zum Bäcker bestimmt hat. Ich würde gewiß die Natur und das Schicksal zugleich verdammen, wenn ich nicht wüßte, daß die Natur in ihrer Haushaltung überaus weise verfährt, und daß das Glück tausend Augen hat, obwohl es uns die Thoren als blind schildern. Ich

glaube daher vielmehr, daß sie alle Beide aus großer Vorsichtigkeit ihre kostbaren Schätze (eben so, wie wir Sterblichen) an den unscheinbarsten Orten vergraben, wo man sie am wenigsten vermuthet, um sie zu rechter Zeit wieder hervorzuziehen; weil sie in dem schlechtesten Winkel sicherer verwahrt sind, als in dem prächtigsten Gemache. Eben so verbergen demnach jene beiden Regiererinnen der Welt oft ihre theuersten Kleinode unter dem Gewande der unansehnlichsten Handtierungen, damit sie desto herrlicher in die Augen fallen, wenn sie zu gelegener Zeit zum Vorschein kommen. Ich will Euch davon in einem kurzen Geschichtchen ein Beispiel erzählen, welches der Bäcker Cisti hergegeben hat, indem er dem Herrn Geri Spina, dem Gemahl der Madonna Oretta, von welcher Ihr jetzt gehört habt (daher mir auch dies Geschichtchen eben einfällt) bei einer geringfügigen Gelegenheit die Augen des Verständnisses öffnete.

Pabst Bonifacius, bei welchem Herr Geri Spina sehr wohl gelitten war, hatte nämlich einst wegen einer dringenden Angelegenheit eine sehr edle und vornehme Gesandtschaft nach Florenz geschickt; die Gesandten waren bei Herrn Geri abgetreten, und verhandelten mit ihm die Aufträge des Pabstes. Zufälligerweise ging er mit ihnen fast jeden Morgen bei Santa Maria Ughi vorbei, wo Meister Cisti seine Bäckerei hatte, und bei seiner Handtierung selbst Hand mit anlegte. Obwohl ihm nun das Schicksal eben kein ansehnliches Gewerbe beschieden hatte, so war es ihm doch bei demselben so hold gewesen, daß er sehr reich geworden war, und im Ueberfluß leben konnte, wiewohl er sich dieses nicht abhalten ließ, bei seinem Berufe zu bleiben. Unter andern guten Dingen, die er sich nicht abgehen ließ, war er stets mit dem besten und feinsten weißen Weine versehen, der in ganz Florenz und in den umliegenden Gegenden zu haben war. Wie er bemerkte, daß Messer' Geri mit den päbstlichen Gesandten jeden Morgen vor seiner Thüre vorbei ging, fiel ihm ein (da es eben in der heißen Jahreszeit war), daß es ihnen vielleicht nicht unlieb sein würde, wenn er ihnen einmal seinen guten Wein zu kosten gäbe. Weil er jedoch meinte, daß der Abstand zwischen dem Herrn Geri Spina und ihm zu groß wäre, so hielt er es nicht für schicklich, ihn geradezu einzuladen, und suchte es daher lieber so einzurichten, daß Herr Geri sich selbst bei ihm zu Gast bitten müßte. Er pflegte sich deswegen in einem schneeweißen Wämmschen und einer neugewaschenen Schürze (worin er mehr einem Müller, als einem Bäcker ähnlich war), alle Morgen, um die Stunde wenn Herr Geri mit den Gesandten vorüber ging, eine

eine bologneser Flasche seines köstlichen Weins, eine schöne wohlverzinnte anne mit frischem Wasser, und ein Paar schön geschliffene, reingeschwenkte läser vor seine Hausthüre bringen zu lassen, und nachdem er sich einige al geräuspert hatte, seinen Wein mit solchem Wohlgeschmack einzuschlürn, daß es einen Halbtodten hätte lüstern machen können. Wie Herr Geri eses einmal und zweimal bemerkt hatte, fragte er am dritten Morgen: Wie schmeckts, Cisti? Ist er gut?"

Cisti sprang geschwind auf, und sagte: „Gut ist er, gnädiger Herr, er wie gut, das kann ich Euch nicht sagen, wenn Ihr ihn nicht selbst stet."

Herr Geri, bei welchem entweder die Jahreszeit, oder der längere spaziergang, oder die Behaglichkeit, womit er den Bäcker seinen Wein trinn sahe, den Durst weckte, sprach lächelnd zu den Gesandten: „Ich denke, eine Herren, wir könnten wohl den Wein dieses guten Mannes einmal sten, vielleicht ist er so gut, daß es uns nicht gereut."

Mit diesen Worten führte er sie zu Cisti. Dieser ließ den Augenblick ne hübsche Bank aus seinem Backhause bringen, und lud die Herren ein m Sitzen. Zu den Dienern, die sich schon fertig machten, die Gläser zu hwenken, sprach er: „Laßt's nur gut sein, Cameraden, und laßt mich selbst iesen Herren aufwarten; ich verstehe so gut einzuschenken, als einzuchieben, und für Euch fällt hier kein Tröpfchen ab."

Er schwenkte hierauf vier schöne Gläser, ließ sich noch eine kleine Flasche on seinem guten Wein bringen, und war fleißig bei der Hand, dem Herrn Geri und seinen Gästen einzuschenken. Diese fanden den Wein so gut, als e ihn in geraumer Zeit nicht getrunken hatten, und so lange die Gesandten lieben, wiederholte Herr Geri mit ihnen fast täglich seinen Morgenbesuch ei Cisti.

Wie ihr Geschäft geendigt war, und sie wieder abreisen wollten, gab hnen Herr Geri ein großes Abschiedsmahl, wozu er einige der angesehenten Bürger mit einladen, und auch den Bäcker Cisti bitten ließ, welcher ich aber weigerte zu kommen. Herr Geri befahl demnach einem seiner Diener, zu ihm zu gehen, und ihn um eine Flasche von seinem Wein zu itten, und einem jeden Gaste beim ersten Gerichte ein Spitzgläschen davon inzuschenken.

Der Diener, den es vielleicht verdroß, daß er nie ein Tröpfchen von em Weine gekostet hatte, nahm die größeste Flasche mit, die er nur finden

konnte. Wie Cisti dies sahe, sprach er: „Mein Sohn, Herr Geri schickt Dich gewiß nicht zu mir.“

Der Diener versicherte ihm einmal über das andere, daß ihn sein Herr wirklich zu ihm geschickt hätte; wie er aber keine andere Antwort von ihm erhalten konnte, ging er wieder zurück, und sagte es seinem Herrn.

Herr Geri sprach: „Geh' wieder hin, und sage, ich schickte Dich allerdings zu ihm, und wenn er Dich wieder so abfertigt, so frage ihn, zu wem ich Dich denn schicke?“

Der Diener ging wieder hin, und sagte: „Cisti, mein Herr hat mich doch zu Euch geschickt.“

„Das hat er gewiß nicht gethan,“ sprach Cisti.

„Zu wem glaubt Ihr denn, daß er mich schickt?“ fragte der Diener.

„Zum Arno,“*) erwiederte Cisti.

Wie der Diener seinem Herrn diese Antwort brachte, gingen ihm die Augen auf, und er verlangte, die Flasche zu sehen, die er mitgenommen hätte. „Cisti hat Recht,“ sprach er, wie er sie sahe, gab seinem Diener einen derben Verweis, und befahl ihm, eine mäßige Flasche zu nehmen. Wie er diese dem Cisti brachte, sprach Cisti: „Nun seh' ich, daß Dein Herr Dich zu mir schickt.“ Er ließ ihm auch den Augenblick die Flasche füllen, und sandte dem Herrn Geri noch an demselben Tage ein ganzes Fäßchen von seinem trefflichen Weine; ging hernach selbst zu ihm, und sagte: „Gnädiger Herr, glaubt nur nicht, daß mich diesen Morgen die große Flasche abgeschreckt hätte. Es schien mir nur, daß Ihr vergessen hättet, was ich Euch in diesen Tagen mit meinem kleinen Fläschchen zeigen wollte, nämlich, daß mein Wein kein gemeiner Tischwein ist; deswegen wollte ich Euch nur dieses wieder in Erinnerung bringen. Um nicht länger Euer Kellermeister zu sein, hab' ich Euch das ganze Fäßchen gesandt, und Ihr könnt nun nach eigenem Belieben damit haushalten.“

Dem Herrn Geri war das Geschenk sehr willkommen; er dankte dem Cisti verbindlich dafür, und dieser war ihm in der Folge stets lieb und werth.“

*) Der Arno, meine lieben Damen, ist der Fluß, an welchem Floren liegt.

Dritte Erzählung.

Madonna Nona Pulci gibt dem Bischofe von Florenz auf einen unbescheidenen Scherz eine treffende Antwort und bringt ihn damit zum Schweigen.

Wie Pampinea ihre Geschichte erzählt, und Jedermann die Freigebigkeit und die Antwort des Cisti gelobt hatte, gefiel es der Königin, Lauretta zur Nachfolge aufzufordern. Sie gehorchte willig, und sagte:

„Liebenswürdige Freundinnen! Pampinea hat uns schon vormals, so wie Filomena heute, gezeigt, wie schön ein witziger Einfall uns Frauenzimmern ansteht, und wie wenige von uns sich darauf verstehen. Es ist ist demnach überflüssig, hierüber noch mehr zu sagen, und ich will nur noch dieses über die Eigenschaft des Scherzes bemerken, daß seine Bisse sanft, wie der Biß des unschuldigen Lammes, und nicht schmerzhaft sein müssen, wie der Zahn des beißigen Hundes; denn sonst ist der Scherz kein Scherz mehr, sondern wird zur Beleidigung. Die Worte der Madonna Oretta und die Antwort des Bäckers Cisti sind in diesem Stücke musterhaft. Inzwischen ist es wahr, daß eine beißende Antwort auf einen beißenden Scherz keine Beleidigung genannt werden kann, sondern durch den ersten Anfall völlig gerechtfertigt wird. Man sehe sich demnach vor, wie und wenn, und mit wem man scherzt. Ich will Euch erzählen, wie einer von unsern Prälaten einst diese nöthigen Regeln aus den Augen setzte, und wie ihn daher ein beleidigender Scherz eben so beißend vergolten ward.

Zu der Zeit, da Herr Antonio d'Orso, ein würdiger und gelehrter Prälat, Bischof in Florenz war, kam einst ein vornehmer cataloniſcher Edelmann dahin, Namens Don Diego de la Rata, Marschall bei dem Könige Robert. Er war ein sehr schöner Mann, und liebte das schöne Geschlecht bis zur Ausschweifung. Unter andern florentinischen Damen gefiel ihm besonders eine, welche sehr schön, und eine leibliche Nichte des Bischofs war; allein Ihr Mann war, seiner edlen Geburt ungeachtet, ein schändlicher Geizhals und ein so niederträchtiger Mensch, daß er selbst mit dem Marschall einen Handel schloß, und ihm seine Gemahlin (wider ihren Willen) für fünfhundert goldene Kronen auf eine Nacht überließ. Der Marschall betrog ihn aber, indem er fünfhundert Popolini (eine damals gangbare Silbermünze, die an Größe und Gepräge den Kronen völlig ähnlich war) vergolden ließ, und sie ihm unterschob. Die Sache ward

ruchbar, und der Niederträchtige hatte den Schaden und die Schande davon; der Bischof aber ließ sich als ein kluger Mann nicht merken, daß er etwas davon wüßte.

Da indessen der Bischof mit dem Marschall vielen Umgang hatte, so traf es sich auch einmal am Johannistage, daß sie mit einander auf der Rennbahn auf und ab ritten, und die Frauenzimmer betrachteten. Der Bischof bemerkte unter andern eine junge Dame, welche uns kürzlich die Pest geraubt hat, eine Nichte des Herrn Alessio Rinucci, Namens Madonna Nona Pulci, die Ihr alle wohl müßt gekannt haben, und die zu ihrer Zeit ein schönes, rasches, redseliges Mädchen, und damals erst eben verheiratet war. Er machte den Marschall aufmerksam auf sie, und wie sie beide ihr näher kamen, legte er dem Marschall die Hand auf die Schulter, und sagte zu ihr: „Nona, was meinst Du von diesem? Würdest Du es wohl mit ihm aufnehmen?"

Nona fand sich durch diese Frage beleidigt, die nach ihrer Meinung keinen andern Zweck haben konnte, als ihre Keuschheit den vielen Umstehenden verdächtig zu machen. Sie suchte demnach nicht sowohl sich zu vertheidigen, als Stich für Stich wieder zu geben, und antwortete: „Wer weiß ob er es mit mir aufnehmen dürfte; aber die Wette müßte gute Münze gelten."

Diese Antwort traf sowohl den Bischof, als den Marschall; den Letzteren wegen der schimpflichen Handlung, deren er sich gegen die Nichte des Bischofs schuldig gemacht hatte, und den Bischof, weil er in der Person seiner Nichte war beschimpft worden. Beide schämten sich, einander in's Gesicht zu sehen, und ritten davon, ohne der Nona ein Wort weiter zu sagen. Da man auf sie zuerst gestichelt hatte, so war es ihr nicht zu verdenken, daß sie mit einer Stichelrede erwiederte."

Vierte Erzählung.

Chichibio, der Koch des Currado Gianfigliazzi, verwandelt durch eine fertige Antwort den Zorn seines Herrn in Lachen und entgeht dadurch der Züchtigung, die ihm bevorstand.

Lauretta schwieg; Nona ward einstimmig gelobt, und Neifila, welcher die Königin zunächst befahl zu reden, sagte: „So wahr es ist, meine

lieben Gespielinnen, daß ein allzeit fertiger Witz seinem Besitzer manches schöne und nützliche Wort in den Mund legt, so hilft doch auch bisweilen der bloße Zufall dem Einfältigen in der Angst zu einer Antwort, auf die er sich bei ruhiger Ueberlegung nimmermehr würde besonnen haben. Meine Erzählung soll Euch ein Beispiel davon liefern.

Currado Gianfigliazzi war (wie Ihr alle wohl gesehen oder gehört habt) zu jeder Zeit einer unserer gastfreiesten und prachtsüchtigsten Edelleute, der immer ritterlich aufgehen ließ, und sich lieber mit seinen Falken und Jagdhunden, als mit ernsthaften Dingen beschäftigte. Einmal hatt' er einen Kranich gebeizt, den er, weil er sehr jung und fett war, seinem Koche gab, welcher Chichibio hieß und ein Venezianer war, und ihm befahl, ihn zum Abendessen zu braten, und ihn ja gut in Acht zu nehmen. Chichibio, der, wie es scheint, ein junger Windbeutel war, machte sich geschwind über den Kranich her, und brachte ihn zum Feuer. Wie er fast gar war, und der Bratengeruch sich weit verbreitete, witterte ihn ein junges Bauermädchen in der Nachbarschaft, Namens Brunetta, in welche Chichibio sehr verliebt war; sie kam also zu ihm in die Küche, und bat ihn inständig, ihre eine Keule von dem Kranich zu geben. Chichibio aber antwortete ihr singend:

Brunettchen lieb! ich sag' es Dir,
die Keule kriegst Du nicht von mir.

Brunettchen ward böse und sagte: „Wenn Du mir die Keule nicht gibst, so schwöre ich Dir bei Gott, ich thue Dir nie wieder Deinen Willen.“ Kurz, nach einigem Wortwechsel konnte Chichibio es nicht länger über's Herz bringen, sein Mädchen zu erzürnen; er lösete also einen Schenkel ab, und gab ihn Brunetten.

Wie darauf der Kranich dem Currado und seinen Gästen aufgetischt ward, wunderte sich Currado, daß er nur eine Keule hatte; er ließ also den Koch rufen, und fragte ihn, was aus der andern Keule geworden wäre Der windige Venezianer antwortete: „Mein Herr, die Kraniche haben nur eine Keule und ein Bein.“

Currado ward zornig und sagte: „Was Teufel, hätten sie nur eine Keule und ein Bein? Meinst Du, daß ich in meinem Leben noch keinen Kranich gesehen habe?“

Chichibio gab keck zur Antwort: „Was ich Euch sage, mein Herr, es ist wirklich so, und ich will's Euch an den lebendigen Kranichen zeigen.“

Currato wollte die Sache in Gegenwart seiner Gäste nicht weiter treiben, sondern antwortete: „Weil Du sagst, daß Du mir an den lebendigen Kranichen dasjenige zeigen willst, was ich nie gesehen oder gehört habe, so mag es gut sein, und Du sollst mir morgendes Tages Wort halten. Aber ich schwöre Dir bei dem Leichnam Christi, wenn es anders ausfällt, so laß' ich Dich dermaßen züchtigen, daß Du an mich denken sollst, so lange Du lebst."

Dabei blieb es diesen Abend: wie aber des andern Morgens früh dem Currado der Zorn noch nicht vergangen war, stand er verdrießlich auf, ließ den Augenblick satteln, befahl dem Chichibio einen Gaul zu besteigen und ritt mit ihm nach einem See, wo beim Tagesanbruch immer viele Kraniche zu stehen pflegten. „Jetzt," sprach er, „wollen wir sehen, wer gestern Abend gelogen hat, Du, oder ich."

Chichibio, welcher sah, daß sein Herr noch immer bei übler Laune war, und daß seine Lüge unfehlbar an den Tag kommen würde, wußte sich weder zu rathen, noch zu helfen, und ritt voll Angst hinter seinem Herrn her. Gerne hätt' er die Flucht genommen, wenn es nur möglich gewesen wäre; weil das aber nicht anging, sah er sich beständig um, und glaubte jeden Augenblick, einen Kranich auf zwei Füßen stehen zu sehen. Wie sie jedoch nahe an's Wasser kamen, ward er zuerst am Ufer ein Dutzend Kraniche gewahr, die alle auf einem Beine standen, wie sie zu thun pflegen, wenn sie ruhen. Er zeigte sie den Augenblick seinen Herrn. „Seht Ihr nun wohl, gnädiger Herr," sprach er, „daß ich Euch gestern Abend die Wahrheit sagte, daß die Kraniche nur ein Bein haben? Seht sie nur an; dort stehen sie."

Currado sah auf und sagte: „Warte nur, ich will Dir bald zeigen, daß sie zwei Füße haben." Er ritt ein wenig näher und rief: „Hoho, Hoho!" worauf die Kraniche insgesammt das andere Bein niederließen, ein Paar Sätze machten und davon flogen.

„Was sagst Du nun, Du Fresser?" fragte Currado; „haben sie zwei Beine, oder nicht?"

Chichibio war ganz verblüfft, und ohne selbst zu wissen, was er sagte sprach er: „Ja gnädiger Herr; aber gestern Abend habt Ihr nicht „Hoho" gerufen, sonst würde der gestrige Kranich das andere Bein auch ausgestreckt haben, so gut wie diese."

Currado fand die Antwort so närrisch, daß sein ganzer Zorn sich in Lachen verwandelte. „Du hast Recht, Chichibio," sprach er; „ich hätte freilich rufen sollen."

So entging Chichibio einer Züchtigung durch seine spaßhafte Antwort, und besänftigte seinen Herrn."

Fünfte Erzählung.

Messer' Forese da Rabatta und der Maler Giotto kommen zusammen von Mugello, und ein jeder von ihnen spottet über die Mißgestalt des andern.

Die Damen ergötzten sich noch über die drollige Antwort des Chichibio, wie Pamfilo auf Befehl der Königin folgendermaßen fortfuhr:

„Liebe Damen! So wie das Schicksal bisweilen unter der Hülle niedriger Gewerbe manche herrliche Anlagen verbirgt, wie uns Pampinea unlängst gezeigt hat, so geschieht es nicht selten, daß die Natur dem feinsten Verstande einen häßlichen Leib zur Wohnung anweiset. Dieß könnt Ihr deutlich an zweien unserer Mitbürger abnehmen, von welchen ich Euch erzählen will.

Der eine, den man Messer' Forese da Rabatta nannte, war klein von Person, verwachsen, mit einem so breiten und stumpfnasigen Gesichte, daß es sich selbst unter den Baronci noch durch seine Häßlichkeit ausgezeichnet haben würde. Doch war er zugleich in den Rechten so erfahren, daß die besten Rechtsgelehrten ihn wie eine lebendige Schatzkammer des bürgerlichen Rechts betrachteten. Der andere hieß Giotto, und besaß die vortreffliche Gabe, alle Dinge, welche die Mutter Natur unter dem beständigen Wechsel der Jahreszeiten nur hervorbringen kann, mit dem Pinsel, der Reißfeder und dem Grabstichel so vollkommen darzustellen, daß sie nicht blos Nachahmungen, sondern die Gegenstände selbst zu sein schienen; so daß der Sinn des Gesichts bei manchen Leuten irre geführt, und bewogen ward, das Bild für die Sache zu halten. Da er nun der Kunst denjenigen Glanz wiedergab, welchen mehrere Jahrhunderte ihr durch die Schuld derjenigen entzogen hatten, die sich mehr Mühe gaben, den Augen der Unwissenden etwas vorzugaukeln, als das Auge des Kenners zu befriedigen, so verdiente er um desto mehr, der Ruhm und der Stolz der florentinischen Kunst genannt zu werden, je bescheidener er, der Lehrer und das Muster aller gleichzeitigen Maler, den Namen eines Meisters von sich ablehnte, nach welchem doch mancher, der ihn bei weitem nicht erreichte, und der vielleicht sein Schüler war, begierig haschte und ihn sich anmaßte. So groß

indessen seine Geschicklichkeit war, so war er doch von Person eben so klein und unansehnlich, wie Messer' Forese.

Beide hatten ihre Landhäuser in Mugello. Messer' Forese war einst in den Sommer-Feiertagen dahingegangen, um sein Gütchen zu besehen, und ritt auf einem schlechten Karrengaule. Wie er nach Florenz zurückritt, traf er mit Giotto zusammen, der ebenfalls seinen kleinen Landsitz besucht hatte. Er war weder besser gekleidet, noch besser beritten, als sein Gutsnachbar, und beide ritten, als bejahrte Leute, Schritt vor Schritt neben einander. Unterwegs wurden sie (was im Sommer eben nichts Seltenes ist) von einem starken Regenschauer überrascht, und nahmen deswegen ihre Zuflucht zu dem Hüttchen eines Landmanns, der ihnen beiden wohl bekannt war. Weil es aber schien, daß der Regen gar nicht nachlassen würde, und sie beide gern noch bei Tage nach Florenz wollten, so borgten sie von dem Landmann ein Paar Mäntel von grobem Landtuch, und ein Paar Reisekappen, die der Zahn der Zeit schon ziemlich durchnagt hatte, und machten sich damit, in Ermangelung einer besseren Bedeckung, wieder auf den Weg. Nachdem sie eine Strecke fortgeritten, und nicht nur durchnäßt, sondern auch von ihren Gäulen über und über mit Koth bespritzt waren (wodurch ihr äußerliches Ansehen eben nicht verschönert ward), klärte sich endlich das Wetter ein wenig auf, und sie kamen nach langem Stillschweigen wieder zu Worten und zum Gespräch. Indem nun Messer' Forese ritt, und seinem Gefährten zuhörte, der ein sehr wohlredender Mann war, fing er an, ihn von oben bis unten zu betrachten, und da er ihm so sehr winzig und ungestalt in's Auge fiel, konnte er sich des Lachens nicht enthalten und sprach zu ihm (ohne seine eigene Mißgestalt zu bedenken): „Giotto, wenn uns jetzt Jemand begegnete, der Dich nie gesehen hätte, woran meinst Du wohl, daß er Dich für den großen Maler erkennen sollte, der Du bist?"

„Gnädiger Herr!" antwortete ihm Giotto: „Ich denke, er würde es errathen, so bald er Euch nur ansehen könnte, daß Ihr den ersten Buchstaben vom ABC verständet."

Herr Forese erkannte sein Unrecht und empfand, daß ihn Giotto mit gleicher Münze bezahlt hatte."

Sechste Erzählung.

Michele Scalza beweist einigen jungen Leuten, daß die Baronci die adeligsten Leute in der Welt und überall sind, und gewinnt damit eine Abendmahlzeit.

Die Mädchen lachten noch über die gute und fertige Antwort des Giotto, wie die Königin Fiammetta aufrief.

„Lieben Kinder (sprach Fiammetta), Pamfilo hat der Baronci erwähnt, die Ihr vielleicht nicht so gut kennt, als er. Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein Geschichtchen ein, das den alten Adel ihres Geschlechts beweiset, und das ich Euch erzählen will, weil es sich nicht übel zu unserer heutigen Unterhaltung paßt.

Wir hatten unlängst in unserer Stadt einen jungen Mann, Namens Michele Scalza, der einer von den lustigsten und aufgewecktesten Burschen war und immer die artigsten Histörchen zu erzählen wußte; daher ihn die jungen Florentiner außerordentlich liebten, und froh waren, wenn sie ihn in ihrer Gesellschaft haben konnten. Einmal war er mit einigen von ihnen in Mont'Ughi, und es ward die Frage aufgeworfen, welche die edelste und älteste Familie in Florenz wäre? Einige nannten die Uberti andere die Lamberti, der eine diese, der andere jene. Scalza lachte über sie Alle und sagte: „Geht doch, Ihr Hasen! Ihr wißt nicht, was Ihr sagt. Die adeligsten und ältesten Leute, nicht nur in Florenz, sondern auch in der ganzen Welt und überall, sind die Baronci; das werden Euch alle Gelehrten sagen, und Jedermann, der sie so gut kennt, wie ich. Und damit wir uns recht verstehen, so meine ich Eure Landsleute und Mitbürger, die Baronci bei Santa Maria maggiore."

Die jungen Leute, welche erwartet hatten, er würde etwas ganz Anderes vorbringen, wunderten sich über seine Behauptung, lachten ihn damit aus und sagten: „Du hast uns entweder zum Besten, oder Du mußt meinen, daß wir die Baronci nicht so gut kennen, als Du."

„Beim heiligen Evangelium! Das thu' ich nicht (sprach Scalza); sondern ich rede wie ichs meine, und wenn Jemand von Euch Lust hat, eine Abendmahlzeit für fünf bis sechs Personen (die der Gewinner nach seinem Belieben einladen kann) daran zu wetten, und noch mehr dazu, so bin ich sein Mann; und ich lasse mir gefallen, wen Ihr selbst zum Schiedsrichter wählen wollt."

Einer von ihnen, Namens Neri Vannini, übernahm die Wette und sie wurden einig, daß ihr Wirth Piero di Fiorentini sie entscheiden sollte. Sie gingen Beide zu ihm und die Uebrigen begleiteten sie, um die Lust zu haben, den Scalza verlieren zu sehen, und ihn zu necken. Dieser Piero, der ein gescheidter Jüngling war, ließ sich zuerst vom Neri erzählen, worauf sie gewettet hätten, und fragte hierauf den Scalza, wie er seine Behauptung beweisen wollte.

Scalza antwortete: „Ich will es Euch so deutlich beweisen, daß nicht Du allein mir Recht geben sollst, sondern auch Derjenige, der mit mir gewettet hat, soll selbst eingestehen, daß ich die Wahrheit sage. Ihr wißt wohl, je älter die Geschlechter sind, um desto adeliger werden sie gerechnet. Das hatten diese Herren vorhin selbst gesagt. Nun sind aber die Baronci älter, als alle übrigen Menschen, und folglich auch adeliger, und wenn ich Euch also ihr Alterthum beweise, so habe ich unstreitig meine Wette gewonnen. Wisset demnach, daß unser Herr Gott die Baronci erschuf, wie er erst anfing zeichnen zu lernen; die übrigen Menschen aber, wie er schon fertig zeichnen konnte: das könnt Ihr leicht gewahr werden, wenn Ihr die Baronci mit den andern Menschen vergleicht; denn bei den Letzteren werdet Ihr lauter regelmäßige Gesichter und richtige Verhältnisse der Glieder antreffen: dagegen findet Ihr bei den Baronci bald ein langes spindelförmiges Gesicht, bald eine platte breite Fratze; der Eine hat eine schrecklich lange Nase, der Andere ein kurzes aufstehendes Stumpfnäschen; bei dem Einen steht das hervorragende Kinn in die Höhe, als wenn es die Nase begrüßen wollte, der Andere hat ein Paar Kinnbacken, wie ein Müllerthier; bei Diesem ist das eine Auge größer, als das andere, bei Jenem steht das eine hoch und das andere niedrig. Mit einem Worte, sie haben lauter solche Gesichter, wie die Kinder sie zu kritzeln pflegen, wenn sie anfangen zu zeichnen; man kann demnach deutlich sehen, daß unser Herr Gott sie machte, wie er noch zeichnen lernte; folglich sind sie älter, als alle übrigen Menschen, und also auch adeliger."

Wie Piero der Schiedsrichter und Neri, der die Wette gelegt hatte, dieses hörten, mußten sie über die spaßhafte Schlußfolge des Scalza lachen; sie gaben ihm Recht, und erklärten ihn für den Gewinner der Wette, und die Baronci für die ältesten Edelleute, nicht nur in Florenz, sondern auch in der Welt und überall. Pamfilo hatte demnach nicht Unrecht, wenn er, um Euch das Gesicht des Herrn Forese recht häßlich zu

schildern, sagte, daß es einen Baronci selbst zum Scheusal würde gemacht haben."

Siebente Erzählung.

Madonna Filippa, welche ihr Mann in den Armen ihres Liebhabers überrascht, wird vor Gericht gefordert. Sie rettet sich durch eine dreiste und launige Verantwortung, und bringt zugleich die Milderung eines harten Gesetzes zuwege.

Fiammetta's Erzählung war zu Ende und Jedermann lachte über den possierlichen Beweis, welchen Scalza von dem Adel der Baronc geführt hatte. Filostrato war der Nächste, welchem die Königin zu reden befahl.

„Es ist (sprach Filostrato), eine herrliche Sache um die Gabe des Witzes und der Beredtsamkeit; aber dann erst halte ich sie für recht schätzbar, wenn man sie in einem dringenden Nothfall gehörig anzuwenden versteht. Dieses verstand die Dame, von welcher ich Euch erzählen will, in solchem Maße, daß sie nicht nur ihre Zuhörer in gute Laune versetzte, sondern sich auch von einem schmählichen Tode errettete, wie Ihr gleich hören sollt.

In Prato hatte man vor Zeiten ein Gesetz, welches eben so strenge, als ungerecht, ein jedes Weib, welches aus Schwachheit einen Fehltritt beging, nicht minder zu dem grausamen Tode auf dem Scheiterhaufen verdammte, als diejenige, die aus schnödem Geiz und Gewinnsucht sich einem Jeden für Geld überließ. Wie dieses Gesetz noch gültig war, begab es sich, daß eine schöne, adelige und sehr verliebte Dame, Namens Madonna Filippa, von ihrem Gemahl Rinaldo Pugliesi in den Armen des Lazarino Guazzaglio, eines schönen und edlen Jünglings in ihrer Nachbarschaft, den sie sehr zärtlich liebte, überrascht ward. Rinaldo war so aufgebracht, daß er sich kaum enthalten konnte, sie beide auf der Stelle ums Leben zu bringen; er hätte sie auch gewiß nicht verschont, wenn ihn nicht die Besorgniß für sein eigenes Leben abgehalten hätte, dem ersten Antriebe seines Zorns zu folgen. Allein obwohl er seine erste Hitze unterdrückte, so konnte er es doch nicht über sich erhalten, auf das Landesgesetz Verzicht zu thun, welches seiner Gemahlin den Tod bestimmte, den er selbst ihr zu geben nicht wagte. Da er nun Beweis genug gegen sie in Händen hatte, so trug er kein Bedenken, sie am folgenden Morgen zu verklagen, und

sie vor Gericht fordern zu lassen. Die Dame, die ein sehr hohes Herz besaß (welches Denen, die recht ernstlich verliebt sind, gewöhnlich eigen ist), ließ sich durch alle ihre Freunde und Verwandten nicht abhalten, vor Gericht zu erscheinen, und lieber mit dem freimüthigen Bekenntniß der Wahrheit in den Tod zu gehen, als durch eine feigherzige Entweichung sich einer entehrenden Verbannung auszusetzen, und sich dadurch ihres Liebhabers unwürdig zu bezeigen. Wie sie demnach in Begleitung vieler Herren und Frauen (die ihr noch immer riethen, sich aufs Leugnen zu legen) vor dem Richter erschien, fragte sie mit ruhigem Blick und mit fester Stimme, warum sie vorgefordert wäre.

Der Richter, gerührt von ihrer großen Schönheit, von ihrem edlen Anstande und von dem festen Muth, den sie in ihrer Anrede zeigte, hatte Mitleiden mit ihr und wünschte, daß sie nicht ein Bekenntniß ablegen möchte, welches ihn um seiner eigenen Pflicht und Ehre willen nöthigte, sie zum Tode zu verurtheilen; weil er jedoch nicht vermeiden konnte, sie wegen der Anklage zu befragen, so sprach er zu ihr: „Madonna, Ihr seht hier Euren Gemahl, der sich beklagt, daß er Euch mit einem andern Manne im Ehebruch betroffen habe und verlangt, daß ich Euch deswegen, dem hergebrachten Gesetze gemäß, zum Tode verurtheilen soll. Dieses kann aber nicht geschehen, wofern Ihr selbst Euch nicht schuldig bekennet. Ueberleget demnach wohl, was Ihr antwortet und saget mir, ob Dasjenige wahr sei, dessen Euch Euer Gemahl beschuldigt."

Die Dame antwortete ohne eine sichtbare Verlegenheit mit heiterer Miene: „Mein Herr, es ist wahr, daß Rinaldo mein Mann ist, und daß er mich gestern Abend in den Armen des Lazarino angetroffen hat, den ich herzlich und aufrichtig liebe, und daher keineswegs zu leugnen begehre, daß ich mich mehrmal seiner Umarmung überlassen habe. Allein Ihr werdet vermuthlich wohl wissen, daß kein Gesetz einseitig sein, und daß zugleich ein jedes billig mit Zustimmung aller Derjenigen, die es angeht, abgefaßt werden sollte. Das ist aber bei diesem Gesetze nicht beobachtet worden, welches nur den armen Weibern allein zur Last fällt, da sie doch bei der Abfassung desselben nicht nur ihre Stimme nicht dazu gegeben haben, sondern gar nicht einmal dabei sind zu Rathe gezogen worden. Es verdient demnach mit Recht den Namen eines höchst unbilligen Gesetzes. Wollt Ihr es aber dennoch zum Schaden meines Leibes und Eurer Seele an mir in Ausübung bringen, so habt Ihr die Gewalt in Händen. Ehe Ihr jedoch zu

meiner Verurtheilung schreitet, bitte ich Euch, mir die kleine Gunst zu erweisen, daß Ihr meinen Mann fragt, ob ich ihm jemals eine abschlägige Antwort gegeben habe, oder ob ich ihm jederzeit auf den ersten Wink zu Willen gewesen sei."

Rinaldo wartete nicht bis ihn der Richter fragte, sondern gab seiner Frau freiwillig das Zeugniß, daß er sie zu jeder Stunde willig und berei gefunden hätte.

„Wohlan, Herr Richter (fuhr sie fort)! da also mein Mann immer bei mir fand was er bedurfte, und was ihm Vergnügen machte, so frage ich Euch, was ich mit demjenigen anfangen sollte, was ihm übrig blieb? Sollt' ich es unnütz vergeuden? Oder war es nicht besser, einen braven Mann, der mich mehr als sich selbst liebte, damit zu beschenken, als es umkommen und verderben zu lassen?"

Es hatten sich bei dem Verhör einer so vornehmen und angesehenen Dame fast alle Leute aus Prato eingefunden, und wie sie diese lustige Frage hörten, riefen sie wie mit einmüthiger Stimme, sie hätte Recht unt spräche die Wahrheit. Und ehe sie von der Stelle gingen, milderten sie mit Genehmigung und auf den Vorschlag des Richters das unbarmherzige Gesetz und setzten fest, daß es künftighin nur gegen solche Weiber in Kraft bleiben sollte, die für Geld ihren Männern untreu würden.

Dem Rinaldo gereichte demnach sein unüberlegtes Verfahren nur zur Demüthigung, und seine Frau, die gleichsam aus der Asche wieder auferstand, ging frei und fröhlich nach Hause."

Achte Erzählung.

Fresco räth seiner Nichte, in keinen Spiegel zu sehen, wenn ihr (wie sie sagte) unangenehme Gesichter zuwider wären.

Filostrato's Erzählung brachte zuerst seine Zuhörerinnen in eine kleine Verlegenheit, welches die züchtige Röthe anzeigte, die sich auf ihren Gesichtern verbreitete. Wie sie aber allmählich sich unter einander anblickten, konnten sie Alle sich kaum des Lachens enthalten und schmunzelten bis sie zu Ende war, worauf die Königin Emilia zum Erzählen aufforderte. Diese schien wie aus einem Traume zu erwachen und sagte hochathmend: „Liebe

Mädchen, meine Gedanken hatten eben jetzt so lange und so weit von hier herumgeschwärmt, daß ich, um nur einigermaßen dem Befehl der Königin nachzukommen, Euch eine viel kürzere Geschichte erzählen muß, als ich vielleicht gethan hätte, wenn ich weniger abwesend gewesen wäre. Nehmt also vorlieb, wenn ich Euch blos erzähle, wie einst ein Onkel seine thörichte Nichte mit einem freundlichen Scherze gern zurecht gewiesen hätte, wenn sie gescheidt genug gewesen wäre, ihn zu verstehen.

„Ein gewisser Fresco Celatico hatte nämlich eine Nichte, die er liebkosend Ciesca zu nennen pflegte. Sie war zwar ein recht hübsches Mädchen, aber doch eben kein solches Engelgesicht, als man bisweilen wohl antrifft; allein sie hielt so viel von ihren Reizen und Vollkommenheiten, daß es ihr zur Gewohnheit geworden war, sich über alle und jede Männer und Weiber aufzuhalten, ohne im Geringsten auf ihre eigene Aufführung zu achten, welche um desto unangenehmer und verdrießlicher auffiel, da ihr Niemand etwas zu Dank machen konnte, und da sie zugleich stolzer war, als eine französische Prinzessin vom Geblüte. Ging sie bisweilen aus, so fand sie Alles so ekelhaft, daß sie nichts that, als die Nase rümpfen, als ob ihr Alles übel rieche, was ihr begegnete

Doch wir wollen uns nicht bei allen ihren anstößigen und widerlichen Untugenden aufhalten; genug, sie kam einmal zu ihrem Onkel nach Hause, setzte sich mit Geziere neben ihm nieder und blies sich auf, wie ein Truthahn.

Fresco fragte sie: „Was ist Dir Ciesca, daß Du heute, da es doch Festtag ist, so früh wieder zu Hause kömmst?"

Schmachtend vor Albernheit gab sie ihm zur Antwort: „Ich bin freilich sehr bald wiedergekommen; aber ich hätte auch nimmer geglaubt, daß die Männer und Weiber in dieser Stadt so unausstehlich wären, wie ich sie heute gefunden habe. Es begegnet einem kein Mensch auf der Straße, den ich nicht wie die Pest fliehen möchte; denn es giebt wohl gewiß kein Frauenzimmer in der Welt, das einen größern Abscheu vor unangenehmen Gesichtern haben kann, als ich. Um ihnen aus dem Wege zu gehen, bin ich so bald wieder umgekehrt."

Fresco, der ein großes Misfallen an dem unartigen Betragen seiner Nichte hatte, sagte: „Mein Töchterchen, wenn Dir die unangenehmen Gesichter so zuwider sind, so rathe ich Dir, nie in einen Spiegel zu sehen, wenn Du vergnügt leben willst."

Das Mädchen, dessen Köpfchen so leer war, wie ein ausgeblasenes Ei, und das sich dabei so weise dünkte, wie ein Salomo, verstand so viel von ihres Onkels Meinung, als irgend ein anderes Gänschen in der Welt. Sie gab ihm vielmehr zur Antwort, sie wollte sich so gut im Spiegel besehen, wie eine Andere. Sie blieb demnach bei ihrer Dummheit, und bleibt noch dabei."

Neunte Erzählung.

Guido Cavalcanti bestraft einige florentinische Cavaliere, die ihn überfallen, mit einem feinen Spott.

Wie die Königin fand, daß Emilia mit ihrer Geschichte fertig war, und daß Niemand mehr übrig blieb, als Derjenige, der das Vorrecht hatte, zuletzt zu reden, sagte sie:

„Obwohl Ihr lieben Mädchen mir bereits mit mehr als einer Geschichte zuvorgekommen seid, die ich selbst erzählen wollte, so ist mir doch noch eine übrig geblieben, die sich mit einem so sinnreichen Scherze beschließt, als wir vielleicht noch keinen gehört haben. Ihr müßt wissen, daß in vorigen Zeiten in unserer Stadt manche gute und löbliche Gebräuche herrschten, die man jetzt hat abkommen lassen, weil bei uns der Geiz mit den Reichthümern in gleichem Maße zugenommen und sie alle verdrängt hat. Unter andern pflegten die Edelleute aus der Nachbarschaft sich an verschiedenen Orten in der Stadt in geschlossene Gesellschaften zu vereinigen, in welche man wohlbedächtlich nur Diejenigen aufnahm, denen der Aufwand nicht lästig war, und ein Jeder mußte dann an dem Tage, da ihn die Reihe traf, die ganze Gesellschaft bewirthen. Zu gleicher Zeit pflegte man auch die fremden Edelleute, die von Zeit zu Zeit nach Florenz kamen, und die angesehensten Bürger in der Stadt mit einzuladen. Auch pflegten sich diese Gesellschaften wenigstens einmal im Jahr gleichförmig zu kleiden und an den feierlichsten Tagen in Geschwadern durch die Stadt zu reiten, und auch bisweilen (besonders an hohen Festtagen, oder bei Siegesberichten und andern frohen Begebenheiten) Turniere und Waffenspiele zu halten.

Messer' Betto Brunelleschi war an der Spitze einer von diesen Gesellschaften, und sowohl er als seine Mitgenossen hatten sich schon längst Mühe gegeben, einen gewissen Messer' Guido Cavalcanti in ihre Ge-

sellschaft zu ziehen, und zwar nicht ohne Ursache; denn Guido war nicht nur der beste Logiker und Naturkundige von der Welt (um welches die Herren sich nicht so sehr bekümmerten), sondern auch der angenehmste, munterste und beredteste Gesellschafter, und dabei vorzüglich gewandt in allen Dingen, womit er sich befaßte, und die einem Edelmann geziemen; überdies war er sehr reich und deswegen mehr, als irgend ein Anderer, vermögend, einen Jeden standesmäßig zu bewirthen, den er dieser Ehre werth hielt. Messer' Betto hatte es aber nie dahin bringen können, ihn anzuwerben, und er und seine Freunde meinten, dies käme daher, daß Guido bisweilen viel grübelte und sich darüber ganz von den Menschen entfernte. Da er nun den Meinungen der Epikuräer ein wenig zugethan war, so hatte ihn der gemeine Mann im Verdacht, daß er auf nichts anders sänne, als das Dasein Gottes wegzuleugnen.

Einmal war Guido von dem Garten San Michele ausgegangen und wandelte längs der Rennbahn der Adimari nach San Giovanni, welches sein gewöhnlicher Spaziergang war. Er befand sich eben zwischen den Porphyrsäulen und den großen Marmorsärgen, die jetzt zu Santa Reparata stehen, und die sich damals nebst mehreren andern bei San Giovanni befanden, und zwischen dem Thor von San Giovanni, welches verschlossen war. Messer' Betto kam mit seinem Geschwader von dem Markte von Santa Reparata, und da sie hier den Guido zwischen den Gräbern fanden, so nahmen sie sich vor, ihn ein wenig zu necken; sie gaben also ihren Pferden die Sporen und sprengten im Scherz mit einem verstellten Angriff so schnell gegen ihn an, daß sie ihn umzingelten, fast ehe er sie gewahr ward.

„Guido (sprachen sie zu ihm)! Du sträubst Dich, unserer Gesellschaft beizutreten; aber sage, was meinst Du denn ausgerichtet zu haben, wenn Du zu beweisen glaubst, daß es keinen Gott giebt?"

Guido, der sich eingeschlossen sahe, gab ihnen den Augenblick zur Antwort: „Meine Herren, in Eurem eigenen Hause könnt Ihr mir sagen, was Ihr wollt." Zugleich legte er die Hand auf einen von den großen Marmorsärgen, und weil er sehr leicht und behende war, schwang er sich hinüber nach der andern Seite, entwischte ihnen und ging davon.

Die Herren verwunderten sich, sahen einander an und meinten, Guido wäre nicht gescheidt und es wäre kein Sinn in seiner Antwort; denn sie

hätten ja an diesem Orte nicht mehr Antheil, als ein jeder andere ihrer Mitbürger, und weder mehr noch weniger, als Guido selbst.

Messer' Betto erwiederte: „Ihr selbst vielmehr seid nicht gescheidt, weil Ihr nicht einseht, daß Guido mit diesen wenigen Worten auf eine feine Art seinen Spott mit uns treibt. Wißt Ihr nicht, daß diese Marmorsärge Wohnungen der Todten sind, die man darin beisetzt? Wenn er diese unsere Behausung nennt, so giebt er uns zu verstehen, daß wir und alle Uebrigen, die der Wissenschaften nicht kundig sind, in Vergleichung mit ihm und mit andern gelehrten Leuten nur leblose Geschöpfe und nicht besser als todte Leichname sind und daß wir uns hier wie zu Hause befinden."

Jetzt begriffen sie alle, was ihnen Guido hatte sagen wollen, und schämten sich. Sie neckten ihn nie wieder und hielten Herrn Betto forthin als einen klugen und verständigen Mann stets in Ehren."

Zehnte Erzählung.

Bruder Cipolla verspricht einigen Dorfleuten, ihnen eine Feder vom Engel Gabriel zu zeigen, findet aber anstatt der Feder nur Kohlen in seinen Kästchen, und macht nunmehr den Leuten weis, es wären die Kohlen, auf welchen der heilige Lorenz gebraten worden.

Wie ein Jeder sein Geschichtchen erzählt hatte, und Dioneo wußte, daß an ihm die Reihe war zu reden, wartete er nicht auf einen förmlichen Befehl, sondern bat Diejenigen, die sich noch über den feinen Spott des Guido belustigten, um Gehör und sagte: „Meine Damen, obwohl man mir die Freiheit eingeräumt hat, zu reden wovon ich will, so will ich mich doch heute nicht von dem Gegenstande entfernen, den ihr alle so geschickt behandelt habt, sondern ich will Euren Fußstapfen folgen, und will Euch erzählen, wie ein Bettelmönch sich listigerweise aus der Verlegenheit half, indem ein Paar muthwillige Vögel ihm eine Beschämung zubereitet hatten. Wenn ich aber, um Euch meine Geschichte umständlich zu erzählen, ein wenig weitläuftig sein muß, so hoffe ich, Ihr werdet Euch das nicht verdrießen lassen; zumal, da die Sonne jetzt noch fast mitten am Himmel steht

Ihr habt einmal von Certaldo gehört. Es ist ein Schloß in Val d'Elsa in unserm Lande, und ist zwar nur klein, doch zählte es einst viele

edle und wohlhabende Bewohner. Weil nun hier gut zu zehren war, so pflegte ein gewisser Bettelmönch es nie zu versäumen, einmal im Jahre daselbst seine Ernte unter den Narren zu halten, die ihm Almosen für sein Kloster gaben. Er hieß Bruder Cipolla, und weil in der Gegend von Certaldo die besten Zwiebeln in ganz Toscana wachsen, so ward er vielleicht seines Namens wegen nicht weniger gern gesehen, als wegen anderer andächtiger Rücksichten. Dieser Bruder Cipolla war ein kleines rothköpfiges Männchen, fröhlichen Angesichts, und der durchtriebenste Vogel in der Welt; zwar in keiner Wissenschaft recht zu Hause, allein mit einem so fertigen Maulleder begabt, daß Derjenige, der ihn nicht kannte, ihn nicht nur für einen guten Redner, sondern für einen leibhaftigen Tullius oder Quintilian halten mußte, und überdies war er fast bei Jedermann in der Gegend als Freund, Gevatter oder Gewissensrath willkommen.

Einmal kam er nach seiner Gewohnheit im Erntemond an einem Sonntag Morgen dahin, wie alle guten Männer und Weiber aus dem benachbarten Dörfern in die Stiftskirche zur Messe gekommen waren. Zu gelegener Zeit trat er auf und sagte: „Meine Herren und Frauen! Ihr wißt Eure alte gute Gewohnheit, daß Ihr den Armen des heiligen Freiherrn Sanct Anton jährlich von Eurem Korn und Getreide, der Eine viel, der Andre wenig, nach Maßgabe Eures Vermögens und Eures andächtigen guten Willens mitzutheilen pflegt, damit der selige Sanct Anton Eure Ochsen und Esel, Eure Schafe und Schweine in Obhut nehme. Ueberdies pflegt Ihr (besonders Diejenigen, die in unsere Brüderschaft eingeschrieben sind) die kleine Schuld abzutragen, die Ihr jährlich einmal zu entrichten habt; und um dies alles zu empfangen, hat mich mein Vorgesetzter, der Herr Abt, hergesandt. Ihr werdet Euch demnach unter Gottes Segen diesen Nachmittag, sobald ich mit dem Glöckchen läuten lasse, hier auf dem Kirchhofe versammeln, wo ich nach meiner Gewohnheit predigen und Euch das heilige Kreuz zu küssen geben werde; und weil ich weiß, wie andächtig Ihr dem Herrn Baron Sanct Anton ergeben seid, so will ich aus besonderer Liebe und Zuneigung Euch eine heilige und herrliche Reliquie zeigen, die ich selbst aus dem gelobten Lande übers Meer mitgebracht habe; nämlich eine Feder, die der Engel Gabriel in der Kammer der Jungfrau Maria zurückließ, wie er ihr die Botschaft nach Nazareth brachte."

Wie Bruder Cipolla dieses gesprochen hatte, ging er wieder an sein Meßgeschäft. Unter Denen, die seine Rede mit angehört hatten, waren ein

Paar verschmitzte Vögel, Namens Giovanni del Bragoniera und Biagio Piccini. Beide lachten ein Weilchen mit einander über seine Reliquie, und obwohl sie seine guten Freunde und Gesellen waren, so nahmen sie sich dennoch vor, ihm mit seiner Feder einen Streich zu spielen. Da sie nun wußten, daß Bruder Cipolla bei einem Freunde im Schlosse zu Mittag blieb, so schlichen sie sich, so bald er zu Tische gegangen war, fort, und gingen nach seiner Herberge, mit der Abrede, daß Biagio den Diener des Cipolla im Gespräch unterhalten sollte, indeß Giovanni die Sachen des Mönchs durchsuchte und ihm die Feder wegnähme, um zu sehen, wie er sich darüber vor den Leuten geberden und sich herauswickeln würde.

Cipolla hatte einen Knecht, welchen Einige Guccio Thrantonne, Einige Guccio Schweinigel, Andere Guccio Saumagen zu nennen pflegten. Er war ein ärgerer Schelm als Cacus, und Bruder Cipolla pflegte oft gegen seine Freunde über ihn zu scherzen und von ihm zu sagen: „Mein Knecht hat neun Untugenden an sich, wovon eine jede einzeln hinreichend wäre, einen Salomon, Aristoteles oder Seneca um alle ihre Tugend, Verstand und Frömmigkeit zu bringen. Denkt demnach, was dieser für ein Kerl sein muß, den sie alle neune besessen haben, und an dem nie ein gutes, frommes oder kluges Haar gewesen ist.“ Wenn man ihn fragte, worin diese neun Untugenden beständen, so hatte er folgende Antwort in Reimen fertig·

„Er ist faul, schmutzig und verlogen,
ein Lästermaul und ungezogen,
nachlässig, ungehorsam, trotzig
und obendrein so dumm, als protzig.

Er hat auch überdies noch einige andere Fehlerchen an sich, wovon man nicht gern spricht, und was das Lächerlichste an ihm ist, so will er an einem jedem Orte ein Weib nehmen und ein Haus miethen, und obwohl er einen dicken, borstigen, schmierigen Bart hat, so dünkt er sich so schön, daß ihm alle Weiber nachlaufen und sich in ihn verlieben müssen, und doch würde er, wenn man ihn nur gehen ließe, sich vielmehr selbst die Schuhe nach ihnen ablaufen. Wahr ist's indessen, daß ich trefflichen Nutzen von ihm habe: denn so oft mich Jemand auch noch so heimlich zu sprechen wünscht, so will er doch immer seine Nase dazwischen haben, und wenn man mich etwas fragt, so ist er so besorgt, daß ich nicht werde antworten können, daß er ge-

schwind mit seinem Ja oder Nein bei der Hand ist, wie er meint, daß es am gescheidtesten sei.

Diesen sauberen Burschen hatte Bruder Cipolla in der Herberge zurück gelassen und ihm befohlen, fleißig Achtung zu geben, daß Niemand sein Gepäck, und besonders sein Felleisen antasten möchte, weil heilige Sachen darin enthalten wären. Guccio Saumagen behagte sich aber weit besser in der Küche, als der Zeisig im Busch, zumal wenn er ein Küchenmensch darin witterte, und weil er eben in der Herberge eine kleine dicke mißgeschaffene Magd bemerkt hatte, mit ein Paar Brüsten, wie zwei Mistkober, und mit einem Gesicht, das einem Baronci zu gehören schien, und noch dazu voll Schweiß, Schmutz und Küchenrauch war; so ließ er Bruder Cipolla's Kammer offen, und alle seine Sachen ohne Hüter, und wie der Geier auf ein Aas fällt, so schoß er die Treppe hinunter, setzte sich (obwohl es mitten im August war) mit ihr an den Herd und fing an, der Magd, die Nuta hieß, vorzuschwatzen, daß er ein Edelmann wäre, der alle Tage Procurator werden könnte; daß er die Gulden wie Ameisenhaufen liegen hätte, außer dem, was andere Leute noch an ihn zu fordern hätten, welches eher zuviel als zu wenig betrüge; er vergaß seine Kappe, die so schmierig war, daß man Thran daraus hätte sieden können, sein Wamms, welches überall zerlumpt und zerrissen, und am Halse und unter den Achseln durchgeschwitzt, durchsudelt und voll Flecken von so mannigfaltigen Farben war, wie die buntesten tatarischen oder indianischen Zeuge, und seine abgetragenen Schuhe und durchlöcherten Strümpfe; und that so groß, als wenn er Kaiser von Monomotapa gewesen wäre; versprach sie zu kleiden und zu schmücken und sie aus dem elenden Zustande der Dienstbarkeit hervorzuziehen, und in Ermangelung eines großen Vermögens ihr zur Anwartschaft auf ein besseres Glück zu verhelfen, und noch mehr dergleichen hübsche Sachen, die er ihr zwar mit den größesten Liebkosungen vorsagte, die aber dessenungeachtet alle in den Wind geredet waren; wie denn gemeiniglich alle seine Anschläge zu Wasser wurden.

Die beiden Spaßvögel fanden demnach den Guccio bei seiner Nuta in voller Beschäftigung und waren sehr froh darüber, weil sie nunmehr halb gewonnenes Spiel hatten; sie gingen also ungehindert in Bruder Cipolla's Zimmer, welches offen stand, und das erste, was ihnen in die Augen fiel, war das Felleisen, welches sie suchten. Sie öffneten es und fanden in demselben ein kleines Kästchen, welches in ein großes seidenes Tuch gewickelt

war. In diesem Kästchen befand sich eine Schwanzfeder eines Papageien, und sie zweifelten nicht, daß es dieselbe wäre, die er den ehrlichen Landleuten in Certaldo zu zeigen versprochen hatte. Dies war ihm in jenen Zeiten etwas Leichtes; denn man wußte damals in Toscana noch sehr wenig von den Tändeleien, die uns hernach zum Schaden des ganzen Italiens in so großer Menge über Aegypten zugeführt wurden, und wenn man sie auch hie und da kannte, so hatte man doch in jener Gegend, wo noch die alte ehrliche Unwissenheit herrschte, so wenig einen Papageien gesehen, daß vielmehr die meisten Leute noch nie davon hatten reden hören. Die jungen Schäker freueten sich, die Feder gefunden zu haben, sie nahmen sie weg, und um das Kästchen nicht leer zu lassen, füllten sie es mit Kohlen, die in einem Winkel des Zimmers lagen, und gingen froh und ungesehen mit der Feder davon, voll schadenfroher Erwartung, zu sehen, was Bruder Cipolla sagen würde, wenn er die Kohlen statt der Feder fände.

Die ehrlichen einfältigen Männer und Weiber, die in der Kirche gehört hatten, daß sie des Nachmittags die Feder des Engels Gabriel sehen sollten, gingen nach geendigter Messe zu Hause; ein Nachbar sagte es dem andern, und ein jedes Weib ihrer Freundin und Gevatterin, und wie Jedermann gegessen hatte, versammelten sich im Schlosse so viele Menschen, um die Feder zu sehen, daß kaum Platz genug für sie da war.

Nachdem Bruder Cipolla gut gegessen und ausgeschlafen hatte, stand er kurz nach Mittag auf, und wie er hörte, daß so viele Landleute gekommen waren, die Feder zu sehen, ließ er dem Guccio sagen, er sollte mit dem Heiligenglöckchen hinauf nach dem Schlosse kommen, und ihm sein Felleisen mitbringen Guccio trennte sich ungerne von dem Küchenherde und von seiner Nuta, um die geforderten Sachen hinauf zu bringen. Keuchend kam er an, weil ihm der Bauch vom Wassertrinken angeschwollen war, und Bruder Cipolla schickte ihn sogleich nach der Kirchenthüre, wo er mit lautem Schall das Volk zusammenklingelte. Wie die ganze Gemeinde sich versammelt hatte, begann Bruder Cipolla, der es sich nicht einfallen ließ, daß Jemand seine Sachen angerührt hätte, seine Predigt sagte alles, was zu seinem Vorhaben paßte, und wie er im Begriffe war, die Feder des Engels Gabriel zu zeigen, las er erst mit feierlicher Stimme die allgemeine Beichte, ließ zwei große Wachslichter anzünden, zog ehrerbietig seine Mütze ab, breitete bedächtig das Tuch aus einander, und zog das Kästchen hervor. Nachdem er einige Worte zum Lobe und Preise des Engels gesagt hatte, öffnete

er das Kästchen — und erstaunte, wie er es voll Kohlen fand. Auf Guccio warf er keinen Verdacht, weil er ihn nicht für schlau genug dazu hielt; ja er zürnte nicht einmal sehr auf ihn, daß er seine Sachen nicht besser vor andern Leuten in Acht genommen hatte; allein er fluchte heimlich auf sich selbst, daß er sie ihm hatte in Verwahrung gegeben, da er wußte, wessen er sich von seiner Nachlässigkeit, Ungehorsam, Eigensinn und Thorheit zu versehen hatte. Ohne jedoch deswegen auch nur die Farbe zu verändern, erhob er beide Hände gen Himmel, und rief mit lauter Stimme: „Gelobt, o Herr! sei Deine Allmacht." Er that hierauf sein Kästchen wieder zu, und sprach zu seiner Gemeinde: „Lieben Männer und Frauen! Ich muß Euch sagen, in meinen jungen Jahren sandte mich einst mein Superior auf Reisen nach dem Lande, wo die Sonne aufgeht, und befahl mir, die Bullen des großen Porcellanus aufzusuchen, welche (das Stempelgeld ungerechnet) dem Käufer mehr kosten, als sie ihm nützen. Ich machte mich deswegen auf den Weg, reisete von Weinstadt aus nach Griechisch-Täuschenburg; von dort ritt ich durch das Königreich Knifflånd und durch Siehdichvorien bis nach Wurstwiderwurst, und kam endlich ziemlich durstig nach Sardellien. Doch wozu nützt es, daß ich Euch alle meine Reisen erzähle? Genug, wie ich den Canal durchfahren hatte, den man den Aermel des heiligen Georgs nennt, kam ich nach Knüttelland und Büffelland, welche beide außerordentlich bevölkert sind, und von da nach Lügland, wo ich eine Menge meiner eigenen und anderer Ordensbrüder antraf, die insgesammt, um der Gottseligkeit willen aller Mühe und Arbeit entsagten; sich um das mühselige Leben anderer Leute wenig bekümmerten, und mit lauter ungeprägter Münze bezahlten. Hernach kam ich in das Land Stupidien, wo die Weiber und Männer barfuß und in Holzschuhen nach den wilden Einöden wallfahrten, um die Schweine mit ihren eigenen Eingeweiden zu mästen, und weiterhin fand ich Leute, die das Brod auf Stöcken und den Wein in Säcken tragen. Von dort ging es nach den Bacchusbergen, deren Ströme sämmtlich aufwärts fließen. Mit einem Worte, ich reiste so weit in diese Länder hinein, daß ich bis nach Pastinakien in Indien kam, wo ich (ich schwör' es bei dem Rock, den ich trage!) die zweifüßigen Thiere in der Luft habe fliegen gesehen, was wohl kein Mensch glauben wird, der es nicht selbst mit angesehen hat. Allein mein Freund Masso del Saggio kann mir's bezeugen, welcher dort ein sehr angesehener Kaufmann war; denn er knackte die Nüsse, und verkaufte die Schalen

bei Pfunden. Weil ich aber nicht fand, was ich suchte, so kehrte ich wieder um (denn von dort weiterhin geht der Weg zu Wasser), und kam nach dem heiligen Lande, wo man das alte Brod für Geld verkauft, und das frische umsonst gibt. Hier fand ich den ehrwürdigen Vater Nemihimaledicas, als verdienstvollen Patriarchen von Jerusalem. Aus Achtung für das Kleid des heiligen Barons Sanct Anton, das ich nie ablege, geruhte er, mir alle seine heiligen Reliquien zu zeigen, wovon er einen so großen Schatz besitzt, daß ich Euch eine meilenlange Beschreibung davon machen könnte. Um Euch jedoch diese Freude nicht gänzlich zu entziehen, will ich Euch einige davon nennen. Zuerst zeigte er mir einen Finger vom heiligen Geiste, ganz frisch und unversehrt; hernach das Toupet des Seraphs, der mit dem heiligen Franz gesprochen hat; den Nagel eines Cherubs; eine von den Rippen des Verbum Carofactum; den Putzmantel des heiligen katholischen Glaubens; einige Strahlen von dem Stern, der den drei Weisen im Morgenlande erschien; ein Fläschchen von dem Schweiße, den der heilige Michael in dem Kampfe mit dem Teufel vergoß, und eine Kinnlade von dem Tode des heiligen Lazarus. Weil ich ihm großmüthig eine Abschrift von etlichen Seiten des Montemorello in gewöhnlicher Sprache und ein Paar Capitel des Caprezio mittheilte, die er sich längst gewünscht hatte, so schenkte er mir wieder einige von seinen heiligen Reliquien, nämlich einen Zahn vom heiligen Kreuz; ein Fläschchen voll von dem Schall der Betglocke in Salomons Tempel; die Feder des Engels Gabriel, von welcher ich Euch schon gesagt habe; einen Holzschuh des heiligen Gerhard von Villamagna, den ich kürzlich dem Gerardo Bonsi in Florenz geschenkt habe, welcher ihn mit großer Andacht aufhebt; und endlich hat er mir auch einige von den Kohlen geschenkt, worauf der heilige Lorenz ist gebraten worden. Alle diese Sachen habe ich mit genommen und sorgfältig aufgehoben; mein Prior hat mir aber nicht erlaubt, etwas davon zu zeigen, bis er völlige Gewißheit erlangt hätte, daß sie echt wären. Seitdem aber schon einige Wunder dadurch bewirkt worden, und zu gleicher Zeit ein eigenhändiger Brief von dem Patriarchen ihn völlig überführt hat, habe ich von ihm Erlaubniß erhalten, sie zu zeigen, und weil ich sie keinen fremden Händen anvertrauen mag, so führe ich sie immer selbst bei mir. Damit mir nun die Feder des Engels Gabriel nicht verdorben wird, so halte ich sie in einem Kästchen, und die Kohlen, worauf der heilige Lorenz ist gebraten worden, in einem andern, welches jenem so ähnlich ist, daß sich selbst oft das eine

mit dem andern verwechsele; und das ist mir noch jetzt widerfahren, denn ich meinte, ich hätte das Kästchen mit der Feder mitgenommen, und ich finde, es ist das andere mit den Kohlen. Allein ich halte dieses keineswegs für eine zufällige Verwechselung, sondern ich bin versichert, es ist des Himmels eigene Fügung gewesen, die mir dieses Kästchen in die Hände gegeben hat; denn ich erinnere mich eben, daß übermorgen das Fest des heiligen Lorenz einfällt. Der Himmel hat demnach gewollt, daß ich Euch durch die Kohlen, worauf er gebraten worden, erinnern sollte, ihm in Euren Herzen die Andacht zu beweisen, die Ihr ihm schuldig seid, und darum habe ich diese Kohlen mitnehmen müssen, welche der Todesschweiß seines heiligen Leibes gelöscht hat. Ziehet demnach, meine geliebten Kinder, Eure Mützen ab, und nähert Euch mit Andacht, sie zu betrachten; wisset auch, daß diejenigen, die sich kreuzweise damit von mir bezeichnen lassen, sicher sind, daß sie im ganzen Jahre kein Feuer berühren wird, ohne daß sie es fühlen."

Wie er dieses gesprochen hatte, ließ er den Lobgesang des heiligen Lorenz anstimmen, öffnete sein Kästchen, und zeigte die Kohlen, welche der einfältige Haufe erst eine Zeit lang mit andächtigem Staunen begaffte, und sich dann um die Wette zu dem Bruder Cipolla drängte, um ihm reichlicher als jemals zu opfern, und sich mit den heiligen Kohlen bezeichnen zu lassen. Bruder Cipolla war nicht faul, er nahm seine Kohlen in die Hand, malte ihnen allen auf ihre reinlichen Kleider und Wämmser, und den Weibern auf ihre schneeweißen Schleier ein Kreuz, so groß es darauf haften konnte, und versicherte ihnen, daß der Abgang an den Kohlen in dem Kästchen jedesmal wieder ersetzt würde, wie er schon so oft erfahren hätte

Da er nun auf diese Weise, zum großen Nutzen seiner Börse, die guten Leutchen in Certaldo bekreuzt hatte, so fiel der Scherz auf diejenigen zurück, die ihm einen Possen hatten spielen wollen, indem sie ihm seine Feder stahlen. Die losen Vögel waren bei seiner Predigt gegenwärtig gewesen, und wie sie gehört hatten, wie er sich aus dem Stegreife zu helfen wußte, und wie weit er dabei ausholte, hatten sie theils über seinen Einfall, theils über seine Worte dermaßen lachen müssen, daß ihnen die Kinnbacken schmerzten. Wie die Menge sich verlaufen hatte, gingen sie Beide mit ihm zu Hause, erzählten ihm mit vielem Gelächter den Streich, den sie ihm hatten spielen wollen, und gaben ihm seine Feder wieder. Diese brachte ihm im folgenden Jahr eben so reichliche Opferpfennige, als diesmal die Kohlen."

Diese Erzählung verschaffte der ganzen Gesellschaft vielen Spaß und Vergnügen! man lachte herzlich über den Bruder Cipolla, und vor allen Dingen über seine Wallfahrten und über die Reliquien, die er gesehen und mitgebracht hatte. Mit dem Ende der Geschichte endigte sich auch das Regiment der Königin, welche demnach aufstand, die Krone abnahm, und sie mit diesen Worten dem Dioneo lächelnd aufsetzte: „Es ist Zeit, Dioneo, daß Du auch einmal fühlest, welch' eine Bürde es sei, das Regiment über Weiber zu führen. Sei unser König, und herrsche so über uns, daß wir uns Deiner Regierung zu rühmen haben.“

Dioneo nahm die Krone an, und gab ihr scherzend zur Antwort: „Ihr habt wohl schon manchen Schachkönig gesehen, der gerade so viel zu bedeuten hatte, als ich. Wahrhaftig, wenn Ihr mir so gehorchen müßtet, wie einem wirklichen Könige, so wollte ich Euch allen wohl ein Spiel lehren, ohne welches kein Festtag vollkommen fröhlich endigt. Doch dieses beiseite gesetzt: ich will suchen zu regieren, so gut ich's verstehe.“

Er brachte hierauf zuerst gewöhnlichermaßen seine Regierungsangelegenheiten mit dem Schaffner in Ordnung, und sagte hiernächst: „Meine lieben Damen! Wir haben schon so Vieles über die Künste und Erfindungen der Menschen und über allerlei andere Dinge gesprochen, daß ich lange auf eine Materie hätte sinnen können, die uns neue Unterhaltung verschaffte, wenn mir nicht Frau Licisca vor Kurzem mit ihren Reden etwas unter den Fuß gegeben hätte, worüber wir morgen reden wollen. Ihr habt wohl gehört, daß sie sagte, sie hätte keine Bekannte, die als Jungfrau ins Brautbett gestiegen wäre, und sie wüßte auch wohl, wie manchen derben Streich die Weiber auch nach der Hochzeit ihren Männern noch spielten. Was das Erstere betrifft, so ist das bloße Kinderei, und es mag dabei sein Bewenden haben. Das Andere aber kann uns, meiner Meinung nach, Spaß genug machen, und es ist demnach mein Wille, daß wir uns morgen erzählen, was für Streiche von Weibern ihren Ehemännern (diese mögen sie nun erfahren haben, oder nicht) gespielt worden; entweder um ihrer Liebschaften willen, oder um Schaden und Schande von sich abzuwenden.

Einige von den Frauenzimmern meinten, es wäre für sie nicht schicklich, von dergleichen Sachen zu reden, und sie baten ihn deswegen, seine Aufgabe zu verändern. Er wollte aber nicht, sondern antwortete: „Ich weiß so gut, wie Ihr, was ich Euch auferlegt habe, und ich lasse mich durch Euren Einwurf nicht davon abbringen; denn ich denke, die Zeiten sind jetzt

so, daß ein Jeder (Mann oder Weib) reden kann, was er will, wenn er sich nur hütet, unrecht zu handeln. Richter und Priester schweigen jetzt, und sehen durch die Finger, wenn ein Jeder auf seine Weise nur trachtet, sein Leben zu fristen und zu erhalten. Wenn Ihr nun auch in Euren Reden jetzt etwas freier seid, als es sich unter andern Umständen ziemt (nicht um Euch ungeziemende Handlungen zu erlauben, sondern lediglich, um Euch selbst und Andere zu erheitern); so wüßte ich nicht, wer Euch das in Zukunft zum Verbrechen anrechnen könnte. Ueberdies hat in Eurem Kreise, von dem ersten Tage an bis heute, die strengste Zucht geherrscht, und ungeachtet dessen, was von Zeit zu Zeit schon ist gesagt worden, hat sich in Euren Sitten (so viel ich weiß) bisher nicht der kleinste Flecken gezeigt, und wird sich auch mit Gottes Hülfe in Zukunft nicht zeigen. Denn wo ist der Mann, der Eure strenge Zucht nicht kennt, die sich nicht nur durch ein lustiges, und allenfalls auch ein wenig leichtfertiges Märchen, sondern durch die Schrecken des Todes selbst, nicht würde erschüttern lassen? Soll ich Euch die Wahrheit sagen, so könnte vielleicht mancher, der es hörte, daß Ihr Euch enthieltet, bisweilen einmal von solchen Dingen zu reden, die Folge daraus ziehen, daß Ihr selbst Euch nicht ganz rein fühlt, und deswegen vermiedet, davon zu sprechen. Ueberlaßt demnach Eure kleinen Bedenklichkeiten lieber solchen Seelen, die weniger gut sind als Ihr, und laßt es Euch mit Fröhlichkeit angelegen sein, etwas recht Kernhaftes vorzutragen." *)

Wie die Frauenzimmer dieses hörten, ließen sie sich den Willen des Königs gefallen, welcher darauf einem jeden Urlaub gab, bis zur Stunde des Abendessens zu thun, was ihm beliebte.

Weil die heutige Unterhaltung nicht viele Zeit weggenommen hatte, so stand die Sonne noch sehr hoch. Wie demnach Dioneo mit den beiden andern Herren sich zum Würfelspiel gesetzt hatte, zog Elisa ihre Gespielinnen auf die Seite, und sagte zu ihnen: „Seitdem wir hier sind, habe ich Euch schon immer gerne nach einem Plätzchen führen wollen, das nicht weit von hier entfernt liegt, und wohin vermuthlich noch keine von Euch

*) Bei dem allen, meine lieben Leserinnen, ist es vielleicht nicht überflüssig, Ihnen einen Wink mitzutheilen, welchen Boccaccio Ihnen selbst gibt, welchen aber der lose Vogel bis an das Ende seines Werks aufgespart hat. Er sagt nämlich: er habe vor einer jeden Erzählung einen Schild ausgehangen, auf welchem ein jeder sehen könne, was er darin zu erwarten habe, und er stellt es Ihnen daher frei, diejenigen zu überschlagen, in welchen Sie etwas Anstößiges vermuthen.

gekommen ist. Man pflegt es das Frauenthal zu nennen, und es hat mir bisher blos an Zeit gefehlt, um es mit Euch zu besuchen. Jetzt ist es noch früh genug am Tage, und wenn Ihr Lust habt, mit mir zu gehen, so hoffe ich, es soll Euch nicht gereuen, da gewesen zu sein."

Die Damen waren alle bereit; sie ließen sich gegen die jungen Herrn nichts merken, sondern riefen eine von ihren Kammermädchen, mit welcher sie sich auf den Weg machten, und eine kleine Meile von dem Hause das Frauenthal erreichten. Der Eingang in dasselbe schlängelte sich an der einen Seite durch eine schmale Schlucht, welche ein klarer Bach durchrieselte. Der Anblick des Thals war herrlich und erquickend, zumal in der damaligen heißesten Jahreszeit. Es schien zwar ein bloßes Werk der Natur zu sein, allein es bildete (wie mir nachher eine von den Damen erzählt hat) ein so vollkommenes Rund, als wenn es mit dem Zirkel abgemessen wäre, und hatte nicht viel mehr, als eine halbe Meile im Umkreise. Sechs kleine Berge umgaben das Thal, und auf dem Gipfel eines jeden stand ein schöner Palast in der Gestalt eines Schlosses. Der Abhang dieser Berge ging, nach Art der römischen Theater, stufenweise von oben bis unten in das Thal hinunter, und bildete allmählich immer engere Kreise. Diejenige Seite der Terrassen, welche der Mittagssonne zugekehrt war, hatte man überall mit Weinstöcken, Oelbäumen, Mandeln, Kirschen, Feigen und andern Obstbäumen bepflanzt, und keine Spanne Land unbenützt gelassen. Die andere Seite, die dem nördlichen Wagen entgegen lag, war mit lauter Eichen, Buchen und andern Bäumen bewachsen, die eben so herrlich grün, als gerade und stattlich gewachsen waren. In dem Thale selbst, welches keinen andern Eingang hatte, als denjenigen, durch welchen die Damen gekommen waren, standen überall Fichten, Tannen, Cypressen und Lorbeeren in einem so anmuthigen und malerischen Gemische, als wenn ein jeder Baum nach der Anweisung des besten Landschaftsmalers wäre gepflanzt worden, und so nahe bei einander, daß sie selbst in den heißen Mittagsstunden nur wenige Strahlen der Sonne auf den Boden fallen ließen, welcher mit dem zartesten Moose bedeckt, und mit den schönsten purpurfarbenen und andern Blumen geschmückt war. Ein Staubbach, der zwischen zweien von den Bergen über Felstrümmer herabstürzte, und durch das Rauschen seines Falles das Ohr ergötzte, trug nicht wenig bei, den Anblick dieses herrlichen Aufenthalts zu verschönern. Von ferne schien er wie flüssiges Silber, das in perlenden Tropfen aus einem engen Behältnisse hervorspritzte. Am Fuße des Hügels sammelte sich

das Wasser in einem schönen Canal, in welchem es mit schnellem Strome bis in die Mitte des Thals fortwallte, und daselbst einen kleinen anmuthigen See bildete, dessen Wasser nirgends höher als bis an die Brust eines Mannes reichte. Der Boden des Sees war ein feiner Kiesgrund, und das Wasser so klar, daß man die Kiesel auf dem Grunde hätte zählen können, und daß man mit Verwunderung und Vergnügen die Menge der Fische überall mit den Augen verfolgte, die in dem Wasser hin und her schwammen. Der See hatte keine andere Einfassung, als das natürliche Ufer, welches um desto freundlicher und üppiger grünte, je reichlicher es von der wohlthätigen Welle getränkt ward. Das überflüssige Wasser ward durch einen andern Canal wieder abgeleitet, und verlor sich außerhalb des Thals in den niedrigern Gegenden.

Wie die jungen Mädchen sich hier allenthalben genug umgesehen und sich des anmuthigen Aufenthalts erfreuet hatten, reizte sie die Hitze des Tages, das einladende Gewässer und die Gewißheit, daß Niemand sie belauschte, in dem See zu baden. Sie befahlen demnach ihrer Magd, am Eingange des Thales zu bleiben, und sie zu warnen, im Fall sie Jemand kommen sähe. Hierauf entkleideten sie sich alle sieben, und tauchten ihre zarten Glieder in die kühlende Welle, welche so wenig im Stande war, sie zu verbergen, als der durchsichtigste Krystall die blühende Rose. So viel die muthwilligen Mädchen auch in dem Wasser herumplätscherten, so trübte sich dennoch die krystallene Fluth nicht im geringsten, so daß sie bald hier, bald dort, den Fischen, die sich nirgends vor ihren Blicken verbergen konnten, nachjagten, und sie mit den Händen zu haschen versuchten, und auch wirklich einige fingen. Nachdem sie sich damit eine Zeit lang belustigt hatten, stiegen sie wieder aus dem Wasser, kleideten sich an, und konnten zuletzt nicht mehr Worte genug finden, um ihr Wohlgefallen an diesem schönen Lustorte auszudrücken Wie sie endlich glaubten, daß es Zeit wäre, gingen sie mit langsamen Schritten wieder nach Hause, und konnten auch unterwegs noch nicht aufhören, sich von den Schönheiten dieses lieblichen Aufenthalts zu unterreden. Da sie frühzeitig wieder in dem Palast ankamen, so fanden sie die Herren noch bei ihrem Spiele, wobei sie sie verlassen hatten.

„Diesmal (sprach Pampinea frohlockend) haben wir Euch doch angeführt."

„Wie so (fragte Dioneo)? Fangt Ihr etwa schon mit Handlungen an, ehe Ihr Euch mit Worten vernehmen laßt?"

„Allerdings, gnädiger Herr Gebieter!“ antwortete Pampinea, und erzählte ihm umständlich, wo sie gewesen wären, wie weit der Ort entfernt wäre, und wie sie daselbst die Zeit zugebracht hätten.

Wie sie dem Könige die Schönheiten des Ortes beschrieb, ward er selbst neugierig, ihn zu sehen. Er ließ deswegen unverzüglich die Abendmahlzeit anrichten, und wie diese fröhlich geendigt war, verließen die drei jungen Herrn die Gesellschaft der Frauenzimmer, und gingen mit ihren Dienern nach dem Thale, wohin sonst noch keiner von ihnen gekommen war, und wie sie alles aufmerksam betrachtet hatten, erklärten sie einstimmig die Anlage für eine der schönsten in der Welt. Nachdem sie hierauf gebadet hatten, kehrten sie wieder zurück, und fanden die Frauenzimmer in vollem Tanze nach einem Liede, welches Fiammetta sang. Sie mischten sich mit in den Reihen, und sprachen nachher noch so viel von den Schönheiten des Frauenthales, daß der König den Schaffner rufen ließ, und ihm befahl, am folgenden Tage das Mittagsmahl daselbst anrichten und einige Betten dahin bringen zu lassen, wenn etwa Jemand Lust hätte, des Nachmittags daselbst zu schlafen, oder auszuruhen. Hierauf ließ er Lichter, Wein, und etwas zum Nachtisch bringen, und nachdem die Gesellschaft sich damit erfrischt hatte, ermunterte er sie von neuem zum Tanz. Pamfilo mußte auf Befehl des Königes den Reihen anführen, und zu Elisa sprach er: „Holdes Mädchen! Du hast mich heute mit der Krone beehrt; Dein sei heute Abend die Ehre des Vorgesanges. Gib uns also ein Lied nach Deinem Gefallen.“

Elisa lächelte ihm Folgsamkeit, und stimmte mit sanftem Ton folgendes Lied an:

Amor! entrinn' ich dießmal Deinen Klauen,
so denke nicht, daß jemals
in Deine Falle Du mich wieder lockest.

Jung ward ich einst im Krieg mit Dir verwickelt,
weil ich bei Dir von hohem Frieden träumte
und süßer Ruh', und sorglos meine Waffen,
(als die sich sicher däuchtet) niederlegte.
Allein Du hinterlist'ger kleiner Wüthrich
hast schnell mich überfallen,
und mich mit Deinem scharfen Pfeil verwundet.

Du hast, Grausamer, mich mit schweren Fesseln
gebunden; hast mich unter bittern Thränen
ihm übergeben, der zu meinem Unglück
geboren ward, und der mich jetzt beherrschet.

So grausam und so streng' ist seine Herrschaft,
daß ihn nicht meine Klage,
daß ihn kein Seufzer rührt, der mich verzehret.

Der Wind verweht jedwede meiner Bitten;
er hört sie nicht, und will sie auch nicht hören;
drum mehren sich nur stündlich meine Qualen,
das Leben haff' ich, und ich kann nicht sterben.
Laß meinen Jammer, Herr: Dich doch erbarmen;
gib ihn (denn ich vermag's nicht)
gib ihn mit gleichen Fesseln mir gebunden!

Doch willst Du dieß nicht: O! so bitt' ich, löse
den festgeschürzten Knoten meiner Hoffnung.
Ich bitte Dich, o Herr! um diese Gnade;
gewährst Du sie, so heg' ich das Vertrauen,
daß meine Reize wieder blühen werden,
und wenn der Schmerz vergangen,
die Lilien und Rosen wieder prangen.

Wie Elisa mit einem rührenden Seufzer ihr Lied endigte, verwun derte sich ein Jeder über den Inhalt desselben; weil man sich den Sinn ihre Ausdrücke nicht zu erklären wußte. Der König aber, der noch in der beste Laune war, ließ den Tindaro rufen, befahl ihm, seine Sackpfeife zu Hand zu nehmen, und ließ ihn zu einigen muntern Tänzen aufblasen. Wi es nun darüber schon tief in die Nacht ging, empfahl er einem jeden, sic zur Ruhe zu begeben.

Siebenter Tag.

Unter dem Vorsitze des Dioneo erzählt man sich die listigen Streiche, welche von Weibern ihren Männern gespielt worden; entweder um ihre verliebten Absichten zu befördern, oder um sich aus Verlegenheiten zu helfen.

Alle Sterne waren bereits am Horizonte verschwunden, und nur der einzige Lucifer glänzte noch in dem falben Morgenroth, wie der Schaffner aufstand, und mit einem großen Gepäcke nach dem Frauenthale zog, um daselbst alles nach dem Befehle seines Gebieters zu veranstalten. Nicht lange nach ihm erhob sich auch der König, den das Getümmel der Lastträger und der Saumthiere geweckt hatte, und ließ die Frauen und die übrigen Herren gleichfalls wecken. Die Strahlen der Sonne waren kaum völlig hervorgebrochen, wie sie sich schon sämmtlich auf den Weg machten, und noch nie hatte ihnen der Gesang der Nachtigallen und andern Vögel so froh und so reizend geschienen, als an diesem schönen Morgen. Von ihren süßen Melodien begleitet, wandelten sie bis nach dem Frauenthale, wo ihnen noch größere Schaaren dieser kleinen Sänger entgegenjubelten, als freueten sie sich ihrer Ankunft. Indem sie das Thal durchkreuzten, und alle seine Schönheiten von neuem musterten, schien ihnen Alles noch um so viel schöner, als die belebende Morgenstunde die Reize des Ortes erhöhte. Nachdem sie sich mit Wein und Süßigkeiten beim Frühstück gelabt hatten, wollten sie den Vögeln nichts nachgeben, und erhoben ihre Stimmen gleichfalls zum Gesange; die Echo im Thale wiederholte ihre Lieder, und die Vögel (als wollten sie den Wettstreit nicht aufgeben) mischten ihre süßen Töne in ihren Gesang. Wie die Mittagsstunde kam, ließ der König die Tafel unter den schattigen Bäumen am Ufer des lieblichen Sees decken; während der Mahlzeit sahen sie die Fische in zahlreichen Schaaren in demselben herumschwimmen, welches nicht nur ihre Augen ergötzte, sondern auch zu mancherlei Gesprächen Anlaß gab. Nach geendigter Mahlzeit, so bald die Speisen und

die Tafeln weggeräumt waren, begann der Gesang wieder mit verdoppelter Fröhlichkeit, und man beschloß mit Tanz und mit Klangspiel. Wer Lust hatte, Nachmittagsruhe zu halten, bediente sich hiernächst der Betten, die der verständige Schaffner an verschiedenen Orten hatte aufmachen, mit schönen Vorhängen umgeben, und mit kostbaren Teppichen bedecken lassen; und wer keine Neigung zum Schlafe hatte, konnte sich nach seinem Belieben auf andere Weise die Zeit vertreiben.

Wie endlich die Stunde kam, da jedermann aufstand, und sich zum Erzählen versammelte, wählte der König den Platz dazu am Ufer des Sees, nicht weit von der Stelle, wo man zu Mittag gegessen hatte; ließ Teppiche über den Rasen breiten, und nachdem man sich gesetzt hatte, befahl er Emilia anzufangen.

Erste Erzählung.

Gianni Lotteringhi hört in der Nacht an seine Thüre pochen und weckt seine Frau. Diese bildet ihm ein, daß es ein Gespenst sei, und ihr Mann geht mit ihr hin, um es zu beschwören, worauf das Klopfen aufhört.

Schalkhaft lächelnd begann Emilia: „Es wäre mir lieb gewesen, Herr König, wenn es Euch gefallen hätte, einer andern, als mir, den Auftrag zu geben, über eine so herrliche Materie, als Ihr gewählt habt, zuerst zu reden. Weil es Euch aber so beliebt, daß ich die Erste sein soll, die allen Andern ein ermunterndes Beispiel gibt, so soll es gerne geschehen. Ich will mich demnach bemühen, meine lieben Gespielinnen, Euch etwas zu erzählen, das Euch vielleicht einmal nützen kann. Denn wenn Ihr andern alle Euch eben so sehr fürchtet, wie ich, besonders vor Gespenstern (von welchen ich zwar nicht weiß, was sie sind, und auch noch keine gefunden habe, die es wüßte), so könnt Ihr aus meiner Erzählung ein schönes und treffliches Sprüchelchen lernen, um sie zu vertreiben, im Fall sie Euch heimsuchten.

In der Straße San Pancrazio in Florenz wohnte ein Wollenweber, Namens Gianni Lotteringhi, welcher mehr Glück in seinen Berufsgeschäften hatte, als Verstand in andern Dingen, daher er denn als eine gute ehrliche Haut bald zum Vorsänger im Chor, bald zum Vorsteher der Schule, und zu andern dergleichen kleinen Aemtern gewählt ward, weil er, als ein bemittelter Mann, den Mönchen manche schöne Gabe an Strüm-

sen, Kutten und Kappen verehrte, wofür sie ihm wieder den Gesang des heiligen Alexis, das Klagelied des heiligen Bernhard, den Lobgesang der Frau Mathilda und allerlei dergleichen Geschwätz mittheilten, woran er seine große Freude hatte, und es zum Heil seiner Seele mit großer Sorgfalt aufhob.

Seine Frau, welche Tessa hieß, war die Tochter des Manuccio dalla Cuculia, ein sehr schönes, munteres, schlaues und listiges Weibchen. Sie kannte die Einfalt ihres Mannes, und nachdem sie mit einem schönen rüstigen Jünglinge, Namens Federigo di Neri Pergolotti, ein Liebesverständniß angeknüpft hatte, wußte sie es so einzurichten, daß Federigo sie einst durch die Veranstaltung ihrer Magd in einem schönen Landhause besuchen konnte, welches ihr Mann in Camerata hatte, wo sie sich während des ganzen Sommers aufhielt, indeß ihr Mann nur bisweilen am Abend dahin zu kommen pflegte, und des Morgens wieder zu seinen Geschäften, oder zu seinen Chorsängern zurückkehrte. Federigo ergriff mit der größten Begierde die Gelegenheit, stellte sich am festgesetzten Tage um die Vesperstunde ein, und da Gianni an diesem Abend nicht erwartet ward, so konnte er mit aller Bequemlichkeit bei der jungen Frau zu Abend essen, und die Nacht mit ihr zubringen. Sie lehrte ihm wenigstens ein halbes Dutzend von den Lobgesängen ihres Mannes, und weil weder sie selbst, noch Federigo, Willens waren, es bei dieser ersten Zusammenkunft bewenden zu lassen, so nahmen sie Abrede mit einander (um der Magd die Mühe des öfteren Zwischengehens zu ersparen), daß Federigo jedesmal, wenn er von seinem Gute, welches ein wenig höher lag, herunter käme, auf einen Pfahl in ihrem Weingarten Achtung geben sollte, auf welchem ein Eselskopf steckte. So oft dieser mit der Nase nach Florenz gekehrt wäre, sollte er sich unfehlbar des Abends einstellen, und im Fall er die Thüre geschlossen fände, dreimal leise anklopfen. Wäre die Nase aber gegen Fiesole gerichtet, so sollte er wegbleiben, und es als ein Zeichen ansehen, daß Gianni erwartet würde.

Auf diese Weise verschafften sie sich manchen fröhlichen Abend. Einmal aber, wie Frau Tessa ihren Federigo erwartete, und ein Paar fette Kapaunen am Spieß hatte, kam Gianni ganz unvermuthet am späten Abend noch hinaus; welches seiner Frau gar nicht lieb war. Sie und er behalfen sich mit einigen Schnitten gesalzenem Fleisch; der Magd aber befahl sie heimlich, die beiden Kapaunen, nebst einer Menge frischer Eier, und einer

Flasche guten Weins in den Garten zu tragen, welcher vor ihrem Hause an der Straße lag, und alles unter einen großen Fichtenbaume hinzustellen, der mitten auf einem schönen Rasenplatze stand, wo sie gewöhnlich mit Federigo zu Nacht zu essen pflegte. Vor lauter Aergerniß vergaß sie aber, der Magd zu sagen, daß sie warten sollte, bis Federigo käme, um ihm Nachricht zu geben, daß Gianni gekommen wäre, und daß er diese Sachen nur mit nach Hause nehmen möchte.

Wie sie nun mit ihrem Manne zu Bette gegangen war, und die Magd sich gleichfalls niedergelegt hatte, kam Federigo bald nachher, und klopfte einmal leise an die Thüre, die so nahe bei der Kammer war, daß Gianni und seine Frau es beiderseits hörten, obwohl die Frau sich stellte, als wenn sie schliefe, damit ihr Mann nichts argwöhnen möchte. Es währte nicht lange, so klopfte Federigo zum zweiten Mal. Gianni wunderte sich darüber, stieß seine Frau einige Mal sanft an und sagte: „Hörst Du nicht auch etwas, Tessa? Mich däucht, daß man an unsere Thüre klopft."

Die Frau, die noch besser gehört hatte, als ihr Mann, stellte sich, als ob sie eben erwachte. „Was sagst Du?" fragte sie.

„Ich sage (sprach Gianni), daß es mir scheint, als wenn an unsere Thüre geklopft würde."

„O weh! angeklopft? (rief sie) Weißt Du nicht, Gianni, was das ist? Es ist das Gespenst, das mich schon seit einigen Nächten so gewaltig erschreckt hat, daß ich mich in meine Decke gehüllt, und es nicht gewagt habe, den Kopf wieder hervorzustrecken, bis es Tag ward."

„Geh doch, Frau (sprach Gianni)! Wenn's weiter nichts ist, so sei nur nicht bange; denn ich habe nicht längst das Te lucis und die Intemerata, und so viele andere gute Gebete gesprochen, und habe das Bett von einem Ende zum andern mit so vielen Kreuzen bezeichnet, daß das Gespenst mit aller seiner Macht uns nicht anfechten kann."

Die Frau hielt es inzwischen für nothwendig, ihren Liebhaber wissen zu lassen, daß ihr Mann zu Hause wäre, damit er nicht etwas anderes argwöhnen und mit ihr brechen möchte. Sie sagte demnach zu ihrem Manne: „Das ist wohl gut, daß Du Deine Gebete sprichst; allein ich für mein Theil werde mich nicht eher sicher und ruhig fühlen, bis wir das Gespenst beschwören, da Du doch einmal hier bist."

„Wie beschwören wir es denn?" fragte Gianni.

„Das will ich Dir wohl sagen (sprach Frau Tessa). Wie ich neulich

um Ablaß nach Fiesole ging, hat mir eine Einsiedlerin (das sind Dir, mein lieber Gianni, die heiligsten Leute von der Welt, wie ich Dir versichern kann), die hat mir also, wie sie mich so in Aengsten sahe, einen schönen kräftigen Spruch gelehrt und mir gesagt, daß er ihr oft genützt habe, wie sie noch keine Einsiedlerin war. Aber Gott weiß, ich habe nicht den Muth gehabt, allein hin zu gehen. Jetzt aber, da Du hier bist, wollen wir Beide gehen und den Geist beschwören."

Gianni war es zufrieden, und sie gingen Beide mit leisen Tritten an die Hausthüre, indeß Federigo noch draußen wartete und schon anfing, eifersüchtig zu werden. Indem sie an die Thüre kamen, sagte Tessa laut zu ihrem Manne: „Wenn ich es Dir sage, Gianni, so vergiß nicht, daß Du ausspeien mußt."

„Schon gut" sprach Gianni. Seine Frau fing hierauf ihre Beschwörung an und sagte:

„Popanz, der Du so manche Nacht
vor meiner Thüre Lärm gemacht.
Mit steifem Horne kamst Du her;
mit steifem Horne fort Dich scher'!
Im Garten unter der großen Fichte,
steht für Dich ein geschmohrt Gerichte
nebst hundert Fürzen meiner Henne;
packe Dich damit fort und renne.
Setze die Flasche an den Mund,
und laß Gianni und mich gesund."

„Spei aus, Gianni" sagte sie; und Gianni spuckte.

Federigo, der draußen stand und alles hörte, ließ seine Eifersucht fahren und trotz seinem Verdrusse hätte er fast vor Lachen bersten mögen; und wie Frau Tessa sagte: „Spei' aus!" setzte er leise hinzu: „Die Zähne."

Nachdem Frau Tessa das Gespenst vorbeschriebener Maßen dreimal gebannt hatte, ging sie mit ihrem Manne wieder zu Bette. Federigo, der sich auf ein gutes Abendessen bei ihr Rechnung gemacht, und also noch nichts gegessen hatte, begriff den Sinn der Beschwörung sehr wohl; ging in den Garten, fand unter der großen Fichte die Kapaune, die Eier und den Wein; trug alles nach Hause und ließ sichs gut schmecken; und wenn er gelegentlich wieder zur Frau Tessa kam, so lachten sie Beide noch oft mit einander über diese Beschwörung.

Einige Leute wollen es besser wissen und behaupten, Frau Tessa habe wirklich an diesem Tage den Eselskopf mit der Nase nach Fiesole gedreht; ein Arbeitsmann sei aber durch den Weinberg gegangen und habe mit seinem Stocke daran geschlagen, daß er um und um gewirbelt, und mit der Nase nach Florenz gekehrt stehen geblieben sei. Dadurch sei Federigo verführt worden, sich einzustellen, und daher wird denn auch behauptet, die Tessa habe bei ihrer Beschwörung gesagt:

„Geh nur, Popanz, wieder fort.
Geh mit Gott an Deinen Ort.
Ich rührt' den Eselskopf nicht an;
Zum Henker den Schlingel, der's gethan!
Ich bin mit meinem Gianni hier;
Drum weiche, Popanz, weit von mir."

und darauf soll Federigo ohne Abendessen und Nachtlager wieder davon gegangen sein.

Aber eine von meinen Nachbarinnen, eine alte ehrbare Frau, hat mir versichert, es wären zwar beide Geschichten wahr, wie man ihr in ihrer Jugend erzählt hätte; die letztere aber wäre nicht dem Gianni Lotteringhi begegnet, sondern einem gewissen Gianni di Nello, der ein eben so ausgemachter Pinsel gewesen sei als jener. Ihr könnt also wählen, meine lieben Mädchen, welche von beiden Beschwörungen Euch am besten gefällt. Sie thun beide in dergleichen Fällen (wie Ihr gehört habt) sehr gute Wirkung. Lernet sie auswendig; Ihr könnt sie vielleicht dermaleinst gebrauchen."

Zweite Erzählung.

Perronella verbirgt, indem ihr Mann zu Hause kommt, ihren Liebhaber in einem Fasse. Der Mann sagt ihr, er habe das Faß verkauft, und sie erwiedert ihm, sie habe es an einen Andern noch besser verkauft, der eben hinein gekrochen sei, um zu versuchen, ob es wasserdicht sei. Darauf steigt der Liebhaber heraus, befiehlt dem Manne, das Faß rein zu liefern, und nimmt es nach Hause.

Emilia's Geschichte ward herzlich belacht, und man fand die Geisterbeschwörung sehr lustig. Der König befahl dem Filostrato, weiter zu erzählen.

„Liebste Damen (sprach Filostrato)! Es sind der Streiche so viele,

welche die Männer Euch spielen, und besonders die Ehemänner, daß Ihr, wenn es sich einmal zuträgt, daß ein Weib ihrem Manne wieder eine Nase dreht, nicht nur das Recht habt, Euch darüber zu freuen, daß Dergleichen geschehen ist, und daß Ihr es erfahret; sondern Ihr solltet billig selbst helfen, es überall bekannt zu machen, damit die Männer es inne werden, daß die Weiber nicht weniger schlau sind, als sie. Dies kann nicht anders, als von gutem Nutzen sein; denn wenn der Eine weiß, daß ihm der Andere gewachsen ist, so wird er nicht leicht versuchen, ihn hinter das Licht zu führen. Wer wird es demnach bezweifeln, daß die Männer, wenn sie hören, was wir heute über diese Materie sagen, sich nicht hüten sollten, Euch zu hintergehen; da sie einsehen werden, daß Ihr ihnen, wenn Ihr wollt, Gleiches mit Gleichem wohl zu vergelten wißt. Ich will Euch also erzählen, wie ein junges Weibchen (das zwar nur von niedrigem Stande war) sich fast in einem Augenblick auf eine List bedachte, ihrem Manne ein Blendwerk vorzumachen, und sich aus der Schlinge zu ziehen.

In Neapel hatte jüngst ein armer Handwerksmann ein niedliches und lebhaftes Mädchen, Namens Perronella, zur Frau genommen; er selbst nährte sich seines Handwerks, als Maurer und sie mit Spinnen, wobei sie jedoch nur kümmerlich ihr Leben fristeten. Einst warf ein junger lockerer Gesell seine Augen auf Perronella, und sie gefiel ihm so sehr, daß er in sie verliebt ward, und auf mancherlei Weise so lange um ihre Gegenliebe warb, bis sie sich mit ihm in ein Verständniß einließ. Da nun der Mann alle Morgen früh ausgehen mußte, um zu arbeiten oder Arbeit zu suchen, so ward zwischen ihnen verabredet, daß der Liebhaber in der Nähe aufmerken sollte, wenn der Ehemann davon ginge, um sich hernach ins Haus zu schleichen, und weil das Gäßchen Avorio, wo sie wohnte, nur wenig von Leuten besucht ward, so war es ihnen leicht, sich auf diese Weise oft zu sehen.

Inzwischen traf es sich dennoch an einem Morgen, wie der ehrliche Maurer ausgegangen, und der junge Gesell, der sich Giannello Strignario nannte, zu dem Weibchen ins Haus gekommen war, daß der Mann, der vor Abends nicht wieder zu kommen pflegte, sehr bald wieder zurückkehrte, und weil er die Thüre verschlossen fand, anklopfte. „Gott sei ewig gelobt (dachte er bei sich selbst), der mich zwar in Armuth leben läßt, aber mir doch ein gutes tugendsames junges Geschöpf zum Weibe bescheeret hat! Seht doch, wie sie den Augenblick, da ich kaum den Rücken wende, ihre Hausthüre verriegelt, damit sie keinen überlästigen Besuch bekomme."

Perronella, die ihren Mann schon am Klopfen erkannte, rief: „Ach Giannello, ich bin des Todes! Da führt das Unglück meinen Mann her, der sonst nie um diese Zeit wieder zu kommen pflegt; und ich begreife nicht, was das bedeutet, wenn er nur Dich nicht etwa gesehen hat, wie Du hereinkamst. Doch dem sei wie ihm wolle, so bitte ich Dich, krieche in das Faß, das dort steht, hinein; ich will hingehen und ihm aufmachen, und sehen wie es zugeht, daß er so früh wieder zu Hause kömmt."

Giannello stieg geschwind in das Faß; Perronella öffnete ihrem Manne die Thüre und sagte mit übler Laune zu ihm: „Was ist das für eine Neuerung, daß Du diesen Morgen so früh wieder zurückkömmst? Es hat schier das Ansehen, als hättest Du heute nicht Lust zu arbeiten, daß Du so mit Deinem Handwerkszeuge im Arm wieder da bist. Wenn's so gehen soll, wovon wollen wir dann leben? Woher sollen wir Brot nehmen? Denkst Du, daß ich es dulden werde, daß Du mir mein Röckchen und mein bischen übrige Habseligkeit verpfändest? Da sitz' ich Tag und Nacht, und spinne mir die Haut von den Fingern, um nur das Lampenöl zu verdienen. Mann, Mann! es ist keine Frau in der Nachbarschaft, die sich nicht darüber verwundert und darüber aufhält, daß ich mir so viele Mühe gebe und mir's so sauer werden lasse, und hier kömmst Du mir wieder und läßt die Arme hängen, da Du arbeiten solltest?" Bei diesen Worten fing sie an, bitterlich zu weinen, und fuhr fort zu klagen: „Ach ich armes geschlagenes Weib! Wohl bin ich zum Unglück geboren und zur unglücklichen Stunde in dies Haus gekommen, da ich doch den feinsten Jüngling zum Manne hätte haben können, und ihn nur darum ausschlug, daß ich mir diesen nähme, der es nicht zu erkennen weiß, welch ein Weib er an mir bekommen hat. Andere Weiber thun sich gütlich mit ihren Liebhabern, und es giebt nicht Eine, die nicht ein Paar oder noch Mehrere hat, und läßt sich's wohl sein und macht ihrem Manne weiß, daß es um Mitternacht heller Tag ist. Aber ich armes Weib habe nichts, als Kummer und Verdruß, weil ich zu gut bin und nicht an dergleichen Sachen denke; und ich weiß wahrlich nicht, warum ich mir nicht, so gut wie andere, ein paar Liebhaber anschaffe. Merke Dir's nur, Mann, wenn ich in's Wasser gehen wollte, so würde sich bald Jemand finden, der mich führte; denn es giebt feine artige junge Leute genug, die mich lieben und die mir gut sind, und haben mir viel Geld, und Kleider und Kleinode, und was ich sonst nur wünsche, anbieten lassen: Ich hab' es aber

nie über's Herz bringen können, weil ich nicht von solcher Art bin; und nun kömmst Du mir zu Hause, statt Deiner Arbeit nachzugehen!"

„Ei Frau (sprach der Mann)! Laß Dir doch um des Himmels willen nicht deswegen das Herz schwer werden. Du kannst mir glauben, daß ich weiß wer Du bist, und daß ich es zum Theil diesen Morgen bemerkt habe Ich bin allerdings aus dem Hause gegangen, um zu arbeiten; allein ich sehe wohl, Du weißt's eben so wenig, als ich daran dachte, daß heute Sanct Gallens Tag ist, und daß nicht gearbeitet wird; und deswegen siehst Du mich um diese Stunde wiederkommen. Nichtsdestoweniger habe ich dafür gesorgt und auch Mittel gefunden, daß wir auf einen Monat und länger Brot haben werden; denn ich habe diesem Manne, der hier mit mir gekommen ist, das leere Stückfaß verkauft, das uns schon seit langer Zeit im Wege stand, und er giebt mir fünf Gulden dafür."

„Das ist mir eben leid genug (sprach Perronella). Du bist ein Mann, und gehst an allen Orten aus und ein, und solltest daher am besten von allen Dingen Bescheid wissen, und doch verkaufst Du ein Faß für fünf Gulden, das ich, als ein Weib, welches kaum über die Schwelle kömmt, für sieben an einen Menschen verkauft habe, der in dem Augenblicke, da Du zu Hause kamst, hineingestiegen ist, um es zu besichtigen, ob es auch dicht sei."

Der Mann war froh, dieses zu hören. „Guter Freund (sprach er zu Demjenigen, der mit ihm gekommen war), nehmt's nicht übel, Ihr hört wohl, meine Frau hat das Faß schon für sieben Gulden verkauft, wofür Ihr mir nur fünf geboten habt."

„Ei in Gottes Namen," sprach der andere und ging fort.

„Komm jetzt her (sprach Perronella zu ihrem Manne), weil Du doch hier bist, und mache selbst die Sache mit ihm ab."

Giannello, der indessen beide Ohren gespitzt und gehorcht hatte, ob er etwas zu befürchten hätte, oder sich sonst auf etwas gefaßt machen müßte, hörte kaum Perronella's Worte, so sprang er geschwind aus dem Fasse, und stellte sich, als ob er nichts davon gemerkt hätte, daß der Mann gekommen war. „Wo seid Ihr, gute Frau?" sprach er.

„Ich bin hier. Was ist zu Dienst?" sprach der Mann.

„Wer seid denn Ihr (fragte Giannello)? Ich wollte die Frau sprechen, mit welcher ich über dies Faß gehandelt habe."

„Das könnt Ihr getrost mit mir abmachen (antwortete der Mann), denn ich bin ihr Ehemann."

„Das Faß scheint dicht genug zu sein (versetzte Giannello); allein es sitzt voll Weinstein, der sich mit den Nägeln nicht abkratzen läßt, und ehe es rein ist, mag ichs nicht haben."

„Darum soll der Handel nicht zurückgehen (sprach Peronella). Mein Mann soll es schon rein machen."

„Das versteht sich," sprach der ehrliche Maurer, legte sein Handwerkszeug ab und zog sein Wamms aus, ließ Licht anzünden, nahm seine Deichsel, stieg in das Faß und fing an, es abzukratzen. Peronella lehnte sich mit dem halben Leibe oben über das Faß, um ihrem Mann zu leuchten, streckte den andern Arm bis über die Schultern hinein, und zeigte ihm bald hier, bald dort eine Stelle, die er noch putzen müßte. Giannello, dem die Zeit vorher zu kurz geworden war, nützte sie bei dieser Gelegenheit nach der Weise der muthigen Rosse, wenn sie in den Parthischen Gefilden den Stachel der Liebe fühlen. Unterdessen ward das Faß rein, Peronella erhob sich wieder und ihr Mann kroch heraus.

„Da habt Ihr das Licht, guter Freund (sprach Peronella zu Giannello); seht zu, ob es Euch jetzt rein genug ist."

Giannello sagte, er wäre zufrieden, bezahlte die sieben Gulden, und ließ das Faß nach seinem Hause bringen."

Dritte Erzählung.

Bruder Rinoldo ergötzt sich mit seiner Gevatterin; ihr Mann kommt zu Hause, und findet ihn in ihrer Kammer; sie bilden ihm aber ein, daß er dem Kinde die Würmer vertreibt.

So räthselhaft auch Filostrato von den Parthischen Rossen gesprochen hatte, so schienen die losen Mädchen dennoch seine Meinung verstanden zu haben; sie wußten jedoch einen andern Vorwand zu finden, um ihr schalkhaftes Lächeln damit zu beschönigen. Der König trug alsdann Elisa auf, zu erzählen.

„Holde Mädchen," sprach diese, „Emilia's Beschwörung des Gespenstes hat mich an eine Geschichte erinnert, in welcher gleichfalls einer Beschwörung erwähnt wird, und wenn sie gleich nicht so unterhaltend ist, wie jene, so muß ich sie Euch doch erzählen, weil mir eben keine andere einfallen will, die unserer heutigen Absicht gemäß ist.

In Siena war einmal ein hübscher junger Mann aus einem angesehenen Geschlechte, Namens Rinaldo, welcher sich in eine sehr schöne Frau verliebte, die seine Nachbarin und die Gattin eines reichen Mannes war, und er machte sich Hoffnung, alles was er wünschte von ihr zu erhalten, wenn er nur Gelegenheit finden könnte, mit ihr unter vier Augen zu sprechen. Da er aber diese Gelegenheit nicht herbeizuführen wußte, und die Dame eben schwanger war, so kam er auf den Einfall, ihr Gevatter zu werden. Er suchte demnach die Bekanntschaft ihres Mannes, bot sich diesem auf die unverdächtigste Art zum Gevatter an, und ward angenommen. Wie ihm nun seine Gevatterschaft mit Frau Agnese manchen guten Vorwand verschaffte, sie zu sprechen, wagte er es, ihr dasjenige mit Worten zu erklären, was seine Blicke ihr längst entdeckt hatten; allein obgleich es der Dame nicht unangenehm zu hören war, so führte es ihn dennoch nicht zu seinem Zwecke. Nicht lange darnach ging Rinaldo, ich weiß nicht aus welcher Ursache, in ein Kloster, und wie es ihm daselbst auch behagen mochte, genug, er ward und blieb ein Mönch. Doch wenn er gleich eine Zeit lang nach seinem Eintritte in den geistlichen Orten die Liebe zu seiner Gevatterin und andere Eitelkeiten ein wenig an die Seite setzte, so kam er doch, ohne seinem Kleide zu entsagen, bald zu denselben wieder zurück, und fing wieder an, ein Vergnügen daran zu finden, sich gut und reinlich zu kleiden, in seinem ganzen Wesen artig und zierlich zu thun, Lieder, Sonette und Balladen zu dichten und zu singen, und sich mit allerhand solchen Dingen die Zeit zu vertreiben. Doch warum erzähle ich dieses eben von Bruder Rinaldo als etwas Besonderes? Wo ist der Mönch, der nicht dasselbe thut? Welche Schandflecke unserer verderbten Zeiten sind sie nicht alle? Sie schämen sich nicht mit feisten Wänsten und rubinrothen Nasen zu erscheinen, in weichen Kleidern einher zu gehen, und in allen Wohllüsten zu leben; nicht wie fromme, demüthige Tauben, sondern wie Kampfhähne mit erhobenem Kamme zu strotzen und sich zu brüsten. Nicht genug, daß sie ihre Zellen voll von Gläsern mit Latwergen und Salben, von Schachteln mit Morsellen, von Fläschchen mit abgezogenen Wassern und Oehlen, von Fäßchen mit Malvasier und andern feinen Weinen haben, so daß sie nicht Mönchszellen, sondern vielmehr Apotheken und Spezereibuden zu sein scheinen; sondern sie schämen sich nicht, den Leuten zu zeigen, daß sie voll Gicht und Podagra stecken, und meinen, daß andere Leuten nicht wissen, daß vieles Fasten, schlechte und kärgliche Kost und nüchternes Leben die

Menschen dürr und hager machen und sie gesund erhalten; oder wenn sie ja krank dabei werden, daß sie wenigstens nicht das Fußweh davon bekommen, gegen welches man den Kranken die Enthaltsamkeit und jede andere gute Ordnung zu empfehlen pflegt, die eigentlich zu der Lebensart eines guten Klosterbruders gehören. Sie meinen, man wisse nicht, daß außer der magern Kost die langen Nachtwachen, Gebete und Bußübungen blasse Gesichter und abgemergelte Leiber zuwege bringen, und daß weder Sankt Franz, noch Sankt Dominik sich drei bis vier Kutten von dem feinsten, in der Wolle gefärbten Tuch und von andern schönen Zeugen machen ließen, sondern die grobe Wolle in ihrer natürlichen Farbe trugen, um die Kälte abzuhalten, und nicht um damit zu prangen. Gott wird darin sehen, und der frommen einfältigen Seelen gedenken, welche sie unterhalten müssen.

Wie demnach Bruder Rinaldo wieder zu seinem vorigen Neigungen zurück kam, fing er an, seine Gevatterin fleißig zu besuchen, und weil er unter der Kutte viel dreister geworden war, als vorher, so trug er ihr sein Anliegen jetzt weit dringender vor. Die gute Frau, die ihn so zudringlich fand (und die ihn auch vielleicht jetzt hübscher finden mochte, als vormals), nahm endlich, wie er ihr einmal sehr lebhaft zusetzte, ihre Zuflucht zu den Worten, welche diejenigen zu machen pflegen, die nicht übel Lust haben, dasjenige zu gewähren, warum man sie bittet. Sie sagte: „Wie so, Bruder Rinaldo, thun denn auch so was die Mönche?"

„Madonna," versetzte Rinaldo „die Kutte ist bald abgeworfen, und dann sollt Ihr mich gewiß nicht für einen Mönch halten, sondern für einen so guten Mann, wie irgend einen andern."

Das Weibchen verzog den Mund ein wenig zum Lächeln und erwiederte: „Aber, o weh! ich bin ja Eure Gevatterin; wie wird es damit werden? Das wäre ja, wie man mir gesagt hat, gar zu große Sünde. Sonst würde ich gern Euren Wünschen Gehör geben."

„Ihr seid nicht gescheidt," versetzte Br. Rinaldo, „wenn Ihr Euch das wollt abhalten lassen. Ich will nicht sagen, daß es nicht sündlich wäre, aber es werden wohl größere Sünden in der Beichte vergeben. Doch sagt mir nur, wer ist mit Eurem Kinde näher verwandt; ich, der ich es zur Taufe gehalten habe, oder Euer Mann, der es gezeugt hat?"

„Mein Mann, ohne Zweifel," antwortete sie.

„Ganz richtig," sprach Br. Rinaldo. „Und schläft denn Euer Mann nicht bei Euch?"

„Ei freilich," sprach Frau Agnese.

„Gut!" erwiederte Br. Rinaldo, „wenn also Euer Mann bei Euch schlafen darf, der so viel näher mit Eurem Kinde verwandt ist, als ich, warum sollte es denn mir verwehrt sein?"

Die Frau, die nichts von der Logik verstand, und bei der es keiner großen Ueberredung bedurfte, glaubte ihm entweder wirklich, oder stellte sich, als wenn sie glaubte. „Ach," sprach sie, „wer kann Euch Eure gelehrten Gründe beantworten!" Mit einem Worte, es ward, der Gevatterschaft unbeschadet, eine Verwandtschaft von einer andern Art zwischen ihnen gestiftet, und sie ließen es nicht bei diesem ersten Male bewenden, sondern sie fanden unter dem Deckmantel der Gevatterschaft um desto bequemere Gelegenheit zu öfteren Zusammenkünften, weil man sie um desto weniger im Verdacht hatte.

Einmal traf es sich indessen, daß Bruder Rinaldo mit einem andern Klosterbruder zu Frau Agnese kam, und außer einem hübschen niedlichen Dienstmädchen Niemand bei ihr fand. Er schickte demnach seinen Gefährten mit dem Mädchen nach dem Taubenschlage hinauf, um ihr das Paternoster zu verhören, indeß er selbst mit der Frau, die ihren kleinen Knaben an der Hand hatte, in die Kammer ging, die Thüre hinter sich verschloß, und sich auf einem Ruhebettchen mit ihr ergötzte. Mitten in ihrer Unterhaltung kam der Gevatter zu Hause, und unbemerkt von Jedermann kam er bis an die Kammerthüre, klopfte an, und rief seine Frau.

„Ich bin des Todes," rief Frau Agnese, als sie ihren Mann vernahm. „Nun wird er doch dahinter kommen, was unsere Vertraulichkeit zu bedeuten hat."

Bruder Rinaldo hatte Scapulier und Kutte abgelegt, und war im bloßen Wämmschen. „Ach, nur allzu wahr!" sprach er. „Wär ich doch nur angekleidet, so ließe sich noch eher eine Ausrede finden. Aber wenn Ihr ihn einlaßt, und er mich so antrifft, wie ich bin, so hilft keine Entschuldigung."

Frau Agnese fand den Augenblick Rath. „Zieht Euch nur an," sprach sie, „und wenn Ihr fertig seid, so nehmt Euren kleinen Pathen auf den Arm. Merkt aber wohl auf, was ich meinem Manne sagen werde, damit Eure Rede mit der meinigen übereinstimme."

Der gute Mann hatte kaum aufgehört zu klopfen, so rief ihm seine Frau zu: „Ich komme." Sie öffnete ihm die Thüre, ging ihm mit froher

Miene entgegen und sagte: „Heute, lieber Mann, ist einmal Bruder Rinaldo zur guten Stunde, wie ein wahrer Schutzengel zu uns gekommen; sonst hätten wir gewiß unser Kind verloren.“

Wie dieß der arme Tropf hörte, ward er ganz bestürzt, und fragte, was denn dem Knaben geschehen wäre.

„Ach, lieber Mann!“ sprach sie, „er bekam vor kurzem eine so heftige Ohnmacht, daß ich dachte, er wäre schon gestorben, und daß ich nicht wußte, was ich thun, oder wie ich mir rathen sollte. Zum großen Glück kam Bruder Rinaldo, unser Gevatter dazu, und nahm ihn auf den Arm. „Gevatterin,“ sprach er, „das Kind hat Würmer im Leibe, die ihm schon nahe an's Herz kommen, und ihn nur gar zu leicht um's Leben bringen könnten. Seid aber nur unbesorgt; ich will sie beschwören, daß sie alle sterben sollen, und ehe ich wieder davon gehe, sollt Ihr Euer Kind so gesund wieder haben, als es jemals gewesen ist.“ Wir hätten auch Dich gerne hier gehabt, um einige Gebete dabei zu sprechen. Weil Du aber nicht zu Hause warest, und die Magd Dich nicht finden konnte, so hat er die Gebete durch einen seiner Mitbrüder ganz oben im Hause sprechen lassen. Er ging indessen mit mir in diese Kammer, weil Niemand, als die Mutter des Kindes bei seiner Beschwörung gegenwärtig sein durfte, und damit uns Niemand stören möchte, schlossen wir die Thüre zu. Er hat das Kind noch jetzt im Arme, und ich glaube, er wartet nur, bis sein Mitbruder die Gebete gesprochen hat, womit Alles vorbei ist; denn das Kind ist schon wieder bei völliger Besinnung.“

Der arme Pinsel war so zärtlich um sein Kind besorgt, daß er Alles glaubte, und nicht das Mindeste von dem Streiche argwöhnte, den ihm seine Frau gespielt hatte; sondern mit einem tiefen Seufzer sagte: „Ich will gleich hingehen und ihn sehen.“

„Bei Leibe nicht!“ sprach die Frau. „Warte noch ein wenig, damit Du nicht Alles wieder verdirbst. Ich will hingehen und zusehen, ob Du kommen kannst, und will Dich schon rufen.“

Bruder Rinaldo, der Alles aufmerksam angehört, und Zeit gehabt hatte, sich anzukleiden und das Kind auf den Arm zu nehmen, rief: „He! Gevatterin, höre ich nicht die Stimme Eures Mannes?“

„Ja, Euer Ehrwürden,“ antwortete der ehrliche Mann.

„Kommt nur herein, Gevatter,“ sprach Rinaldo.

Er ging hinein; Bruder Rinaldo kam ihm entgegen und sagte: „Da

habt Ihr durch Gottes Gnade Euer Söhnchen frisch und gesund, um welches wir vor einem Stündchen besorgt waren, daß Ihr es diesen Abend nicht lebendig wieder sehen würdet. Lasset deswegen zur Ehre des Herrn dem heiligen Ambrosius ein Wachsbild des Kindes in Lebensgröße opfern; denn um seines Verdienstes willen hat es Euch der Himmel in Gnaden wieder geschenkt."

Wie der Knabe seinen Vater gewahr ward, lief er ihm entgegen, und schmeichelte ihm, wie Kinder pflegen. Der Vater nahm ihn auf und vergoß Freudenthränen, als wenn er ihn aus der Gruft gezogen hätte. Er küßte das Kind und dankte dem Gevatter, der ihm das Leben gerettet hätte.

Der Mitbruder, der die Magd mehr als ein Paternoster hatte beten lassen, hatte ihr ein Beutelchen von weißem Zwirn gegeben, das ihm ein Nönnchen geschenkt hatte, und war ihr Seelsorger geworden. Wie er hörte, daß der gute Ehemann in die Kammer seiner Frau gerufen ward, schlich er sich leise an einen Ort, wo er alles hören konnte, was vorging. Wie er nun merkte, daß Alles glücklich abgegangen war, kam er herunter und sagte: „Bruder Rinaldo, ich habe die vier Paternoster gesprochen, wie Ihr mir befohlen habt."

„Wohl gethan, mein Bruder!" sprach Rinaldo. „Du hast guten Athem. Ich für meinen Theil hatte nur erst zwei sprechen können, wie der Gevatter kam, allein der Herr hat Deine und meine Arbeit gnädig gedeihen lassen; und das Kind ist wieder gesund."

Der arme Betrogene ließ hierauf Wein und Erfrischungen bringen, und bewirthete den Gevatter und seinen Mitbruder auf's Beste; womit ihnen beiden sehr gedient war. Er begleitete sie selbst bis an die Thür; empfahl sie Gott, und versäumte nicht, das Wachsbild zu bestellen und es vor dem Bilde des heiligen Ambrosius (aber nicht dessen von Mayland) aufstellen zu lassen.

Vierte Erzählung.

Tofano schließt des Abends seiner Frau die Thüre vor der Nase zu. Wie sie ihn durch keine Bitten bewegen kann, sie einzulassen, stellt sie sich, als wenn sie sich in einem Brunnen ersäufen wollte, und wirft einen großen Stein hinein. Tofano kommt darüber aus dem Hause gelaufen; unterdessen schlüpft sie hinein, verschließt ihm die Thüre und macht ihn vor allen Nachbarn herunter.

Kaum war Elissa's Geschichte zu Ende, so winkte der König Lauretta, ihr nachzufolgen, und sie gehorchte unverzüglich.

„O Liebe!" rief sie aus, „wie groß und mannigfaltig ist Deine Macht! wie schnell sind Deine Rathschlüsse, und wie unerschöpflich ist eine Erfindungskraft! Welcher Weltweise, welcher Künstler konnte, oder kann jemals so viele Vorsicht und Klugheit, so vielen Witz und Scharfsinn, so viele Kunst und Verstand lehren, als Du in der Geschwindigkeit denjenigen lehrest, welche deinen Fußstapfen folgen? Wahrlich, jede andere Kunst steht weit hinter der deinigen zurück, wie wir hinlänglich an den Beispielen gesehen haben, die man uns bereits aufgestellt hat. Ich will diese noch mit einem vermehren, welches ein schlichtes Weibchen hergegeben hat, welches aber von solcher Art ist, daß nur Amor selbst es ihr konnte eingegeben haben.

In Arrezzo war ein reicher Mann, Namens Tofano. Diesem ward ein sehr schönes Weibchen zu Theil, welches Frau Ghita hieß, auf welches er aber, ohne selbst zu wissen warum, sehr bald eifersüchtig ward. Wie die Frau dieses merkte, war es ihr sehr empfindlich und sie nahm mehr als einmal Gelegenheit, ihn nach der Ursache seiner Eifersucht zu fragen. Weil er aber keine andere, als lauter unbestimmte und nichtsbedeutende Antworten gab, so gerieth sie endlich auf den Einfall, ihm das Uebel wirklich zu geben, von welchem er bisher nur geträumt hatte. Da sie nun bemerkte, daß ein Jüngling, der ihr sehr artig zu sein schien, sie mit lüsternem Auge betrachtete, so knüpfte sie mit aller nöthigen Vorsichtigkeit eine Bekanntschaft mit ihm an; und wie die Sache zwischen ihnen so weit gediehen war, daß es an nichts mehr fehlte, als von den Worten zur That zu schreiten, so sann das Weibchen auf Mittel, auch dazu Rath zu schaffen. Sie hatte bereits gemerkt, daß ihr Mann unter andern Untugenden auch dem Trunke ergeben war; sie fing demnach an, sich seine Völlerei nicht nur willig gefallen zu lassen, sondern ihm auch mit guter Art bisweilen selbst dazu Vorschub zu thun.

Kurz, sie wußte sich so gegen ihn zu benehmen, daß sie, so oft es ihr gelüstete, ihn dahin bringen konnte, sich ganz von allen Sinnen zu saufen. Wenn er dann völlig betrunken war, pflegte sie ihn zu Bette zu bringen und sich dann mit ihrem Liebhaber zu unterhalten; welches sie auch mit aller Sicherheit thun konnte. Ja, sie verließ sich zuletzt so sehr auf die Trunkenheit ihres Mannes, daß sie nicht nur ihren Liebhaber zu sich in's Haus kommen ließ sondern auch zu ihm ging und bisweilen halbe Nächte in seinem Hause zubrachte, welches nicht weit von dem ihrigen entfernt war.

Da nun das verliebte Weibchen diese Weise immer fortsetzte, so fiel es einst dem betrogenen Ehemanne von ungefähr auf, daß seine Frau niemals mit ihm trank, wenn sie ihm so fleißig einschenkte, und er fing an, die Wahrheit zu muthmaßen, daß sie ihn nämlich betrunken machte, um ungehindert thun zu können, was sie wollte, indeß er seinen Rausch ausschliefe. Um der Sache auf den Grund zu kommen, stellte er sich einst des Abends (obwohl er den ganzen Tag nichts getrunken hatte) in Worten und Geberden, als wenn er völlig besoffen wäre. Die Frau, welche dem Scheine traute und glaubte, daß er schon seine volle Ladung hätte, um fest genug zu schlafen, brachte ihn zu Bett und ging, ihrer Gewohnheit nach, zu ihrem lieben Nachbar und blieb bei ihm bis nach Mitternacht. Sobald Tofano seine Frau nicht mehr hörte, stand er auf, verriegelte seine Hausthüre inwendig und legte sich in's Fenster, um ihr aufzupassen, wenn sie wieder käme, und ihr zu zeigen, daß er hinter ihre Schliche gekommen wäre. Er wartete, bis sie kam. Wie sie erschien und die Thüre verschlossen fand, ward sie äußerst bekümmert und versuchte umsonst alle ihre Kräfte, die Thüre mit Gewalt zu öffnen. Tofano ließ sie ein Weilchen sich zerarbeiten; endlich aber rief er ihr zu: „Frau, Du machst Dir vergebliche Mühe; hier kömmst Du gewiß nicht wieder herein. Gehe nur immer wieder dahin, wo Du bis zu dieser Stunde gewesen bist, und sei versichert, daß Du nicht über meine Schwelle kommst, bis ich Dir für Deine Streiche in Gegenwart Deiner Verwandten und aller Nachbarn die Ehrentitel gegeben habe, die Du verdienst."

Die Frau bat ihn um Gottes willen, sie einzulassen, und versicherte ihm, sie wäre auf keinen solchen Wegen gewesen, womit er sie im Verdacht hätte, sondern sie hätte die Zeit bei einer Nachbarin verplaudert, weil die Nächte so lang wären, und weil sie weder so früh schlafen gehen, noch allein aufsitzen könnte. Doch alle ihre Bitten halfen nichts; denn der Thor hatte sich nun einmal vorgenommen, daß alle Leute in Arrezzo seine Schande

wissen sollten, von welcher noch kein Mensch etwas ahnete. Wie die Frau fand, daß sie mit Bitten Nichts ausrichten konnte, legte sie sich aufs Drohen und sagte: „Wenn Du mich nicht einlässest, so mach' ich Dich zum unglücklichsten Menschen von der Welt."

„Und wodurch denn das?" fragte Tofano.

Die Frau, welche die Liebe erfinderisch gemacht hatte, gab ihm zur Antwort: „Ehe ich die Schmach erdulde, die Du mir unschuldigerweise zugedacht hast, stürze ich mich lieber in diesen Brunnen, und wenn man mich todt darin findet, so wird kein Mensch daran zweifeln, daß Du mich im trunkenen Muthe hineingestürzt habest, und Du wirst entweder fliehen und als ein Verbannter Alles im Stiche lassen müssen, oder man wird Dir den Kopf vor die Füße legen, als meinem Mörder, der Du auch wirklich bist."

Wie Tofano sich durch diese Reden von seinem verkehrten Sinne noch nicht abwenden ließ, sagte sie: „Nein, länger kann ich Dein Hohnnecken nicht ausstehen. Gott verzeihe Dir! Da liegt meine Spindel, die kannst Du aufbewahren."

Da die Nacht so finster war, daß man seine Hand vor den Augen nicht sehen konnte, so ging sie an den Brunnen, nahm einen großen Stein, der neben dem Brunnen lag, rief: „Gott verzeih' mir!" und ließ den Stein in den Brunnen fallen, der mit einem großen Geplätscher in's Wasser plumpte.

Wie Tofano dieses hörte, meinte er im Ernst, seine Frau hätte sich in den Brunnen gestürzt. Er nahm deswegen in aller Eile den Eimer und das Seil, sprang zum Hause hinaus und lief nach dem Brunnen, um sie zu retten. Das Weibchen, welches sich unterdessen neben der Thüre versteckt hatte, schlüpfte in dem Augenblicke, da ihr Mann nach dem Brunnen eilte, wieder in das Haus, verriegelte die Thüre, lief an's Fenster und rief ihm zu: „Gieß Wasser zu, wenn Andere noch trinken, und nicht nach Mitternacht."

Wie Tofano ihre Stimme hörte, fand er, daß sie ihn zum Narren gehabt hatte. Er ging nach der Hausthüre und wie er sie verschlossen fand, befahl er seiner Frau, ihm aufzumachen. Sie erhob aber ihre Stimme jetzt etwas höher, als sie bisher gethan hatte, und rief ihm zu: „Beim Kreuze Christi, Du lüderlicher Saufaus sollst mir diese Nacht nicht in's Haus kommen! Deine Aufführung ist nicht länger auszustehen, und alle Menschen sollen gewahr werden, wer Du bist, und um welche Stunde der Nacht Du zu Hause kommst."

Tofano wollte vor Gift bersten und gab ihr ihre Schimpfworte mit Zinsen wieder; so daß alle Nachbarn und Nachbarinnen den Lärm hörten, aufstanden und an die Fenster kamen, und fragten, was es gäbe.

„Seht mir den gewissenlosen Menschen (sprach die Frau mit Thränen), der mir immer des Abends betrunken zu Hause kommt oder in den Schenken seinen Rausch ausschläft, und dann um diese Nachtzeit erst heimkehrt. Ich habe es lange Zeit ertragen und ihn genug davon abgemahnt; allein es hat Nichts geholfen, und weil ich es endlich nicht länger aushalten konnte, hab' ich ihm einmal zur Schande die Thüre vor der Nase verriegelt, um zu sehen, ob ihn dieses bessern wird."

Tofano an seiner Seite erzählte dagegen, wie ein Narr, alles so, wie es sich wirklich begeben hatte, und drohte seiner Frau, was er nur konnte. Sie aber sagte wieder zu ihren Nachbarn: „Da seht Ihr, was für ein Mensch er ist. Was würdet Ihr aber wohl denken, wenn Ihr mich auf der Straße fändet, wie ihn, und er wäre an meiner Stelle hier am Fenster? Bei Gott, mich däucht Ihr würdet sagen, er spräche die Wahrheit. Nun könnt Ihr sehen, wie es um seinen Verstand steht, da er gerade das von mir behauptet, was er vermuthlich selbst gethan hat. Er meinte mich zu schrecken, indem er etwas (ich weiß nicht was) in den Brunnen warf. Aber wollte Gott, er hätte sich nur selbst hineingestürzt, und sich tüchtig den Wein gewässert, den er zuviel gesoffen hat!"

Alle Nachbarn und Nachbarinnen schalten nun aus einer Stimme den Tofano, daß er so übel von seiner Frau spräche; kurz die Sache ging von einem Nachbarn zum andern und ward bald so laut, daß sie auch den Aeltern und Freunden der Frau zu Ohren kam. Diese eilten herzu, und wie sie von den Nachbarn die Bestätigung hörten, fielen sie über den Tofano her und droschen ihn ohne Barmherzigkeit. Darauf gingen sie in das Haus, nahmen die Sachen der Frau weg und führten diese mit sich fort, indem sie den Tofano noch obendrein Rache drohten.

Wie er die Prügel weg hatte und fand, daß ihn seine Eifersucht übel angeführt hätte, zumal da er seiner Frau im Herzen gut war, war er froh, es durch die Unterhandlung einiger Freunde dahin zu bringen, daß er seine Frau in der Güte wieder bekam; und versprach ihr, nie wieder eifersüchtig zu werden und ihr freie Hand zu lassen, nach ihrem eigenen Vergnügen zu handeln, jedoch mit solcher Vorsicht, daß sie es ihn nicht zu deutlich merken ließe. Kurz, es ging ihm wie dem eigensinnigen Bauer, der

nicht Frieden hielt, bis man ihn schlug,
und nach den Prügeln sich vertrug.

Darum lebe die Liebe und sterbe der Krieg sammt allem, was ihm anhängt!"

Fünfte Erzählung.

Ein Eifersüchtiger verkleidet sich als Priester, und hört die Beichte seiner Frau. Sie bildet ihm ein, daß sie einen Priester liebt, der sie alle Nächte besucht, und indem der Eifersüchtige deswegen vor seiner Thüre Schildwacht steht, läßt sie ihren Liebhaber über das Dach zu sich ins Haus kommen.

Lauretta hatte aufgehört zu reden; Frau Ghita erhielt von Jedermann das Zeugniß, daß sie wohl gethan und ihren bösen Mann nach Verdienst belohnt hätte; und der König, der keine Zeit verlieren wollte, wandte sich an Fiammetta und legte ihr mit einem freundlichen Winke die Pflicht auf, zu erzählen; worauf sie folgendermaßen begann:

„Edle Jungfrauen! Die vorige Erzählung veranlaßt mich, ebenfalls von einem Eifersüchtigen zu reden; denn ich glaube, daß ihnen nicht zuviel geschieht, wenn ihre Weiber ihnen Nasen drehen, zumal wenn sie ohne Ursache eifersüchtig geworden sind. Mich däucht auch wirklich, wenn die Gesetzgeber alles genau erwogen hätten, so hätten sie ihnen dafür keine größere Strafe auflegen müssen, als sie Demjenigen zuerkannt haben, der in seiner Selbstvertheidigung Jemand beschädigt; denn die Eifersüchtigen stehen wirklich den jungen Weibern nach dem Leben und geben sich alle Mühe, ihren Tod zu befördern. Diese sitzen ohnehin die ganze lange Woche in ihren Häusern eingeschlossen und besorgen alles Nöthige für ihre Kinder und für ihren Hausstand. Mit Recht erwarten sie demnach, wenn der Sonntag oder ein Feiertag kommt, ein wenig Ruhe, ein wenig Vergnügen und Zeitvertreib; welche sich weder der Ackersmann auf dem Lande, noch der Handwerker in der Stadt, weder der Richter, noch der Sachwalter versagen: ja, Gott selbst ruhete am siebenten Tage von seiner Arbeit, und sowohl göttliche als menschliche Gesetze haben dafür gesorgt, daß zur Verehrung Gottes und zum Nutzen und Besten eines jeden Menschen zwischen den Tagen der Arbeit und der Ruhe ein Unterschied festgesetzt ist. Davon wollen aber die Eifersüchtigen Nichts wissen; sondern an diesen Tagen, wenn Jedermann froh und vergnügt ist, verschließen und versperren sie ihre Weiber noch strenger

und härter, und machen sie damit noch trauriger und unglücklicher. Wie viele Qual und Herzbrechen sie dadurch den armen Geschöpfen verursachen, das wissen nur Diejenigen, die es erfahren haben. Deswegen behaupte ich, daß Alles, was ein Weib gegen einen unbillig eifersüchtigen Ehemann unternimmt, keinen Tadel, sondern vielmehr Beifall verdient.

In Arimino war einmal ein Kaufmann, der an Geld und Gütern überflüssig reich war und dabei eine sehr liebenswürdige Frau hatte. Auf diese ward er im höchsten Grad eifersüchtig und zwar aus keiner andern Ursache, als weil er sie sehr liebte und sie für sehr liebenswürdig hielt, und weil er sahe, daß sie sich alle mögliche Mühe gab, ihm zu gefallen. Deswegen meinte er, ein jeder Mensch müßte sie ebenso liebenswürdig finden, und sie gäbe sich gleichfalls Mühe, einem Jeden ebenso sehr zu gefallen, als ihm. ein Gedanke, der nur einem verkehrten und wenig gebildeten Menschen einfallen konnte. Seine Eifersucht verleitete ihn, sie so strenge zu bewachen, daß mancher Missethäter, der zum Tode verurtheilt ist, von seinem Kerkermeister nicht so strenge gehalten wird. Nicht genug, daß er ihr nicht erlaubte, zu irgend einer Hochzeit oder Feierlichkeit, oder auch nur in die Kirche zu gehen; sondern sie durfte sich auch unter keiner Bedingung weder am Fenster, noch an der Thüre zeigen, um auf die Straße hinaus zu sehen, so daß sie ein höchst unerträgliches Leben führte; und dieses empfand sie um desto schmerzlicher, je weniger sie es verdient hatte. Da sie nun unschuldigerweise so Vieles von ihrem Manne dulden mußte, so beschloß sie endlich, zu ihrer eigenen Genugthuung (wenn es möglich wäre), diese strenge Behandlung zu verdienen. Weil sie keine Gelegenheit hatte, sich am Fenster zu zeigen und irgend einem Vorbeigehenden durch Blicke Aufmunterung zu geben, so machte sie einen Anschlag auf einen hübschen artigen Jüngling, von welchem sie wußte, daß er in dem Hause neben dem ihrigen wohnte, und sie beschloß zu versuchen, ob nicht irgendwo ein Loch in der Mauer wäre, wo sie die Gelegenheit erspähen könnte, mit dem jungen Manne zu sprechen, ihm ihre Liebe anzutragen, die Mittel zu einer Zusammenkunft mit ihm zu verabreden, und sich mit ihm die trüben Stunden so lange zu vertreiben, bis der Eifersuchtsteufel von ihrem Manne ausführe. Indem sie nun, so oft ihr Mann nicht zu Hause war, bald hier, bald dort die Mauer des Hauses untersuchte, fand sie endlich an einem ziemlich verborgenen Orte einen kleinen Riß in der Mauer, durch welchen sie zwar nichts deutlich sehen, aber doch so viel bemerken konnte, daß er in eine Kammer des benachbarten

Hauses ausging. Sie wünschte nunmehro nichts sehnlicher, als daß diese die Kammer des Filippo, ihres jungen Nachbarn, sein möchte, und sie gab deswegen einer Magd, welche ihren Zustand bemitleidete, den Auftrag, sich darnach zu erkundigen. Zu ihrer großen Freude erfuhr sie auch, daß es wirklich seine Schlafkammer war und daß er allein daselbst schlief. Von nun an besuchte sie die Spalte, so oft sie konnte, und wie sie einst merkte, daß der junge Mann in seiner Kammer war, ließ sie Steinchen, Strohhalme und allerlei andere Sachen durch die Ritze in sein Zimmer fallen, bis sie seine Aufmerksamkeit erregte und der Jüngling sich näherte, um zu sehen, was es zu bedeuten hätte. Jetzt rief sie ihn leise und er antwortete ihr. Sie entdeckte ihm mit wenigen Worten ihr ganzes Herz und der Jüngling war so froh darüber, daß er von seiner Seite alles beitrug, um die Spalte unvermerkt zu erweitern, so daß sie bequemer mit einander sprechen und sich auch die Hände geben konnten. Weiter konnten sie es jedoch wegen der unermüdeten Wachsamkeit des Eifersüchtigen nicht bringen.

Wie das Weihnachtsfest heran kam, sagte die Frau zu ihrem Manne, wenn er nichts dawider hätte, so wünschte sie am ersten Feiertage zur Frühmette in die Kirche zur Beichte und Communion zu gehen, wie andere gute Christen thäten.

„Was hast Du gesündigt, daß Du beichten willst?“ fragte der Mann.

„Glaubst Du denn, daß ich eine Heilige geworden bin, weil Du mich so einschließest? (erwiederte die Frau). Du kannst wohl denken, daß ich Sünden begehe, sowohl als andere sterbliche Menschen, aber Dir will ich sie nicht bekennen, denn Du bist kein Priester.“

Diese Worte waren ein neuer Zunder für den Verdacht des Eifersüchtigen; er nahm sich vor, zu wissen, welche Sünden seine Frau begangen hätte und besann sich auch schnell auf ein Mittel dazu. Er antwortete demnach seiner Frau: er wäre es zufrieden; allein er verlangte, daß sie in keine andere Kirche gehen sollte, als in ihre eigene Kapelle, wohin sie sich früh morgens begeben könnte; auch sollte sie entweder bei ihrem Kapellan beichten, oder bei Demjenigen, den ihr dieser anweisen würde, und bei keinem andern, und alsdann gleich wieder zu Hause kommen.

Die Frau glaubte seine Absicht schon halb errathen zu haben; doch ließ sie sich nichts merken, sondern versprach blos, zu thun, was ihr Mann ihr sagte. Wie der Christtag kam, stand sie des Morgens früh in der ersten Dämmerung auf, kleidete sich an und ging in die Kirche, welche ihr Mann

ihr angewiesen hatte. Der Eifersüchtige war nicht minder früh bei der Hand und hatte sich schon vor seiner Frau nach eben derselben Kirche begeben. Mit dem Priester hatte er schon alles verabredet, was zu seiner Absicht diente; er zog einen Chorrock an, setzte eine große Kaputze mit Backenklappen auf, wie die Priester zu tragen pflegen, zog sie tief in's Gesicht und nahm Platz im Chor. Wie die Frau in die Kirche kam, fragte sie nach dem Kaplan. Dieser erschien, und wie sie ihm sagte, daß sie beichten wollte, entschuldigte er sich, daß er zwar selbst nicht Zeit hätte, ihre Beichte zu hören, doch versprach er, ihr einen seiner Amtsbrüder zu schicken. Er ging darauf hin und schickte den Eifersüchtigen zu seinem bösen Stündlein her. Dieser kam bedächtlich einhergeschritten; allein ob es gleich noch nicht hell war und er seine Kaputze so tief als möglich in die Augen gerückt hatte, so erkannte ihn doch seine Frau auf den ersten Blick. „Nun Gott Lob! (dachte sie bei sich) mein Eifersüchtiger ist aus einem Kerkermeister zum Priester geworden; aber laßt ihn nur machen; er soll bei mir finden, was er sucht." Sie that demnach, als ob sie nichts merkte, und kniete vor ihm nieder. Der Eifersüchtige hatte ein Paar Kieselsteine in den Mund genommen, um seine Stimme vor seiner Frau zu verstellen, und glaubte überhaupt, sich so vermummt zu haben, daß Niemand ihn erkennen könnte. Die Frau begann ihre Beichte und nachdem sie vorläufig gesagt hatte, daß sie verheiratet wäre, gestand sie, sie wäre sehr verliebt in einen Priester, und er schliefe alle Nächte bei ihr.

Bei diesem Geständnisse ward dem Eifersüchtigen zu Muth, als wenn ihm ein Dolch in's Herz gestoßen würde, und wenn er nicht begierig gewesen wäre, mehr zu erfahren, so wäre er mitten in der Beichte davon gelaufen. Er hielt indessen Stich, und fragte: „Schläft denn nicht Euer Mann bei Euch?"

„Ei freilich, ehrwürdiger Herr," sprach die Frau.

„Wie kann denn auch der Priester bei Euch schlafen?" fragte der verkappte Beichtvater.

„Ach mein Herr (versetzte sie)! Ich weiß nicht welche Kunst er besitzt; aber es ist keine Thüre in unserm Hause so fest verschlossen, die sich ihm nicht öffnet, sobald er sie nur berührt; und er hat mir auch gesagt, daß er gewisse Worte spricht, ehe er in meine Kammer kömmt, welche meinen Mann augenblicklich einschläfern, und so bald er merkt, daß dieser schläft, öffnet er die

Thüre, und kömmt herein und bleibt bei mir; und dies schlägt ihm niemals fehl."

„Madonna, das ist sehr übel gethan (sprach der Eifersüchtige) und Ihr müßt es bei Leibe nicht mehr thun."

„Ach Ehrwürdiger (versetzte die Frau)! Ich glaube nicht, daß ich es unterlassen kann; denn ich liebe ihn gar zu sehr."

„Dann kann ich Euch nicht lossp.echen", antwortete ihr Mann.

„Das ist mir leid (versetzte die Frau); allein ich bin nicht hergekommen, um Euch vorzulügen; wenn ich glaubte, daß ich es lassen könnte, so würde ich's Euch sagen."

„Es ist mir wahrlich leid um Euch (sprach der Eifersüchtige), weil ich voraussehe, daß Ihr auf diese Weise Eure Seele in's Verderben stürzet. Ich will inzwischen, Euch zu Liebe, besonders für Euch beten; vielleicht wird Euch das helfen. Ich will deswegen meinen Chorknaben bisweilen zu Euch schicken, und Ihr könnt ihm sagen, ob mein Gebet Euch geholfen habe, oder nicht. Hilft es, so will ich damit fortfahren."

„Thut das ja nicht, ehrwürdiger Herr (sprach sie), daß Ihr mir Jemand in's Haus schickt. Mein Mann ist gar zu eifersüchtig, und wenn er's erführe, so würde alle Welt ihm den Verdacht nicht aus dem Kopfe bringen, daß der Mensch um unerlaubter Dinge willen zu mir käme, und dann hätt' ich in Jahr und Tag keinen Frieden vor ihm."

„Seid davor nicht bange (sprach der Eifersüchtige). Ich will es schon so einrichten, daß Ihr nie ein Wort von ihm deswegen hören sollt."

„Wenn das ist, so bin ich's zufrieden," sprach die Frau. Sie beschloß hierauf ihre Beichte, empfing die Lossprechung, stand auf, und ging in die Messe.

Der Eifersüchtige keuchte vor Bosheit; er legte seine Priesterkleider ab, und ging nach Hause, voll Begierde, den Priester bei seiner Frau zu ertappen, und ihnen Beiden übel mit zu spielen.

Wie die Frau aus der Kirche kam, merkte sie bald an der Miene ihres Mannes, daß sie ihm einen bösen Christtag verschafft hatte; er suchte jedoch so viel als möglich, sich nicht merken zu lassen, was er gethan hatte, und was er meinte erfahren zu haben. Da er nun beschlossen hatte, die folgende Nacht bei der Hausthüre aufzupassen, ob der Priester kommen würde, so sagte er zu seiner Frau: „Ich werde heute den Abend und die Nacht an einem andern Orte zubringen. Sieh zu, daß Du die Hausthüre, die Treppen-

thüre und die Kammerthüre gut verschließest, und geh zu Bette, wenn es Zeit ist."

„Sehr wohl!" sprach die Frau, und ging, so bald sie Zeit fand, zu ihrer Mauerspalte. Auf ein gegebenes Zeichen stellte sich Filippo den Augenblick an seiner Seite ein. Sie erzählte ihm, was sie des Morgens gethan, und was ihr Mann ihr nach der Mahlzeit gesagt hatte. „Ich bin versichert (sprach sie), daß er nicht aus dem Hause gehen, sondern an der Thüre die Nachtwache halten wird. Suche demnach Mittel zu finden, über das Dach zu mir in's Haus zu kommen."

„Madonna, laßt mich nur machen", sprach der Jüngling, und war voller Freuden.

Wie der Abend kam, nahm der Eifersüchtige seinen Degen und verbarg sich heimlich in einem Kämmerchen im Erdgeschosse, dicht neben der Hausthüre. Die Frau vergaß nicht, alle Thüren zu verschließen; vor allen Dingen aber die Treppenthüre, damit ihr Eifersüchtiger nicht zu ihr herauf kommen könnte. Zu gelegener Zeit kam der junge Nachbar still und vorsichtig durch das Dachfenster zu ihr herunter, und beide genossen eine fröhliche Nacht, indeß dem Eifersüchtigen, der nichts zu Abend gegessen hatte, vor Hunger, Frost und Verdruß die Zähne klappten. Er blieb fast die ganze Nacht hindurch wach und unter den Waffen, und wartete auf den Priester. Wie schon der Morgen dämmerte, legte er sich endlich in dem Kämmerchen nieder, und schlief bis zur Stunde des Frühstücks. So bald die Hausthüre offen war, stand er auf, und stellte sich, als ob er erst eben zu Hause käme, ging hinauf in seine Zimmer, und frühstückte. Bald nachher schickte er einen Knaben zu seiner Frau, der sich für den Chorknaben des Priesters, bei dem sie gebeichtet hätte, ausgeben, und sich erkundigen mußte, ob der Bewußte wieder bei ihr gewesen wäre.

Die Frau kannte den Abgesandten recht gut, und gab ihm zur Antwort: der Bewußte sei in der vorigen Nacht nicht gekommen, und wenn er noch öfter ausbliebe, so wäre es möglich (so leid ihr das auch sein würde), daß sie ihn gar vergäße.

Kurz, der Eifersüchtige fuhr noch einige Nächte fort, an der Thüre zu warten, um den Priester zu ertappen, und die Frau versäumte unterdessen nicht, sich mit ihrem Liebhaber gütlich zu thun. Endlich konnte der Eifersüchtige sich nicht länger halten, und fragte mit zorniger Miene seine Frau, was sie dem Priester an jenem Morgen in der Beichte gesagt hätte

Sie gab zur Antwort: sie würde es ihm nicht sagen, weil es weder ehrbar, noch geziemend wäre, es ihn wissen zu lassen.

„Gottloses Weib (fuhr er sie an)! Ich weiß, Trotz Dir, was Du ihm gebeichtet hast, und nun will ich durchaus wissen, wer der Priester ist, in den Du Dich vergafft hast, und der durch seine Zauberei alle Nächte bei Dir schläft. Gestehe mir's, oder ich zerschneide Dir jede Ader am Leibe."

Die Frau antwortete: es wäre nicht wahr, daß sie einen Priester liebte.

„Was? (sprach der Mann) Hast Du ihm nicht so und so alles gesagt, wie Du ihm beichtetest?"

„Das konnte er Dir nur immer wieder erzählen (versetzte die Frau), und Du könntest es meinetwegen gerne selbst mit angehört haben. Freilich habe ich ihm das alles gesagt."

„Wohlan, so sage mir, wer dieser Priester ist, und sage es bald," sprach der Eifersüchtige.

Die Frau lachte, und gab ihm zur Antwort: „Es macht mir nicht wenig Spaß, daß ein kluger Mann sich von einem einfältigen Weibe bei der Nase führen läßt, wie ein Schaf zur Schlachtbank. Aber Du bist freilich nicht recht klug, und warest es nie, von dem Tage an, da Du Dich von dem verdammten Geiste der Eifersucht bethören ließest, ohne selbst zu wissen warum; und je thörichter und einfältiger Du Dich bewiesen hast, um desto weniger Ehre macht es mir, Dich überlistet zu haben. Meinst Du denn, mein Herr und Gemahl, daß ich an den Augen des Leibes so blind bin, wie Du an den Augen des Verstandes? Nein, das bin ich wahrlich nicht! Ich sah und wußte wohl, wer der Priester war, dem ich beichtete, und das warest Du selbst. Ich nahm mir aber vor, Dir zu geben, was Du haben wolltest, und ich gab es Dir. Wärest Du gescheidt gewesen, wie Du Dich dünkst, so hättest Du freilich nicht auf solche Art gesucht, hinter die Geheimnisse Deines guten Weibes zu kommen; Du hättest auch wohl, ohne Dir eitle und nichtige Grillen in den Kopf zu setzen, einsehen können, daß ich Dir die reine Wahrheit bekannte, ohne jedoch das Geringste wider Dich gesündigt zu haben. Ich sagte Dir, ich liebte einen Priester: Und hattest denn Du, den ich mehr liebe, als Du es verdienest, Dich nicht in einen Priester umgeschaffen? Ich sagte Dir, keine Thüre in meinem Hause könnte ihm den Weg versperren: Und welche Thüre hat Dich denn jemals zurückhalten können, wenn Du zu mir kommen wolltest? Ich

sagte, der Priester schliefe alle Nächte bei mir: Und welche Nacht hattest Du nicht bei mir geschlafen? So oft Du hernach Deinen Burschen zu mir sandtest, so manche Nacht bist Du nicht bei mir gewesen, wie Du selbst weißt; und eben so oft ließ ich Dir sagen, der Bewußte wäre ausgeblieben. Welcher Thor, außer Dir, der Du Dich von der Eifersucht hast verblenden lassen, hätte das alles nicht eingesehen? Ueberdies bist Du zu Hause geblieben, und hast an der Thüre Schildwacht gehalten, und mir glaubtest Du weiß zu machen, Du hättest anderswo zu Nacht gegessen und geschlafen. Bessere Dich doch endlich, und werde wieder ein Mann, wie Du gewesen bist, und mache Dich nicht zum Spott bei denen, die Dich kennen, wie ich Dich kenne, und laß diese finstere Miene fahren. Denn ich schwöre Dir bei Gott, wenn ich Dich zum Hörnerträger machen wollte, und Du hättest hundert Augen statt Deiner zwei, so würde ich wissen, meinen Willen durchzusetzen, ohne daß Du etwas davon gewahr würdest."

Der Eifersüchtige, welcher meinte, das Geheimniß seiner Frau so schlau ausgekundschaftet zu haben, merkte nun, daß sie ihn zum Besten gehabt hatte. Er erwiederte ihr kein Wort, und von der Stunde an hielt er sie für das beste und keuscheste Weib, und entsagte seiner Eifersucht in dem Augenblicke, da sie gegründet gewesen wäre, nachdem er sich ihr zur Unzeit überlassen hatte, so lange es nicht nöthig war. Das schlaue Weib hatte von der Zeit an fast freie Hand, sich ihrem Vergnügen zu überlassen, und sie brauchte nun nicht mehr ihren Liebhaber über die Dächer kommen zu lassen, wie die Katzen, sondern er konnte frei zur Thüre eingehen. Man sagt ihr nach, daß sie die Gelegenheit nicht immer ungenützt ließ, aber sich klug und vorsichtig dabei zu benehmen wußte.'

Sechste Erzählung.

Madonna Isabella erhält einen unvermutheten Besuch von Herrn Lambertuccio indem sie eben ihren Liebhaber Leonetto bei sich hat. Bald darauf kommt auch ihr Gemahl zu Hause. Lambertuccio muß ihm mit gezücktem Dolche entgegenlaufen und davon reiten, und ihr Gemahl begleitet den Leonetto nach Hause.

Fiammetta's Erzählung hatte jedermann außerordentlich gefallen, und alle erklärten, die junge Frau hätte so gehandelt, wie es ihr unver-

nünftiger Mann verdiente. Hierauf ward Pampinea von dem Könige aufgefordert.

„Es gibt einige Leute (sprach sie), welche behaupten, die Liebe raube den Menschen den Verstand, und mache die Verliebten fast zu Narren. Dies scheint mir eine thörichte Meinung zu sein, wie aus demjenigen schon genugsam erhellt, was bereits ist gesagt worden, und ich hoffe, es noch weiter zu beweisen.

In unserer Stadt, die an allen guten Dingen einen Ueberfluß hat, war eine junge, artige, und sehr schöne Dame, die Gemahlin eines edlen und wackern Rittersmannes. So wie man jedoch häufig findet, daß der Mensch sich nicht immer mit einerlei Speise begnügen kann, sondern bisweilen Veränderung liebt, so ward auch diese Dame ihres Gemahls überdrüssig, und verliebte sich in einen Jüngling, Namens Leonetto, der zwar von keiner vornehmen Herkunft, aber sehr artig und liebenswürdig war, und die Dame nicht weniger liebte. Da nun (wie Ihr wohl wißt) dasjenige, was von beiden Seiten gewünscht wird, selten unerfüllt bleibt, so währte es nicht lange, bis sie das Ziel ihrer Wünsche erreichten.

Die große Schönheit und Liebenswürdigkeit dieser Dame reizte indessen auch einen gewissen Rittersmann, Namens Lambertuccio, sich in sie zu verlieben; weil er ihr aber durchaus zuwieder und unausstehlich war, so konnte sie sich um alles in der Welt nicht überwinden, ihm geneigt zu werden. Nachdem er sie jedoch lange umsonst mit seinen Zudringlichkeiten verfolgt hatte, ließ er ihr endlich, als ein trotziger und mächtiger Mann drohen, sie zu beleidigen und zu beschimpfen, wenn sie ihm nicht Gehör gäbe. Da sie sein trotziges Wesen kannte, so ließ sie sich dadurch in Schrecken jagen, und ließ sich bewegen, seine Besuche anzunehmen.

Einmal, wie diese Dame, die sich Madonna Isabella nannte, die Sommermonate gewöhnlichermaßen auf dem Lande auf einem ihrer schönen Güter zubrachte, traf es sich, daß ihr Gemahl früh morgens ausritt, um sich einige Tage an einem andern Orte aufzuhalten. Sie ließ demnach ihren Leonetto kommen; der sich auch den Augenblick fröhlich einstellte. Messer Lambertuccio, welcher vernommen hatte, daß ihr Gemahl abwesend wäre, setzte sich indessen gleichfalls zu Pferde, ritt ohne Begleitung nach ihrem Schlosse, und klopfte an. Das Kammermädchen eilte, ihrer Frau, die mit Leonetto in ihrer Kammer war, Nachricht zu geben, daß Herr Lambertuccio da wäre. Seine Ankunft war zwar Frau Isa=

bella äußerst verdrießlich; weil sie sich aber vor ihm fürchten mußte, so bat sie den Leonetto, sich so lange hinter den Bett-Vorhängen zu verstecken, bis Lambertuccio sich wieder entfernte. Leonetto, der sich eben so sehr vor ihm fürchtete, wie die Dame, war froh, sich zu verstecken, worauf die Dame ihrem Mädchen befahl, den Herrn Lambertuccio einzulassen. Er stieg also im Hofe ab, band seinen Gaul an den Thorflügel und ging hinauf. Die Dame nahm eine vergnügte Miene an, empfing ihn oben an der Treppe mit so freundlichen Worten, als sie nur konnte, und fragte, was ihm beliebte.

Er umarmte und küßte sie, und sagte: „Ich hörte, daß Euer Gemahl nicht zu Hause wäre, meine Geliebte; darum bin ich gekommen, Euch ein wenig Gesellschaft zu leisten." Mit diesen Worten gingen sie zusammen in die Kammer, verschlossen die Thüre, und Messer Lambertuccio ließ sich's wohl bei seiner Dame sein. Plötzlich aber, und wider alle Vermuthung kam indessen ihr Gemahl zurück. So bald ihn die Zofe in der Nähe des Schlosses erblickte, eilte sie nach der Kammer ihrer Frau, und sagte: „Madonna, unser Herr ist zurückgekommen, und ich glaube, er ist schon unten im Hofe."

Die Dame, welche zwei Liebhaber im Hause hatte, und wußte, daß sie den Ritter nicht verbergen konnte, weil sein Gaul im Hofe stand, empfand einen tödtlichen Schreck über diese Nachricht. Sie sprang indessen geschwind auf, nahm auf der Stelle ihre Maßregeln, und sagte zu Messer Lambertuccio: „Messere! wenn Ihr einige Liebe für mich habt, und mir das Leben retten wollt, so befolget genau, was ich Euch sage: Zieht Euren Dolch, gebt Euch eine aufgebrachte Miene, lauft eilends die Treppe hinunter, und sprecht weiter nichts, als: „Beim Himmel, ich will ihn wohl anderswo zu finden wissen!" und wenn mein Gemahl Euch aufhalten, oder etwas fragen wollte, so antwortet ihm nichts, sondern schwingt Euch auf's Pferd, und reitet unverweilt davon."

Lambertuccio gehorchte, zog seinen Dolch, und da ihn die Ankunft des Ehemanns verdrießlich genug machte, und ihm auch noch aus andern Ursachen das Blut in's Gesicht gestiegen sein mochte, so erfüllte er die Absicht der Dame nach ihrem Wunsche. Ihr Gemahl war schon abgestiegen, und hatte sich verwundert, den Gaul im Hofe zu finden; und er war eben im Begriffe, die Treppe hinauf zu gehen, wie ihm Lambertuccio entgegen kam. Er war erstaunt über seine Worte und Miene, und fragte: „Was

soll das bedeuten, Herr Lambertuccio?" Aber Lambertuccio hatte schon den Fuß im Bügel, schwang sich auf, und sagte, indem er davon sprengte, nichts weiter als: „Ich will ihn, bei Gott! wohl anderswo finden."

Wie der Rittersmann hinauf kam, fand er seine Gemahlin fast athemlos vor Schrecken oben an der Treppe. „Was hat das zu bedeuten (sprach er), daß Lambertuccio solche wüthende Drohungen ausstößt?"

Die Dame antwortete ihm (indem sie sich der Kammerthüre nahete, damit Leonetto ihre Worte hören könnte): „Ach mein Lieber! Ich war in meinem Leben noch nicht so erschrocken. Ein junger Mensch, den ich nicht kenne, und den Messer Lambertuccio mit gezücktem Dolche verfolgte, hat sich eben hier in's Haus geflüchtet. Zufälligerweise fand er diese Kammerthüre offen, und flehte mit bebender Simme: „Madonna, steht mir um Gotteswillen bei, daß man mich nicht vor Euren Augen umbringt." Ich stand auf, und wollte ihn fragen, wer er wäre und was ihm fehlte; da kam Herr Lambertuccio ihm auf dem Fuße nach, und rief: „Wo bist Du, Nichtswürdiger?" Ich stellte mich ihm an der Kammerthüre entgegen, und hielt ihn ab, daß er nicht hinein ginge; und er hatte doch noch so viel Rücksicht, wie er sahe, daß ich ihn nicht einlassen wollte, daß er sich nach einigem Wortwechsel wieder entfernte, wie Du wohl gesehen hast."

„Du hast wohl gethan, meine Liebe (sprach der Mann). Es wäre Schande für uns gewesen, wenn Jemand in unserm Hause wäre erschlagen worden, und es war sehr unbescheiden von Lambertuccio, Jemand zu verfolgen, der zu uns seine Zuflucht genommen hatte."

Er fragte hierauf nach dem Jüngling; und sie antwortete: „Ich weiß nicht, wo er sich mag versteckt haben."

„Wo bist Du? (rief der Ritter) Komm jetzt nur getrost her."

Leonetto, der alles gehört hatte, kam zitternd zum Vorschein; denn ihm war in der That Angst genug geworden. Der Ritter fragte ihn: „Was für Händel hast Du mit Lambertuccio gehabt?"

„Keine in der Welt, gestrenger Herr (antwortete der Jüngling). Ich glaube vielmehr, er muß entweder nicht recht bei Sinnen sein oder er muß mich für einen andern gehalten haben. Denn so wie er mich hier nicht weit von Eurem Schlosse nur gewahr ward, zog er gleich seinen Dolch und sagte: „Nichtswürdiger, Du bist des Todes!" Ich fragte nicht lange, warum; sondern floh, so schnell ich konnte, hier herein, wo mir Gottes Gnade und diese edle Fcau das Leben gerettet haben."

„Sei nur nicht mehr bange (sprach der Schloßherr). Ich will Dich sicher und gesund nach Deinem Hause schaffen, und dann magst Du selbst Deine Sache weiter mit ihm ausmachen."

Er behielt ihn hierauf bei sich zum Abendessen, ließ ihm ein Pferd satteln und begleitete ihn nach der Stadt und nach Hause. Hier ging der Jüngling (wie ihm die Dame empfohlen hatte) noch denselben Abend zum Lambertuccio, und sagte ihm so viel, als er zu wissen nöthig hatte, um dem Handel (von welchem noch viel gesprochen ward) einen solchen Anstrich zu geben, daß der Rittersmann nie etwas von dem Streiche erfuhr, den ihm seine Gemahlin gespielt hatte."

Siebente Erzählung.

Lodovico macht Frau Beatrice eine Liebeserklärung. Sie schickt ihren Mann in ihrer Kleidung in den Garten, und läßt den Lodovico unterdessen seinen Platz einnehmen; welcher hernach aufsteht und den Gemahl im Garten abprügelt.

Madonna Isabella's schnelle Erfindung ward von Jedermann in der Gesellschaft als ein kleines Wunderwerk betrachtet. Doch Filomena, welcher der König aufgetragen hatte, Pampinea zu folgen, sagte: Ich will Euch, meine lieben Mädchen, den Augenblick ein Gegenstück dazu liefern, das (wenn ich mich nicht irre) nicht weniger artig ist.

„In Paris war einmal ein florentinischer Edelmann, den seine zerrütteten Umstände gezwungen hatten, ein Kaufmann zu werden, und das Glück war ihm bei seinen Geschäften so günstig gewesen, daß er ein sehr reicher Mann geworden war. Er hatte mit seiner Frau nur einen einzigen Sohn, Namens Lodovico; weil er nun wünschte, daß dieser, seiner Geburt gemäß als ein Edelmann, und nicht als Kaufmann sollte erzogen werden, so hatte er ihn nie in eine Handlung geben wollen, sondern ihn mit andern jungen Edelknaben am Hofe des Königs von Frankreich Dienste nehmen lassen; woselbst er seine Sitten sehr vortheilhaft gebildet und viel Gutes gelernt hatte. Während dieser Zeit kamen einmal einige Edelleute, die eben von einer Wallfahrt nach dem heiligen Grabe zurückkehrten, in eine Gesellschaft junger Leute, bei welcher sich auch Lodovico befand; und indem sie von den schönen Frauen in Frankreich, England und andern Ländern sprachen, behauptete einer von ihnen, daß es auf dem weiten Rund

der Erde, unter allen Frauen, die er gesehen hätte, keine schönere gäbe, als Madonna Beatrice, die Gemahlin des Egano Galuzzi in Bologna. Eben dieses bestätigten auch alle seine Reisegefährten, die mit ihm in Bologna gewesen waren, einstimmig. Lodovico, der dieses hörte und noch nie geliebt hatte, ward durch diese Beschreibung so neugierig gemacht, sie zu sehen, daß er mit keinem andern Gedanken umging und es sich fest vornahm, nach Bologna zu reisen, um sie kennen zu lernen und daselbst zu bleiben, wenn sie ihm gefiele. Er gab demnach gegen seinen Vater vor, daß er nach dem heiligen Grabe wallfahrten wollte, und erhielt die Erlaubniß dazu nicht ohne viele Schwierigkeit. Unter dem angenommenen Namen Anichino kam er nach Bologna, und das Glück fügte es so, daß er schon am folgenden Tage bei einem öffentlichen Feste Beatrice zu sehen bekam, die er noch weit schöner fand, als er sie sich vorgestellt hatte, und sich deswegen vornahm, Bologna nicht zu verlassen, bis er ihre Liebe gewönne. Nachdem er sich lange über die Mittel bedacht hatte, seinem Endzweck näher zu kommen, däuchte ihn endlich das Beste zu sein, bei ihrem Gemahl Dienste zu nehmen, welcher eine sehr zahlreiche Dienerschaft unterhielt. Er verkaufte demnach seine Pferde und Sachen, brachte seine Leute gehörig unter und befahl ihnen, sich nie merken zu lassen, daß sie ihn kennten. Hierauf machte er Rechnung mit seinem Wirthe und entdeckte ihm, daß er wohl Lust hätte, bei einem guten Herrn in Dienste zu gehen.

Der Wirth gab ihm zur Antwort: „Du scheinst mir gerade der Mann zu sein, den ein gewisser Edelmann in dieser Stadt, Namens Egano, sich wohl wünschen würde. Er hält viele Diener, und sieht es gern, daß sie alle so manierlich in ihrem Betragen sind, wie Du bist: Ich will mit ihm davon sprechen."

Er hielt ihm auf der Stelle Wort und brachte es auch gleich bei der ersten Unterredung dahin, daß Egano den Anichino in seine Dienste nahm; welches diesem sehr erfreulich war. Wie er nun bei diesem angestellt ward und öftere Gelegenheit hatte, seine Gebieterin zu sehen, ließ er es sich angelegen sein, seinen Herrn so aufmerksam zu bedienen, daß er seine Liebe bald in einem solchen Grade gewann, daß er nichts ohne ihn vornahm, und ihm alle seine Angelegenheiten anvertrauete.

Einmal, wie Egano auf die Reigerbeize geritten, und Anichino zu Hause geblieben war, setzte sich Beatrice (die zwar von seiner Liebe noch nichts ahnete, aber an seinen Manieren vielen Gefallen fand, und ihm des-

wegen sehr gut war) mit ihm zum Schachspiel, und Anichino, um ihr Vergnügen zu machen, wußte es sehr geschickt so einzurichten, daß sie gewann; worüber sie große Freude hatte. Während des Spieles hatten sich die weiblichen Bedienten eine nach der andern entfernt; und so bald sie Beide allein waren, holte Anichino einen tiefen Seufzer.

„Was ist Dir, Anichino (fragte Beatrice traulich). Ist es Dir so leid, daß ich Dir abgewinne?“

„Ach Madonna! (antwortete Anichino) eine viel wichtigere Sache hat mir diesen Seufzer ausgepreßt.“

„So sage sie mir, wenn Du mich lieb hast,“ versetzte Beatrice.

Ein noch tieferer Seufzer, als der erste, entfuhr dem Anichino, wie er die Worte: wenn Du mich lieb hast, von Derjenigen hörte, die er über Alles liebte. Beatrice bat ihn deswegen nochmals, ihr zu sagen, worüber er seufzte.

„Madonna (erwiederte Anichino), ich fürchte, Ihr würdet mir zürnen, wenn ich es Euch sagte, und ich muß besorgen, daß Ihr es einer andern Person wieder sagen würdet.“

„Ich verspreche Dir (versetzte sie), daß ich es nicht übel nehmen will, und Du kannst versichert sein, daß ich ohne Deinen Willen von demjenigen, was Du mir entdeckest, nie einem Andern etwas wieder sagen werde.“

„Wenn Das ist, so will ich es Euch gestehen“ sprach Anichino und fast traten ihm die Thränen in die Augen, wie er ihr erzählte wer er wäre, was er von ihr gehört hätte, und wo und wie er verliebt in sie geworden wäre, und deswegen Dienste bei ihrem Gemahl genommen hätte. Zugleich bat er sie demüthig, Mitleiden mit ihm zu haben, und seiner eben so feurigen, als verschwiegenen Liebe Gehör zu geben (wenn es möglich wäre); oder wenn sie sich dazu nicht entschließen könnte, ihm wenigstens zu vergönnen, sie ferner in seinem bisherigen Verhältnisse zu verehren.

O Du ausbündige sanfte Wärme des Bolognesischen Blutes! wie liebenswürdig hast Du Dich immer in solchen Fällen ausgezeichnet! Nie konntest Du Dein Auge weiden an den Thränen, an den Seufzern der Liebenden; nie warest Du taub gegen zärtliche Bitten; sondern mit gütiger Herablassung kamst Du jederzeit den Wünschen der aufrichtigen Liebe entgegen: wäre ich nur im Stande, Dich nach Verdienst zu rühmen, so würde mein Mund nie von Deinem Lobe schweigen.

Das sanfte Weib verwandte keinen Blick von Anichino, indem er sprach, und da sie seinen Worten unbezweifelten Glauben beimaß, so wirkte die Liebe durch seine Bitten so mächtig auf ihr Herz, daß auch sie sich bewegt fühlte und mit mehr als einem Seufzer ihm zur Antwort gab: „Sei getrost, lieber Anichino! Mich haben zwar bisher weder Geschenke, noch Verheißungen, weder Bitten, noch Schmeicheleien, von Rittern und Herren, oder von andern Personen, zur Liebe reizen können, obwohl ich genug Anfechtungen von dieser Art gehabt habe; aber Du hast mich durch Deine Worte in diesen wenigen Augenblicken mehr zu der Deinigen gemacht, als ich mir selbst gehöre. Ich halte Dich meiner Liebe vollkommen werth und will sie Dir gewähren, und ich verspreche Dir, ehe die künftige Nacht zu Ende geht, Dich die Früchte derselben genießen zu lassen. Komm um Mitternacht in meine Kammer; Du wirst die Thüre offen finden. Tritt an meine Seite des Bettes, und wenn ich ja eingeschlummert wäre, so wecke mich nur mit einer leisen Berührung, und erwarte von mir den Lohn Deiner langen Sehnsucht."

Ein zärtlicher Kuß besiegelte ihr Versprechen und endigte die Unterredung. Anichino ging weg, um seine Geschäfte zu besorgen und erwartete mit zärtlicher Ungeduld die kommende Nacht. Egano kam von seiner Jagd zurück und weil er müde war, ging er bald nach dem Abendessen zu Bett und seine Gemahlin folgte ihm und ließ die Kammerthüre offen. Anichino kam um die bestimmte Zeit; trat leise in die Kammer und das Bett, und legte die Hand auf die Brust der Dame, die er noch wachend antraf. Sie faßte mit ihren beiden Händen die seinige und hielt ihn fest. Hierauf warf sie sich so lange im Bette hin und her, bis ihr Gemahl erwachte. Wie er wach war, sagte sie zu ihm: „Ich wollte Dich gestern Abend nicht im Gespräch aufhalten, weil ich glaubte, daß Du müde wärest. Aber sage mir doch jetzt, ich bitte Dich, wen hältst Du wohl unter allen Deinen Dienern für den treuesten, und für denjenigen, der Dir am meisten ergeben ist?"

„Was willst Du mit dieser Frage sagen, Frau? (sprach Egano). Weißt Du das nicht selbst? Ich glaube nicht, daß ich jemals einen treueren Bedienten gehabt habe oder noch habe, auf welchen ich mehr Vertrauen setzte oder ihn lieber hätte, als Anichino. Aber noch einmal, warum thust Du diese Frage?"

Wie Anichino fand, daß Egano wachte, und wie er hörte, daß von

ihm die Rede war, suchte er mehr als einmal, seine Hand wegzuziehen und sich zu entfernen, weil er fürchtete, die Dame wollte ihn verrathen; allein sie hielt ihn so fest, daß er sich nicht loswinden konnte. Sie antwortete ihrem Gemahl: „Ich glaubte ebenfalls, daß es sich so verhielte, wie Du sagst, und daß er Dir treuer wäre, als irgend ein anderer; allein er selbst hat mir die Augen geöffnet. Denn wie Du heute auf die Jagd geritten warest, blieb er zu Hause, und wie er glaubte, seine Gelegenheit wahrzunehmen, war er so unverschämt, mir einen Liebesantrag zu thun. Um mich der Mühe zu überheben, Dich davon weitläuftig zu überführen, stellte ich mich, als ob ich in sein Begehren willigte und versprach ihm, um Mitternacht in den Garten zu kommen und ihn unter dem Fichtenbaume zu erwarten. Du kannst wohl denken, daß ich nicht Lust habe, ihm Wort zu halten. Willst Du aber die Treue Deines Dieners auf die Probe stellen, so brauchst Du nur einen von meinen Röcken anzulegen, meinen Schleier über den Kopf zu werfen und ihn im Garten zu erwarten; ich glaube nicht, daß er ausbleiben wird."

„Das will ich doch wirklich sehen!" sprach Egano; stand auf, zog einen Unterrock seiner Frau an, hüllte sich in ihren Schleier und ging in den Garten, um unter dem Fichtenbaume auf Anichino zu warten. Kaum war er hinausgegangen, so verriegelte sein Weibchen die Thüre. Anichino, der die größeste Angst von der Welt ausgestanden; der sich immer aus den Händen der Dame loszuwinden gesucht, und hunderttausendmal sie, und seine Liebe, sich selbst, und seine Leichtgläubigkeit verwünscht hatte, war nunmehr außer sich vor Wunder und Wonne, und eilte in die Arme seiner schlauen Geliebten, die ihn mit den süßesten Freuden beglückte. Nachdem sie eine geraume Zeit zusammen zugebracht hatten, und die Dame glaubte, daß es für Anichino Zeit wäre, sich weg zu begeben, sagte sie zu ihm: „Jetzt, mein Lieber, versieh Dich mit einem tüchtigen Stocke, geh in den Garten, und stelle Dich, als wenn Du meinen Mann für mich hieltest, und mich mit Deinem Liebesantrage nur hättest in Versuchung führen wollen. Ueberhäufe ihn mit Vorwürfen und präge sie ihm ein mit dem Knüttel, es wird uns zu nicht geringem Nutzen und Vergnügen gereichen."

Anichino stand auf, nahm einen schwanken Weidenstock mit und ging in den Garten. Wie er sich dem Fichtenbaume näherte und Egano ihn gewahr ward, ging ihm dieser entgegen, als wenn er ihn mit Freuden empfangen wollte.

„Ehrvergessenes Weib! (schrie Anichino ihn an) Bist Du denn wirk-

lich gekommen, und hast geglaubt, daß es mir jemals einfallen könnte, die Schandthat an meinem Herrn zu begehen? Aber warte, Du sollst mir tausendmal Dein böses Stündlein verfluchen, das Dich hergeführt hat.' Damit erhob er seinen Stecken und fing an, dem Egano die Schultern damit zu messen. Kaum hörte dieser seine Worte und fühlte den Knüttel, so lief er, ohne einen Laut von sich zu geben, aus Leibeskräften davon. Anichino verfolgte ihn und rief noch immer: „Daß Dich der Himmel züchtige, Du lasterhaftes ehrloses Weib! Warte nur, ich will morgen Deinem Gemahl Deine Streiche erzählen."

Egano, der ein paar gute Hiebe davon getragen hatte, eilte nur, so geschwind als möglich in seine Kammer zurückzukommen, und seine Frau empfing ihn mit der Frage, ob Anichino sich eingestellt hätte.

„Ich wollte, daß er weggeblieben wäre (sprach Egano). Er hielt mich für Dich und hat mir mit einem Knüttel die Rippen weich gedroschen, und mir alle möglichen Schmähworte gesagt, die man einem niederträchtigen Weibe nur sagen kann. Es wunderte mich auch wahrlich, daß er Dir einen solchen Antrag sollte gethan haben, in der ernstlichen Absicht, mich zu beleidigen; aber Dein munteres und fröhliches Wesen hat ihn vermuthlich auf den Einfall gebracht, Dich in Versuchung zu führen."

„Gott sei Dank (sprach Beatrice), daß er mich nur mit Worten und Dich mit der That versucht hat! Er wird gewiß denken, daß ich die Worte geduldiger vertrage, als Du die Werke. Weil er Dir denn wirklich so treu ist, so müssen wir ihn lieb haben und in Ehren halten."

„Du hast Recht," sprach Egano, und glaubte von nun an, vollgültige Beweise empfangen zu haben, daß er die keuscheste Frau und den treuesten Diener hätte, deren sich jemals ein Biedermann erfreuen könnte. Er selbst scherzte hernach noch oft mit seiner Gemahlin und mit Anichino über diesen Auftritt, und diese gewannen dadurch mehr bequeme Gelegenheiten, als sie sonst vielleicht gefunden hätten, um ihre Wünsche zu befriedigen, so lange sich Anichino noch bei seinem Herrn in Bologna verweilte.

Achte Erzählung.

Arriguccio wird eifersüchtig auf seine Frau. Er wird gewahr, daß sie sich des Nachts einen Bindfaden an die große Zehe gebunden hat, mit welchem ihr Liebhaber ihr seine Ankunft zu erkennen gibt. Indem er diesen verfolgt, legt seine Frau ihre Magd an ihrer Statt ins Bett, wo ihr Mann sie prügelt und ihr das Haar abschneidet; und hierauf die Brüder seiner Frau herbeiruft. Diese finden aber seine Behauptung unwahr und machen ihn herunter.

Jedermann war der Meinung, Beatrice hätte ihrem Gemahl gar zu boshaft mitgespielt, und dem Anichino müßte sehr eng um das Herz geworden sein, wie die Dame ihn bei der Hand fest hielt und in seiner Gegenwart ihrem Manne erzählte, daß er sich um ihre Liebe beworben hätte.

Wie der König fand, daß Filomena geendigt hatte, sprach er zu Neifila: „Erzähle Du jetzt Deine Geschichte. Neifila lächelte und sagte: „Schöne Freundinnen, es wird mir zwar schwer werden, Euch mit einer so hübschen Erzählung zu vergnügen, wie diejenigen, die Ihr bisher gehört habt; doch hoffe ich mit Gottes Hülfe mich meiner Pflicht noch so ziemlich zu entledigen.

Wisset demnach, daß einst in unserer Stadt ein sehr reicher Kaufmann wohnte, Namens Arriguccio Berlinghieri, der sich thörichterweise einfallen ließ (was auch heutiges Tages die Kaufleute bisweilen zu thun pflegen), sich durch eine Frau adeln zu wollen, und deswegen ein junges adeliges Fräulein heiratete, das sich wenig für ihn paßte und Madonna Sismonda hieß. Weil er nun, wie die Kaufleute gewohnt sind, seiner Geschäfte wegen viel aus dem Hause ging und wenig bei ihr war, so verliebte sie sich unterdessen in einen jungen Cavalier, Namens Ruberto, welcher sie schon seit langer Zeit geliebt hatte. Wie sie nun mit ihm einverstanden war und vielleicht aus übergroßer Liebe ihr Verständniß nicht geheim genug hielt, so ward Arriguccio (er mochte nun wirklich etwas erfahren haben oder nicht) auf einmal zum eifersüchtigsten Menschen von der Welt, ging fast gar nicht mehr aus dem Hause und dachte auf nichts anders, als wie er seine Frau mit der größesten Sorgfalt bewachen wollte; ja, er konnte keinen Abend eher ruhig einschlafen, bis er sie vorher in's Bett hatte steigen gesehen. Der jungen Frau war dieses höchst peinlich, weil sie nunmehro ihren Ruberto auf keine Weise sprechen konnte. Nachdem sie lange Zeit hin und her gedacht hatte, auf welche Art sie wieder mit ihm zusammen

kommen könnte (warum er sie so oft flehentlich bitten ließ), so fiel ihr endlich ein (da ihr Schlafzimmer an der Straße lag und da sie bemerkt hatte, daß ihr Mann zwar erst spät einzuschlafen pflegte, daß er aber auch nachher so fest schlief, wie ein Stein), daß sie ihren Ruberto um Mitternacht an die Hausthüre bestellen, ihm die Thüre selbst öffnen und sich eine Zeit lang mit ihm unterhalten könnte, indeß ihr Mann schliefe. Und damit sie wissen könnte, wenn er käme, ohne daß jemand anders etwas davon merkte, so kam sie auf den Einfall, einen Bindfaden mit dem einen Ende bis auf die Straße hinunter zu lassen, und das andere Ende längs dem Fußboden bis an ihr Bette zu leiten und es unter der Decke an ihre große Fußzehe zu befestigen. Dem Ruberto that sie zu wissen, er sollte, wenn er käme, an dem Bindfaden ziehen; wenn ihr Mann schliefe, so würde sie den Faden gehen lassen; wenn er aber wachte, so würde sie ihn fest halten und an sich ziehen, damit er nicht unnützerweise warten möchte. Ruberto fand den Einfall sehr gut und pflegte oft den Versuch zu machen; da er denn bisweilen eingelassen ward, bisweilen wieder weggehen mußte. Endlich, nachdem sie dieses Kunststück oft wiederholt hatten, traf es sich einmal, daß Frau Sismonda eingeschlafen war, und daß Arriguccio, der noch wachte, ein Bein ausstreckte und von ungefähr den Bindfaden fühlte. Er streckte die Hand darnach aus und fand, daß der Faden an der Zehe seiner Frau befestigt war. „Dahinter steckt ein Schelmstück," dacht' er, und fand bei weiterer Untersuchung, daß der Bindfaden zum Fenster hinausging. Den Augenblick schnitt er behende das Ende, welches nach dem Bette ging, ab und knüpfte es an seine eigene Zehe, um zu erfahren, was es damit zu bedeuten hätte. Es währte auch nicht lange, so kam Ruberto und zog nach seiner Gewohnheit an dem Bindfaden. Arriguccio fühlte es, und weil er den Faden nicht recht fest gebunden hatte und Ruberto etwas stark zupfte, so ging diesem der Faden in die Hand und er hielt es für ein Zeichen, daß er warten sollte. Arriguccio stand geschwind auf, nahm seinen Degen und lief nach der Thüre, um zu sehen, wer da wäre, und um ihn übel zu empfangen. Arriguccio war, seines Kaufmannsstandes ungeachtet, ein tapferer Degen und ein rüstiger Mann. Wie er hinunter kam, mochte er wohl die Thüre nicht so leise geöffnet haben, wie seine Frau zu thun pflegte. Ruberto merkte demnach Unrath und nahm schnell die Flucht, und Arriguccio setzte ihm nach. Wie Ruberto schon eine gute Strecke gelaufen war und Arriguccio nicht abließ, ihn zu verfolgen, zog endlich jener, der ebenfalls

bewaffnet war, seinen Degen und bot ihm die Spitze, so daß es zwischen ihnen zum Gefechte kam.

Frau Sismonda war unterdessen erwacht, indem Arriguccio die Kammerthüre geöffnet hatte, und wie sie merkte, daß der Bindfaden von ihrer Zehe abgeschnitten war, zweifelte sie keinen Augenblick, daß ihr Kunststück entdeckt wäre. Wie sie vollends hörte, daß Arriguccio dem Ruberto nachlief, sprang sie schnell aus dem Bette, und da sie leicht errathen konnte, was weiter die Folge sein würde, so rief sie ihre Magd, die um ihr ganzes Geheimniß wußte, und beredete sie mit vielen Bitten, sich an ihrer Statt in's Bett zu legen und sich ja nicht zu erkennen zu geben, sondern die Schläge, die ihr Mann ihr geben würde, geduldig hinzunehmen; wofür sie ihr versprach, sie so reichlich zu belohnen, daß sie nicht Ursache haben sollte, sich zu beklagen Hierauf löschte sie das Licht in der Kammer aus und verbarg sich in einem Winkel, um den Ausgang abzuwarten.

Ueber dem Scharmützel zwischen Arriguccio und Ruberto kamen inzwischen die Nachbaren zu Gange und fingen an, über den Lärm zu schelten. Arriguccio, der nicht gern erkannt sein wollte, ließ deswegen von seinem Gegner ab, ehe er noch hatte erfahren können, wer er wäre, und ohne ihn beschädigt zu haben, und ging zornig und unmuthig wieder nach Hause. „Wo bist Du, schändliches Weib?“ rief er, wie er in das finstere Zimmer trat; „Du hast wohl das Licht ausgelöscht, damit ich Dich nicht finden sollte; allein Du betrügst Dich.“ Mit diesen Worten ging er an das Bett, wo er seine Frau zu finden meinte, und machte sich an die Magd, die er mit Händen und Füßen dermaßen bearbeitete, daß er ihr das Gesicht blutrünstig und den ganzen Leib voll Brauschen und Beulen schlug. Endlich schor er ihr alles Haar vom Kopfe und belegte sie dabei mit allen erdenklichen Schimpfnamen. Die arme Magd heulte erbärmlich (und hatte wahrlich auch Ursache dazu); allein obwohl sie sich nicht enthalten konnte, bisweilen zu wehklagen und um Barmherzigkeit zu bitten, so geschah es doch vor Thränen und Schluchzen mit so gebrochener Stimme, und Arriguccio war zugleich von seiner Wuth so betäubt, daß er nicht unterscheiden konnte, ob er seine Frau oder eine andere unter seinen Händen hätte. Wie er sie nach Herzenslust durchgeprügelt und beschoren hatte, sprach er: „Ich will nicht länger Hand an Dich legen, schändliches Weib! sondern ich will Deine Brüder holen und will ihnen Deine treffliche Aufführung erzählen. Sie mögen Dich hernach mitnehmen und mit Dir machen, was sie ihrer eigenen

Ehre am angemessensten halten. Hier im Hause sollst Du mir nimmermehr bleiben."

Mit diesen Worten eilte er aus der Kammer, schloß die Thüre zu und ging aus dem Hause. Sobald Frau Sismonda, die alles angehört hatte, merkte, daß ihr Mann fortgegangen war, öffnete sie die Kammer, zündete wieder Licht an, und fand ihre Magd ganz zerschlagen und in Thränen schwimmend. Sie tröstete sie nach bestem Vermögen und brachte sie nach ihrer Kammer, wo sie sie heimlich warten und verpflegen ließ, und sie hernach auf Arriguccio's Kosten reichlich belohnte. Sobald die Magd fortgeschafft war, machte sie das Bett wieder auf, als ob noch Niemand darin gelegen hätte, zündete die Glaslampe in der Halle an, kleidete sich völlig wieder, als ob sie noch nicht im Bett gewesen wäre, und setzte sich mit ihrem Nähzeuge im Saale ganz ruhig an ihre Arbeit, in der Erwartung, wie die Sache weiter ablaufen würde.

Arriguccio war ohne alle Begleitung, so schnell er konnte, zu seinen Schwägern geeilt, wo er so lange anklopfte, bis man ihm aufmachte. Seine Schwäger, deren drei waren, standen auf, wie sie seine Stimme hörten, ließen Licht bringen und gingen zu ihm, und fragten, was ihn so allein und um diese Stunde zu ihnen führte. Er erzählte ihnen Alles, was vorgefallen war, von dem Bindfaden an, den er an die Zehe seiner Frau geknüpft gefunden, bis zu demjenigen, was er hernach gesehen und gethan hätte, und um sie durch den Augenschein zu überführen, gab er ihnen das Haar in die Hände, das er ihr, wie er sagte, abgeschnitten hatte. Er beschloß mit der Bitte, sie möchten ihre Schwester abholen und mit ihr vornehmen, was ihre eigene Ehre ihnen geböte; indem er sie nicht einen Augenblick länger in seinem Hause behalten wollte.

Sismonda's Brüder entrüsteten sich gewaltig über Das, was sie hörten, und weil sie an der Wahrheit desselben nicht zweifelten, wurden sie gegen ihre Schwester so aufgebracht, daß sie unverzüglich Fackeln anzünden ließen und mit Arriguccio nach seinem Hause gingen, in der Absicht, eine schwere Rache an ihrer Schwester auszuüben. Ihre Mutter ließ sich nicht abhalten, mit ihnen zu gehen; sie zerfloß in Thränen und bat bald den einen, bald den andern ihrer Söhne, nicht sogleich Alles unbedingt zu glauben, bis sie selbst mehr von der Sache gesehen und gehört hätten; weil der Ehemann vielleicht aus anderen Bewegungsgründen einen Unwillen auf seine Frau könne geworfen und sie übel behandelt haben. Sie setzte hinzu, sie wäre um

desto mehr verwundert, dergleichen Dinge von ihrer Tochter zu hören, da sie ihre Gesinnungen kennte, sie selbst von Kindesbeinen an erzogen hätte und was dergleichen Reden mehr waren.

Wie sie nach Arriguccio's Hause kamen und die Treppe hinauf gingen, fragte Sismonda: „Wer kommt da?"

„Du sollst schon gewahr werden, wer kommt, Du Ehrvergessene!" sprach einer von ihren Brüdern.

„Hilf Himmel! was giebts denn?" sprach Sismonda, stand auf und ging ihren Brüdern entgegen und sagte: „Seid willkommen, meine Brüder; wie kommt Ihr alle drei um diese Stunde der Nacht zu mir?"

Die Brüder, die sie an ihrem Nähtische fanden, da ihnen doch Arriguccio erzählt hatte, daß er sie ganz zerprügelt hätte, stutzten und hielten ihren Zorn zurück, und fragten, wie es um Dasjenige stände, worüber sich Arriguccio beklagte; doch drohten sie ihr zugleich ernstlich mit ihrer Ahndung, wofern sie ihnen nicht die reine Wahrheit sagte.

„Ich begreife gar nicht, was Ihr von mir wissen wollt, oder weswegen Arriguccio sich über mich kann beklagt haben," versetzte Sismonda.

Arriguccio, der nicht anders wußte, als daß er ihr das Gesicht übel zerschlagen und zerkratzt hätte, stand und gaffte sie an, als wenn er närrisch geworden wäre, weil er nicht begreifen konnte, wie es zuginge, daß von dem allen keine Spur zu sehen war. Kurz, die Brüder sagten ihr Alles, was Arriguccio ihnen erzählt hatte, von dem Bindfaden, von den Prügeln und von Allem, was dazu gehörte.

„Himmel, was muß ich von Dir hören, Mann (rief Frau Sismonda)! Wie fällt es Dir ein, mich zu Deiner eigenen Schande als ein lasterhaftes Weib zu schildern, da ich es nicht bin, und Dich selbst als einen grausamen Wütherich, da Du es doch gleichfalls nicht bist? Wenn hast Du gestern Abend auch nur einen Fuß in Dein Haus gesetzt und noch weniger in meine Kammer? Oder wenn hättest Du mich geschlagen? Ich zum wenigsten weiß von dem Allen nichts."

„Was? (rief Arriguccio) Kannst Du es leugnen, treuloses Weib! daß wir zusammen zu Bette gegangen sind? Kam ich nicht wieder dahin zurück, nachdem ich Deinem Liebhaber nachgelaufen war? Und habe ich nicht, wie ich wieder kam, Dich geprügelt und Dir das Haar abgeschoren?"

„In diesem Hause (antwortete Sismonda) bist Du gestern Abend gewiß nicht zu Bette gegangen. Doch ich will dies beiseite setzen, weil ich

keinen andern Beweis darüber beibringen kann, als die wahren Worte, die ich spreche. Du sagst aber, Du habest mich geschlagen und mir das Haar abgeschnitten. Es ist nicht wahr, daß Du mich geschlagen hast. Laß Alle, die hier sind, mich betrachten, und sieh Du mich selbst an, ob ich ein Maal von Schlägen an meinem ganzen Leibe habe. Ich wollt es Dir auch wahrlich nicht rathen, Deine Hand an mich zu legen, wenn Du nicht wolltest, daß ich Dir die Augen auskratzen sollte. So viel ich weiß und mich besinne, hast Du mir auch das Haar nicht abgeschnitten; doch wer weiß, vielleicht hast Du es gethan, ohne daß ich es merkte. Laß doch sehen, ob Du es gethan hast, oder nicht.“ Mit diesen Worten nahm sie ihren Schleier ab, und zeigte ihren Haarwuchs voll und unversehrt.

„Was sagst Du dazu, Arriguccio? (sprachen jetzt die Brüder und die Mutter zu ihm.) Das stimmt nicht mit Demjenigen überein, was Du behauptetest gethan zu haben, und wir sehen nicht ein, wie Du Deine übrige Erzählung wahr machen willst.“

Arriguccio wußte nicht, ob er träumte oder wachte. Er wollte weiter reden; allein der Muth entfiel ihm, wie er sahe, daß von Allem, was er glaubte, als Beweise aufzeigen zu können, gar nichts vorhanden war.

Jetzt nahm Sismonda das Wort: „Ich sehe wohl, meine Brüder (sprach sie), er hat mich zwingen wollen, zu thun, was ungerne von mir geschieht, daß ich Euch nämlich seinen bösen lasterhaften Wandel aufdecke; und ihm soll sein Wille geschehen. Ich glaube wirklich, daß ihm alles dasjenige widerfahren ist, was er Euch erzählt hat, und ich will Euch auch sagen wie: Dieser Ehrenmann, den Ihr mir zum Gemahl gegeben habt, will ein Kaufmann sein, und will Glauben bei den Leuten haben, und sollte folglich nüchterner leben als ein Einsiedler, und keuscher als eine Jungfrau. Allein es vergeht selten ein Abend, daß er sich nicht in den Weinhäusern betrinkt, und sich bald mit diesen, bald mit jenen liederlichen Menschen herumtreibt, und ich muß bis nach Mitternacht und bisweilen bis an den lichten Morgen sitzen und auf ihn warten, wie Ihr jetzt eben gesehen habt. Gewiß hat er sich wieder, wie er tüchtig betrunken war, mit einer von seinen Buhlschwestern zu Bette gelegt, hat den Bindfaden an ihrem Fuße gefunden und darauf alle die Heldenthaten verübt, die er Euch erzählt hat; ist hernach wieder gekommen, hat sie tüchtig geprügelt und ihr das Haar abgeschnitten, und weil er noch nicht wieder recht nüchtern geworden war, so hat er ge-

glaubt, und glaubt vielleicht noch jetzt, daß er das Alles mir gethan habe Seht ihm nur recht in's Gesicht, so werdet Ihr finden, daß er noch nicht vollkommen nüchtern ist. Er mag indessen von mir gesagt haben, was er will, so muß man es seiner Trunkenheit beimessen, und da ich es ihm verzeihe, so müßt Ihr es ihm gleichfalls zu Gute halten."

Wie dies die Mutter hörte, erhob sie ihre Stimme: „Beim Kreuze Christi! mein Töchterchen (sprach sie), daraus muß Nichts werden. Eher müßte man den widerlichen, undankbaren Hund todtschlagen, der in seinem Leben nicht werth gewesen ist, ein Weib, wie Du bist, zu besitzen. Sollte man nicht meinen, er hätte Dich vom Misthaufen aufgelesen? Es müßte mit dem Henker zugehen, wenn Du Dich jemals von einem lumpigen Pfefferkrämer solltest heruntermachen lassen, der auf dem Eselsmist geboren und hinter den Säuen erzogen ist. Die Kerle kommen vom Dorfe in wollenen Kitteln, mit den Strümpfen auf den Hacken und mit der Feder im Hintern, und wenn sie ein Paar Dreier zusammengeschunden haben, so meinen sie, sie müssen die Töchter wackerer Edelleute und braver Mütter heiraten; lassen sich Wappen malen und meinen Wunder, wer sie sind, und von wem sie herstammen. Ich wünschte, daß meine Söhne meinem Rath Gehör gegeben hätten, da sie Dich in dem Hause der Grafen Guidi so gut unterbringen und Dich versorgen konnten: allein sie warfen Dich lieber diesem köstlichen Kleinod von Ehemann an den Hals, der sich nicht schämt, Dich, das beste und keuscheste Weib in ganz Florenz, um Mitternacht eine Hure zu schelten; als wenn wir Dich nicht besser kennten. Aber beim Himmel! wenn man mir folgen wollte, so sollte man ihm dafür eine Tracht Prügel geben, daß er sich besudelte. Ich hab's Euch wohl gesagt, meine Söhne, daß es nicht gut gehen würde. Habt Ihr's nun gesehen, wie Euer Schwager mit Eurer Schwester umgeht? Wenn ich wäre wie Ihr, und solch ein Pfennigfuchser wollte schwatzen, wie er geschwatzt, und handeln, wie er gehandelt hat, so würde ich meinen Kopf nicht ruhig niederlegen können, bis ich ihn von der Erde vertilgt hätte; und wär' ich ein Mann, wie ich ein Weib bin, so sollten mir das keine andern Hände thun, als meine eigenen. Gottes Zorn über den versoffenen lüderlichen Kerl, der keine Ehre im Leibe hat!"

Die Schwäger folgten dem Beispiele ihrer Mutter, und sagten ihm die ärgsten Lästerungen in's Gesicht, die man nur gegen den verworfensten Menschen ausstoßen kann. Endlich sagten sie: „Wir verzeihen Dir diesmal,

als einem Betrunkenen; allein wenn Dir Dein Leben lieb ist, so hüte Dich, daß wir dergleichen Streiche von Dir nie wieder erfahren. Denn wenn uns das Geringste wieder zu Ohren kömmt, so bezahlen wir Dir das Alte mit dem Neuen zugleich."

Damit gingen sie fort und Arriguccio stand wie bethört, und wußte selbst nicht, ob er Alles, was vorgegangen war, wirklich selbst gethan oder nur geträumt hätte. Er sagte kein Wort mehr, sondern ließ seine Frau in Frieden, welche durch ihre List nicht nur für diesmal der Gefahr entrann, sondern sich auch für die Zukunft den Weg bahnte, ihrem Vergnügen ungehindert nachzugehen, ohne sich weiter vor ihrem Manne zu scheuen."

Neunte Erzählung.

Lydia, die Gemahlin des Nikostratus, verliebt sich in ihren Diener Pyrrhus. Dieser fordert drei Beweise, um sich davon zu überzeugen. Lydia gibt sie ihm nicht nur, sondern läßt sich auch in Gegenwart ihres Gemahls von ihm liebkosen, und weiß dennoch diesem einzubilden, daß er nichts gesehen habe.

Neifila's Geschichte hatte so allgemeinen Beifall gefunden, daß die lieben Mädchen nicht aufhören konnten, darüber zu lachen und davon zu sprechen; obwohl der König ihnen mehr als einmal Stillschweigen gebot, indem er den Pamfilo aufgefordert hatte, die seinige zu erzählen. Wie sie endlich schwiegen, hob Pamfilo an: „Ich glaube nicht, meine verehrten Jungfrauen! daß irgend eine Sache in der Welt so schwer und bedenklich sein kann, daß ein feurig liebendes Gemüth sie nicht unternehme; und obwohl dieses schon in manchen andern Geschichten ist gezeigt worden, so glaube ich doch, daß Ihr einen noch größeren Beweis davon in Demjenigen finden werdet, was ich Euch erzählen will. Ihr werdet von einer Frau hören, welche das Glück viel mehr begünstigte, als eine kluge Vorsichtigkeit ihre Unternehmungen begleitete; deswegen möchte ich auch keiner rathen, in ihre Fußstapfen zu treten, weil das Glück nicht immer bei gleich guter Laune ist, und weil auch nicht alle Männer sich die Augen verblenden lassen.

In Argos, einer der ältesten Städte Griechenlands, welche durch ihre ehemaligen Könige mehr, als durch ihre Größe berühmt geworden ist, war einst ein vornehmer Mann, Namens Nikostratus, welchem das

Schicksal in seinem Alter ein junges Weib bescheerte, das eben so rasch und unternehmend, als schön war, und Lydia hieß. Da er nicht minder reich, als vornehm war, so hielt er eine Menge Diener, Jagdpferde, Hunde und Falken; denn er liebte die Jagd mit Leidenschaft. Unter andern hatte er einen Diener, der eben so einnehmend, manierlich und schön von Person war, als gewandt in allen Dingen, die er unternahm; daher er vor allen andern seine besondere Gunst und sein Zutrauen besaß. In diesen ward Lydia dermaßen verliebt, daß ihre Gedanken Tag und Nacht nur auf ihn gerichtet waren. Pyrrhus aber, der entweder ihre Liebe nicht bemerkte oder sie nicht bemerken wollte, schien sich darum gar nicht zu bekümmern. Dieses war ihr sehr empfindlich, und sie faßte den festen Vorsatz, ihn aufmerksam darauf zu machen. Sie rief demnach eine von ihren Mägden, Namens Lusca zu sich, auf welche sie großes Vertrauen setzte und sprach zu ihr: Lusca, die Wohlthaten, die ich Dir erzeigt habe, müssen mir billig Deine Treue und Deinen Gehorsam verbürgen; sieh Dich also vor, daß von Demjenigen, was ich Dir jetzt anvertrauen will, Niemand etwas erfahre, als Derjenige, den ich Dir nenne. Du siehst, Lusca, ich bin ein junges frisches Weib, ich besitze Alles im Ueberfluß, was eine Frau sich nur wünschen kann, und es fehlt mir in der Welt an nichts, als an einer einzigen Sache: das Alter meines Gemahls, ist dem meinigen nicht angemessen; ich finde mich demnach mit Demjenigen schlecht versorgt, was den jungen Weibern am liebsten ist, und da mich nicht weniger, als andere darnach verlangt, und das Schicksal mir so wenig günstig gewesen ist, daß es mir einen alten Mann beschieden hat, so ist es schon längst bei mir beschlossen, daß ich nicht meine eigene Feindin sein, und mein Glück und Vergnügen vernachlässigen will. Um dieses eben so vollkommen, als alles Uebrige zu genießen, habe ich mir unsern Pyrrhus, als den Würdigsten vor allen andern, dazu ausersehen, daß seine Umarmungen es mir verschaffen sollen. Ich habe mein Herz so sehr auf ihn gesetzt, daß mir nicht wohl ist, wenn ich ihn nicht sehe, oder an ihn denke; und wenn ich ihn nicht bald bei mir habe, so glaube ich wahrlich, daß es mir noch das Leben kostet. Wenn dieses also einen Werth für Dich hat, so erkläre ihm auf die schicklichste Weise meine Liebe, und bitte ihn, daß er zu mir komme, wenn ich ihn durch Dich werde rufen lassen."

Die Zofe war bereit; sie nahm die erste Gelegenheit wahr, den Pyrrhus auf die Seite zu ziehen und den Auftrag ihrer Frau auszurichten.

Pyrrhus, der sich nie dergleichen vermuthet hatte und fürchtete, die·

Dame ließe ihm dieses nur sagen, um ihn in Versuchung zu führen, gab rasch und mit Härte zur Antwort: „Lusca, ich kann nicht glauben, daß meine Gebieterin solche Worte gesprochen hat; nimm Dich in Acht, was Du sprichst; denn wenn dieses auch wirklich von ihr käme, so glaube ich doch nicht, daß es ihr Ernst gewesen sei, und wenn es ihr Ernst gewesen wäre, so hält mich doch mein Herr mehr in Ehren, als ich verdiene, und ich würde ihm eine solche Beleidigung nicht zufügen, wenn ich auch wüßte, mein Leben damit zu retten. Hüte Dich also, daß Du mir mit dergleichen Reden nie wieder kömmst."

Lusca ließ sich durch seine harte Antwort nicht schrecken. Pyrrhus, (sagte sie) ich werde von diesen Dingen, und von allem, was meine Frau mir befiehlt, mit Dir reden, so oft sie es mir aufträgt, es mag Dir lieb oder leid sein, aber nimm mirs nicht übel, Du bist ein Schafskopf."

Damit verließ sie ihn ein wenig verdrießlich und ging zu ihrer Frau, die sich über seine Antwort fast zu Tode grämen wollte. Nach einigen Tagen sprach sie indessen wieder zu ihrer Zofe: „Lusca, Du weißt wohl, der Baum fällt nicht auf den ersten Hieb; ich dächte also, Du gingest wieder zu dem Halsstarrigen, der zu meinem Verdruß anfängt, sich widerspenstig zu beweisen und schildertest ihm zu gelegener Zeit meine ganze Zärtlichkeit. Kurz, gieb Dir alle mögliche Mühe, die Sache zu Stande zu bringen; denn wenn wir sie so stecken lassen, so bricht mir das Herz, und Pyrrhus wird meinen, ich hätte ihn nur zum Besten gehabt, und wird mich hassen, da ich doch seine Liebe zu gewinnen wünsche."

Die Zofe bat ihre Frau, guten Muth zu haben; sie ging wieder zum Pyrrhus, und weil sie ihn bei guter Laune antraf, sprach sie zu ihm: „Pyrrhus, vor einigen Tagen sagte ich Dir, wie sehr unsere Gebieterin von Liebe zu Dir entzündet wäre, und ich bringe Dir jetzt von neuem die Bestätigung davon. Wenn Du Dich noch ferner so hartnäckig bezeigest, wie neulich, so sei versichert, daß sie nicht lange leben wird. Laß Dich demnach erbitten, ihre Wünsche zu erfüllen; denn wo Du noch länger auf Deinem Eigensinne bestehst, so muß ich Dich künftig als einen Thoren betrachten, da ich Dich doch immer für einen vernünftigen Menschen gehalten habe. Mußt Du es Dir nicht zur Ehre schätzen, Dich von einem so schönen und edlen Weibe geliebt zu wissen? Und überdies, wie sehr hast Du Ursache, dem Glücke zu danken, daß es Dir ein solches Kleinod darbietet, welches nicht nur Deinen jugendlichen Wünschen so angemessen ist, sondern Dir

auch eine nie versiegende Quelle öffnet, um alle Deine Bedürfnisse zu befriedigen? Wo findest Du einen von Deines Gleichen, welchem größere Freuden bevorstehen, als Dir, wenn Du weise bist? Welcher Andere wird mit Waffen und Pferden, mit Geld und mit Kleidern reichlicher versorgt sein, als Du, wenn Du ihre Liebe erwiederst? Oeffne demnach Dein Herz meinen Worten, kehre in Dich und bedenke, daß nur einmal das Glück uns mit lächelndem Blicke und mit offenen Armen entgegenkömmt. Wer alsdann nicht weiß, sich ihm in den Schooß zu werfen, und muß hernach darben und betteln, der beklage sich nicht über Unglück. Ueberdies mußt Du das Band der Treue zwischen Herrn und Diener nicht für so heilig halten, als zwischen Brüdern und Freunden, sondern es ist genug, wenn der Diener sich bestrebt, seinem Herrn so redlich zu begegnen, wie dieser ihm. Und meinst Du denn, wenn Du ein hübsches Weib oder eine hübsche Tochter hättest, die dem Nikostratus gefiele, daß er sich so gewissenhaft gegen Dich betragen würde, wie Du mit ihm in Rücksicht auf seine Gemahlin verfahren willst? Du wärest ein Thor, wenn Du es glaubtest. Sei versichert, wenn Bitten und Schmeicheleien nicht helfen wollten, so würde er auch wohl zu Zwangmitteln greifen, es möchte Dir behagen, wie es wollte. Laß uns also gegen sie und die Ihrigen so verfahren, wie sie es mit uns machen, und mit Allem, was uns angehört. Genieße die Wohlthat des Glückes; stoß' es nicht von Dir, sondern komm ihm entgegen, und nimm es auf, wenn es Dich besucht. Denn wahrlich, wenn Du es nicht thust, so wirst Du nicht nur Deiner Gebieterin den gewissen Tod bereiten, sondern Du selbst wirst es so oft und so lange bereuen, daß Du Dir den Tod wünschen wirst."

Pyrrhus, welcher mehr als einmal über die erste Botschaft der Lusca nachgedacht hatte, war bereits entschlossen, wann sie noch einmal wiederkäme, ihr eine ganz andere Antwort zu geben, und sich ganz in den Willen seiner Gebieterin zu fügen, sobald er gewiß versichert sein könnte, daß man ihn nicht blos prüfen wollte. „Höre Lusca (gab er ihr zur Antwort), ich sehe wohl ein, daß Alles wahr ist, was Du mir sagest; allein von der andern Seite kenne ich auch meinen Herrn als einen sehr klugen und scharfsichtigen Mann, und da er mir alle seine Sachen anvertrauet, so fürchte ich, daß Lydia dies Alles mit seinem Wissen und Willen so angestellt hat, um mich zu versuchen. Wenn sie aber, um mich zu beruhigen, drei Dinge erfüllen will, so soll sie mir nach diesem nichts befehlen können, worin ich ihr nicht auf der Stelle gehorche. Die drei Dinge, die ich von ihr fordere, sind folgende:

Erstlich muß sie dem besten Falken ihres Gemahls in seiner Gegenwart den Hals umdrehen; zweitens muß sie mir ein Büschel Haar aus dem Barte des Nikostratus, und drittens einen von den besten Zähnen aus seinem Munde schicken."

Diese Forderungen fand Lusca sehr hart und Lydia fand sie noch härter. Doch Amor, der ein wackerer Treiber und ein meisterhafter Rathgeber ist, bewog sie, die Ausführung zu unternehmen; sie ließ also dem Pyrrhus durch ihre Magd sagen, daß Alles, was er verlangt hätte, gewiß und bald geschehen sollte, und weil er doch seinen Herrn für so sehr klug und weise hielte, so verspräche sie ihm noch überdies, daß er ihre erste Gunstbezeugung in seiner Gegenwart genießen, und daß Nikostratus dennoch Dasjenige, was er selbst gesehen hätte, für nicht geschehen halten sollte.

Pyrrhus war voll Erwartung, wie sie sich dabei benehmen würde. Nach einigen Tagen, wie Nikostratus ein großes Gastmahl gab, und (wie er oft zu thun pflegte) seine edlen Nachbaren bewirthete, trat Lydia nach aufgehobener Tafel, in einem grünen Jagdkleide und völlig geschmückt, in den Speisesaal, ging nach der Stange, auf welcher der Lieblingsfalk ihres Gemahles saß, nahm ihn in Gegenwart der Gäste und des Pyrrhus herunter, als wollte sie ihn zur Jagd auf die Hand setzen, ergriff ihn bei den Fängen, schlug ihm den Kopf an der Mauer entzwei und erwürgte ihn.

„Weib, was beginnst Du!" fuhr Nikostratus sie an.

Sie antwortete ihm nicht, sondern wandte sich an die Herren, die bei ihm zu Gaste waren und sagte: „Meine Herren, ich würde mich nicht scheuen, mich an einem Könige zu rächen, der mich beleidigt hätte; wieviel mehr denn an einem Falken? Ihr müßt wissen, daß dieser Falk mich schon längst um alle die Zeit gebracht hat, die ein Ehemann billig dem Vergnügen seiner Frau widmen sollte. Denn so wie die Morgenröthe aufging, pflegte Nikostratus immer aufzustehen, zu Pferde zu steigen, und mit seinen Falken auf der Hand die Fluren zu durchstreifen, um ihn stoßen zu sehen, indeß ich mich einsam und unmuthig im Bette verweilen mußte. Ich habe deswegen schon mehr als einmal Lust gehabt, zu thun, was ich jetzt that, und ich habe es bisher nur deswegen unterlassen, weil ich wünschte, daß es in Gegenwart solcher Männer geschehen sollte, wie Ihr seid, die über mein Verfahren ein gerechtes Urtheil fällen können."

Die Edelleute, welche anhörten, und nicht anders glaubten, als daß ihre Zärtlichkeit für ihren Gemahl mit ihren Worten übereinstimmte, sagten

lachend zu dem erzürnten Nikostratus: „Wahrlich Eure Gemahlin hat Recht und hat wohl gethan, ihr erlittenes Unrecht an dem Falken mit dem Tode zu rächen.“ Nachdem Lydia sich wieder in ihre Zimmer begeben hatte, scherzten die Männer noch mit ihrem Gemahl über allerlei solche Dinge, und verwandelten seinen ganzen Zorn in Lachen. Pyrrhus, der alles mit angesehen hatte, dachte: Der Anfang ist gut und scheint für meine Liebe von guter Vorbedeutung zu sein. Wollten die Götter, daß sie so fortfahren möchte.

Nachdem Lydia den Falken gewürgt hatte, waren kaum einige Tage verflossen, so fing sie in ihrem Zimmer mit ihrem Gemahle, der mit ihr scherzte, einen kleinen verliebten Zwist an, wobei er sie im Scherz ein wenig bei den Haaren zupfte, und ihr dadurch Anlaß gab, ihr zweites Versprechen zu erfüllen. Sie faßte nämlich ihren Herren Gemahl zur Vergeltung beim Bart und rupfte ihm ein Zipfelchen Haar glatt aus der Haut, und wie Nikostratus zürnen wollte, sagte sie lachend zu ihm: „Warum machst Du solch ein saures Gesicht, daß ich Dir ein halbes Dutzend Haare aus dem Barte rupfte? Es hat Dir gewiß nicht halb so weh gethan, als mir, wie Du mich eben bei den Haaren zogest.“ Indem sie nun noch eine Weile miteinander tändelten, fand sie Gelegenheit, das Zipfelchen Barthaar zu sich zu stecken, und sandte es noch an demselben Tage ihrem Geliebten. Die dritte Bedingung machte ihrem Scharfsinn etwas mehr zu schaffen; doch da sie vielen Witz besaß, und die Liebe ihn noch mehr geschärft hatte, so fand sie bald ein Mittel, auch diese zu erfüllen.

Nikostratus hatte zwei junge Edelknaben in seinem Dienste, welche ihm von ihren Aeltern waren anvertrauet worden, um in seinem Hause ihre Sitten zu bilden; der Eine diente ihm bei Tische als Vorleger, und der Andere als Mundschenk. Diese ließ Lydia zu sich rufen und bildete ihnen ein, daß sie einen übelriechenden Athem hätten; sie sollten deswegen, wenn sie ihrem Herrn bei Tische aufwarteten, das Gesicht so viel möglich von ihm abwenden, und sich übrigens gegen Niemand etwas davon merken lassen. Nachdem die Jünglinge dieses ein paar Tage befolgt hatten, nahm sie Gelegenheit, ihren Gemahl zu fragen, ob er das Betragen der Knaben wohl bemerkt hätte.

„Ja wohl (sprach Nikostratus), und ich habe sie schon fragen wollen, was sie damit meinen.“

„Thue es nicht (sprach Lydia), denn ich kann es Dir selbst erklären

Ich habe bisher davon geschwiegen, weil ich Dir keine Unannehmlichkeit verursachen wollte. Weil ich aber jetzt finde, daß es Andere schon gemerkt haben, so lohnt es sich nicht, es Dir länger zu verhehlen. Es ist nichts anderes, als daß es Dir ganz unausstehlich aus dem Munde riecht, und ich weiß selbst nicht, woher es kömmt, da es sonst nicht zu sein pflegte. Da Du aber viel mit angesehenen Leuten umgehst, so ist es ein unanständiges Ding, und man müßte suchen, ihm abzuhelfen."

„Woher könnte Das kommen (sprach Nikostratus)? Soll ich etwa einen faulen Zahn im Munde haben?"

„Das ist möglich" versetzte Lydia und führte ihn ans Fenster, ließ ihn den Mund aufthun und sagte, wie sie ihn ein wenig besichtigt hatte: „Ist es möglich, Nikostratus, daß Du es so lange hast aushalten können? Da hast Du einen Zahn, der nicht nur angegangen, sondern schon ganz hohl ist. Wahrlich, wenn Du ihn noch länger im Munde behältst, so läufst Du Gefahr, daß er die andern mit ansteckt. Ich rathe Dir, ihn ausziehen zu lassen, ehe das Uebel weiter um sich greift."

„Wenn Du es meinst, so habe ich nichts dagegen (sprach Nikostratus). Schicke nur gleich nach einem Zahnarzt."

„Gott bewahre (versetzte sie), daß man deswegen gleich zum Arzt schicken sollte! Mich däucht er sitzt so, daß ich selbst ihn Dir ohne Schwierigkeit ausziehen kann. Die Zahnbrecher gehen überdies so rauh bei solchen Gelegenheiten zu Werke, daß ich es nicht über mein Herz bringen könnte, Dich unter ihren Händen zu sehen oder zu wissen; darum will ich es weit lieber selbst thun. Denn wenn ich finde, daß es Dich zu sehr schmerzt, so kann ich inne halten, und das würde der Zahnarzt nicht thun."

Sie schickte den Augenblick nach den nöthigen Werkzeugen; ließ Jedermann außer ihrer Lusca aus dem Zimmer gehen; Nikostratus ward auf eine Ruhebank gelegt, Lusca mußte ihn halten, und Lydia setzte ihm den Pelikan an den besten seiner Zähne, brach ihn (so laut er auch schrie) mit Gewalt heraus, und verbarg ihn, indem sie ihm einen alten faulen Zahn, den sie bei der Hand hatte, in der Heftigkeit seines Schmerzens geschickt für den ausgezogenen unterschob und zu ihm sagte: „Sieh nur, welch einen Zahn Du so lange im Munde behalten hast."

Nikostratus glaubte ihr, und so viel er auch ausgestanden hatte, so hielt er sich doch für genesen, wie der Zahn heraus war; man gab ihm einige schmerzstillende Mittel und er ging aus dem Zimmer. So bald er fort war,

sandte Lydia den Zahn ihrem Geliebten, der nunmehro nicht länger an ihrer Liebe zweifelte, sondern erklärte, daß er zu allen ihren Befehlen bereit wäre.

Da jedoch Lydia sich vorgenommen hatte, ihm noch größere Beweise zu geben, wie weit ihre Kunst und ihre Liebe ginge, so wollte sie, trotz ihrer Ungeduld, sich in seinen Armen zu befinden, auch noch ihr letztes freiwilliges Versprechen erfüllen. Zu diesem Ende stellte sie sich krank, und wie Nikostratus sie einst des Nachmittags besuchte, und nur Pyrrhus allein ihn begleitete, bat sie sie Beide, sie zur Erleichterung ein wenig in den Garten zu führen. Nikostratus unterstützte sie demnach an einer Seite, und Pyrrhus an der andern, und sie führten sie in den Garten, wo sie sie unter einem schönen Birnbaume auf den weichen Rasen niedersetzten. Nachdem sie eine kleine Weile gesessen hatte, sagte Lydia zum Pyrrhus, dem sie ihre Absicht bereits entdeckt hatte: „Pyrrhus, mich verlangt sehr nach den Birnen dieses Baumes; steige doch hinauf und wirf uns einige herab."

Pyrrhus stieg den Augenblick hinauf und warf einige Birnen herunter. Plötzlich rief er aus: „Ei Herr, was beginnt Ihr da? Und Ihr, Lydia, wie könnt Ihr Euch zu Dergleichen in meiner Gegenwart bequemen? Meint Ihr denn, daß ich blind bin? Ihr waret ja diesen Augenblick noch so krank; wie seid Ihr denn so schnell gesund worden, daß Ihr ein solches Wesen treibt? Wenn Ihr Euch ja dazu angetrieben fühltet, so fehlt es Euch ja nicht an bequemen Schlafzimmern; warum geht Ihr nicht lieber dahin, wo Ihr Euch mit mehr Schicklichkeit ergötzen könnt, als hier in meiner Gegenwart."

Was schwatzt Pyrrhus? (fragte Lydia ihren Gemahl). Ist er verrückt?"

„Nein, verrückt bin ich nicht (sprach Pyrrhus). Aber Ihr meint wohl, daß ich nicht sehen kann."

Nikostratus war ganz erstaunt und sagte: „Wahrlich Pyrrhus, ich glaube Du träumst."

„Wahrlich ich träume nicht (antwortete Pyrrhus), und Ihr träumet auch nicht, und wenn sich dieser Birnbaum so rasch bewegte, wie Ihr, so bliebe keine Birne daran sitzen."

„Was kann Das sein (sprach Lydia)? Sollte er wirklich so was zu sehen glauben, wie er sagt? Bei den Göttern, wenn ich so gesund wäre,

wie sonst, so stiege ich selbst hinauf, um zu sehen, was für wunderliche Dinge ihm dort oben erscheinen."

Pyrrhus auf seinem Baume blieb indessen bei seinen Reden, bis ihm endlich Nikostratus befahl, herunter zu steigen und ihn fragte, was er denn eigentlich behauptete gesehen zu haben.

Pyrrhus antwortete: „Ihr müßt mich wohl Beide für einen Narren oder für einen Träumer halten. Wenn Ihr es denn durchaus hören wollt, so wisset, ich sah Euch mit Eurer Gemahlin das Thier mit dem doppelten Rücken spielen, und indem ich von dem Baume stieg, standet Ihr wieder auf und setztet Euch an Euren Ort."

„Wahrhaftig Du bist nicht gescheidt (sprach Nikostratus). Wir Beide haben uns nicht von der Stelle bewegt, seitdem Du auf den Baum gestiegen bist."

„Was hilft es, darüber zu streiten (sprach Pyrrhus)? Genug, ich habe es gesehen, und warum wollt Ihr leugnen, was Ihr gethan habt, da es auf Eurem eigenen Grund und Boden geschehen ist?"

Nikostratus erstaunte immer mehr und mehr, und sagte endlich: „Ich will doch sehen, ob der Baum wirklich so bezaubert ist, daß man Wunderdinge sieht, wenn man darin sitzt."

Damit kletterte er hinauf und wie er in den Wipfel saß, spielte Pyrrhus bei seiner Gebieterin im Ernste die Rolle ihres Gemahls vor seinen Augen. Wie Nikostratus es gewahr ward, schrie er: „Ha Du treuloses Weib! was beginnst Du? Pyrrhus, Bösewicht! Ist das Deine Weise, mein Zutrauen zu vergelten?" Mit diesen Worten fing er an, wieder von dem Baume herunter zu steigen.

Lydia und Pyrrhus antworteten: „Wir sitzen hier still," und indem sie ihn herunter steigen sahen, setzten sie sich wieder an dieselbe Stelle, wo er sie verlassen hatte. Doch kaum hatte er den Fuß wieder auf der Erde, so fing er an, ihnen die ärgsten Scheltworte zu sagen.

Pyrrhus sagte ganz kaltblütig: „Jetzt glaube ich doch wirklich, Herr, daß Ihr vorhin Recht hattet, zu sagen, ich hätte unrecht gesehen, wie ich in dem Baume saß; denn ich sehe nun und bin überzeugt, daß es Euch ebenso, wie mir gegangen ist. Daran könnt Ihr selbst nicht zweifeln, wenn Ihr nur bedenkt, daß Eure Gemahlin, die klügste und keuscheste der Frauen, wenn sie ja im Stande wäre, Euch eine solche Beleidigung zuzufügen, es gewiß nicht vor unsern Augen thun würde. Von mir selbst will ich gar nicht

reden, denn ehe ich mir nur einen solchen Gedanken erlaubte, ließ ich mich lieber von Pferden zerreißen; wieviel weniger würde ich mich in Eurer Gegenwart auf der That betreten lassen! Darum muß wohl gewiß diese verwünschte Augenverblendung an dem Birnbaume liegen; denn ich hätte mir's von aller Welt nicht ausreden lassen, daß Ihr nicht hier vor meinen Augen Eure Gemahlin geherzt hättet, wenn Ihr mir nicht sagtet, es hätte Euch geschienen, daß ich dasselbe gethan hätte, da ich doch mit Wahrheit sagen kann, daß ich nicht daran gedacht habe, und noch viel weniger im Stande wäre, es zu thun.'

Lydia, die sich sehr entrüstet stellte, sprang auf und sagte: „Verwünscht sei die Stunde, in welcher Du mich für so verworfen halten konntest, daß ich hierher käme, um solche Unanständigkeiten vor Deinen Augen zu begehen, wenn ich überall dazu fähig wäre. Sei versichert, wenn ich Neigung dazu hätte, so würde ich wissen, in meinem Zimmer Ort und Gelegenheit dazu dergestalt zu wählen, daß es mich wundern sollte, wenn Du jemals etwas davon gewahr würdest."

Dem Nikostratus selbst schien es einzuleuchten, daß es wohl so sein müßte, wie sie Beide sagten, und daß sie sich schwerlich in seiner Gegenwart einer solchen Ungebührlichkeit schuldig machen würden. Er setzte demnach alle Vorwürfe und beleidigenden Reden bei Seite, und fing an, über das Wunderbare des Vorfalls zu sprechen, und über die sonderbare Verblendung derjenigen, die den Birnbaum bestiegen. Lydia aber, die sich noch immer darüber erzürnt stellte, daß Nikostratus eine solche Meinung von von ihr geäußert hätte, sagte: „Wahrlich dieser Birnbaum soll nimmermehr weder mich, noch ein anderes rechtliches Weib wieder in Schande bringen, wenn ich es verhindern kann. Geh hin, Pyrrhus, hohle eine Axt, und räche Dich und mich an ihm, indem Du ihn abhauest; wiewohl Nikostratus selbst damit einen Streich auf den Kopf verdiente, weil er sich unbedachtsamer Weise die Augen des Verstandes so plötzlich verblenden ließ. Denn was ihm auch seine leiblichen Augen vorspiegelten, das hätte er doch nimmermehr glauben, oder als wahr annehmen sollen."

Pyrrhus lief geschwind nach einer Axt, und hieb den Baum um. Wie er fiel, sprach Lydia zu ihrem Gemahl: „Jetzt, da dieser Feind meiner Ehre hingestreckt ist, entsage ich meinem Zorne." Sie gewährte ihrem Gemahle die Verzeihung, um welche er sie bat, und warnte ihn, diejenige, die ihn über alles liebte, nie wieder mit solchen Dingen im Verdacht zu haben.

Der arme betrogene Nikostratus begleitete sie nebst ihrem Liebhaber wieder nach dem Palaste, wo Pyrrhus und Lydia sich hernach oft in aller Bequemlichkeit mit einander ergötzten. Und das gönne der Himmel uns allen!"

Zehnte Erzählung.

Zwei Sineser sind in eine Frau verliebt, welche die Gevatterin des einen ist. Der Gevatter stirbt, und seinem Versprechen gemäß erscheint er seinem Freunde, und erzählt ihm, wie es in jenem Leben gehalten wird.

Der König allein blieb jetzt nur noch übrig, und hatte seine Geschichte noch nicht erzählt. Nachdem die Mädchen sich lange über den unschuldigen Birnbaum ereifert hatten, und endlich wieder stille wurden, fing er an: „Es sollte sich von selbst verstehen, daß ein jeder gerechte König die von ihm selbst gegebenen Gesetze am ersten beobachten müßte, und wenn er sich darin saumselig bewiese, daß man ihm alsdann eher wie einen Sclaven züchtigen, als wie einen König ehren sollte. Und dennoch sehe ich, der ich Euer König bin, mich fast genöthigt, mich dieses Vorwurfs und dieser Verdammniß schuldig zu machen. Ich kann es nicht leugnen, daß ich gestern den Gegenstand unserer heutigen Unterhaltung bestimmte, mit dem Vorsatze, mich diesmal meines gewöhnlichen Vorrechtes zu begeben, und gleich einem Jeden von Euch über die festgesetzte Materie zu reden. Inzwischen ist nicht nur alles bereits gesagt worden, was ich im Sinne hatte, vorzutragen, sondern wir haben auch noch so viele andere und schönere Sachen gehört, daß ich nicht im Stande bin (ich mag mein Gedächtniß anstrengen, so viel ich will), mich auf etwas zu besinnen, was dem Gegenstande angemessen, und mit dem bereits Gesagten zu vergleichen wäre. Da ich mich demnach gezwungen sehe, mein eigenes Gesetz zu übertreten, so will ich mich vorläufig straffällig bekennen, und mich zu jeder Buße, die man mir auflegen wird, willig verstehen, und mich demnächst meines gewöhnlichen Vorrechts bedienen. Ich gestehe, Elisa's Erzählung von dem Gevatter und der Gevatterin, und die Einfalt der guten Leute in Siena ziehen mich so sehr an, daß ich die Streiche, welche den einfältigen Männern von ihren schlauen Weibern gespielt worden, an die Seite setzen, und Euch von jenen ein Geschichtchen erzählen muß, welches zwar manche Dinge enthält, die nicht allerdings glaub-

würdig sind, aber doch auch manches, das lustig und angenehm zu hören sein wird.

In Siena waren einmal ein Paar junge Leute von der gemeinen Volksclasse, deren einer Tinguccio Mini und der andere Minguccio Turra hieß. Sie wohnten Beide in Porto Salaya, waren fast unzertrennlich in ihrem Umgange, und schienen einander außerordentlich lieb zu haben. Sie gingen, wie gute ehrliche Leute zu thun pflegen, fleißig zusammen in die Kirchen und Predigten, wo sie oft von den Belohnungen und Strafen hörten, welche die Seelen der Menschen, ihrem Verdienste gemäß, in jener Welt erwarteten. Weil sie nun sehr begierig waren, einige gewisse Auskunft darüber zu erhalten, die sie sich aber auf keine Weise zu verschaffen wußten, so nahmen sie Abrede, daß derjenige von ihnen Beiden, welcher am ersten sterben würde, den Ueberlebenden (wo möglich) besuchen, und ihm von Allem Nachricht geben sollte, was er zu wissen wünschte, und diese Verabredung bestätigten sie einander mit einem Eide.

Da sie nun nach diesem Vertrage noch ferner auf demselben vertrauten Fuße mit einander lebten, so traf es sich, daß Tinguccio von einem gewissen Ambrogio Anselmini, dessen Frau, Mama Mita genannt, mit einem Söhnchen niedergekommen war, zum Gevatter gebeten ward. Tinguccio, der mit seinem Freunde bisweilen seine Gevatterin zu besuchen pflegte, die ein niedliches und munteres Weibchen war, verliebte sich in sie, der Gevatterschaft ungeachtet; und Minguccio, der nicht nur selbst Wohlgefallen an ihr fand, sondern auf welchen auch die Lobeserhebungen seines Cameraden mit wirkten, ward ebenfalls in sie verliebt. Beide verschwiegen jedoch einander ihre Liebe; wiewohl nicht aus einerlei Ursache. Tinguccio scheute sich nämlich, mit seinem Freunde davon zu sprechen, weil er seine Liebe zu seiner Gevatterin für unerlaubt hielt, und sich schämte, irgend einen Menschen etwas davon merken zu lassen. Minguccio ward zwar nicht durch solche Ursachen abgehalten; weil er aber gemerkt hatte, daß das hübsche Weibchen seinem Freunde gefiel, so dachte er: „Wenn ich mich ihm entdeckte, so wird er eifersüchtig auf mich, und da er, als ihr Gevatter mit ihr reden kann, was er will, so wird er sich bestreben, mich bei ihr anzuschwärzen, und dann werde ich nichts bei ihr ausrichten.“

Unter den beiden Verliebten hatte inzwischen Tinguccio die beste und bequemste Gelegenheit, dem Weibchen seine Wünsche zu entdecken, und durch Worte und Werke gelang es ihm auch, das Ziel derselben zu erreichen. Min-

guccio ward dieses gewahr, und sah zwar ein wenig scheel dazu; weil er jedoch hoffte, auch seine Wünsche dereinst befriedigt zu sehen, so stellte er sich, als wenn er nichts merkte, damit er dem Tinguccio weder Ursache, noch Anlaß geben möchte, ihm etwas in den Weg zu legen. Tinguccio, der in seiner Liebe glücklicher als sein Freund, und im Besitze seiner Gevatterin war, fand den Rasen so sanft und locker, daß er nicht aufhören konnte, zu graben, und arbeitete so emsig, daß er darüber krank ward, und in wenigen Tagen verschlimmerte es sich mit ihm so sehr, daß er den Geist aufgab.

Nachdem drei Tage vergangen waren (eher mußte es ihm wohl nicht möglich gewesen sein), kam er seinem Versprechen gemäß in die Kammer des Meuccio, wie er schon im tiefsten Schlafe lag, und rief ihn. Meuccio erwachte, und rief: „Wer bist Du?"

„Ich bin Tinguccio (erwiederte der Verstorbene) und bin zu Folge meines Versprechens gekommen, um Dir Nachrichten aus der andern Welt mitzutheilen."

Meuccio staunte ein wenig, wie er ihn erblickte; doch faßte er sich wieder, und sprach: „Willkommen, Brüderchen! wie geht's Dir? Du bist doch nicht verloren?"

„Nichts ist verloren (antwortete Tinguccio), als was man nirgends wieder findet. Wie sollte ich denn verloren sein, da ich hier bin?"

„Ei, so habe ich's nicht gemeint (sprach Meuccio), sondern ich wollte Dich fragen, ob Du Dich nicht bei den verdammten Seelen im Höllenfeuer befindest?"

„Das eben nicht (sprach Tinguccio); allein ich leide dennoch für meine Sünden Angst und Pein genug."

Meuccio fragte ihn hierauf umständlich, auf welche Art eine jede Sünde bestraft würde, und Tinguccio beschrieb ihm Alles. Hierauf fragte Meuccio, ob er ihm in dieser Welt noch mit etwas dienen könnte. Tinguccio sagte: ja; er möchte fleißig Messen lesen und Gebete für ihn halten lassen, und Almosen geben, weil ihm das alles in jener Welt sehr zu Statten käme. Meuccio versprach es ihm, und Tinguccio nahm Abschied von ihm. Indem er sich eben entfernen wollte, erhob Meuccio (welchem die Gevatterin einfiel) den Kopf ein wenig, und sagte: „Es ist gut, Tinguccio, daß ich mich eben der Gevatterin erinnere, bei welcher Du oft zu schlafen pflegtest, wie Du noch hier warest. Sage mir doch, welche Strafe hat man Dir dafür auferlegt?"

„Brüderchen (sprach Tinguccio), wie ich dort ankam, fand ich einen, welcher schien, alle meine Sünden auswendig zu wissen. Dieser schickte mich an einen Ort; wo ich unter großen Schmerzen meine Schulden beweinte, und wo ich viele Mitgesellen fand, die mit mir in gleicher Verdammniß waren. Wie ich nun mitten unter ihnen war, und mich an alles erinnerte, was ich mit meiner Gevatterin begangen hatte, und dafür noch weit schwerere Strafe erwartete, überfiel mich ein gewaltiges Zittern, obwohl ich mich mitten in einem großen flammenden Feuer befand. Wie dieses einer bemerkte, der neben mir stand, fragte er mich: „Was hast denn Du mehr, als alle Andern, daß Du mitten im Feuer dastehst und zitterst?" „Ach lieber Freund! (gab ich ihm zur Antwort), ich fürchte mich sehr vor dem Gerichte, das über mich ergehen wird, wegen einer schweren Sünde, die ich begangen habe." Er fragte mich: „was für eine Sünde?" und ich gab ihm zur Antwort: „Ich habe mich versündigt, indem ich bei meiner Gevatterin geschlafen habe, und zwar so oft, daß es mir das Leben gekostet hat." Er lachte mich aber aus, und sagte: „Geh doch, Narr! Sei nur darum nicht bange; hier kommt keine Gevatterschaft in Anschlag." Wie ich das hörte, ward mir ganz leicht um's Herz."

Wie er dieses gesagt hatte, fing es an zu tagen, und er sagte nur noch: „Sei Gott empfohlen, Meuccio! Ich kann jetzt nicht länger bei Dir verweilen;" und damit verschwand er.

Wie Meuccio hörte, daß man sich dort um die Gevatterschaften nicht bekümmerte, lachte er über seine Thorheit, die ihn schon manche gute Gelegenheit hatte versäumen lassen, und ward von Stunde an klüger.

Wenn Bruder Rinaldo diese Geschichte gewußt hätte, so hätt' er sich eine Menge Vernunftschlüsse ersparen können, wie er suchte, seine Gevatterin zu seiner Absicht zu belehren."

Die untergehende Sonne hatte bereits den Zephyr herauf gerufen, wie der König seine Erzählung endigte. Da nun nach ihm Niemand mehr übrig blieb, so stand er auf, nahm die Krone vom Haupte, und sprach zu Lauretta, indem er sie ihr aufsetzte: „Ich kröne Dich mit dem Zweige, der Deinen Namen führt, als Königin unseres Kreises. Sorge, als unsere Gebieterin, für Alles, was Du zum Nutzen und Vergnügen eines Jeden für zuträglich hältst."

Er setzte sich wieder, und Lauretta befahl zuvörderst dem Schaffner, die Abendmahlzeit in dem schönen Thale ein wenig früher, als gewöhnlich, anrichten zu lassen; damit die Gesellschaft bei guter Zeit nach dem Palaste zurückkehren könnte, und sie verordnete zugleich, was er ferner während ihrer Regierung besorgen sollte. Hierauf sprach sie zu der Gesellschaft: „Dioneo hat gewollt, daß wir heute von den Possen sprechen sollten, welche die Weiber ihren Männern gespielt haben; und wenn ich Euch nicht lieber zeigen wollte, daß ich nicht von einer so schnäppischen Art bin, die sich gleich zu rächen sucht, so würde ich verordnen, daß man morgen erzählen sollte, wie die Männer oft ihre Weiber hintergehen. Doch wir wollen dies an die Seite setzen, und uns anschicken, uns nächstens die listigsten Possen zu erzählen, welche entweder den Männern von den Weibern, oder den Weibern von den Männern, oder sonst dem einen von dem andern sind gespielt worden. Ich glaube, daß sich davon eben so viel Lustiges wird sagen lassen, als wir heute gehört haben.

Darnach stand sie auf, und entließ die Gesellschaft bis zum Abendessen. Die Mädchen und Jünglinge standen demnach gleichfalls auf, und zerstreuten sich; einige wateten barfuß durch die krystallenen Gewässer, andere wandelten unter den schönen stattlichen Bäumen auf dem weichen Rasen. Dioneo und Fiammetta sangen eine geraume Zeit von Archyta und Palämon, und so vertrieb sich ein Jeder auf eine angenehme Weise die Zeit bis zum Abendessen. Hierauf wurden am Ufer des kleinen Sees die Tische gedeckt, und beim Gesange der Vögel, angefacht von einem lieblichen Lüftchen, welches ihnen die benachbarten Hügel zusandten, hielten sie froh und ungestört ihr geselliges Mahl. Nachdem dieses geendigt war, durchwandelten sie noch ein wenig das angenehme Thal, und kehrten in der letzten Abenddämmerung nach ihrem gewöhnlichen Aufenthalte zurück. Unterwegs verkürzten sie sich die Zeit mit muntern Scherzen, und mit Unterredungen über mancherlei Gegenstände und über die erzählten Geschichten, und langten kurz vor Anbruch der Nacht in dem schönen Palaste an. Hier labten sie sich nach ihrem Spaziergange mit erquickendem Wein und mit mancherlei Erfrischungen, und versammelten sich zum Tanz und Gesang neben dem schönen Springbrunnen, wo bald Tindaro mit seiner Sackpfeife, bald irgend ein anderes Klangspiel ihren Tanz begleitete, bis die Königin zum Beschluß Filomela aufforderte, ein Lied zum Reihentanze anzustimmen. Sie begann folgendermaßen:

Wie traurig ist mein Leben!
Wenn werden mir die Freuden wiederkehren,
die mir die lästige Entfernung raubet?

Ich weiß es nicht; doch feurig ist die Sehnsucht,
die meine Brust durchwallet,
zu sein dort, wo ich Aermste einst verweilte.
O theurer Schatz, Du meine einz'ge Wonne,
die ganz das Herz mir fesselt,
o sag' es mir! Denn einen Andern fragen,
das darf ich nicht, und kann's nicht.
Laß mich, Geliebter, es so freudig hoffen,
daß mein gebeugter Geist sich wieder tröste.

Nein, ich vermag die Wonne nicht zu schildern,
die einst mich so entflammt hat,
daß ich nicht Nacht, nicht Tag jetzt Ruhe finde.
Gehör, Gefühl, Gesicht, und alle Sinnen
entzündeten mir mächtig
im Herzen jedes eine neue Flamme,
in welcher ich jetzt glühe;
Nur Du allein kannst diese Glut mir lindern,
und die verlorne Kraft mir wiedergeben.

O sage mir, ob's sein, und wenn es sein wird
daß ich Dich wiederfinde
dort, wo ich Dir die holden Augen küßte,
die mich entseelten. Sag' es mir, Geliebter,
wenn wirst Du wieder dort sein?
Sag' es mir bald, und tröste mich ein wenig.
Kurz sei die Frist der Trennung,
und lang die Dauer unsers Wiedersehens.
Nur diesen Wunsch vergönnt des Eros Pfeil mir.

Gelingt mirs, Dich noch einmal zu empfangen;
so bin ich, traun, nicht thöricht,
und lasse nochmals Dich, wie jüngst entschlüpfen;
fest halt' ich Dich, es koste was es wolle.
An Deinen Lippen hängend
muß ich des Wollustbechers Fülle trinken.
— Mehr will ich jetzt nicht sagen.
Komm bald, und laß Dich meinen Arm umschlingen:
Schon der Gedanke reizt mich, froh zu singen.

Die ganze Gesellschaft schloß aus diesem Liede, daß Filomena ein süßes und glückliches Liebesband fesselte, und ihre letzten Worte ließen ver-

muthen, daß sie von der Liebe mehr als den bloßen Anblick genossen hätte weswegen man sie glücklich pries, und sie auch wohl ein wenig beneidete.

Nach geendigtem Gesange fiel es der Königin ein, daß am folgender Tage Freitag wäre. Sie erklärte demnach der Gesellschaft ihren Wunsch daß die beiden folgenden Tage eben so zugebracht werden möchten, wie unte Neifila's Regierung. Jedermann billigte den Vorschlag, und man be gab sich zur Ruhe.

Ende des zweiten Theils.

Das Dekameron

des Boccaccio.

Von

D. W. Soltau.

Dritter Theil.

Dritte Stereotyp-Auflage.

Berlin.
Verlag von A. Hofmann & Comp.
1874.



Inhalt des dritten Theiles.

Achter Tag.

Neunter Tag.

Zehnter Tag.

Das Dekameron.

Dritter Theil.

Achter Tag.

Lauretta ist Königin. Man erzählt sich allerlei Neckereien, welche täglich den Weibern von Männern, den Männern von Weibern, und einem Manne von dem andern zugefügt werden.

Schon rötheten am Sonntag Morgen die ersten Strahlen des aufgehenden Lichtes die Gipfel der Berge; die Schatten entflohen, und die Gestalten der Gegenstände wurden dem Auge deutlich, wie die Königin sammt ihrer Gesellschaft erwachte. Nachdem sie ein wenig in der erfrischenden Kühlung gewandelt und hiernächst in einer nahe gelegenen Kapelle die Messe gehört hatten, begaben sie sich nach Hause zum fröhlichen Mahle, welches sich, wie gewöhnlich, mit Gesang und Tanz endigte. Wie die Sonne bereits den Mittagszirkel verlassen und die Gesellschaft sich neben dem schönen Springbrunnen zum Erzählen gelagert hatte, schritt Neifila zuerst auf Befehl der Königin zu der bestimmten Tagesordnung.

Erste Erzählung.

Wolfrath borgt eine Summe Geld von Gasparuolo, und bezahlt sie der Frau des Letzteren für eine Nacht. Hernach sagt er in ihrer Gegenwart zu ihrem Manne, daß er seine Schuld bei ihr abgetragen habe, und sie darf es nicht leugnen.

Wenn mir das Loos gefallen ist (sprach Neifila), daß ich heute mit meiner Erzählung den Anfang machen soll, so habe ich nichts dawider; und da man uns, meine lieben Damen, so vieles von den Streichen, welche den Männern von ihren Weibern sind gespielt worden, erzählt hat, so will ich Euch doch auch von einem erzählen, welchen ein Mann einer Frau einst spielte. Ich will damit inzwischen dem Manne keinesweges einen Vorwurf machen, oder behaupten, daß der Frau zu viel geschehen wäre: sondern ich will zum

Lobe des Mannes und zur Schande des Weibes zeigen, daß auch die Männer die Leichtgläubigen eben so künstlich anzuführen verstehen, als sie selbst oft aus Leichtgläubigkeit sich anführen lassen; wiewohl dasjenige, was ich erzählen will, eigentlich kein Betrug, sondern nur eine gerechte Vergeltung genannt werden sollte. Denn da es die Pflicht der Weiber ist, strenge über ihre Tugend zu wachen, ihre Keuschheit wie ihr Leben zu bewahren, und sich durch Nichts in der Welt bewegen zu lassen, sie zu verletzen; so behaupte ich (wenn auch unsere Schwachheit uns nicht erlaubt, dieses strenge zu beobachten), daß Diejenige den Scheiterhaufen verdient, welche sich durch Geld zu solchen Dingen verleiten läßt, die nur die allgewaltige Macht der Liebe in den Augen eines nicht gar zu strengen Richters verzeihlich machen kann; wie uns vor einigen Tagen Filostrato an dem Beispiele der Madonna Filippa in Prato gezeigt hat.

In Mailand war demnach einmal ein deutscher Soldat, Namens Wolfrath, ein rüstiger, wohlgebildeter Mann, und treu im Dienste seiner Herren (was die deutschen Söldner nicht immer sind); und weil er ein richtiger Bezahler war, so fehlte es nie an Kaufleuten, die ihm jedesmal gegen billige Zinsen gern so viel Geld liehen, als er bisweilen bedurfte. Dieser verliebte sich in eine sehr schöne Frau, Namens Madame Ambrogia, die Gattin eines reichen Kaufmanns, der sich Gasparuolo Cagastraccio nannte, und der sein Bekannter und guter Freund war. Er verbarg seine Liebe so behutsam, daß weder ihr Ehemann, noch ein Anderer etwas davon gewahr ward, und ließ ihr einst den Antrag thun, ihm ihre Gegenliebe zu schenken, wofür er ihr versprach, Alles zu thun, was sie ihm befehlen würde. Nach einer langen Unterhandlung ließ sie sich endlich willfährig finden, unter der doppelten Bedingung, daß Wolfrath die Sache vor aller Welt geheim halten und daß er ihr zweihundert Goldgülden geben sollte, die sie eben sehr nöthig hätte, welches ihm als einem reichem Manne nur eine Kleinigkeit wäre, und wofür sie auf immer versprach, ihm zu Willen zu sein. Wolfrath, der sie bisher für ein rechtliches Weib gehalten hatte, ward ihr fast gram, wie er von ihrer niederträchtigen Gierigkeit hörte, und er nahm sich vor, ihr einen Possen zu spielen. Er ließ ihr demnach sagen, er sei bereit, dies und jedes andere Begehren, welches sie äußern würde, zu erfüllen, wenn es in seinem Vermögen stände, und er bäte sie nur, ihn wissen zu lassen, wenn er sie besuchen und ihr das Geld überreichen dürfte. Er versprach auch, keinem Menschen jemals etwas davon zu offenbaren, außer

einem einzigen Freunde, vor welchem er kein Geheimniß hätte, und der sein beständiger Gesell und Begleiter wäre. Die Frau, an welcher nicht viel Gutes war, wandte nichts dawider ein und ließ ihm sagen, ihr Mann würde in einigen Tagen nach Genua reisen und alsdann wollte sie ihm Nachricht geben, und ihn zu sich kommen lassen.

Wolfrath nahm inzwischen Gelegenheit, zu Gasparuolo zu gehen, und sagte zu ihm: „Ich habe zu einem gewissen Behuf zweihundert Goldgülden nöthig. Du mußt sie mir gegen die gewöhnlichen Zinsen, die ich Dir sonst bezahlt habe, leihen."

„Sehr gern," sprach Gasparuolo, und zählte ihm sogleich das Geld hin.

Einige Tage nachher verreisete Gasparuolo nach Genua, und seine Frau schickte, ihrer Abrede gemäß, zu Wolfrath, und ließ ihm sagen, er möchte kommen und die zweihundert Goldgülden mitbringen. Wolfrath nahm seinen Begleiter mit und ging zu ihr. Das erste, was er that, war, daß er ihr in Gegenwart seines Freundes das Geld gab und zu ihr sagte: „Madonna, ich bitte Euch, dies Geld zu empfangen und es Eurem Mann zu geben, wenn er wiederkommt."

Sie nahm es an und hatte kein Arges aus Wolfraths Rede; vielmehr glaubte sie, er bediente sich dieses Vorwands, um seinen Freund nicht merken zu lassen, daß er ihr das Geld als den Preis ihrer Gunstbezeugungen gäbe. Sie antwortete demnach: „Es soll geschehen, und ich will nur nachsehen, wie viel es ist." Sie schüttete hierauf das Geld aus, zählte es nach, fand die zweihundert Gülden richtig und schloß sie fröhlich in ihren Kasten; worauf sie sich nicht nur diese Nacht, sondern auch noch oft nachher, während der Abwesenheit ihres Mannes, dem Wolfrath überließ.

Gasparuolo kam bald darauf wieder von Genua zurück, und Wolfrath nahm die erste Gelegenheit wahr, ihn und seine Frau zusammen anzutreffen, und sagte zu ihm in ihrer Gegenwart: „Gasparuolo, ich habe die zweihundert Goldgülden, die Du mir neulich geliehen hast, nicht nöthig gehabt, weil aus dem Handel nichts geworden ist, wozu ich glaubte, sie zu brauchen. Ich habe sie deswegen Deiner Frau sogleich wiedergebracht und bitte Dich also, sie von meiner Rechnung zu streichen."

Gasparuolo fragte seine Frau, ob sie das Geld empfangen hätte. Da der Zeuge gegenwärtig war, so durfte sie den Empfang nicht leugnen,

sondern sagte: „Ach ja, ich habe es erhalten und habe nur noch nicht daran gedacht, es Dir zu sagen.“

„Sehr gut, Wolfrath (sprach Gasparuolo); Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich Deine Schuld in meinen Büchern tilgen werde.“

Damit ging Wolfrath fort; das verhöhnte Weib mußte ihrem Manne den Preis ihrer Sünde herausgeben und ihr schlauer Liebhaber hatte ohne Unkosten die Gunstbezeugungen seiner geldgierigen Geliebten genossen.“

Zweite Erzählung.

Der Pfarrer zu Barlungo liegt bei Frau Belcoloren, und läßt ihr seinen Chorrock zum Pfande. Er borgt hernach von ihr einen Mörser, und wie er ihn wiederschickt, läßt er den Chorrock, als Unterpfand für den Mörser zurückfordern, und sie gibt ihn mit einer Stichelrede zurück.

Die Herren sowohl, als die Frauenzimmer, billigten den Streich, welchen Wolfrath der gewinnsüchtigen Mailänderin gespielt hatte. Ein Lächeln der Königin deutete hierauf dem Pamfilo ihren Befehl an, fortzufahren. „Schöne Damen (sprach Pamfilo), ich will Euch ein Geschichtchen von denjenigen Leuten erzählen, die uns immer necken, ohne daß wir uns wieder an ihnen reiben können, nämlich von den Pfaffen, die unaufhörlich gegen unsere Weiber zu Felde liegen, und glauben, nicht weniger Ablaß und Vergebung der Sünden zu verdienen, wenn sie eine davon überrumpeln können, als wenn sie den Sultan von Aegypten gefangen nach Avignon lieferten. Die armen Laien können sie dafür nicht mit gleicher Münze bezahlen, wenn sie sich auch an den Müttern, Schwestern, Buhlerinnen und Töchtern derselben mit eben den Eifer zu rächen suchen, womit jene ihre Weiber verfolgen. Ihr sollt von mir ein kleines ländliches Liebesabenteuer hören, das zwar nicht lang ist, aber spaßhaft genug endigt; und Ihr könnt zugleich daraus lernen, daß man den Pfaffen nicht zu viel trauen muß.

Ihr Alle habt vielleicht von einem rüstigen, im Dienste der Weiber wohlversuchten Pfarrer zu Barlungo, einem Dörfchen nicht weit von hier, gehört, der zwar nicht sonderlich lesen konnte, aber doch seine Pfarrkinder des Sonntags unter dem Ulmbaume mit manchem salbungsvollen Worte zu erbauen wußte; und wenn die Männer in Geschäften abwesend

waren, so verstand kein Pfaff, weder vor, noch nach ihm, ihre Weiber besser zu besuchen, ihnen Naschwerk, Weihwasser und Endchen von Wachskerzen zu bringen, und ihnen seinen Segen dabei zu geben. Unter den Weiberchen in seinem Dorfe, die ihm zuerst in die Augen fielen, war vorzüglich eine, die ihm vor allen andern gefiel, Namens Belcolore, die Frau eines Bauern, der sich Bentivegno del Mazzo nennen ließ, und sie war auch wirklich ein ebenso hübsches, als frisches und kernfestes bräunliches Bauerweibchen, besser zur Wollust gebaut, als irgend eine Andere, und keine konnte besser als sie die Cymbel schlagen, ein Liedchen singen, oder wenn es nöthig war, mit einem hübschen Tuche in der Hand, einen Reihen anführen. Darum ward auch der Herr Pfarrer so verliebt in sie, daß er kaum seiner Sinne mächtig blieb: keuchend trabte er ganze Tage umher, um sie zu sehen, und wenn er des Sonntags fand, daß sie in der Kirche war, so schrie er sein Kyrie und Sanctus wie ein Waldesel, um seine Kunst und Kraft im Gesange hören zu lassen; wenn sie aber nicht da war, so ließ er's sachte angehen. Doch wußte er sich so dabei zu benehmen, daß weder Bentivegno, noch sonst Jemand im Dorfe etwas davon gewahr ward. Um sich bei Belcolore desto besser in Gunst zu setzen, schenkte er ihr von Zeit zu Zeit bald ein Bündel von dem besten Knoblauch, den er mit eignen Händen in seinem Garten gesetzt hatte, bald ein Körbchen voll Bohnen, bald eine Schnur Zwiebeln, oder Schalotten; und wenn er seine Gelegenheit sah, so beäugelte er sie und schwänzelte um sie herum, wie ein verliebter Pudel. Weil sie jedoch immer die Spröde spielte, so konnte er lange nicht bei ihr zum Ziele kommen. Einst traf es sich inzwischen, wie er gerade in der Mittagsstunde hin und her auf der Straße herumschlenderte, daß ihm Bentivegno del Mazzo begegnete, der einen beladenen Esel vor sich hin trieb. Er sprach ihn an und fragte ihn, wohin es ginge.

„Hm! Ja, die Wahrheit zu sagen, Eu'r Würden (sprach Bentivegno), es geht halt nach der Stadt, wegen eines Geschäfts, das ich dort habe, und ich bringe diese Sachen dem Herrn Bonaccori da Ginestreto, daß er mir helfen soll, weil mich der Herr Defizialrichter durch seinen Prokulater parentorisch hat recitiren lassen."

Der Pfarrer war froh und sagte: „Du thust wohl, mein Sohn; Gott segne Dein Vorhaben! Komm bald zurück, und wenn Dir von ungefähr Lampuccio, oder Naldino in den Weg kommen, so vergiß nicht, ihnen zu sagen, daß sie mir die Riemen zu meinen Dreschflegeln schicken."

„Soll geschehen," sprach Bentivegno, und trieb nach Florenz. Der Pfarrer hielt dies für die gelegenste Zeit, sein Glück bei Belcolore zu versuchen; er machte sich auf den Weg und hielt sich nirgends auf, bis er zu ihr kam.

„Gott zum Gruß (rief er)! Ist Jemand zu Hause?"

Belcolore, die auf den Boden gegangen war, rief herunter, wie sie seine Stimme hörte: „Ach, seid willkommen, Herr Pfarrer; wie kömmt's, daß Ihr so in der Mittagshitze ausgeht?"

„So wahr ich lebe (sprach der Priester), blos um ein wenig bei Dir zu verweilen, weil ich eben Deinem Mann begegnet bin, der nach der Stadt ging."

Belcolore kam herunter, breitete ein Tuch auf die Erde und fing an, etwas Kohlsamen zu sieben, den ihr Mann eben ausgeschlagen hatte.

„Höre, Belcolorchen (sprach der Pater), willst Du mich denn immer so schmachten lassen?"

„Nun, was thu' ich Euch denn?" sprach Belcolorchen und lachte.

„Du thust mir zwar nichts (sprach der Pfarrer); aber Du läßt Dir auch nicht von mir thun, was ich gern möchte, und was Gott geboten hat."

„Ei geht doch, geht doch (sprach sie)! Thun denn so was auch die Priester?"

„Warum nicht so gut, als andere Leute, und noch besser dazu (sprach der Pfarrer). Denn bei uns kömmt's selten, aber gut; das sollst Du sehen, wenn Du ruhig bist und mich machen lässest."

„Was kann man von Euch Gutes erwarten (versetzte Belcolore)? Ihr seid ja Alle so geizig, wie der Teufel."

„Ich weiß nicht, was Du verlangst (sprach der Pater). Fordere nur. Willst Du ein Paar hübsche Schuhe? Oder willst Du ein schönes Kleinod, oder eine Strehne feine Wolle, oder was sonst?"

„Das wäre mir was Rechtes (sprach Belcolore)! Das Alles habe ich selbst. Aber wenn Ihr mir so gut seid, wie Ihr sagt, so thut mir einen Dienst, und ich will Euch wieder Alles zu Gefallen thun."

„Sage mir nur, was ich thun soll, und es soll geschehen," sprach der Priester.

„Gut (versetzte Belcolore)! Ich muß Sonnabend nach Florenz, um Wolle abzuliefern, die ich gesponnen habe, und um mein Spinnrad zurecht machen zu lassen. Wenn Ihr mir fünf Liren leihen wollt (so viel

habt Ihr gewiß), so kann ich vom Pfandverleiher mein dunkelblaues Röckchen einlösen, und meinen Feiertagsgürtel, den ich zum Brautschatz mitgebracht habe; denn Ihr wißt wohl, ohne das kann ich mich weder in der Kirche, noch an andern ehrbaren Oertern sehen lassen, und hernach will ich auch immer gerne thun, was Ihr haben wollt."

„So wahr ich ehrlich bin, ich habe sie jetzt nicht bei mir (sprach der Pfarrer); aber sei versichert, ehe Sonnabend kommt, will ich sie Dir mit Freuden verschaffen."

„Ja, wer Euch glaubte (sprach Belcolore)! Versprechen könnt Ihr alle meisterlich, aber hernach haltet Ihr andern Leuten nichts. Meint Ihr's mit mir auch so zu machen, wie mit der Biliuzza, die mit leerer Hand ausgehen mußte? Das soll Euch bei meiner Treue nicht gelingen; denn die ist blos darüber zur Gassenläuferin geworden. Habt Ihr sie nicht bei Euch, so geht hin und holt sie."

„Ich bitte Dich (sprach der Pfarrer), schicke mich doch jetzt nicht wieder bis nach Hause. Du siehst, das Glück ist mir eben so günstig, daß Niemand hier ist, und wer weiß, wenn ich wiederkäme, so fände ich vielleicht Jemand bei Dir, der uns hinderte, und wir können nicht wissen, ob sich eine so günstige Gelegenheit, wie diese, so bald wieder anbieten wird."

„Meinetwegen (sprach sie)! Wollt Ihr gehen, so geht, wo nicht, so könnt Ihr lange warten."

Wie der Pfarrer sahe, daß er nichts von ihr erhalten würde, ohne sie sicher zu stellen, so gern er es auch vermieden hätte, so sprach er: „Höre, Du glaubst mir nicht, daß ich Dir das Geld bringen werde. Aber ich will Dir zur Sicherheit diesen violetten Chorrock hier zum Pfande lassen."

„Diesen Chorrock (sprach Belcolore, und warf die Nase in die Höhe)? Wieviel ist denn der werth?"

„Was er werth ist (rief der Pfarrer)? Du mußt wissen, daß er zweiträthig, oder dreidräthig ist, ja einige Leute im Dorfe halten ihn gar für vierdräthig; und es sind noch nicht vierzehn Tage, wie ich ihn von Otto dem Trödler für sieben Liren kaufte, und Buglietto, der sich (wie Du weißt) auf dergleichen Zeug wohl versteht, hat mir versichert, daß er noch wohl fünf Soldi mehr werth ist."

„Das wäre (sprach Belcolore)! Das hätt' ich wahrhaftig nimmer geglaubt. Aber gebt ihn nur erst her."

Der Pfarrer, bei dem der Bogen auf's Höchste gespannt war, gab den

Chorrock hin. Sie verwahrte ihn, und ging darauf mit dem Pater in ein Hüttchen, wohin Niemand zu kommen pflegte, und wo sie sich eine gute Weile mit einander ergötzten. Der Pfarrer ging hernach ohne Chorrock, in bloßer Simarre nach Hause, als wenn er von einer Hochzeit käme. Wie er nun anfing, nachzurechnen, daß die Endchen Lichter, die er in einem ganzen Jahre zusammensparte, ihm nicht die Hälfte der fünf Liren einbrächten, fand er, daß er nicht wohl gethan hätte, und es reuete ihn, seinen Chorrock zum Pfande gelassen zu haben. Er sann daher auf ein Mittel, ihn wieder zu bekommen, welches ihm auch, weil er ziemlich verschlagen war, nur allzu gut gelang. Weil eben am folgenden Tage ein Festtag einfiel, so schickte er einen Knaben aus der Nachbarschaft zu Frau Belcolora, und ließ sie bitten, ihm ihren steinernen Mörser zu leihen, weil morgen Binouccio del Poggio und Nuto Buglieti bei ihm essen würden, und er ihnen eine gute Tütsche vorzusetzen wünschte. Belcolore lieh ihm den Mörser Wie nun der Mittag kam, und der Pfarrer wußte, daß Bentivegno mit seiner Frau zu Tische saß, rief er seinen Küster, und sagte: „Nimm diesen Mörser, und trage ihn zu Belcolore, und sage ihr: Der Herr läßt Euch danken, und läßt bitten, ihm den Chorrock wieder zu schicken, den er den Knaben zum Zeichen an Euch mitgegeben hat.

Der Küster ging hin mit dem Mörser, und fand Belcolore und Bentivegno bei ihrer Mahlzeit, stellte den Mörser hin, und sagte, was ihm der Pfarrer befohlen hatte. Wie Belcolore hörte, daß er den Chorrock forderte, war sie im Begriff, ihm zu antworten; allein ihr Mann rief mit verdrießlicher Miene: „Was? Nimmst Du von dem geistlichen Herrn ein Pfand? Beim Element, ich habe schier Lust, Dir eine derbe Tachtel zu geben! Geh hin den Augenblick, und gib es ihm wieder, und merke Dir's daß Du ihm niemals Nein sagst, wenn er etwas von unsern Sachen gebraucht, wenn's auch unser Esel selbst wäre."

Die Frau stand murrend auf, holte den Chorrock aus ihrem Kasten und gab ihn dem Küster, und sprach zu ihm: „Sagt Eurem Herrn von meinetwegen, die Belcolore thäte ein Gelübd, daß er nimmermehr seine Brühe wieder in ihrem Mörser anrühren sollte, weil er diesmal so unartig damit umgegangen wäre."

Der Küster brachte seinem Herrn den Chorrock, und sagte ihm, was ihm aufgetragen war. Der Pfarrer lachte darüber, und sagte: „Wenn Du sie wieder siehst, so sage ihr: wenn sie mir ihren Mörser nicht leihet

ill, so leih ich ihr auch nicht meinen Stempel; so bleiben wir einander ichts schuldig."

Bentivegno meinte, seine Frau hätte die Worte deswegen gesprochen, eil er ihr einen Verweis gegeben hatte, und machte sich also nichts daraus. elcolore aber entzweite sich mit dem Pfarrer, und sprach bis zur Weinse kein Wort mit ihm. Wie ihr aber hernach der Pfarrer drohte, daß er e dem großen Lucifer in den Rachen schicken wollte, schlug sie um mit dem Most, und vertrug sich mit ihm bei den warmen Kastanien. Sie pflegten ch hernach noch oft mit einander gütlich zu thun, und statt der fünf Liren eß ihr der Pfarrer ihre Cymbel zurecht machen und eine Schelle daran ängen, und damit war sie zufrieden."

Dritte Erzählung.

alandrino, Bruno und Buffalmacco gehen hinunter nach dem Thale Mugnone, um Heliotropen zu suchen. Calandrino glaubt, sie gefunden zu haben, und eht, mit Steinen ganz beladen, zu Hause. Seine Frau schilt ihn; er erzürnt sich arüber und schlägt sie, und erzählt hierauf seinen Gefährten, was sie selbst besser wissen, als er.

Pamfilo hatte seine Geschichte geendigt, und die Mädchen lachten so ehr darüber, daß sie noch nicht aufhören konnten; die Königin trug indessen Elisa auf, ihm zu folgen. Noch immer lachend, fing Elisa an: „Ich weiß nicht, lieben Kinder, ob ein eben so wahres, als lustiges Geschichtchen, as ich Euch erzählen will, Euch so viel zu lachen verschaffen wird, als Pamfilo's Erzählung; allein ich will mein Bestes thun.

In unserer Stadt, welche nie Mangel an sonderbaren Leuten gehabt hat, lebte noch vor Kurzem ein Maler, Namens Calandrino, ein einfältiger und wunderlicher Mann, der seine meisten müßigen Stunden mit zweien andern Malern zuzubringen pflegte, die sich Bruno und Buffalmacco nannten, ein Paar lustige Brüder, und dabei kluge und gescheidte Leute. Sie gaben sich mit Calandrino deswegen ab, weil sie sich oft an einer Einfalt und an seinen sonderbaren Grillen belustigten. Zu derselben Zeit befand sich auch in Florenz ein junger Mann, der in Allem, was er unternahm, gewandt, unterhaltend, schlau und einnehmend war, Namens Maso del Saggio, welcher von der Einfalt des Calandrino hörte,

und sich vornahm, sich mit ihm einen Spaß zu machen, und ihm einen Possen zu spielen, oder ihm etwas Ungereimtes weis zu machen. Von ungefähr traf er ihn eines Tages in der Johanneskirche, wo er die Malerei und das Schnitzwerk an dem Heiligenschreine betrachtete, den man erst kürzlich auf dem Altar aufgestellt hatte, und er glaubte hier eine gute Gelegenheit zu finden, seinen Vorsatz auszuführen. Er gab demnach einem seiner Cameraden einen Wink von seiner Absicht, stellte sich mit demselben nahe an den Ort, wo Calandrino einsam saß, und fing an, von den Eigenschaften und Kräften verschiedener Steine mit so vieler Ausführlichkeit zu reden, als ob er der größeste und gelehrteste Steinkenner wäre. Calandrino merkte auf ihre Unterredung, stand bald hernach auf, und weil er fand, daß sie nichts Geheimes mit einander sprachen, so mischte er sich mit in ihr Gespräch. Maso, dem dieses eben recht war, setzte die Materie fort, bis ihn Calandrino fragte, wo diese merkwürdigen Steine zu finden wären.

In Berlinzone (sprach Maso), einer Stadt der Basken, in einer Provinz, die Bengodi heißt, wo man die Weinstöcke mit Bratwürstchen anbindet. Da gibt's Gänse, die goldene Eier legen, und einen großen Berg von Parmesankäse, worauf sich Leute befinden, die nichts Anders thun als Maccheroni und Ravioli machen, die sie in Hühnerbrühe kochen und herunterwerfen, und wer am meisten auffammelt, der bekömmt das Meiste. Neben dem Berge fließt ein Bach, vom besten Vernaccia *), den man jemals getrunken hat, und der mit keinem Tröpfchen Wasser vermischt ist.

„Ach, das muß ein herrliches Land sein (sprach Calandrino). Aber sage mir doch, was machen sie denn mit den Kapaunen, die sie kochen?"

„Die verzehren die Basken," sprach Maso.

„Bist Du jemals da gewesen?" fragte Calandrino.

„Das kannst Du glauben (sprach Maso), daß ich nicht einmal, sondern tausendmal da gewesen bin."

„Wieviel Meilen ist es denn von hier?"

„Vollkommen so viel Meilen hin, als her," sprach Maso.

„Das mag wohl noch weiter sein, als nach Abruzzo," meinte Calandrino.

„Ja wohl (sprach Maso), und noch ein gutes Stück weiter."

---

*) Der Vernaccia ist ein grünlichweißer florentinischer Wein, der sehr leicht und fast wie Limonade schmeckt. Er wird von den Italienern sehr geschätzt.

Da Maso beständig eine ernsthafte Miene behielt, so glaubte ihm der einfältige Calandrino jedes Wort, als wenn es die ausgemachteste Wahrheit wäre. „Das ist mir doch ein wenig zu weit (sprach er); aber wenn es näher wäre, so muß ich gestehen, daß ich wohl einmal mit Dir hinreisen möchte, um zu sehen, wie die Maccheroni herumfliegen, und mir ein Schüsselchen davon zu sammeln. Allein ich bitte Dich, sage mir doch, gibts denn hier zu Lande gar keine von diesen trefflichen Steinen?"

„Ja (sprach Maso); zweierlei Arten gibt es auch hier, von ganz besonderer Tugend. Von der einen Art sind die Mühlsteine von Settigniano und Montisci, womit man in den Mühlen das Mehl mahlt; daher man auch im Sprüchwort zu sagen pflegt!

Gott läßt das liebe Korn gedeihn,
Montisci's Steine mahlen's klein.

Von diesen ist aber der Ueberfluß so groß, daß man sich bei uns so wenig aus ihnen macht, wie bei jenen aus den Smaragden, wovon es dort Berge gibt, so groß, wie der Monte Morello, die um Mitternacht leuchten, wie Karfunkel. Ich kann Dir aber sagen, wenn man die Mühlsteine schleifen und in Ringe fassen ließe, ehe sie gebohrt werden, und brächte sie dem Sultan, so könnte man dafür fordern was man wollte. Den andern Stein nennen wir Steinkenner das Heliotropium, und er hat eine ganz besondere Kraft; denn wenn ihn Jemand bei sich trägt, so sieht ihn kein Mensch in der Welt da, wo er nicht ist."

„Das ist wirklich eine wunderbare Kraft (sprach Calandrino). Wo findet man denn diesen Wunderstein?"

„Man pflegt ihn in Mugnone zu finden," sprach Maso.

„Wie groß ist er, und von welcher Farbe?"

„Man findet ihn von verschiedener Größe (sprach Maso). Einige sind größer, andere kleiner, allein von Farbe fallen sie fast alle in's Schwärzliche."

Calandrino merkte sich alle diese Umstände; er schützte hierauf Geschäfte vor, und entfernte sich von Maso, in der Absicht, den Stein zu suchen; doch nahm er sich vor, nichts ohne Vorwissen seiner Freunde Bruno und Buffalmacco zu thun, die er besonders lieb hatte. Er suchte sie demnach auf, um ohne Zeitverlust mit ihnen hinzugehen, und den Stein zu suchen, ehe ihnen andere zuvor kämen. Nachdem er sie den ganzen Vormittag vergeblich gesucht hatte, fiel ihm endlich um Mittagszeit ein, daß sie im Frauenstifte in Faenza arbeiteten; und so heiß es auch war, so ließ er

doch alle seine anderen Geschäfte liegen, und eilte in vollem Trabe hinaus zu ihnen. „Freunde (sprach er), wenn Ihr mich hören wollt, so können wir die reichsten Leute in Florenz werden; denn ich habe von einem glaubwürdigen Manne erfahren, daß im Mugnone ein Stein gefunden wird, der die Leute, die ihn bei sich tragen, unsichtbar macht. Ich denke also, wir sollten hingehen, und ihn suchen, ehe uns Jemand zuvorkömmt. Wir finden ihn gewiß, weil ich ihn kenne; und wenn wir ihn finden, was haben wir denn mehr zu thun, als ihn in die Tasche zu stecken, und in die Wechselbuden zu gehen, wo die Gulden und Groschen immer in Haufen herumliegen, und nehmen soviel davon, als wir wollen? Kein Mensch wird uns gewahr werden, und auf die Art können wir bald reich werden, und brauchen nicht den ganzen Tag die Wände zu beschmieren, wie die Schnecken."

Bruno und Buffalmacco lachten heimlich über sein Geschwätz. Sie sahen sich einander an, und stellten sich, als ob sie sich mächtig verwunderten; sie lobten Calandrino's Einfall, und Buffalmacco fragte ihn, wie der Stein hieße.

Calandrino, dessen Gedächtniß nicht besser war, als sein Verstand, hatte den Namen schon vergessen. Er gab demnach zur Antwort: „Was kümmert uns der Name des Steins, wenn wir nur wissen, wozu er nütz ist? Mich däucht, wir thäten am besten, gleich hin zu gehen und ihn zu suchen."

„So sage uns wenigstens, wie er aussieht", sprach Bruno.

„Er sieht verschiedentlich aus (antwortete Calandrino); allein sie sind alle fast schwarz; darum denke ich, wir wollen alle schwärzlichen Steine auflesen, bis wir den rechten finden. Laßt uns nur gehen, und keine Zeit verlieren."

„Warte noch ein wenig," sprach Bruno, und sagte darauf zu Buffalmacco: „Mich däucht, Calandrino hat Recht: allein es scheint mir jetzt nicht die Zeit zu sein, zum Werke zu schreiten. Die Sonne steht jetzt hoch, und scheint gerade in Mugnone hinein, und trocknet alle Steine aus, so daß jetzt einige weiß aussehen müssen, die des Morgens schwarz sind, ehe die Sonne darauf scheint. Ueberdies ist heute Arbeitstag, und es gehen viele Leute in Mugnone hin und wieder, welche leicht unsere Absicht errathen könnten, wenn sie uns sähen, und vielleicht auf den Einfall kämen, dasselbe zu thun, und wenn es ihnen besser glückte, als uns, so brächten wir uns selbst um unsern Vortheil. Ich bin der Meinung (wenn es

Euch gleichfalls gut däucht), wir sollten diese Arbeit lieber des Morgens vornehmen, wenn man Schwarz und Weiß besser unterscheiden kann, und an einem Feiertage, wenn uns Niemand bemerkt."

Buffalmacco lobte Bruno's Rath, Calandrino gab nach, und sie wurden einig, daß sie alle drei am nächsten Sonntage den Stein suchen wollten: vor allen Dingen aber bat Calandrino die Andern, sie möchten mit Niemand davon sprechen, weil es ihm als ein Geheimniß anvertrauet wäre. Hierauf erzählte er ihnen, was er von dem Lande Bengodi gehört hatte, und betheuerte mit großen Schwüren, daß es alles lauter Wahrheit wäre.

Wie Calandrino sich wegbegab, nahmen die beiden Andern Abrede, wie sie ihre Rolle bei der Sache spielen wollten. Calandrino konnte vor Begierde den Sonntag kaum erwarten. Wie er herankam, stand er schon vor Tages Anbruch auf, holte seine Mitbrüder ab, ging mit ihnen zum Sankt Gallen-Thore hinaus, und nach dem Mugnone hinunter, wo sie auf und abgingen, um den Wunderstein zu suchen. Calandrino bezeigte sich am eifrigsten, sprang bald hierhin, bald dorthin, wo er nur einen schwärzlichen Stein erblickte, und steckte ihn zu sich. Seine Gefährten gingen ihm nach, und hoben auch von Zeit zu Zeit ein Steinchen auf. Calandrino war noch nicht weit gegangen, wie er schon alle Taschen und den Busen voll Steine hatte; er schürzte demnach seine ziemlich langen Rockschöße ringsum mit seinem Gürtel auf, und wie auch diese voll waren, machte er seinen Mantel zum Sack und füllte ihn mit Steinen.

Wie Buffalmacco und Bruno fanden, daß er seine volle Ladung hatte, und daß es bald Essenszeit war, sagte Bruno zu Buffalmacco: „Wo ist Calandrino?"

Buffalmacco, der ihn dicht neben sich stehen sahe, kehrte sich um, blickte allenthalben umher und sagte: „Ich weiß nicht, wo er geblieben ist, allein er stand ja noch vor Kurzem hier neben uns."

„Es liegt nicht viel daran (versetzte Bruno); aber ich wollte wohl wetten, daß er schon zu Hause am Tische sitzt, und läßt uns hier wie die Narren im Mugnone herumlaufen, um schwarze Steine aufzulesen."

„Das hat er gut gemacht (sprach Buffalmacco), daß er uns so angeführt, und uns hier verlassen hat, weil wir so thöricht waren, ihm zu glauben. Wer anders, als wir, wäre wohl so närrisch gewesen, sich einbilden zu lassen, daß im Mugnone ein so wundersamer Stein zu finden wäre?"

Calandrino, der ihre Reden hörte, glaubte gewiß, daß der Stein ihm in die Hände gefallen wäre, und durch seine Wirkung verursachte, daß die Andern ihn nicht sehen könnten, obgleich er vor ihnen stände. Höchst erfreut über sein Glück, nahm er sich vor, nach Hause zu gehen, ohne ein Wort zu sagen; er kehrte demnach um, und ging davon. Buffalmacco, der ihn fortgehen sahe, sprach zu Bruno: „Was machen wir länger hier? Warum gehen wir nicht auch?"

„Laß uns gehen (antwortete Bruno); aber ich schwöre zu Gott, Calandrino soll mich nicht wieder betrügen, und wenn ich ihm jetzt so nahe wäre, wie ich ihm diesen ganzen Morgen gewesen bin, so wollte ich ihm diesen Kiesel dergestalt auf die Fersen schnellen, daß er wohl einen Monat an seinen Streich denken sollte." Mit diesen Worten nahm er einen Stein aus der Tasche, und gab dem Calandrino einen tüchtigen Wurf damit auf die Hacke. Calandrino zog vor Schmerz das Bein in die Höhe, und blies wie ein Hamster; schwieg aber still und ging weiter. Buffalmacco nahm auch einen von den aufgelesenen Steinen und sagte: „Das ist ein hübscher tüchtiger Bachkiesel, ich wollte, daß ihn Calandrino in den Rippen hätte," und paff! ließ er ihn dem Calandrino wirklich in die Rippen fliegen. So steinigten sie ihn, bald unter diesen, bald unter jenen Reden, den ganzen Weg im Mugnone entlang bis an das Thor. Hier warfen sie ihre übrigen Steine von sich, und hielten sich unter vielem Gelächter bei der Zollwache auf, welche von ihnen einen Wink bekommen hatte, und den Calandrino vorbei gehen ließ, als wenn ihn Niemand sähe. Calandrino hielt sich nirgends auf, bis er nach seinem Hause kam, welches nicht weit davon neben der Mühle lag. Das Glück begünstigte den Spaß so sehr, daß auf dem ganzen Wege längs dem Flusse und in der Stadt kein Mensch dem Calandrino ein Wort sagte, wiewohl ihm in der That auch nur Wenige begegneten, weil fast Jedermann schon zu Tische gegangen war. Calandrino kam also mit seiner ganzen Ladung nach Hause. Von ungefähr stand seine Frau, Monna Tessa, ein hübsches rasches Weibchen, oben an der Treppe, und weil sie über sein langes Außenbleiben ein wenig verdrüßlich geworden war, so machte sie ihm darüber Vorwürfe und sagte: „Nun, Freund! führt Dich endlich der Himmel einmal zu Hause? Alle Menschen haben schon zu Mittag gegessen und Du kommst nun erst zu Tische,"

Wie Calandrino dies hörte und fand, daß er sichtbar war, rief er

voll Zorn und Verdruß: „Bist Du da, Du Wetterweib? Du bringst mir Unglück; allein beim Himmel, Du sollst es entgelten.“ Damit ging er in sein Zimmer, legte seine Ladung Steine von sich, lief voll Bosheit zu seiner Frau, packte sie bei den Haaren, warf sie auf die Erde und gab ihr, so lange er Hände und Füße rühren konnte, so viele Stöße und Tritte, bis er ihr kein Haar im Kopfe und kein heiles Bein im Leibe ließ, obwohl sie ihn mit gefalteten Händen um Barmherzigkeit bat.

Nachdem Bruno und Buffalmacco sich ein wenig mit der Wache am Thor lustig gemacht hatten, folgten sie dem Calandrino langsam und von ferne nach, und hörten, wie sie an seine Thüre kamen, die heftigen Schläge, die er seiner Frau gab. Sie thaten, als ob sie erst eben ankämen, und riefen ihn. Calandrino kam schwitzend vor Eifer und Erhitzung an's Fenster, und bat sie, zu ihm hinauf zu kommen. Sie stellten sich ein wenig unwillig, kamen aber doch hinauf, und fanden das ganze Zimmer voll Steine. In der einen Ecke befand sich die Frau, zerzaust, zerrissen und im ganzen Gesichte zerschlagen, und vergoß heiße Thränen; und in einem andern Winkel saß Calandrino ohne Rock und Wamms und keuchte vor Erschöpfung. Nachdem sie sich ein wenig umgesehen hatten, fragten sie: „Was hat das hier zu bedeuten, Calandrino? Willst Du mauern, daß hier so viele Steine umher liegen? Und was fehlt denn Monna Tessa? Sie sieht ja aus, als wenn Du sie geschlagen hättest. Was sind das für Auftritte?“

Calandrino war so sehr abgemattet von dem Gewicht der Steine, von der Wuth, womit er seine Frau geschlagen hatte, und von dem Schmerz über das Glück, das er glaubte verloren zu haben, daß er nicht Athem genug finden konnte, um eine Antwort hervorzubringen, daher Buffalmacco weiter fortfuhr: „Wenn Du sonst Verdruß gehabt hast, Calandrino, so hättest Du ihn doch nicht sollen an uns auslassen, wie Du gethan hast; denn erstlich schlepptest Du uns mit Dir fort, um Steine in Mugnone aufzulesen, und dann ließest Du uns stehen, wie ein Paar Narren, und gingst davon, ohne zu sagen „Lebt wohl,“ oder „geht zum Galgen!“ Wir nehmen Dir das sehr übel, und es ist gewiß der letzte Possen, den Du uns jemals spielst.“

Calandrino kam endlich ein wenig zu Athem und sagte: „Brüderchen, seid mir nicht so böse: das Ding verhält sich ganz anders, als Ihr glaubt. Ich armer geschlagener Mensch hatte den Stein gefunden. Hört

nur zu, ob ich die Wahrheit sage: Wie Ihr einander zuerst nach mir fragtet, war ich keine zehn Ellen weit von Euch entfernt, und weil ich sahe, daß Ihr wegginget und mich nicht sehen konntet, so ging ich vor Euch hin, und blieb immer in einer kleinen Entfernung voraus." So fuhr er weiter fort, ihnen Alles zu erzählen, was sie gesagt und gethan hatten, und zeigte ihnen seinen Rücken und seine Fersen, die ihm die Bachkiesel zerbläut und zerschunden hatten, und setzte hinzu: „Wie ich nun beladen mit allen diesen Steinen, die Ihr hier liegen seht, in's Thor kam, so kann ich Euch versichern, daß mir kein Mensch ein Wort gesagt hat, und Ihr wißt doch, wie beschwerlich die Zollbesucher sind, und wie sie immer Alles durchschnüffeln wollen. Ueberdies sind mir unterwegs verschiedene von meinen Freunden und Gevattersleuten begegnet, die immer mit mir zu spaßen und mir ein Trünkchen anzubieten pflegen, und keiner hat mir ein Wort oder auch nur ein halbes gesagt, weil sie mich nicht sahen. Endlich komm' ich hier nach Hause, und da kömmt mir gleich dies verdammte Satansweib entgegen und hat mich gesehen; denn Ihr wißt wohl, daß die Weiber jedem Dinge seine Kraft benehmen; und darüber bin ich aus dem glücklichsten Menschen in Florenz zum unglücklichsten geworden. Dafür hab' ich sie aber auch so lange geprügelt, als ich meine Fäuste rühren konnte, und ich weiß nicht, was mich abhält, daß ich ihr nicht alle Adern im Leibe zerschneide. Verdammt sei die Stunde, da ich sie zuerst sahe, und da sie in mein Haus kam!"

Bei diesen Worten lief ihm die Galle von neuem dergestalt über, daß er wieder anfangen wollte, sie zu schlagen. Buffalmacco und Bruno stellten sich, als wenn sie sich über Alles, was sie hörten, sehr verwunderten, und stimmten von Zeit zu Zeit demjenigen bei, was Calandrino sagte, obgleich sie bisweilen vor Lachen bersten wollten. Wie sie aber sahen, daß er ergrimmt aufstand, um seine Frau abermal zu prügeln, sprangen sie zu und hielten ihn ab, indem sie zu ihm sagten, die Frau wäre an dem Allen nicht Schuld, sondern er selbst, da er wüßte, daß die Weiber jedem Dinge seine Kraft raubten, und hätte dennoch seine Frau nicht gewarnt, ihm an diesem Tage nicht vor Augen zu kommen. Diese Vorsicht hätte ihm der Himmel verwehrt, weil ihm entweder dies Glück nicht wäre beschieden gewesen, oder weil er die Absicht gehabt habe, seine Freunde zu hintergehen, welchen er seinen Fund, sobald er ihn gethan, billig hätte mittheilen sollen.

Nach langem Wortwechsel gelang es ihnen mit vieler Mühe, das arme

geschlagene Weib mit ihm wieder zu versöhnen, worauf sie ihn mitten unter seinen Steinen verließen und davon gingen."

Vierte Erzählung.

Der Propst zu Fiesole verliebt sich in eine hübsche Witwe, die ihn aber nicht ausstehen kann. Er meint, bei ihr zu schlafen, und liegt bei ihrer Magd, bei welcher ihn auf Anstiften der Brüder der Dame sein Bischof antrifft.

Wie Elisa ihre Geschichte bis zu Ende zur nicht geringen Unterhaltung der ganzen Gesellschaft erzählt hatte, blickte die Königin Emilia an, um ihren Willen zu erkennen zu geben, daß sie die ihrige zunächst erzählen sollte. Sie gehorchte augenblicklich und sagte: „Edle Jungfrauen, ich habe es nicht vergessen, daß man uns schon in mehr als einer Erzählung gezeigt hat, wie sehr die Pfaffen und Mönche streben, sich bei uns einzuschmeicheln. Weil man aber nie so viel davon sagen kann, daß nicht immer noch weit mehr übrig bliebe, so will ich Euch noch ein Geschichtchen von meinem Probst erzählen, welcher aller Welt und ihr selbst zum Trotz eine edle Dame zur Liebe reizen wollte. Weil sie aber sehr gescheidt war, so verschaffte sie ihm seinen verdienten Lohn.

Fiesole, dessen Hügel wir dort vor uns liegen sehen können, war einst (wie Ihr alle wohl wißt) eine alte und berühmte Stadt, obgleich es jetzt ganz herunter gekommen ist; inzwischen hat es doch nie aufgehört, ein bischöflicher Sitz zu sein, und ist es auch noch jetzt. Nahe bei der Stiftskirche daselbst hatte eine adelige Wittwe, Namens Madonna Picarda, ein Gütchen mit einem kleinen Wohnhause, wo sie sich, weil sie nicht reich war, den größesten Theil des Jahres aufhielt, und ihre zwei Brüder, ein Paar sehr artige, wohlerzogene Leute, bei sich hatte. Da sie sich nun immer zur Stiftskirche zu halten pflegte, so fügte es sich, weil sie noch sehr jung, schön und liebenswürdig war, daß der Probst an dieser Kirche sich bis über die Ohren in sie verliebte. Nach einiger Zeit war er so dreist, ihr seine Wünsche selbst zu erkennen zu geben und sie zu bitten, sich seine Liebe gefallen zu lassen und ihm ihre Gegenliebe zu schenken. Es war schon ein ältlicher Mann, aber am Verstande noch sehr grün; dabei sehr stolz und vermessen, und bildetete sich nicht wenig ein auf seine Sitten und Manieren, obwohl er der abgeschmackteste Mensch von der Welt und so widerlich und unausstehlich

war, daß ihn Niemand leiden konnte; am allerwenigsten diese Dame, die ihm nicht nur nicht hold war, sondern ihn ärger haßte, als das Kopfweh. Als eine vernünftige Frau gab sie ihm indessen zur Antwort: „Ehrwürdiger Herr, ich kann es mir recht gern gefallen lassen, daß Ihr mich liebt, und ich bin schuldig, Euch wieder zu lieben, und will Euch auch gerne lieben; aber Eure Liebe und die meinige darf nie etwas Unerlaubtes zum Endzweck haben. Ihr seid mein geistlicher Vater und seid ein Priester, und Ihr geht dem Alter mit ziemlich schnellen Schritten entgegen; deswegen müßt Ihr keusch und züchtig leben. An der andern Seite bin ich selbst auch kein Kind mehr, daß dergleichen Liebeleien sich für mich schickten; und noch dazu bin ich eine Wittwe, und Ihr wißt wohl, wie ehrbarlich die Wittwen sich halten müssen. Nehmt mir's also nicht übel, daß ich Euch nicht auf diejenige Weise lieben oder mir Eure Liebe gefallen lassen kann, wie Ihr von mir verlangt."

Der Probst, obwohl er für diesmal von ihr nichts weiter erlangen konnte, ließ sich dennoch durch die erste Weigerung nicht irre machen, sondern fuhr hartnäckig fort, sie mit Briefen und Botschaften zu bestürmen und sie selbst anzusprechen, so oft sie in die Kirche kam. Da ihr nun seine Zudringlichkeit gar zu beschwerlich und verdrießlich ward, so nahm sie sich vor, ihn sich auf eine solche Art, wie er es verdiente, vom Halse zu schaffen, da sie es auf eine andere Weise nicht bewerkstelligen konnte; doch wollte sie Nichts ohne vorläufige Abrede mit ihren Brüdern vornehmen. Diesen erzählte sie demnach das Benehmen des Probstes gegen sie und sagte ihnen zugleich, was sie Willens wäre zu thun. Wie sie damit zufrieden waren, ging sie nach einigen Tagen in die Kirche, wie sie gewohnt war zu thun. Sobald der Probst sie gewahr ward, kam er zu ihr und fing an, seiner Gewohnheit nach ein sehr vertrauliches Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Sie machte ihm ein freundliches Gesicht, so bald sie ihn nur kommen sahe, ging mit ihm auf die Seite, und nachdem der Probst ihr einige von seinen gewöhnlichen Sachen vorgeschwatzt hatte, gab sie ihm mit einem tiefen Seufzer zur Antwort: „Ehrwürdiger Herr, ich habe oft gehört, keine Festung sei so stark, daß sie nach einer anhaltenden Belagerung sich nicht endlich ergeben müßte; und ich finde, daß dieses mir selbst begegnet ist. Ihr habt mir, bald mit Euren einnehmenden Reden, bald mit diesen, bald mit jenen Gefälligkeiten, so lange zugesetzt, daß Ihr mich endlich bewogen habt, meinen Vorsatz aufzugeben, und weil Ihr so großes Wohlgefallen an mir findet, so bin ich entschlossen, mich Euch zu ergeben."

Fröhlich antwortete der Probst: „Madonna, ich danke Euch herzlich. Ich habe mich wahrlich nicht wenig verwundert, wie Ihr so lange gegen mich ausgehalten habt, weil mir das noch nie mit einer Andern begegnet ist; vielmehr habe ich mir schon oft gesagt: wenn die Weiber Silber wären, so taugten sie nicht in die Münze, weil sie den Hammer nicht vertragen können. Doch laßt uns das jetzt beiseite setzen, und sagt mir: wenn können wir uns näher sprechen?"

„Liebster Herr (antwortete sie), das Wenn würde sich wohl finden, so bald wir nur wollen, da ich keinen Mann habe, dem ich von meinen Nächten Rechenschaft geben müßte; allein das Wie weiß ich nur nicht auszumitteln."

„Warum denn nicht (sprach der Probst)? Ich dächte in Eurem Hause."

„Ehrwürdiger Herr (versetzte die Dame), Ihr wißt, ich habe zwei Brüder, welche junge Leute sind, und bei Tage und bei Nacht ihre Freunde zu sich kommen lassen; und unser Häuschen ist nur klein. Ich könnte Euch demnach nicht anders zu mir kommen lassen, als im Dunkeln, und Ihr müßtet so stumm sein, wie ein Fisch, und keinen Laut von Euch geben. Wenn Ihr das wolltet, so könnte es angehen; denn sie bekümmern sich zwar nicht um mein Zimmer, allein das ihrige stößt so dicht daran, daß man das leiseste Wort, was gesprochen wird, hören kann."

„Madonna (sprach der Probst), für eine Nacht, oder zwei, soll es mir darauf nicht ankommen, bis ich Anstalt treffen kann, daß wir uns mit mehr Bequemlichkeit an einem andern Orte sprechen."

„Gut, Ehrwürdiger Herr (antwortete die Dame), es steht bei Euch; aber um Eines muß ich Euch noch bitten, daß Ihr die Sache geheim haltet, und daß Niemand ein Wort davon erfährt."

„Seid deswegen unbesorgt (sprach der Probst), und machet, wenn's möglich ist, daß wir noch diesen Abend zusammen kommen."

„Ich bin's zufrieden," sprach sie, und verabredete mit ihm, wie und wenn er kommen sollte; worauf sie zu Hause ging. Sie hatte eine Magd, die nicht mehr jung war und von Gesicht und Gestalt so häßlich, als man sie sich nur denken kann; denn sie hatte eine platte Nase, ein schiefes Maul, aufgeworfene Lippen, lange, schwarze und übelgepflanzte Zähne; war triefäugig und so kupferroth, als wenn sie den Sommer nicht in Fiesole, sondern am Senegal zugebracht hätte. Ueberdies war sie hüftlahm und

hinkte an der rechten Seite. Ihr Name war Ciuta; weil sie aber so grundhäßlich war, so ward sie von Jedermann Ciutazza*) genannt; bei aller ihrer Häßlichkeit hatte sie jedoch ein wenig verliebtes Fleisch auf dem Leibe. Diese rief sie zu sich und sagte ihr: „Ciutazza, wenn Du mir diesen Abend einen Dienst leisten willst, so kannst Du Dir ein hübsches neues Hemd bei mir verdienen."

„Ein neues Hemd, Madonna (sprach Ciutazza mit Freuden)? Dafür könnt Ihr mich durch's Feuer schicken, wieviel mehr sonst wohin!"

„Gut (sprach die Dame), Du sollst diese Nacht mit einem Mann in meinem Bette schlafen und ihn liebkosen; aber hüte Dich, daß Du keinen Laut von Dir giebst, damit Dich meine Brüder nicht hören, die (wie Du weißt) dicht daneben schlafen; so sollst Du hernach das Hemd von mir bekommen."

„Mit sechsen, wenn's darauf ankommt, lieber als mit einem," sprach Ciutazza.

Kaum war der Abend gekommen, so kam auch der Herr Probst, laut Abrede, und die beiden jungen Herren waren auf Anstiften der Dame in ihrem Zimmer und ließen ihre Stimme hören. Der Probst schlich also im Dunkeln und in aller Stille in die Kammer der Dame und in ihr Bett; und Ciutazza, welche sie von Allem unterrichtet hatte, legte sich zu ihm. Der Probst, welcher seine Geliebte bei sich im Bette zu haben glaubte, schloß die liebenswürdige Ciutazza in seine Arme und nahm in aller Stille Besitz von den Schätzen, wornach er sich längst gesehnt hatte. Wie dieses geschehen war, ging die Dame zu ihren Brüdern und bat sie, das Uebrige zu veranstalten, was sie verabredet hatten. Diese gingen demnach leise aus dem Hause nach dem Markte, und der Zufall begünstigte ihre Absicht über ihre Erwartung. Denn weil der Abend schwül war, so hatte der Bischof (den sie zu sich bitten wollten) schon nach ihnen gefragt, um sich bei ihnen auf einen kühlen Trunk zu Gaste zu bitten. Er sagte ihnen sein Anliegen, sobald er sie kommen sahe, ging mit ihnen nach Hause und setzte sich mit ihnen in ihrem Hofe im Kühlen nieder, wo er beim Fackellichte mit Vergnügen ihren guten Wein kostete.

Nachdem sie getrunken hatten, sagten die Jünglinge: „Messere, da

*) Ciutazza (die häßliche Ciuta). Die Endung azzo, und azza im femin. ist bekanntlich eine von denen, welche im Italiänischen einen Begriff von Häßlichkeit ausdrücken.

Ihr so gütig gewesen seid, uns in unserer kleinen Hütte zu besuchen, wie wir Euch eben einladen wollten, so laßt es Euch auch noch gefallen, etwas zu sehen, das wir Euch zu zeigen haben."

„Sehr gerne", sprach der Bischof. Einer von den jungen Herren nahm hierauf eine brennende Kerze in die Hand, und ging in die Kammer, wo der Probst bei der Ciutazza lag, und der Bischof und die übrige Gesellschaft folgten ihm nach.

Der Probst, welcher große Eile gemacht, und in kurzer Zeit mehr als eine Station zurückgelegt hatte, war darüber so müde geworden, daß er, der großen Hitze ungeachtet, in den Armen der Schönen eingeschlafen war. In dieser Lage zeigte ihn der Jüngling mit der Ciuta im Arm dem Bischofe und der ganzen Gesellschaft, wie sie in die Kammer traten. Plötzlich erwachte der Probst, und wie er sich bei dem Fackellichte von so vielen Menschen umgeben erblickte, verbarg er vor Furcht und Scham sein Gesicht unter der Decke. Der Bischof machte ihn indessen ohne Barmherzigkeit herunter, und befahl ihm, den Kopf aufzuheben, und zu sehen, bei wem er gelegen hätte. Wie der Probst den Betrug inne ward, grämte er sich sehr darüber und über die Schande, die er sich zugezogen hatte. Der Bischof befahl ihm, sich anzukleiden, und schickte ihn unter gehöriger Bewachung nach Hause, wo er ihm für sein Verbrechen schwere Buße auflegte. Weil er neugierig war, zu wissen, wie die Ciuta zu dem Probst in's Bett gekommen wäre, so erzählten es ihm die jungen Leute mit allen Umständen. Darüber lobte der Bischof nicht nur die Dame, sondern auch ihre Brüder, die ihre Hände nicht mit Priesterblut besudelt, und dennoch den Probst nach Verdienst gezüchtigt hatten. Diesem legte der Bischof eine vierzigtägige Buße auf; allein Zorn und Liebe machten, daß er seine Thorheit länger, als sieben Wochen beweinte; und überdieß konnte er sich hernach in langer Zeit nicht auf der Straße zeigen, ohne daß die Knaben mit Fingern auf ihn wiesen, und ihm nachriefen: „Da geht der, welcher bei der Ciutazza geschlafen hat." Dies verdroß ihn so sehr, daß er fast rasend darüber werden wollte.

So schaffte die kluge Dame sich die überlästigen Anmuthungen des Probst's vom Halse, und die Ciutazza gewann dabei ein neues Hemd und einen fröhlichen Abend."

Fünfte Erzählung.

Drei lose Vögel in Florenz ziehen einem Richter in öffentlicher Gerichtsstube die Hosen vom Leibe *).

Emilia hatte ihre Geschichte geendigt, und die schlaue Wittwe war von Allen gelobt worden; worauf die Königin den Filostrato anblickte, und zu ihm sprach: „An Dir ist jetzt die Reihe zu erzählen." Filostrato war unverzüglich bereit, und sagte: „Liebenswürdige Freundinnen, da Elisa vor wenigen Minuten eines gewissen Maso del Saggio erwähnt hat, so übergehe ich eine andere Begebenheit, die ich Euch sonst hätte erzählen wollen, um Euch etwas von ihm und einigen seiner Gesellen zu sagen. Wenn auch ein Wörtchen dabei vorkommen sollte, das Ihr nicht gerne ausspreht, so enthält es doch nichts Unanständiges, und ist spaßhaft genug, um Euch damit zu unterhalten.

Ihr alle werdet wohl wissen, daß man uns bisweilen Stadtvögte herschickt, welche gemeiniglich so engherzig gesinnt sind, und so karg und filzig leben, daß ihr ganzes Benehmen ein Inbegriff von lauter Knauserei ist. Die Richter und Schreiber, die sie mitbringen, scheinen daher eher hinter dem Pfluge, oder aus der Schuhflickerbude weggenommen, als in den Schulen der Rechtsgelehrsamkeit erzogen zu sein. So brachte auch einst ein solcher Stadtvogt, unter einer Menge anderer Richter, einen mit, der sich Messer' Niccola da Lepidio nennen ließ, der aber einem Schmiedeknechte ähnlicher war, als einem Rechtsgelehrten, und der nebst Andern angestellt ward, um das peinliche Recht zu hegen.

Da nun unsere Mitbürger gewohnt sind, das Rathhaus auch ohne besondere Geschäfte bisweilen zu besuchen, so traf es sich einst, daß Maso del Saggio dahin ging, um einen seiner Freunde daselbst zu sprechen, und wie er diesen Messer' Niccola sitzen sahe, schien er ihm ein so wunderlicher Kauz zu sein, daß er nicht unterlassen konnte, ihn von Kopf zu Fuß zu betrachten. Außer der schmutzigen Kappe auf seinem Haupte, dem Pennal am Gürtel, dem Rocke, welcher länger war, als der Mantel, und manchen andern seltsamen Dingen in seinem Aufzuge, fielen ihm besonders die

*) Diese Erzählung gehört (so wie des Cervantes Rinconet und Cortadillo) zu den satyrischen Schwänken, welchen Zeit und Ort das meiste Interesse geben mußten.

Hosen des Herrn Richters in die Augen; denn weil ihm sein enger Rock vorn offen stand, so konnte man sehen, daß ihm der Hosensitz fast bis auf die Waden herabhing. Maso vergaß darüber seine anderen Geschäfte, und ohne sich lange bei der Figur des Richters aufzuhalten, sann er auf etwas Neues, und suchte ein Paar von seinen Freunden auf, die eben so lustige Vögel waren, wie er selbst, wovon der eine Ribi und der andere Matteuzzo hieß. „Wenn Ihr mich lieb habt (sprach er), so kommt mit mir; ich will Euch den possirlichsten Gimpel zeigen, den Ihr je gesehen habt." Er führte sie nach dem Stadthause, und zeigte ihnen den Richter und seine Hosen. Sie lachten, wie sie ihn nur sahen, über seine sonderbare Gestalt, und wie sie näher zu der Bank gingen, worauf dieser Messer' Niccola saß, fanden sie, daß es sehr leicht war, unter den Sitz zu schlüpfen, und daß das Brett unter den Füßen des Richters ein Loch hatte, durch welches man bequem die Hand und den ganzen Arm stecken konnte. „Wir müssen (sprach Maso) dem Richter bei Gelegenheit seine Hosen abziehen, und nichts ist leichter, als das."

Die Andern hatten dieses gleichfalls schon ausgefunden, und sie nahmen deswegen Abrede, wie sie den Streich ausführen, und ihre Rollen dabei spielen wollten. Des andern Morgens gingen sie wieder hin, und weil der Saal sehr voll war, kroch Matteuzzo in dem Gewimmel von Menschen unbemerkt unter die Bank, bis an die Stelle, wo der Richter seine Füße hatte. Maso indessen drängte sich an einer Seite zu dem Richter, und zupfte ihn bei dem Saume seines Mantels, und Ribi that dasselbe an der andern Seite. Maso sprach: „Herr Richter, ich bitte Euch um des Himmelswillen, laßt mir den Schelm, der dort neben Euch steht, nicht fortgehen, ehe er mir meine Stiefel wiedergibt, die er mir gestohlen hat. Er will es leugnen, allein ich habe gesehen, daß er sie vor weniger, als einem Monat hat versohlen lassen."

Ribi schrie an der andern Seite: „Glaubt ihm nicht, Herr Richter; er ist ein Schlämmer, und er weiß wohl, daß ich gekommen bin, um ihn wegen eines Schnapsacks zu verklagen, den er mir gestohlen hat; und nun kömmt er, und schwatzt von den Stiefeln, die ich längst gehabt habe; und wenn Ihr's nicht glaubt, so kann's Euch meine Nachbarin die Trecca bezeugen, und die Grassa, die Kuttelflecke verkauft, und der Gassenfeger zu Sankt Maria, der ihn gesehen hat, wie er vom Dorfe kam."

Maso an seiner Seite schrie noch lauter, als Ribi, und Ribi suchte

wieder, jenen zu überschreien. Indem nun der Richter, um besser zu hören, was sie sagten, aufstand, nahm Matteuzzo seine Zeit wahr, langte durch das Loch nach des Richters Hosensitz, und that einen solchen Zug, daß die Hosen, weil der Richter mager, und schlecht mit Sitzmuskeln versehen war, in einem Augenblicke herunter kamen. Wie dies der Richter fühlte, und nicht wußte, wie ihm geschah, wollte er seinen Mantel vorn zusammenschlagen, und sich niedersetzen. Allein Maso und Ribi hielten ihn an beiden Seiten fest, und Jeder von ihnen schrie: „Herr Richter, es ist Unrecht, daß Ihr mich nicht anhören, und mir Recht verschaffen wollt und wollt uns davon gehen. Wegen solcher kleinen Händel ist es hier nicht Sitte, Klagschriften einzureichen." mit diesen Reden hielten sie ihn so lange auf den Beinen, bis Jedermann ihn ohne Hosen gesehen hatte. Nach einer kleinen Weile ließ endlich Matteuzzo die Hosen los, und schlich unbemerkt wieder fort. Wie Ribi glaubte, daß es genug wäre, sprach er: „Bei'm Himmel, Herr Richter, ich will mir schon Recht verschaffen, wenn Ihr einmal abdankt."

„Nein (sprach Maso), ich werde so oft wieder kommen, bis ich einmal finde, daß Ihr mehr Muße habt, als Ihr heute zu haben scheint." Damit machten sie sich Beide, der eine hierhin, der andere dorthin, eilig aus dem Staube.

Nachdem der Richter in Gegenwart aller Menschen seine Hosen wieder angezogen hatte, als wenn er eben aus dem Bette käme, fing er an, den Possen zu vermuthen, den man ihm gespielt hatte. Er fragte also nach den Beiden, die wegen der Stiefel und des Schnapsacks geklagt hätten, und wie sie nicht zu finden waren, schwor er Stein und Bein, daß er wissen wollte, ob es in Florenz Sitte wäre, den Richtern die Hosen vom Leibe zu ziehen, wenn sie auf der Bank säßen, um Recht zu sprechen.

Der Stadtvogt wollte zwar auch, wie er es erfuhr, viel Aufhebens darüber machen. Wie ihm aber seine Freunde begreiflich machten, daß der Spaß nur angestellt wäre, um ihm zu zeigen, daß die Florentiner wohl merkten, daß er ihnen statt Richter Schafsköpfe mitgebracht hätte, um an der Besoldung zu sparen, hielt er's für das Beste zu schweigen, und die Sache ging diesmal nicht weiter."

Sechste Erzählung.

Bruno und Buffalmacco stehlen dem Calandrino ein Schwein, und bilden ihm ein, mit geweihtem Ingwer und Vernaccia den Thäter heraus zu bringen. Sie machen, indem sie ihm, statt Ingwer, Hundskoth in Aloe eingemacht geben, daß er selbst als der Thäter erscheinen muß; und er muß sich mit ihnen abfinden, damit sie es nicht seiner Frau sagen

Filostrato's Erzählung, welche reichlich belacht ward, war kaum zu Ende, so trug die Königin Filomena auf, weiter zu erzählen. Diese begann: „Lieben Mädchen, der Name des Maso erinnerte unsern Filostrato an eine Geschichte, und eben so fällt mir bei Gelegenheit des Calandrino eine andere von ihm und seinem Gesellen ein, die Euch, wie ich hoffe, gefallen wird.

Wer Calandrino, Bruno und Buffalmacco waren, das brauche ich Euch nicht zu sagen, weil sie gewiß noch bei Euch in frischem Andenken sein werden. Ich will demnach nur anmerken, daß Calandrino nahe bei Florenz ein kleines Gütchen besaß, welches ihm seine Frau zum Brautschatze mitgebracht hatte, und von welchem er unter andern Einkünften jährlich ein fettes Schwein bekam. Er pflegte deswegen gewöhnlich im December mit seiner Frau hinaus zu gehen, um es daselbst zu schlächten und einzusalzen. Einmal traf es sich, daß seine Frau nicht recht gesund war, und daß er allein hinaus ging, sein Schwein schlachten zu lassen. Wie Bruno und Buffalmacco davon hörten, und daß die Frau nicht mit dabei wäre, gingen sie zu dem Pfarrer im Dorfe des Calandrino, welcher ihr sehr vertrauter Freund war, um einige Tage bei ihm zu bleiben. Wie sie ankamen, hatte Calandrino eben desselben Morgens sein Schwein geschlachtet, und indem er sie bei dem Pfarrer gewahr ward, rief er ihnen zu: „Seid willkommen hier; kommt doch zu mir, und seht, wie ich mich auf die Haushaltung verstehe.“ Er führte sie darauf in sein Haus, und zeigte ihnen sein Schwein; sie fanden es vortrefflich, und Calandrino sagte ihnen, daß er Willens wäre, es einzusalzen.

„Du bist nicht gescheidt (sprach Bruno). Verkauf' es lieber, und laß uns das Geld vertrinken, und sage Deiner Frau, das Schwein sei Dir gestohlen.“

„Nein (sprach Calandrino). Sie würde mir nicht glauben, und

würde mich zum Hause hinaus jagen. Gebt Euch nur keine Mühe; denn es wird nichts daraus."

Sie gaben sich zwar alle Mühe, ihn zu bereden; allein sie richteten nichts aus. Calandrino lud sie auch so laulich zum Abendessen, daß sie nicht Lust hatten, zu bleiben. Wie sie nun weggingen, sprach Bruno zum Buffalmacco: „Was meinst Du, sollen wir ihm nicht diese Nacht das Schwein stehlen?"

„Wie sollten wir das anfangen?" sprach Buffalmacco.

„Dazu fände sich wohl Rath (antwortete Bruno), wenn er es nur da hängen ließe, wo es jetzt ist."

„Wenn das wäre (sprach Buffalmacco), so wüßt' ich nicht, warum wir's nicht thun sollten, und lassen's uns hier mit unserm Pfarrer gut schmecken."

Der Priester wandte gleichfalls nichts dawider ein.

„Wir müssen es ein wenig mit List anfangen (sagte Bruno). Du weißt wohl, Buffalmacco, daß Calandrino geizig ist. Weil er aber gerne mit trinkt, wenn ein Anderer bezahlt, so laß uns mit ihm in die Schenke gehen, und der Pfarrer muß sich stellen, als wenn er uns bewirthen wollte, und muß ihn nichts bezahlen lassen; so begießt er sich gewiß die Nase, und macht uns leichte Arbeit, da er allein zu Hause ist."

Sie thaten, wie Bruno sagte, und wie Calandrino sahe, daß der Priester für alle bezahlte, legte er's auf's Trinken, und weil er ohnehin nicht viel vertragen konnte, so bekam er bald seine volle Ladung. Weil es nun schon ziemlich spät war, wie sie aus der Schenke kamen, so hatte er nicht Lust mehr, zu Abend zu essen, sondern ging zu Hause, und glaubte seine Thüre zu verschließen, ließ sie aber offen, und ging zu Bette. Bruno und Buffalmacco gingen mit dem Priester, und nach dem Abendessen versahen sie sich mit gewissen Werkzeugen, um an derjenigen Stelle, die Bruno sich angemerkt hatte, in das Haus des Calandrino zu kommen. Da sie aber die Thüre offen fanden, gingen sie hinein, nahmen das Schwein ab, trugen es nach dem Pfarrhause, und legten sich, nachdem sie es wohl verwahrt hatten, zu Bette. Wie Calandrino am folgenden Morgen seinen Rausch ausgeschlafen hatte, stand er auf, machte aber, wie er hinunter kam, große Augen, da er sein Schwein nicht fand, und da er sahe, daß seine Hausthüre offen stand. Er fragte seine Nachbarn, ob sie nicht wüßten, wer ihm sein Schwein weggetragen hätte; weil es ihm aber Niemand zu sagen wüßte,

machte er einen gewaltigen Lärm über sein Unglück, daß er sein Schwein verloren hätte.

Sobald Bruno und Buffalmacco aufgestanden waren, gingen sie zu ihm, um zu sehen, wie er sich wegen seines Schweins geberden würde. So wie er sie nur gewahr ward, rief er ihnen entgegen: „Weh mir, lieben Brüderchen; mein Schwein ist mir gestohlen!“

„Wunder (raunte ihm Bruno in's Ohr), daß Du doch endlich einmal einen gescheidten Einfall gehabt hast!“

„Ach leider nein! (sprach Calandrino). Ich spreche nur zu sehr im Ernst.“

„So mußt Du sagen (sprach Bruno). Schreie nur, und jammere dermaßen, daß man wirklich glaubt, es sei wahr.“

Calandrino schrie noch lauter: „Beim heiligen Leichnam, ich rede die Wahrheit; es ist mir wirklich gestohlen.“

„Bravo, bravo (sprach Bruno)! so mußt Du es betheuern. Schreie recht laut, und laß Dich tapfer hören, damit Dir's ein rechter Ernst scheint.“

„Du willst mich noch rasend machen (sprach Calandrino). Du glaubst mir nicht, und ich will mich doch hängen lassen, wenn es mir nicht gestohlen ist.“

„Wie wäre das zugegangen (sprach Bruno jetzt)? Ich hab' es ja gestern hier noch hängen gesehen. Wie willst Du mir denn einbilden, daß es gestohlen wäre?“

„Es ist so, wie ich Dir sage,“ versicherte Calandrino.

„Aber wie ist das möglich?“ fragte Bruno.

„Genug, es ist gewiß wahr (erwiederte Calandrino), und ich bin ein unglücklicher Mensch, und weiß nicht, wie ich mich darf zu Hause sehen lassen. Meine Frau wird mir nicht glauben; und wenn sie mir auch glaubt, so habe ich dennoch in Jahr und Tag keinen Frieden mit ihr.“

„Beim Himmel (sprach Bruno)! wenn es wahr ist, so ist es ein böser Schelmstreich; aber Du weißt wohl, Calandrino, daß ich Dich gestern lehrte, Du solltest so sprechen, und ich will nicht hoffen, daß Du jetzt nur Dein Weib und uns zum Besten haben willst.“

„Wollt Ihr mich denn gar so rasend machen (schrie Calandrino), daß ich Gott und seine Heiligen lästern soll, und alles was ihnen angehört? Ich sage Euch noch einmal, das Schwein ist mir diese Nacht gestohlen.“

„Wenn das ist (sprach Buffalmacco), so müssen wir suchen, es wieder ausfindig zu machen."

„Aber durch was für Mittel?" fragte Calandrino.

„Sicherlich (versetzte Buffalmacco) ist Niemand aus Indien hergekommen, um Dir Dein Schwein zu stehlen, sondern es muß Jemand von Deinen Nachbarn gethan haben, und wenn Du sie Alle versammeln könntest, so wüßt' ich wohl ein Mittel, den Dieb mit geweihtem Käse und Brot zu entdecken."

„Mit dem Käse und Brot (sprach Bruno) würdest Du bei einigen Junkern hier Nichts ausrichten; denn ich bin versichert, wer das Schwein hat, der würde den Braten riechen und wegbleiben."

„Wie soll man es denn machen?" fragte Buffalmacco.

„Man müßte sie zu einem Trunk einladen (versetzte Bruno), und ihnen eingemachten Ingwer und guten Vernaccia vorsetzen. Dabei werden sie sich nichts Arges vermuthen und werden kommen, und den Ingwer kann man so gut weihen, wie das Brot und den Käse."

„Wahrhaftig, Du hast Recht (sprach Buffalmacco). Was sagst Du dazu, Calandrino? Sollen wir den Versuch machen?"

„Um Gottes willen ja (sprach Calandrino)! Wenn ich nur erst wüßte, wer es hat, so wär' ich schon halb getröstet."

„Gut (sprach Bruno). Ich will gern nach Florenz gehen und Dir diesen Dienst thun, wenn Du mir nur Geld dazu giebst."

Calandrino hatte ein Paar Gulden bei sich und gab sie ihm hin. Bruno ging damit zu einem Apotheker in Florenz, der sein Freund war, kaufte ein Paar Pfund überzuckerten Ingwer und ließ ein Paar Klümpchen weißen Enzian in frische Aloe einmachen, und sie ebenso, wie den Ingwer, mit Zucker überziehen, und bezeichnete sie, um sie nicht zu verwechseln. Hernach kaufte er eine Flasche guten Vernaccia, und kehrte zu Calandrino nach dem Dorfe zurück. „Sieh nun zu," sprach er zu ihm, „daß Du auf morgen früh alle Diejenigen zum Trunk einladest, die Du im Verdacht hast; es ist Festtag und sie werden gern kommen. Ich und Buffalmacco wollen heute Abend den Ingwer weihen und ihn Dir morgen mitbringen, und Dir zu Gefallen will ich ihn selbst austheilen, und will Alles thun und sagen, was nöthig ist."

Calandrino that, wie er ihm sagte, und wie am folgenden Morgen eine ziemliche Menge junger Leute aus Florenz und aus dem Dorfe sich

vor der Messe unter dem Ulmbaume versammelt hatten, kamen Bruno und Bussalmacco mit einer Schachtel Ingwer und mit einer Flasche Wein, und baten sie Alle, sich in einen Kreis zu stellen, worauf Bruno sagte: „Meine Herren, ich muß Euch sagen, weswegen Ihr hergebeten seid, damit Ihr Euch nicht über mich beklagt, wenn etwas vorfallen sollte, welches Euch unangenehm wäre. Dem Calandrino ist gestern ein Schwein gestohlen worden, und weil das Niemand anders, als Einer von uns, kann gethan haben, so will er, um den Thäter ausfindig zu machen, jedem von Euch ein Stück von diesem Ingwer zu essen geben. Wisset demnach zum Voraus, daß Derjenige, der das Schwein gestohlen hat, den Ingwer nicht wird hinunter bringen können, sondern er wird ihn so bitter wie Galle finden und ihn wieder ausspeien müssen. Ehe sich nun Jemand diese Schande in Jedermanns Gegenwart zuzieht, so ist dem Schuldigen zu rathen, daß er es lieber dem geistlichen Herrn in der Beichte gesteht, so will ich nicht weiter mit der Sache gehen."

Alle, die gegenwärtig waren, antworteten, sie wollten gern davon essen. Bruno stellte sie demnach in Ordnung, und den Calandrino mit in die Reihe. Darauf reichte er einem Jeden ein Stück von dem Ingwer; wie er aber an Calandrino kam, gab er ihm ein Stück von dem Hundeconfect in die Hand. Calandrino steckte es den Augenblick in den Mund und fing an zu kauen; sobald er aber die Aloe auf die Zunge bekam, schmeckte es ihm so bitter, daß er es wieder ausspie. Ein Jeder sah den Andern an und wartete, wer seinen Bissen ausspeien würde, und Bruno war noch nicht ganz herum gekommen, wie er schon hinter sich schreien hörte: „Heh, Calandrino! Was hat das zu bedeuten?" Er wandte sich um und wie er sahe, daß Calandrino sein Confect ausgespien hatte, sprach er: „Warte nur, Du hast vermuthlich aus andern Ursachen ausspeien müssen. Hier hast Du noch Eins." Damit steckte er ihm den andern Enzian in den Mund, und fuhr fort, den Uebrigen Ingwer herum zu reichen. Wenn dem armen Calandrino der erste Bissen bitter geschmeckt hatte, so ward ihm dieser noch tausendmal bitterer. Weil er sich aber schämte, ihn auszuspeien, so wälzte er ihn so lange im Munde herum, bis ihm die Thränen wie Haselnüsse über die Backen rollten; doch endlich konnte er nicht länger aushalten und spie ihn aus, wie den ersten. Wie Buffalmacco, der den Wein herumschenkte, und Bruno und alle Uebrigen dieses sahen, sprachen sie Alle, Calandrino hätte sich selbst

bestohlen, und Einige machten ihn deswegen heftig herunter. Nachdem alle Andern davon gegangen und nur Bruno und Buffalmacco bei Calandrino geblieben waren, fing Buffalmacco an: „Ich habe es gleich gedacht, daß Du selbst das Schwein hättest, und wolltest uns nur weis machen, daß es Dir gestohlen wäre, um uns von dem gelöseten Gelde kein Trünkchen abzugeben.“

Calandrino, der den Gallengeschmack noch nicht los werden konnte, fing von Neuem an zu schwören, daß er es nicht hätte.

„Scherz beiseite, Bruder (sprach Bruno), gesteh' nur, wie viel Du bekommen hast. Ein halbes Dutzend; nicht wahr?“

Calandrino wollte schier von Sinnen kommen; aber Buffalmacco fuhr fort: „Ich muß Dir's nur rein heraus sagen, Calandrino, Einer von denen, die hier mit uns gegessen und getrunken haben, hat mir gesagt, daß Du Dir oben im Dorfe ein Mädchen hältst, welchem Du Alles zusteckst, was Du nur verheimlichen kannst, und daß er gewiß glaubt, Du habest ihr auch das Schwein geschickt. Gewiß hast Du angefangen, Dich auf Streiche zu legen. Du hast uns schon einmal nach dem Mugnone gelockt, um schwarze Steine aufzulesen, und wie Du uns auf die wilde Gänsejagd geführt hattest, gingst Du davon und machtest uns hernach weis, Du hättest den rechten Stein gefunden. Jetzt meinst Du wieder, uns mit Deinen Schwüren glauben zu machen, das Schwein sei Dir gestohlen worden, da Du es doch entweder verkauft oder verschenkt hast. Wir sind aber Deiner Streiche schon gewohnt und kennen sie, so daß Du uns keinen mehr spielen sollst, und da wir jetzt die Mühe davon gehabt haben, unsere Kunst anzuwenden, so mußt Du uns zwei Paar fette Kapaune geben, wenn Du nicht willst, daß wir der Frau Tessa Alles wiedersagen sollen.“

Wie Calandrino sahe, daß man ihm nicht glaubte und daß er bereits Verdruß und Schaden genug gehabt hatte, wollte er nicht noch oben darein Zank mit seiner Frau haben; er gab also einem Jeden von ihnen ein Paar Kapaune. Jene salzten das Schwein ein und brachten es nach Florenz, und Calandrino hatte den Schaden und den Spott dazu.

Siebente Erzählung.

Ein Student verliebt sich in eine Witwe, welche einen andern Liebhaber hat, und ihn im Winter eine ganze Nacht im Schnee zappeln läßt. Dafür bringt er es durch List dahin, daß sie mitten im Sommer einen ganzen Tag auf einem hohen Thurme nackend zubringen muß, wo sie den Wespen und Bremsen und der Sonne ausgesetzt ist.

Die Mädchen hatten nicht wenig über den armen Calandrino gelacht und würden noch mehr gelacht haben, wenn es ihnen nicht leid um ihn gewesen wäre, daß Diejenigen, die ihm sein Schwein gestohlen hatten, ihm auch noch ein Paar Kapaune dazu abzwackten. Wie die Geschichte zu Ende war, befahl die Königin Pampinea, die ihrige zu erzählen. „Liebste Mädchen (sprach diese), manchmal wird ein Streich mit einem andern vergolten, und daher ist es nicht vernünftig, wenn man ein Vergnügen darin sucht, Andere zu necken. Wir haben Gelegenheit gehabt, manche Neckerei zu belachen, von welcher man uns nicht gesagt hat, daß sie wäre wieder vergolten worden. Ich will jetzt sehen, ob Ihr nicht auch ein wenig Mitleiden mit einer von unsern Mitbürgerinnen bezeigen werdet, welcher die gerechte Vergeltung einer Neckerei beinahe das Leben gekostet hätte; und dies wird Euch nicht schaden, denn Ihr werdet lernen, Euch zu hüten, Andere zu necken, wofern Ihr klug seid.

Vor nicht gar langen Jahren befand sich in Florenz eine junge Dame, die sehr schön von Gestalt, stolz von Gemüth, von sehr edler Herkunft und mit Glücksgütern reichlich begabt war, Namens Helena. Sie war Witwe geworden und hatte nicht Lust, sich wieder zu verheiraten, sondern unterhielt mit Hilfe einer vertrauten Magd ein Liebesverständniß mit einem schönen, angenehmen jungen Mann, den sie sich auserwählte, und da sie sonst keine Sorgen hatte, so suchte sie nur, sich mit ihm die Zeit vergnügt zu vertreiben.

Ein junger Edelmann aus unserer Stadt, Namens Rinieri, welcher einige Jahre in Paris studirt hatte, nicht etwa in der Absicht, seine Gelehrsamkeit im Kleinen wieder auszukramen (wie Manche thun), sondern um sich selbst von allen Dingen und ihren Ursachen gründlich zu unterrichten, kam um diese Zeit nach Florenz zurück, wo er sowohl wegen seines Adels, als wegen seiner Wissenschaften in großen Ehren unter seinen Mitbürgern lebte. So wie es sich aber oft zuträgt, daß Diejenigen, die in tiefsinnigen

Sachen die meiste Einsicht besitzen, sich von der Liebe am ersten berücken lassen, so ging es auch diesem Rinieri. Denn wie er einst zum Zeitvertreib einem öffentlichen Feste beiwohnte, fiel ihm Helena in ihren schwarzen Witwenkleidern so ausbündig schön und liebenswürdig in die Augen, als er noch keine glaubte gesehen zu haben, und er schätzte Denjenigen über Alles glücklich, den der Himmel würdigte, ihn so viele Schönheit unbekleidet umarmen zu lassen. Mehr als einmal musterten seine Augen ihre Reize, und da er wußte, daß ein großes und seltenes Kleinod nicht ohne viele Mühe erworben wird, so nahm er sich vor, es weder an Fleiß, noch an Aufmerksamkeit fehlen zu lassen, um ihr zu gefallen und sich dadurch ihre Liebe und in der Folge ihren Besitz zu erwerben. Die junge Wittwe, die ihre Augen nicht an die Erde zu heften pflegte, sondern vollkommen so viel von sich hielt, und noch wohl mehr, als sie werth war, und ihre Blicke fleißig (jedoch mit aller Behutsamkeit) umherwandern ließ, ward bald gewahr, wenn Jemand sie mit Wohlgefallen betrachtete, und Rinieri entging ihrem Scharfblicke nicht. Sie lachte heimlich und dachte: „Heute bin ich gewiß nicht umsonst gekommen, und wenn ich mich nicht irre, so habe ich einem Zeisig das Netz über den Kopf geworfen.“ Sie ermunterte ihn deswegen durch einige Blicke, um ihn glauben zu machen, daß er ihr nicht gleichgültig wäre; denn sie meinte, je mehr sie in ihr Garn ziehen könnte, um desto mehr würde der Werth ihrer Schönheit erhöht werden, zumal in den Augen Desjenigen, dem sie ihre Reize und ihre Liebe geschenkt hätte.

Der weise Student dagegen vergaß seine ganze Philosophie und richtete alle seine Gedanken nur auf die Schöne; und sobald er ihre Wohnung erfahren hatte, ging er beständig unter allerlei Vorwand an ihrem Hause vorbei, in der Hoffnung, sich ihr damit angenehm zu machen.

Die Dame, die ihre Eitelkeit dadurch geschmeichelt fand, ließ ihn merken, daß sie ihn gern sähe; der junge Student machte demnach Bekanntschaft mit ihrer Magd, und bat sie, ihm die Gunst ihrer Gebieterin zu verschaffen. Das Mädchen war nicht sparsam mit ihren Versprechungen und hinterbrachte Alles ihrer Frau, welche ihn herzlich auslachte und zu ihrer Magd sagte: „Siehst Du, wie Dieser um seinen Verstand kömmt, den er aus Paris mitgebracht hat? Schon gut, wir wollen ihm so aufspielen, wie er Lust hat zu tanzen. Wenn er Dich wieder anspricht, so sage ihm, daß ich ihn zwar nicht weniger liebe, als er mich, daß ich aber meinen guten Namen in Acht nehmen muß, um mich vor andern Frauen mit freier Stirne zeigen

zu können, und daß er mich deswegen, wenn er gescheidt ist, um desto höher schätzen muß."

Armes, armes Weib! Sie wußte nicht, meine Freundinnen, wie gefährlich es ist, es mit Studenten aufzunehmen.

Die Magd richtete den Auftrag ihrer Dame aus, sobald sie ihn antraf. Der Student war froh darüber, er ward von Stund' an immer dringender in seinen Bitten, schrieb Briefe und sandte Geschenke. Alles ward angenommen; allein es erfolgte nichts weiter darauf, als lauter unbestimmte Antworten, und die Dame hielt ihn auf diese Weise eine lange Zeit mit leeren Hoffnungen hin. Endlich, nachdem sie ihrem Liebhaber Alles gesagt und bisweilen darüber einen kleinen Zank mit ihm gehabt, und auch wohl einige Spuren von Eifersucht bei ihm bemerkt hatte, wollte sie diesem einen Beweis geben, wie wenig Ursache er zum Verdacht hätte. Wie demnach der Student noch ferner in sie drang, ließ sie ihm durch ihre Magd sagen, sie hätte seit seiner Liebeserklärung noch keine Gelegenheit gehabt, seine Wünsche zu erfüllen; sie hoffte aber, in der nächsten Weihnachtswoche ihn bei sich sehen zu können: Er möchte also am Abend nach dem ersten Feiertage in ihren Hof kommen und daselbst warten, so würde sie ihn, so bald sie nur könnte, zu sich in's Haus lassen.

Rinieri war darüber froh, er ging zur bestimmten Zeit nach dem Hause der Dame, ward von ihrer Magd in einen Hof gelassen und daselbst eingeschlossen, um seine Dame zu erwarten. Es war ein kalter Winterabend und es hatte des Tages vorher stark geschneit, so daß Rinieri bald anfing, es kälter zu finden, als ihm lieb war; doch machte die Hoffnung, sich bald wieder zu erwärmen, daß er die Kälte geduldig ertrug. Helena hatte inzwischen diesen Abend ihren Liebhaber zu sich eingeladen und nachdem sie mit ihm fröhlich zu Nacht gegessen hatte, sprach sie zu ihm: „Jetzt sollst Du sehen, wie lieb mir Derjenige ist, auf welchen Du thörichterweise eifersüchtig geworden bist. Komm mit mir in die Kammer an's Fenster; wir wollen sehen, was er macht, und was er der Magd antwortet, die ich hingeschickt habe, mit ihm zu sprechen."

Sie führte ihn darauf an ein Fenster, wo sie den Rinieri sehen konnten, ohne von ihm bemerkt zu werden, und sie hörten, daß die Magd an einem andern Fenster zu ihm sprach: „Rinieri, es ist meiner Frau außerordentlich leid, daß einer von ihren Brüdern diesen Abend unerwartet zu ihr gekommen und nach einer langen Unterredung bei ihr zum Essen ge-

blieben ist. Ich hoffe aber, er wird bald weggehen und dann wird sie Dich gleich einlassen. Sie bittet Dich, Dir die Zeit nicht lang werden zu lassen."

Rinieri, der Alles für Wahrheit hielt, gab ihr zur Antwort: „Sage meiner Gebieterin, daß sie sich meinetwegen keinen Kummer machen soll, bis sie gelegene Zeit hat, mich einzulassen; ich will jedoch hoffen, daß es bald geschehen wird."

Die Magd schlug hierauf das Fenster zu und ging zu Bette, und Helena begab sich gleichfalls mit ihrem Liebhaber in ihre Kammer, wo sie die Zeit bis Mitternacht in seinen Armen zubrachte, indeß Rinieri im Schneegestöber vor Kälte im Hofe herumsprang und nirgends weder einen Sitz, noch ein Obdach fand. Er fluchte auf den langweiligen Bruder, und bei jedem Geräusche, das er hörte, meinte er, daß man käme, um ihn einzulassen. Indeß Rinieri so im Hofe nach dem Tacte seines eigenen Zahnklappens herumtanzte, hatte Helena nicht nur die Bosheit, mit ihrem Liebhaber über ihn zu spotten und diesem zu zeigen, wie sie die Leute ohne Geige und Sackpfeife zum Tanzen bringen könnte, sondern sie ging hinunter und rief den Rinieri mit leiser Stimme bei seinem Namen. Rinieri dankte bereits Gott für seine geglaubte Erlösung und antwortete: „Hier bin ich, Madonna; öffnet um Gotteswillen die Thüre, denn ich sterbe vor Kälte!"

„Ei ja doch (sprach sie)! Du bist mir auch so frostig! als wenn's so grimmig kalt wäre, weil ein wenig Schnee gefallen ist. Weiß ich etwa nicht, daß es in Paris noch viel kälter ist? Ich kann Dich noch nicht einlassen, weil mein verzweifelter Bruder noch nicht von der Stelle weicht. Er wird jedoch nun wohl bald gehen, und dann will ich Dich gleich einlassen. Ich habe mich kaum einen Augenblick von ihm wegschleichen können, um Dir Muth einzusprechen, damit Dich das Warten nicht verdrießt."

„Ach, Madonna (seufzte Rinieri)! Oeffnet mir um Gotteswillen die Thüre, daß ich nur unter Obdach komme; denn es hat seit Kurzem wieder angefangen, heftig zu schneien, und es schneit noch immer fort. Ich will hernach gerne warten, so lange es Euch gefällt."

„Ach mein Liebster (antwortete sie)! ich kann nicht aufmachen; denn die Thüre knarrt so sehr, daß mein Bruder es hören würde, wenn ich sie öffnete; ich will aber hingehen, und ihn fortzuschicken suchen, damit ich Dich einlassen kann."

„So geht denn (sprach Rinieri) und machts nur bald; und sorget,

ich bitte, für ein gutes Feuer, damit ich mich wieder erwärmen könne; denn der Frost hat mich schon ganz betäubt."

„Das kann nicht sein (sprach sie), wenn es wahr ist, was Du mir so oft geschrieben hast, daß Du vor Liebe zu mir ganz entbrannt bist. Ich glaube gewiß, Du scherzest mit mir. Ich gehe, habe nur Geduld."

Damit ging sie fort, und brachte den größesten Theil der Nacht damit zu, daß sie mit ihrem Liebhaber, der ihr Gespräch angehört hatte, sich über den armen Studenten lustig machte.

Rinieri, der mit den Zähnen klapperte wie ein Storch, ward endlich gewahr, daß man ihn zum Besten hatte. Vergebens machte er mehr als einmal einen Versuch, die Thüre zu öffnen; vergebens suchte er irgend einen andern Ausweg, um zu entkommen. Bald trabte er auf und ab, wie ein unmuthiger Löwe in seinem Käfig; bald fluchte er auf das böse Wetter, auf das boshafte Weib, auf die lange Dauer der Nacht, und auf seine eigene Thorheit, und knirschte vor Wuth und Rachgier, die ihn jetzt weit stärker entflammten, als vormals seine Liebe. Zuletzt wich die langwierige Nacht dem anbrechenden Tage, und der Morgen fing an, zu dämmern. Die Magd ging nunmehr auf Befehl ihrer Frau hinunter, um den armen Erfrorenen auszulassen, und machte ihm im Namen ihrer Frau tausend Entschuldigungen über das verdrießliche Hinderniß der vergangenen Nacht, indem sie ihn zugleich auf eine künftige bessere Gelegenheit vertröstete.

Rinieri war bei allem seinem Zorne klug genug, zu bedenken, daß man durch Drohungen dem Bedrohten nur Waffen leiht. Er verschloß seinen heftigen Unwillen, so gern er auch laut geworden wäre, und sagte mit anscheinender Gelassenheit: „Ich habe in der That eine sehr böse Nacht gehabt; allein ich bin überzeugt, daß Deine Frau daran nicht Schuld ist; denn sie selbst hat mir hier ihre Entschuldigung gemacht, und mich aus Mitleiden aufgemuntert; und wie Du sagst, was diese Nacht nicht hat sein können, das wird ein andermal geschehen. Grüße Deine Frau, und sei Gott empfohlen!"

Er eilte hierauf, fast an allen Gliedern gelähmt, nach Hause, und warf sich ganz ermattet auf sein Bett, um sich durch ein wenig Schlaf zu erquicken; doch wie er erwachte, hatte er den Gebrauch seiner Hände und Füße fast gänzlich verloren. Er schickte den Augenblick nach Aerzten, denen er erzählte, was er von Frost und Ungemach ausgestanden hatte, und es wurden ohne Verzug die kräftigsten Mittel angewandt, um seinen Nerven

wieder Spannkraft und Geschmeidigkeit zu verschaffen; dennoch ging eine geraume Zeit damit hin, und wenn ihm nicht seine Jugend und die Wiederkehr der warmen Witterung zu Statten gekommen wären, so würde er nicht so leicht davon gekommen sein.

Wie er wieder hergestellt war, behielt er seinen Groll im Herzen, und stellte sich dabei äußerlich mehr als jemals in die schöne Witwe verliebt. Nach einiger Zeit verschaffte ihm aber der Zufall eine erwünschte Gelegenheit, sich zu rächen. Der Jüngling nämlich, in welchen Helena so sehr verliebt war, vergaß die große Anhänglichkeit, die sie ihm bewiesen hatte, verliebte sich in ein anderes Frauenzimmer, vernachlässigte seine vorige Gebieterin gänzlich, und verursachte ihr dadurch den bittersten Kummer. Ihre Magd, welche Mitleiden mit ihr hatte, und nicht wußte, wie sie ihre Frau über den schmerzlichen Verlust ihres Liebhabers trösten sollte, kam auf einen thörichten Einfall, indem sie den Rinieri, seiner Gewohnheit nach, noch immer durch ihre Straße gehen sahe. Sie meinte nämlich, daß der Liebhaber ihrer Frau wohl durch Schwarzkunst zu ihr könnte zurückgebracht werden, und daß der Student wahrscheinlich auch in dieser Kunst ein großer Meister sein müßte. Sie trug dieses ihrer Frau vor, und Helena war so einfältig, ihren Vorschlag gut zu finden, ohne daran zu denken, daß Rinieri, wenn er ein Schwarzkünstler gewesen wäre, seine Kunst zu seinem eigenen Beruf würde gebraucht haben. Sie empfahl demnach sogleich ihrer Magd, sich bei ihm zu erkundigen, ob er ihr behülflich sein wollte, und ihm zu versprechen, daß sie unter dieser Bedingung ihm alles zu Willen thun würde. Die Magd ermangelte nicht, Alles aufs Fleißigste auszurichten, und Rinieri war sehr erfreut über den Antrag, und dankte seinem Schicksal, daß es ihm die Gelegenheit an die Hand gab, sich an der boshaften Witwe für die Kränkung zu rächen, womit sie seine zärtliche Liebe vergolten hatte. Er sprach zu der Magd: „Sage Deiner Frau, sie soll sich keine Sorgen machen; denn wenn ihr Liebhaber auch in Indien wäre, so würde ich machen, daß er sich augenblicklich stellen, und ihr alles abbitten sollte, was er ihr zuwider gethan hat. Was sie aber zu diesem Endzweck beobachten muß, das will ich ihr selbst sagen, wenn und wo sie mir es befiehlt. Sage ihr das zum Trost in meinem Namen."

Die Magd überbrachte seine Antwort ihrer Frau, welche ihn nach Santa Lucia del Prato bestellte. Hier entdeckte sie ihm unter vier Augen (ohne sich daran zu erinnern, daß sie ihn einst fast an den Rand des

Grabes gebracht hatte), ihr ganzes Geheimniß, und bat ihn um Hilfe. Rinieri antwortete: „Madonna, ich habe mich zwar wirklich in Paris unter andern Dingen auch auf die schwarze Kunst gelegt, und ich weiß, was daran ist. Weil ich sie aber für eine höchst sündliche Sache halte, so war ich fest entschlossen, weder zu meinem eigenen Behuf, noch für andere, jemals Gebrauch davon zu machen. Allein meine Liebe zu Euch ist freilich so groß, daß ich nicht weiß, wie ich Euch etwas abschlagen könnte, und ich bin bereit, zu thun was Ihr begehrt, wenn ich mir auch die Verdammniß damit zuziehen sollte. Aber so viel muß ich Euch vorher sagen, daß die Sache zugleich ihre großen Schwierigkeiten hat, zumal wenn eine Frau ihren Liebhaber, oder ein Mann seine Geliebte, wieder gewinnen will; denn alsdann kann kein Anderer die Handlung verrichten, als die Person selbst, welcher die Sache angelegen ist, und wer sie unternimmt, muß unerschrockenen Muthes sein, weil sie zur Nachtzeit, und an einem einsamen Orte geschehen muß. Ich weiß nicht, wieviel Ihr Euch in diesem Stücke zutrauet."

Die Dame, die mehr verliebt als weise war, gab ihm zur Antwort: „Die Liebe treibt mich so mächtig, daß mir nichts in der Welt zu schwer werden kann, wodurch ich hoffen darf, meinen Liebhaber wieder zu erlangen. Doch sage mir auf jeden Fall, bei welcher Gelegenheit ich meine Unerschrockenheit zeigen muß."

Der Student, der nichts als Rachgier athmete, sagte: „Madonna, ich werde im Namen desjenigen, den Ihr wieder zu gewinnen trachtet, ein Bild aus Zinn gießen; mit diesem müßt Ihr in den ersten Tagen des Neumonds Euch des Nachts siebenmal nackend und in der Einsamkeit im fließenden Wasser baden, und hernach so nackend, wie Ihr seid, auf einen hohen Baum oder auf ein hohes unbewohntes Gebäude steigen, und mit dem Bilde in der Hand, das Gesicht nach Norden gekehrt, siebenmal gewisse Worte sprechen, die ich Euch aufschreiben will, so werden Euch ein paar wunderschöne Jungfrauen erscheinen, die Euch freundlich grüßen, und Euch fragen werden, was Ihr begehret. Diesen müßt Ihr deutlich und umständlich Eure Wünsche erklären, und Euch in Acht nehmen, daß Ihr nicht einen Namen statt des andern nennt. Wenn Ihr ihnen Alles gesagt habt, so werden sie sich entfernen, und Ihr könnt wieder herunter steigen, Euch ankleiden, und nach Hause gehen. Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß Euer Liebhaber ehe es wieder Mitternacht wird, zu Euch kommen, Euch um Verzeihung bitten, und Euch nie wieder untreu werden wird."

Die Dame glaubte Alles, was er sagte; sie dachte schon, ihren Liebhaber wieder in ihren Armen zu haben, und gab fröhlich zur Antwort: „Ich versichere Euch, daß ich Alles genau erfüllen werde, und ich habe dazu die beste Gelegenheit; denn ich habe ein Gut in der Gegend des Val d'Arno, welches dicht am Ufer des Flusses liegt, und da es jetzt im Heumond ist, so ist das Baden eine Wollust. Nicht weit vom Ufer steht auch ein alter wüster Thurm, dessen sich nur noch die Schäfer bisweilen bedienen, und mit einer Leiter hinaufsteigen, um sich auf dem Dache nach ihren verirrten Schafen umzusehen. Dieser Thurm liegt einsam genug, und ich will ihn besteigen, um Dasjenige zu verrichten, was Du mir vorschreibst."

Rinieri kannte den Ort sehr wohl, den sie ihm beschrieb; er gab ihr jedoch, wie er merkte, daß sie in seine Schlinge fiel, zur Antwort: „Madonna, ich kenne zwar weder Euer Gut, noch den Thurm; wenn aber Alles so gelegen ist, wie Ihr sagt, so könnt Ihr keinen bequemeren Ort wählen. Ich will Euch zu gehöriger Zeit das Bild und die Worte der Beschwörung schicken; allein ich verlasse mich darauf, daß Ihr mich auch nicht vergeßt, wenn die Erfüllung Eurer Wünsche Euch überzeugt, daß ich Euch gut gedient habe."

Sie versprach, ihm treulich Wort zu halten; worauf sie Abschied von ihm nahm und nach Hause ging.

Rinieri ließ das Bild machen, schrieb ein selbsterdachtes Geschwätz, statt einer Beschwörung auf, und schickte es Helena, indem er ihr zugleich empfahl, am folgenden Abend unfehlbar Alles in Ausübung zu bringen, was er ihr gesagt hätte. Er begab sich hierauf in der Stille mit einem seiner Bedienten nach dem Hause eines Freundes, nahe bei dem Thurme, um seinen Entwurf auszuführen.

Helena machte sich mit ihrer Magd gleichfalls auf den Weg nach ihrem Gute. Wie der Abend kam, stellte sie sich, als ob sie zu Bette ginge und schickte ihre Magd zur Ruhe. Um die Zeit des ersten Schlafs ging sie aus dem Hause an das Ufer des Arno, nahe bei dem Thurme, und nachdem sie sich umgesehen hatte, und allein zu sein glaubte, entkleidete sie sich, verbarg ihre Kleider in einem Busche, und badete sich siebenmal in dem Strome mit dem Bilde, worauf sie sich mit demselben nackend nach dem Thurme begab.

Rinieri hatte sich mit seinem Diener nahe bei dem Thurme versteckt, und hatte Alles mit angesehen. Wie das schöne Weibchen ihm so nackend vorbeiging; wie der blendende Schnee ihres Körpers die Schatten der Nacht

um sich her zerstreuete, und wie er die bezaubernden Formen und das liebliche Ebenmaß ihrer Glieder betrachtete, und bei sich bedachte, wie alle diese Schönheiten in wenigen Stunden würden verwandelt werden, fühlte er sich fast zum Mitleiden bewogen. Zu gleicher Zeit weckten seine Begierden Jemand, der bisher geschlafen hatte, und reizten ihn mächtig an, hervor zu springen, und sich der schönen Beute zu bemächtigen, die ihm gewissermaßen in die Arme lief. Fast hätte er sich von beiden überwinden lassen; allein plötzlich besann er sich, wer er wäre, und welche Beleidigungen er erduldet hätte; seine Rachsucht siegte über das Mitleid und über die Begierden; er blieb standhaft und ließ sie vorübergehen.

Die Schöne stieg die Leiter hinan, wandte sich oben auf dem Thurme gegen Mitternacht, und begann die Worte der Beschwörung. Unterdessen schlich Rinieri hinzu, nahm leise die Leiter weg, die nach dem Dache des Thurmes führte, und wartete ab, was sie dazu sagen und wie sie sich geberden würde. Nachdem Helena siebenmal ihre Beschwörung hergesagt hatte, fing sie an, auf die beiden Jungfrauen zu warten. Diese ließen sie aber solange harren, bis sie anfing, es kühler zu finden, als ihr behagte, und bis zuletzt die Morgenröthe darüber anbrach. Es verdroß sie, daß das Versprechen des Studenten noch nicht in Erfüllung ging, und sie dachte bei sich selbst: „Ich fürchte, Rinieri hat mir eben eine solche Nacht verursachen wollen, als ich ihm; allein wenn dieses seine Absicht gewesen ist, so hat er sich nicht recht auf seine Rache verstanden; denn er hat gewiß dreimal so lange zappeln, und ganz anders vom Frost aushalten müssen, als ich.“

Damit nun der helle Tag sie nicht an diesem Orte überraschen möchte, so wollte sie wieder herunter steigen. Allein wie groß war ihr Entsetzen, wie sie die Leiter vermißte! Sie glaubte, die Welt wäre unter ihren Füßen weggesunken, und ohnmächtig sank sie selbst auf dem Dache des Thurmes nieder. Wie sie wieder zur Besinnung kam, fing sie an, laut zu weinen und zu jammern; denn sie merkte nun wohl, daß Rinieri Alles mit Fleiß so angestiftet hätte, und sie bedauerte, ihn erst beleidigt, und sich hernach Demjenigen zu sehr anvertraut zu haben, den sie mit Recht für ihren Feind halten mußte. Umsonst suchte sie Mittel und Wege, sich hinunter zu helfen. „Ich Unglückselige (rief sie)! was werden meine Brüder und Verwandten, was werden meine Nachbarn und alle Einwohner in Florenz von mir sagen, wenn sie hören, daß man mich hier nackend auf diesem Thurme gefunden hat? Man wird gewahr werden, daß meine Ehrbarkeit, die man für so be-

währt gehalten hatte, nur eine Scheintugend war; und wenn ich auch ein Märchen zu ersinnen wüßte, um diesen Vorfall zu bemänteln, so würde der verzweifelte Student meine Lüge nicht gelten lassen. Wie elend bin ich, daß ich zu gleicher Zeit meinen unwürdigen Geliebten und meine Ehre eingebüßt habe!"

Der Schmerz überwältigte sie so sehr, daß sie in Versuchung gerieth, sich von dem Thurme hinabzustürzen. Unterdessen war die Sonne völlig aufgegangen, und indem sich Helena ein wenig dem Rande des Daches näherte, um zu sehen, ob sie nicht irgendwo einen Hirtenknaben gewahr würde, den sie nach ihrer Magd schicken könnte, erwachte Rinieri, der unter einem Strauche geschlafen hatte, und sie wurden zu gleicher Zeit einander gewahr.

„Ei, guten Morgen, Madonna (sprach Rinieri)! Sind die Jungfrauen noch nicht gekommen?"

Helena fing an, bitterlich zu weinen, und bat ihn, in den Thurm zu kommen, damit sie mit ihm sprechen könnte; und er hatte die Gefälligkeit, ihr zu willfahren. Sie legte sich flach auf das Dach nieder, streckte nur den Kopf über den Rand hervor, und sprach mit bitteren Thränen; „Rinieri, wenn ich Dir einst eine böse Nacht zuwege gebracht habe, so hast Du Dich wahrlich genugsam dafür an mir gerächt; denn ob es gleich mitten im Sommer ist, so habe ich doch in meiner Nacktheit diese Nacht Kälte genug ausgestanden, und ich habe meine Treulosigkeit gegen Dich und die blinde Leichtgläubigkeit, womit ich mich Dir nachher anvertrauete, bereits so sehr beweint, daß es ein Wunder ist, daß ich noch meine Augen behalten habe. Ich bitte Dich, nicht um Deiner Liebe willen, die ich nicht verdiene, sondern aus Liebe zu Dir selbst, der Du ein Edelmann bist, laß Dir die Rache genügen, die Du für die empfangene Beleidigung bis jetzt an mir ausgeübt hast, und schicke mir meine Kleider, damit ich wieder hinunter kommen kann. Raube mir nicht Dasjenige, was Du mir nie wiedergeben kannst, meine Ehre; und wenn ich Dich um die eine Nacht gebracht habe, die ich Dir versprochen hatte, so bedenke, daß ich sie Dir gerne mehr als einmal wieder einbringen will. Begnüge Dich, als ein Biedermann, mit der Betrachtung, daß die Rache in Deiner Macht stand, und daß Du mich davon fühlbar überzeugt hast, aber suche nicht, Deine ganze Uebermacht gegen ein schwaches Weib zu gebrauchen. Es bringt dem Adler keinen Ruhm, sich an einer

Taube zu rächen. Um Gotteswillen, und um Deiner eigenen Ehre willen, habe Erbarmen mit mir!"

Mit hartem Herzen erwog Rinieri nur die Beleidigung, die er empfangen hatte. Zwar stritt ein mitleidiges Schmerzgefühl in seiner Brust mit dem Vergnügen der Rache; doch wenn ihn gleich die Thränen und Bitten des armen Weibchens zur Schonung reizten, so siegte dennoch die grausame Lust der Rache, nach welcher ihn dürstete. „Madonna Helena (sprach er), wenn meine Bitten, die ich zwar nicht so, wie Du, in Thränen zu baden, und mit Schmeicheleien zu versüßen wußte, Dich in jener Nacht, wie ich vor Kälte erstarrte, hätten bewegen können, mir nur ein wenig Obdach zu gewähren, so könnte ich Dir vielleicht jetzt willfahren. Liegt Dir jedoch Deine Ehre jetzt eben so sehr, oder noch mehr am Herzen, wie damals so bitte denjenigen, Dir Deine Kleider zu schicken, um Deine Blöße zu bedecken, in dessen Armen Du jene Nacht nackend zubrachtest, ohne Dich meiner zu erbarmen, wie ich in Deinem Hofe im Schnee herum trabte, daß mir die Zähne klappten; Ihn, für den Du Deine Ehre so oft auf's Spiel gesetzt hast, ihn bitte, daß er sie jetzt beschütze, und Dir die Leiter ansetze, um Dich herunter zu lassen. Warum rufst Du ihn nicht, daß er komme, und Dir beistehe? Wem geziemt dieses mehr, als ihm? Du gehörst ihm zu; wen wird er schützen, wem wird er beistehen, wenn Du es nicht bist? Rufe ihn Närrchen! und sieh zu, ob seine Liebe und Deine Klugheit Dich aus den Händen des Einfältigen erretten können, dessen Du spottest, wie Du jenen liebkosend fragtest, was größer wäre, meine Thorheit, oder Deine Liebe zu ihm. Biete mir dasjenige nicht als einen Preis an, was für mich keinen Werth mehr hat, und was Du mir nicht verweigern könntest, wenn ich es forderte. Spare Deine Nächte für Deinen Liebhaber, wofern Du lebendig von hier entrinnst, und widme sie Deinem und seinem Vergnügen. Ich habe an einer schon zu viel gehabt, und es ist mir genug, daß man mich einmal zum Narren gehalten hat. Du meinst wohl, indem Du mich listigerweise lobst, und mich einen Edelmann und Biedermann nennst, Dich bei mir wieder einzuschmeicheln, und suchtest nur, mich dadurch zu bewegen, Dich aus Großmuth für Deine Bosheit nicht zu bestrafen; aber Deine Schmeicheleien sollen mir die Augen des Verstandes nicht wieder verblenden, wie Du mich einst durch Deine betrügerischen Versprechungen getäuscht hast. Ich kenne mich selbst, und ich habe während der ganzen Zeit, die ich in Paris zubrachte, mich nicht so gut kennen gelernt, als Dich in einer einzigen Nacht. Gesetzt

aber, ich wollte mich großmüthig zeigen, so bist Du nicht Diejenige, an welcher ich Ursache hätte, meine Großmuth zu beweisen. Wilde Thiere, zu welchen Du gehörest, muß man quälen und seine Rache an ihnen sättigen bis in den Tod, und nur bei Menschen soll man ihr solche Schranken setzen, wie Du sagest. Ich bin zwar kein Adler, allein ich habe auch erfahren, daß Du keine Taube bist, sondern eine giftige Schlange, und deswegen will ich Dich, wie ein erbitterter Feind, mit Grimm und mit Härte verfolgen; obgleich Alles, was ich Dich empfinden lasse, noch nicht eigentlich Rache, sondern nur Züchtigung genannt zu werden verdient, indem die Rache die Beleidigung übertrifft, welches hier nicht der Fall ist. Denn wenn ich mich an Dir rächen wollte, nach Maßgabe der Gefahr, in welche Du mein Leben gebracht hast, so wäre meine Rachgier nur schlecht befriedigt, wenn ich Dir und Hunderten Deines Gleichen das Leben raubte; denn ich würde an Dir nur ein boshaftes und nichtswürdiges Weib aufopfern. Und was bist Du denn im Grunde mehr (Dein glattes Gesichtchen abgerechnet), als irgend ein anderes verworfenes Weibsbild, da es nicht an Dir gefehlt hat, daß Du nicht einen braven Biedermann (wie Du mich jetzt eben genannt hast) um's Leben brachtest, mit welchem die Welt einst mehr gedient sein wird, als mit hunderttausend Deines Gleichen, so lange sie steht? Lerne demnach von mir mit Deinem Schaden, was es auf sich hat, über Leute zu spotten, die einiges Gefühl haben, besonders über Studenten; und wenn Du davon kömmst, so laß es Dir eine Warnung sein, nicht mehr dergleichen Thorheiten zu begehen. Bist Du aber so sehr eilig, herunter zu kommen, so springe herab, und brich den Hals, so bist Du auf einmal von aller Qual befreit, und mir wird es nicht leid sein. Mehr sage ich Dir nicht: Ich habe Mittel gefunden, Dich dort hinauf zu schicken; suche Du jetzt Mittel, wieder herunter zu kommen, so wie Du verstandest, mich zu hohnnecken."

Indem Rinieri dieses sprach, that das arme Weib nichts, als Thränen vergießen. Die Zeit rückte fort, und die Sonne stieg immer höher. Wie er schwieg, erwiederte sie schluchzend: „Ach Grausamer! wenn jene unselige Nacht Dir so sehr am Herzen liegt, und wenn Dir mein Verbrechen so schwer scheint, daß weder meine Jugend und meine Schönheit, noch meine Thränen und Bitten, Dich zum Mitleiden bewegen können, so laß doch dies Eine Dich einigermaßen rühren, und Deinen strengen Zorn entwaffnen, daß ich selbst mich Dir anvertraute, Dir alle meine Geheimnisse entdeckte, und Dir das Mittel in die Hände gab, mich mein Vergehen so schwer

empfinden zu lassen. Denn wenn ich nicht so große Zuversicht zu Dir gehabt hätte, so wäre es nimmer in Deiner Macht gewesen, die Rache, wonach Du Dich so sehr scheinest gesehnt zu haben, an mir auszuüben. Ich bitte Dich, laß Deinen Zorn fahren, und verzeihe mir. Ich bin bereit, wenn Du mir vergeben, und mich hinunter lassen willst, jenem ungetreuen Jünglinge gänzlich zu entsagen, und Dich allein als meinen Geliebten und Gebieter zu erkennen. So sehr Du auch meine Schönheit verachtest, und sie als geringfügig herabwürdigest, so ist sie doch (ohne mich mit andern Schönen zu vergleichen) meiner Ueberzeugung nach nicht reizlos für einen jungen Mann, und Du bist kein Greis. Und so grausam Du mir auch immer begegnest, so kann ich doch nicht glauben, daß Du mir einen so schmählichen Tod gönnest, daß ich mich hier vor Deinen Augen hinunterstürzen sollte, da ich ihnen doch sonst (wenn Du mir nicht geheuchelt hast) so sehr gefiel. Ach erbarme Dich meiner um Gotteswillen, und aus Mitleiden. Die Sonne fängt an, sehr heiß zu werden, und wie mich die Kälte in der Nacht gedrückt hat, so beginnt die Hitze mir jetzt sehr beschwerlich zu werden."

Rinieri, der seine Schadenfreude daran hatte, sie mit Reden hinzuhalten, antwortete: „Helena, Du hast mir Dein Vertrauen diesmal nicht aus Liebe zu mir geschenkt, sondern um Denjenigen wieder zu bekommen, den Du verloren hast, und Du kannst demnach nichts Anderes damit von mir verdienen, als noch größere Strafe. Du irrest Dich auch sehr wenn Du meinst, daß mir nur dieser Weg offen stand, um mich an Dir nach Herzenslust zu rächen. Ich hatte Dir unter dem Deckmantel meiner Liebe wohl hundert Fallstricke gelegt, und wenn mir dieser Streich nicht gelungen wäre, so hättest Du Dich doch bald in einer andern Falle fangen müssen, und in keine hättest Du gerathen können, die Dir nicht noch weit mehr Schmerz und Schande gebracht hätte, als diese; die ich indessen wahrlich nicht gewählt habe, um Dich leichter davon kommen zu lassen, sondern nur, um desto eher zu meinem Endzweck zu kommen. Und wenn auch alle meine Entwürfe gescheitert wären, so blieb mir noch meine Feder übrig, mit welcher ich solche Dinge und in einem solchen Tone von Dir würde geschrieben haben, daß Du tausendmal hättest wünschen sollen, nie geboren zu sein, wenn sie Dir wieder zu Ohren gekommen wären. Die Gewalt der Feder ist unendlich größer, als diejenigen wähnen, die ihre Wirkung nicht selbst erfahren haben. Ich schwöre Dir, so wahr ich hoffe, meine Rache ganz an Dir zu sättigen, man sollte Dinge von Dir gelesen haben, daß Du Dich nicht nur

vor andern Leuten, sondern vor Dir selbst hättest schämen, und Dir die Augen auskratzen sollen, um nur nie Dein Gesicht wieder zu sehen. Laß also den Bach nicht zum Meere sagen: ich habe Dich angeschwellt. Ich habe Dir schon gesagt, daß ich mir aus Deiner Liebe und aus Deinem Besitze nichts mache. Schenke Dich, wenn Du kannst, Demjenigen wieder, dem Du angehört hast. Ehemals war er mir zuwider, doch jetzt bin ich ihm gut, wegen seines Betragens gegen Dich. Ihr Weiber liebt die jungen Bürschchen, und suchet von ihnen geliebt zu werden, weil sie rothwangiger und flaumbärtiger sind, aufrecht einhergehen, und rüstig sind zum Tanz und zum Ringrennen. Das alles haben ältere Leute auch gekonnt, und was diese vergessen haben, das müssen jene noch erst lernen. Ihr glaubt auch wohl, daß sie bessere Reisige sind, und mehr Meilen in einer Strecke zurücklegen können, als Männer von reiferen Jahren. Es mag wahr sein, daß sie einen rascheren Gang gehen, aber die älteren und erfahreneren Leute kennen die Bahn und die Wege besser. Langsam und gut, ist in der Länge besser, als schnell und unstät; ein starker Trab ermüdet Reiter und Pferd; wer aber sacht angehen läßt, bringt Euch frisch und munter (wenn auch ein wenig langsamer) zum Ziele. Ihr einfältigen Dinger wißt nicht, wieviel Böses unter der wenigen glatten Außenseite verborgen ist. Die jungen Leute begnügen sich nicht mit einer Liebschaft, sondern sie begehren so viele, und glauben auf so viele Anspruch machen zu können, daß die Beständigkeit unmöglich eine Begleiterin ihrer Liebe sein kann; davon lieferst Du selbst ein lebendiges Beispiel. Sie meinen auch, ihre Damen müßten ihnen immer mit Achtung und Liebkosungen zuvorkommen, und sie suchen eine Ehre darin, mit ihren Gunstbezeigungen zu prahlen. Durch dieses Laster würdigen sie sich noch unter die Mönche herab, welche wenigstens nichts ausplaudern. Du denkst zwar, Niemand habe von Deinem Liebeshandel etwas gewußt, außer Deiner Magd und mir, dem Du Alles gestanden hast: allein Du bist übel berichtet, und irrest Dich sehr, wenn Du Dieses glaubst. In Deiner Straße, und in der Straße Deines Geliebten wird fast von nichts Anders gesprochen; aber gemeiniglich ist Derjenige, den die Sache am nächsten angeht, der Letzte, der etwas davon erfährt. Ueberdies plündern Euch die jungen Leute, und die ältern bringen Euch Geschenke. Du bist eine von denen, die übel gewählt haben: halte Dich jetzt an Deinen Erwählten, und überlasse mich, den Du verschmäht hast, einer Andern. Ich habe ein Weib gefunden, welches mir viel schätzbarer ist, und auch mich besser zu würdigen

weiß, als Du. Fängt die Sonne jetzt an, Dich zu stechen, so vergiß den Frost nicht, den Du mich hast ausstehen lassen. Die Erinnerung daran wird hinreichend sein, die Hitze zu mäßigen, welche der brennende Sonnenstrahl Dir verursacht."

Wie die arme geängstigte Helena fand, daß alle Reden des Rinieri auf neue Grausamkeiten abzielten, fing sie abermals an zu weinen, und sagte: „Weil denn nichts, was sich auf mich selbst bezieht, Dich bewegen kann, Mitleiden mit mir zu haben, so laß Dich wenigstens bei Deiner Liebe zu Derjenigen beschwören, von welcher Du sagest, daß Du sie vernünftiger als mich gefunden hast, und daß Du von ihr geliebt wirst. Verzeihe mir um ihretwillen, reiche mir meine Kleider, um mich zu bedecken, und hilf mir von hier hinab."

Rinieri lachte, und weil der Tag schon heiß ward, so sprach er: „Wohlan, Du beschwörst mich bei einer solchen Dame, daß ich Dir nicht Nein sagen kann. Sage mir nur, wo Deine Kleider sind, damit ich sie Dir bringe, und Dich erlöse."

Diese Worte verschafften ihr ein wenig Trost; sie sagte ihm, an welchem Orte sie ihre Kleider gelassen hatte, und Rinieri entfernte sich, indem er seinem Diener befahl, Niemand zu ihr zu lassen, bis er wieder käme. Er ging indessen hin, und frühstückte bei einem Freunde in der Nähe. Helena, durch die Hoffnung ihrer nahen Erlösung einigermaßen aufgerichtet, setzte sich an derjenigen Seite des Thurmes nieder, wo ihr die Mauer noch ein wenig Schatten gewährte. Bald saß sie tiefsinnig, bald weinte sie, bald hoffte sie, bald wollte sie über das lange Außenbleiben des Rinieri verzweifeln; bis sie vor Schmerz und Müdigkeit, weil sie die ganze Nacht nicht geschlafen hatte, einschlummerte. Doch bald stieg die Sonne so hoch, daß auch die Mauer sie nicht mehr vor ihren Strahlen schützte, welche fast senkrecht auf ihr Haupt und auf ihren zarten Leib fielen, und sie aus ihrem kurzen Schlummer weckten. Da der Wind überdies völlig still war, so ward sie nicht nur von keinem Lüftchen abgekühlt, sondern auch von Mücken und Wespen geplagt, und außerdem ward sie von Hunger, und noch ärger vom Durste gequält. Umsonst suchte sie mit ihren Blicken bald an dieser, bald an jener Seite des Thurms, ob sich nicht Jemand sehen ließe, und sie war entschlossen, es möchte kosten was es wollte, um Hülfe zu rufen. Allein wegen der Hitze war kein Ackersmann auf dem Felde zu sehen, und die meisten waren auch wohl schon auf ihren Tennen mit dem Dreschen beschäftigt.

Sie hörte nichts, als das Geschrei der Cicaden. Zu ihren Füßen sah sie den Arno; allein der Anblick seines Wassers konnte ihren Durst nicht löschen, vielmehr diente er nur, ihn zu vermehren, so wie die Wälder, Büsche und Häuser, welche sie um sich her erblickte, sie nur noch schmerzlicher empfinden ließen, daß sie umsonst nach dem kleinsten Schatten und Obdach vor dem brennenden Strahl der Sonne schmachten mußte. Ihre zarte Haut, deren Weiße noch am vorigen Abend die Finsterniß verjagte, war jetzt vor Hitze wie Kupfer geröthet.

Endlich erschien Rinieri wieder, und schickte seinen Diener, der noch nichts genossen hatte, nach Hause zum Essen. Wie Helena ihn vernahm, sprach sie mit schwacher und gebrochener Stimme: „Rinieri, Du hast Dich über alle Maße gerächt. Wenn ich Dich einst in meinem Hofe frieren ließ, so hast Du mich auf diesem Thurme nicht nur braten, sondern gar verbrennen, und vor Hunger und Durst verschmachten lassen. Ich bitte Dich, komm herauf, und gib mir den Tod, den ich nicht das Herz habe, mir selbst zu geben, und den ich mir jetzt über alles wünsche; so groß ist die Qual, die ich dulde. Oder wenn Du mir diese Gnade nicht erweisen willst, so verschaffe mir wenigstens einen Trunk Wasser, um meine Lippen zu benetzen, weil meine Thränen dazu nicht hinreichen.

„Böses Weib (erwiederte Rinieri)! von meiner Hand sollst Du nicht sterben. Bist Du des Lebens überdrüssig, so tödte Dich selbst. Wasser sollst Du von mir so viel zur Linderung Deines Durstes bekommen, als Du mir Feuer gegeben hast, um der Kälte zu widerstehen. Fast ärgert es mich, da ich meine erstarten Nerven mit stinkendem Miste habe herstellen müssen, daß Dir Deine wenigen Brandblasen mit wohlriechendem Rosenwasser sollen geheilt werden; und da ich in Gefahr gewesen bin, wo nicht das Leben, doch den Gebrauch meiner Glieder zu verlieren, daß Du hingegen Deine versengte Haut abschälen, und Deine Schönheit erneuert sehen wirst, wie die Schlange."

„Ach ich Elende (seufzte Helena). Um einen solchen Preis müsse meine ärgste Feindin ein wenig Schönheit erkaufen! Aber sage mir Du, der Du grausamer, als irgend ein reißendes Thier, mit mir umgehst: wie ist es Dir möglich, mich auf solche Art zu martern? Wahrlich, ich wüßte nicht, wie man noch grausamer gegen einen Bösewicht verfahren könnte, der eine ganze Stadt mit Mord und Todtschlag angefüllt hätte; da Du mich hast von der Sonne braten, und von Wespen und Hornissen verzehren

lassen. Und bei allen diesen Martern versagst Du mir einen Tropfen Wasser, da man doch dem Mörder, der zum Tode geführt wird, wohl einen Becher Wein zu reichen pflegt, wenn er ihn fordert. Doch weil ich sehe, daß Du bei Deiner Grausamkeit beharrst, und daß meine Qualen nicht vermögen, Dich im geringsten zu bewegen, so will ich mich geduldig zum Tode bereiten, damit der Himmel Erbarmen mit meiner Seele habe. Ihm will ich es anheimstellen, Deine Handlung mit gerechtem Auge anzusehen."

Mit diesen Worten legte sie sich schmerzvoll mitten auf dem Dache nieder und gab alle Hoffnung auf, zu entrinnen. Doch jetzt glaubte Rinieri endlich weit genug gegangen zu sein und wollte seine Rache nicht auf's äußerste treiben. Er wickelte demnach Helena's Kleider in den Mantel seines Dieners und ging nach ihrem Hause. Hier fand er ihre Magd ganz trostlos vor der Thüre sitzen. „Mädchen, was macht Deine Frau?" fragte er sie.

„Ach mein Herr, ich weiß es nicht (gab sie zur Antwort). Ich meinte sie diesen Morgen im Bette zu finden; allein sie war weder dort, noch sonst irgendwo zu sehen, und ich weiß nicht, wohin sie gerathen ist und bin äußerst bekümmert um sie. Aber vielleicht wißt Ihr es, mein Herr?"

„Ich wünschte (sprach Rinieri), daß ich Dich nur auch da gehabt hätte, wo sie bis jetzt gewesen ist, um Dich mit ihr zugleich für Deine Bosheit zu bestrafen; aber Du sollst mir wahrlich auch nicht entgehen, bis Du dermaßen für Deine Schelmstücke gebüßt hast, daß Du nie wieder Jemand hohnnecken wirst, ohne an mich zu gedenken. Da, nimm diese Kleider, geh damit hin, wenn Du willst, und hole Deine Frau von jenem Thurme."

Die arme Magd erschrak über diese Worte und glaubte nicht anders, als daß er ihre Frau erschlagen hätte, und kaum enthielt sie sich, laut zu schreien. Rinieri ging fort und sie eilte mit verweinten Augen nach dem Thurme. Zufälligerweise hatte ein Sauhirte ein Paar von seinen Schweinen verloren und ging auch nach dem Thurme, um sich nach ihnen umzusehen. Wie er dahin kam, hörte er das Aechzen der armen Dame und rief ihr zu: „Wer jammert dort oben?"

Helena kannte die Stimme ihres Hirten, nannte ihn bei seinem Namen und bat ihn, ihre Magd zu rufen. Indem kam diese schon gegangen und rief: „Ach meine liebste Frau! wo seid Ihr?"

„Ach meine Tochter! ich bin hier oben (sprach Helena). Weine nicht, sondern eile nur und bringe mir meine Kleider."

Der Hirte setzte die Leiter an und halb getröstet eilte die Magd hinauf mit den Kleidern; doch kaum konnte sie sich enthalten, laut zu jammern, wie sie ihre Frau vor Durst und Hitze fast verschmachtet fand. Helena bat sie, zu schweigen und sie ankleiden zu helfen. Wie sie von ihr hörte, daß Niemand wüßte, wo sie wäre, als Rinieri, die Magd und der Hirte, beruhigte sie sich einigermaßen, und bat den Hirten, sich gegen Niemand etwas merken zu lassen. Da sie zu schwach war, die Leiter hinab zu steigen, so nahm der Hirte sie auf den Rücken und trug sie hinunter. Indem die Magd ihr folgen wollte, that sie einen Fehltritt, stürzte hinunter und zerbrach sich eine Rippe, worüber sie vor Schmerz brüllte, wie eine Löwin. Der Hirte setzte die Dame auf einen Heuschober nieder und eilte, zu sehen, was der Magd fehlte; und wie er sie so beschädigt fand, half er ihr nach demselben Heuschober und setzte sie neben ihrer Frau hin. Für Helena war der Unfall, der ihre Magd betroffen hatte, um desto schmerzlicher, je mehr sie jetzt ihrer Hilfe bedurfte, und sie weinte darüber so bitterlich, daß auch dem Hirten die Thränen in die Augen traten. Er eilte indessen, sie mit einem Trunk Wasser zu erquicken, und brachte sie nach ihrem Hause, woselbst seine Frau den Dienst ihrer Magd versahe und ihr, so viel möglich, Linderung zu verschaffen suchte. Des Abends ward Anstalt gemacht, sie und die Magd nach der Stadt zu bringen. Helena hatte Witz genug, ein Märchen zu erfinden, um ihren Verwandten und Freunden einen andern Unfall vorzuspiegeln, wodurch sie und ihre Magd zu Schaden gekommen wären. Beide wurde bald wieder hergestellt und Rinieri war am Ende noch großmüthig genug, von der ganzen Sache nicht weiter zu reden; zumal, da er durch den Fall der Magd auch an dieser genugsam gerächt zu sein glaubte.

Helena vergaß ihren Liebhaber und nahm sich in der Folge in Acht vor Liebeshändeln und vor Hohnneckereien, nachdem ihr die eine so übel bekommen war.

Hütet Euch also, meine Freundinnen, daß Ihr Niemand neckt, und besonders keine Studenten, die zum Theil dem Teufel selbst etwas zu rathen geben können."

Ich habe mir mit dieser Erzählung hin und wieder einige Freiheiten genommen und will hoffen, daß man es mir nicht verargen werde. Boccaccio hat aber wirklich, meiner Meinung nach, Manches darin übertrieben und besonders die Grausamkeit des Rinieri mit gar zu grellen Farben

geschildert. Ich glaubte daher, das Gemälde etwas weniger hart halten zu müssen; doch ist an den dialogirten Stellen wenig oder nichts geändert worden. (Anm. des Uebers.)

Achte Erzählung.

Spinelloccio schläft bei der Frau seines Nachbars und Freundes Zeppa. Dieser merkt es, und macht, daß seine Frau ihn in eine Kiste einsperren muß, auf welcher er an der Frau des Spinelloccio das Vergeltungsrecht ausübt.

Helena's traurige Begebenheit war von den Frauenzimmern mit schmerzlichem Mitleiden angehört worden, und wiewohl dieses einigermaßen durch die Betrachtung vermindert ward, daß sie die Behandlung des Rinieri zum Theil verdient hatte, so fanden sie doch das Betragen des Studenten nicht nur hart und halsstarrig, sondern auch unbarmherzig. Wie Pampinea damit geendigt hatte, trug die Königin Fiammetta auf, ihr zu folgen. Diese gehorchte willig und sagte: „Da Euch, meine Lieben, das harte Verfahren des beleidigten Studenten ein wenig weichherzig gemacht hat, so glaube ich, daß es nöthig sein wird, Euch die bitteren Empfindungen durch irgend etwas Angenehmes wieder zu versüßen. Ich will Euch deswegen ein Geschichtchen von einem jungen Manne erzählen, welcher mit mehr Gelassenheit eine Beleidigung ertrug und sich auf eine gutmüthigere Art dafür Genugthuung verschaffte. Ihr könnt Euch daraus die Lehre nehmen, daß ein Jeder sich damit begnügen soll, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und daß man die Gränzen eines billigen Vergeltungsrechts nicht überschreiten und nicht suchen soll, sich über das Maß der empfangenen Beleidigung zu rächen.

In Siena sollen einmal ein Paar junge Bürgerlsleute gewesen sein, die in einem behaglichen Mittelstande lebten und Wandnachbarn waren, wovon der eine Spinelloccio Tanena, und der andere Zeppa di Mino hieß. Diese Beiden waren unzertrennliche Gesellschafter und schienen einander fast noch mehr als Brüder zu lieben. Beide hatten recht hübsche Weiber. Da nun Spinelloccio täglich in dem Hause des Zeppa aus und ein ging, dieser mochte zu Hause sein oder nicht, so ward er nach und nach mit seinem Weibchen so vertraut, daß sie ihm nichts mehr abschlug. Dieses Verständniß dauerte eine geraume Zeit, ohne daß irgend Jemand etwas davon erfuhr. Endlich aber traf es sich einmal, daß Zeppa zu

Hause war, wie Spinelloccio nach ihm fragte. Seine Frau wußte es nicht und sagte, er wäre ausgegangen. Spinelloccio kam deswegen sogleich zu ihr hinauf, und wie er sie allein im Saale fand, umarmte er sie mit einem tüchtigen Kusse. Zeppa sah es, hielt sich aber ganz still und wartete, wie das Spiel weiter ablaufen würde. Kurz, er sah, daß seine Frau und Spinelloccio Arm in Arm in die Kammer gingen und sich einschlossen, welches ihn verzweifelt wurmte. Er bedachte indessen, daß er durch Lärm und Gepolter die Beleidigung nicht abwaschen, sondern nur seinen Schimpf dadurch vermehren würde, und er sann deswegen auf Mittel, sich Genugthuung zu verschaffen, ohne die Sache laut werden zu lassen. Nach einigem Besinnen glaubte er dieses Mittel gefunden zu haben. Er hielt sich demnach so lange verborgen, bis Spinelloccio sich wieder entfernte. Wie dieser wegging, trat Zeppa den Augenblick in die Kammer zu seiner Frau, die noch beschäftigt war, ihren Kopfputz wieder in Ordnung zu bringen, welchen Spinelloccio ein wenig zerstört hatte. „Was machst Du, Frau?" fragte Zeppa.

„Siehst Du es nicht?" fragte sie ihn wieder.

„Ja wohl sehe ich's (sprach Zeppa), und ich wünschte, ich hätte nicht noch Manches mehr gesehen." Er ließ sich hierauf deutlicher heraus über Alles, was vorgefallen war, und nach einigem Wortwechsel gestand sie ihm voll Angst und Furcht ihren vertrauten Umgang mit Spinelloccio, den sie nicht leugnen konnte, und bat ihren Mann mit Thränen um Vergebung.

„Höre Frau (sprach Zeppa), Du hast böse Streiche begangen, und wenn ich sie Dir verzeihen soll, so mußt Du mir Alles treulich ausrichten, was ich Dir befehlen will. Sage dem Spinelloccio, daß er sich morgen Vormittag, wenn wir beisammen sind, unter irgend einem Vorwande von mir losmachen und zu Dir kommen soll. Wenn er bei Dir ist, werde ich plötzlich zu Hause kommen, und dann mußt Du ihn in diesen Kasten kriechen lassen und ihn darin einschließen. Was Du weiter thun sollst, das will ich Dir hernach schon sagen. Du kannst es getrost thun und versichert sein, daß ihm nichts Böses geschehen soll."

Die Frau versprach Alles, um ihren Mann wieder zu besänftigen und hielt ihm auch Wort.

Wie Spinelloccio und Zeppa des andern Vormittags beisammen waren, sagte Spinelloccio um die verabredete Stunde zu seinem Nach-

barn: „Ich soll heute Mittag bei einem Freunde zur Mahlzeit gehen und mag ihn nicht auf mich warten lassen. Sei Gott empfohlen."

„Es ist ja noch lange hin bis zur Mittagszeit," erwiederte Zeppa.

„Wohl wahr (sprach Spinelloccio); aber ich habe mit ihm noch über Eins und das Andere zu sprechen und will deswegen ein wenig früher zu ihm gehen."

Damit verließ er ihn, nahm einen kleinen Umweg und ging zu der Frau des Zeppa, die ihn sogleich in ihre Kammer führte; doch waren sie noch nicht lange darin gewesen, wie Zeppa zu Hause kam. Sobald seine Frau ihn hörte, stellte sie sich ganz erschrocken, ließ ihren Nachbar sich in die Kiste verstecken, schloß ihn ein und ging aus der Kammer. Zeppa kam hinauf und sagte: „Frau, ist es schon Zeit zum Essen?"

„Ja, es wird bald Zeit sein," gab sie ihm zur Antwort.

„Spinelloccio geht heute bei einem Freunde zu Gast (sprach Zeppa), und seine Frau ist allein. Geh' an's Fenster und bitte sie, herum zu kommen und mit uns zu essen."

Die Frau, die vor Angst sehr gehorsam geworden war, that, was er befahl, und wie ihre Nachbarin hörte, daß ihr Mann nicht zu Hause käme, ging sie nach einigem Bitten und Nöthigen zu ihr hinum. Zeppa empfing sie sehr freundlich, nahm sie vertraulich bei der Hand, und gab seiner Frau einen Wink, sich in der Küche etwas zu schaffen zu machen. Unterdessen führte er seine Nachbarin in die Kammer und schloß plötzlich die Thür hinter sich zu.

„Himmel (rief sie)! was soll das bedeuten, Zeppa? Habt Ihr mich darum in diese Kammer geführt? Ist das die Frucht Eurer Freundschaft für Spinelloccio und Eures vertraulichen Umgangs mit ihm?"

Zeppa ging mit ihr näher zu der Kiste, in welcher ihr Mann verborgen war, und sagte zu ihr, indem er sie fest in seinen Armen hielt: „Weibchen, ehe Du mir zürnst, so höre erst, was ich für mich zu sagen habe: Ich habe Deinen Mann wie meinen Bruder geliebt und liebe ihn noch; aber gestern, wie er sich's nicht versahe, habe ich entdeckt, daß meine große Vertraulichkeit mit ihm ihn dahin gebracht hat, daß er sich bei meiner Frau eben so viel herausnimmt, wie bei Dir. Weil ich ihn aber lieb habe, so will ich mich nicht strenger an ihm rächen, als er mich beleidigt hat. Er hat meine Frau gehabt, und ich will Dich wieder haben. Gefällt Dir das nicht, so ertappe ich ihn wohl einmal wieder, und da ich nicht Willens bin,

das Ding ungerächt hingehen zu lassen, so werde ich ihm dergestalt mitspielen, daß es Dich und ihn auf immer gereuen soll."

Das gute Weibchen sträubte sich lange; wie ihr aber Zeppa die Sache so nahe legte, daß sie seine Worte nicht länger bezweifeln konnte, sagte sie: „Lieber Zeppa, wenn ich denn für meinen Mann büßen soll, so muß ich mich darin ergeben; doch mußt Du mir versprechen, daß Du Deine Frau bewegen willst, mir deswegen ebenso wenig böse zu werden, als ich ihr dasjenige übel nehmen will, was sie an mir gethan hat, und daß wir, nach wie vor, gute Freundinnen bleiben."

„Das nehm' ich auf mich (sprach Zeppa), und ich will Dir noch überdies ein so hübsches und kostbares Kleinod verehren, als Dir noch Niemand geschenkt hat."

Mit diesen Worten schloß er sie noch fester und feuriger in seine Arme, und machte die Kiste, worin ihr Mann steckte, zum Altar, auf welchem er seiner Rache ein angenehmes Opfer brachte.

Spinelloccio, der jedes Wort des Zeppa und die Antwort seiner Frau gehört hatte, und den Walzer, den sie ihm hernach über dem Kopfe tanzten, wollte anfänglich vor Gift bersten, und nur seine Furcht vor dem Zeppa konnte ihn abhalten, seine Frau mit Scheltworten aus seinem Gefängnisse anzudonnern. Wie er aber bedachte, daß er selbst den ersten Anlaß zu dem Unfuge gegeben hatte; daß Zeppa Recht hatte, zu thun, was er that, und daß er menschlich und brüderlich mit ihm verfuhr, ließ er seinen Zorn fahren, und wünschte nichts mehr, als ferner in Eintracht mit ihm zu leben.

Wie Zeppa seine Rache befriedigt hatte und seine hübsche Nachbarin ihn an das versprochene Kleinod erinnerte, öffnete er die Thüre und rief seine Frau, welche lächelnd hereintrat und nichts weiter sagte, als: „Nachbarin, Ihr seid mir Nichts schuldig geblieben."

„Oeffne jetzt diese Kiste," sprach Zeppa zu seiner Frau. Sie that es, und Zeppa zeigte seiner Nachbarin ihren Mann und sagte: „Hier ist das Kleinod, womit ich Dich beschenke." Es ist schwer zu bestimmen, wer von Beiden sich in dem ersten Augenblick am meisten schämte, Spinelloccio vor seinem Nachbar, oder seine Frau vor ihrem Mann, welcher Alles gehört hatte, was vorgefallen war. Doch bald verwandelte sich ihre Bestürzung in Scherz und gute Laune; sie aßen alle Vier zusammen vergnügt und friedlich zu Mittag, und die gute Eintracht der beiden

Nachbarn und ihrer Weiber ward durch dieses Zwischenspiel im geringsten nicht gestört."

Neunte Erzählung.

Doctor Simon, ein Arzt, wird von Brun und Buffalmacco, unter dem Vorwande, ihn in eine geheime Gesellschaft aufzunehmen, in eine Mistpfütze geworfen, wo sie ihn liegen lassen.

Nachdem die Mädchen ein wenig über den Weibertausch der beiden Sieneser geplaudert hatten, sagte die Königin: „Lieben Kinder, mich däucht, Spinelloccio hatte den Streich vollkommen verdient, den ihm Zeppa spielte, und ich glaube nicht, daß Derjenige sehr zu tadeln sei, welcher Dem, der sich Händel sucht oder zuzieht, einen Possen spielt; welches auch Pampinea gesucht hat, uns zu zeigen. Spinelloccio hatte sich seinen Handel verdientermaßen zugezogen; und ich will Euch von Jemand erzählen, den sein Vorwitz in Händel verwickelte, und ich glaube, daß Diejenigen, die ihn äfften, mehr Lob, als Tadel verdienten. Die Sache betrifft einen Arzt, der zwar ein Schafskopf war, der aber dennoch den Doctormantel aus Bologna mitgebracht hatte.

So wie wir täglich sehen, daß unsere jungen Stadtleute uns aus Bologna als Aerzte, Rechtsgelehrte und Notarien, in langen weiten Kleidern, in Scharlach und Hermelin, und in allerlei Prachtgewand geschmückt, zurückgeschickt werden, so finden wir auch alle Tage, wie es ihnen mit der Ausübung ihrer Kunst glückt. So kam auch einst ein gewisser Simon da Villa, der an väterlichen Erbgütern ungleich reicher war, als an Wissenschaften, gekleidet in Scharlach, und mit einer mächtig großen Kappe, als Doctor der Arzeneiwissenschaft (wie er selbst sagte) zurück, und miethete ein Haus in der Gurkenstraße. Dieser neugebackene Doctor hatte unter andern löblichen Gewohnheiten auch diese, daß er Diejenigen, die um ihn waren, nach einem jeden Menschen fragte, der auf der Gasse vorbeiging, und daß er einen Jeden so genau betrachtete und besichtigte, als wenn er nach den Mienen und Geberden der Menschen die Recepte für seine Kranken einrichten müßte. Unter andern waren ihm besonders die beiden Maler Bruno und Buffalmacco aufgefallen, jene unzertrennlichen Gesellen, von denen wir heute schon zweimal gehört haben, und die zugleich seine Nachbarn waren.

Diese Beiden schienen ihm, sich am wenigsten um die Welt zu bekümmern und dabei das fröhlichste Leben zu führen, und er erkundigte sich deswegen bei verschiedenen Leuten nach ihren Vermögensumständen. Wie er nun von Allen hörte, sie wären arme Leute und Maler, konnte er sich nicht einbilden, daß sie von ihrem geringen Verdienste so lustig leben könnten; sondern weil man sie ihm zugleich als schlaue Köpfe beschrieb, so meinte er, sie müßten wohl noch andere geheime und ergiebige Hülfsquellen haben; er wünschte deswegen, mit Beiden oder wenigstens mit Einem von ihnen, bekannt zu werden, und es gelang ihm auch, sich die Bekanntschaft des Bruno zu verschaffen. Dieser merkte bald, daß der Doctor ein Pinsel war, und machte sich daher manchen Spaß mit seinen aberwitzigen Grillen, und Doctor Simon fand nicht minder einen großen Gefallen an seinem neuen Bekannten. Einmal wie er diesen zum Mittagessen eingeladen hatte, und deswegen glaubte, um desto vertraulicher mit ihm reden zu können, gestand er ihm, wie sehr er sich darüber wunderte, daß er und Buffalmacco, als arme Leute, immer so lustig leben könnten, und bat ihn, ihm zu sagen, wie sie das anfingen. Bruno, der diese Frage von einem Stücke mit seinen übrigen Thorheiten fand, lachte heimlich darüber und antwortete ihm so, wie seine Dummheit es verdiente: „Doctor, ich würd' es unter zehn Menschen nicht Einem anvertrauen, wie wir es anfangen. Weil Ihr aber mein Freund seid, und weil ich weiß, daß Ihr es Niemand wiedersagen werdet, so will ichs Euch nicht verhehlen. Ihr habt Recht, wenn Ihr sagt, daß mein Freund und ich vergnügt und fröhlich leben, und daß unser Verdienst und unsere geringen Einkünfte kaum hinreichen würden, das Wasser zu bezahlen, das wir trinken; allein darum müßt Ihr nicht glauben, daß wir aufs Stehlen ausgehen; sondern wir machen Streifzüge, und auf diesen verschaffen wir uns Alles, was wir zu unserm Nutzen und Vergnügen gebrauchen, ohne Nachtheil anderer Leute, und daher leben wir so lustig, wie Ihr seht."

Der Doctor glaubte Alles um desto fester, je weniger er verstand, was man ihm sagte; er wunderte sich nur und war äußerst neugierig, zu wissen, was diese Streifzüge sein könnten, und er bat demnach den Bruno inständig, es ihm zu sagen, mit der Versicherung, daß Niemand es von ihm wieder erfahren sollte.

„Bewahre, Herr Doctor (sprach Bruno)! was verlangt Ihr da von mir? Das Geheimniß, das Ihr wissen wollt, ist mir gar zu wichtig, und wenn es Jemand wieder erführe, so könnte ich unglücklich werden, und

könnte um Alles in der Welt und in des Henkers Küche kommen. Nehmt mirs also nicht übel, wenn ich es Euch nimmermehr entdecken kann."

„Sei versichert (sprach der Doctor), daß außer Dir und mir kein Mensch ein Wort von Allem erfahren soll, das Du mir sagst."

Nach langem Hin- und Herschwatzen sprach endlich Bruno: „Hört Doctor, Ich bin Eurer hochedelgestrengen Grützköpfigkeit so herzlich zugethan, und hege soviel Zutrauen zu Euch, daß ich Euch nichts abschlagen kann, was Ihr begehrt; deswegen will ich Euch Alles entdecken, mit der Bedingung, daß Ihr mir bei dem Kreuze zu Montessone nochmals versprecht, es keinem Menschen wieder zu sagen."

Der Doctor schwor ihm, und Bruno sagte: „Wohlan, mein Herzens-Doctorchen, wisset denn, daß wir hier unlängst einen sehr erfahrnen Schwarzkünstler hatten, welcher Michael Scott hieß, weil er ein Schottländer war, und bei vielen Edelleuten, von welchen jetzt nur noch Wenige am Leben sind, in großen Ehren stand, und wie er von hier zog, ließ er ein paar von seinen geschicktesten Schülern hier, mit dem Bedeuten, daß sie diesen Edelleuten, die ihm so viele Ehre erzeigt hätten, zu jeder Zeit alles Mögliche zu Gefallen thun sollten. Diese waren also den gedachten Edelleuten in gewissen Liebesangelegenheiten und in andern Dingen immer gerne behülflich. Wie es ihnen in der Folge hier in der Stadt und bei den Einwohnern immer mehr und mehr gefiel, entschlossen sie sich, gänzlich hier zu bleiben, und stifteten Bekanntschaft und Freundschaft mit verschiedenen Leuten, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie Edelleute oder Bürger, arm oder reich waren, wenn sie ihnen nur in ihrem Umgange behagten. Diesen ihren Freunden zu Gefallen stifteten sie eine Gesellschaft von fünfundzwanzig Mitgliedern, die sich wenigstens zweimal in jedem Monate an einem gewissen bestimmten Orte versammelten. Daselbst brauchte ein Jeder nur seinen Wunsch zu äußern, so sorgten sie augenblicklich dafür, daß er auf der Stelle erfüllt ward. Da nun Buffalmacco und ich mit diesen Beiden sehr vertraut und auf einem freundschaftlichen Fuße lebten, so nahmen sie uns mit in diese Gesellschaft auf, von welcher wir noch jetzt Mitglieder sind. Ich kann Dir sagen, wenn wir zusammen kommen, so ist es ein Wunder, die Tapeten zu sehen, womit der Saal behangen ist, wo wir essen; die königlich besetzten Tafeln; die Menge der prächtig gekleideten Diener und Mägde, die einem Jeden auf den ersten Wink zu Gebote stehen; die goldenen und silbernen Becken, Gießkannen, Flaschen, Becher und anderer Geschirre, woraus wir essen und

trinken; die vielen und mannigfaltigen Speisen, die man einem Jeden vın uns auftischt, wie und wenn er es verlangt. Ich kann Euch nicht beschreiben, wie zahlreich und wohlklingend die Instrumente sind, und wie hinreißend die Gesänge, die sich während der Mahlzeit hören lassen; wie viele Wachslichter dabei angezündet, wie viele Süßigkeiten herumgereicht, und welche köstliche Weine getrunken werden. Und glaubt nur ja nicht, mein ehrlicher Dickkopf, daß wir da nur in solchen Kleidern sitzen, wie Ihr uns gewöhnlich seht. Da ist Keiner von uns so geringe, der nicht wenigstens wie ein Kaiser in Kleidern und Kostbarkeiten prangt. Aber noch weit über dies Alles geht der Genuß mit den schönen Weibern, die uns auf Begehren von allen Enden der Welt in einem Augenblicke zugeführt werden. Da ist die Königin von Schlaraffenland, die Fürstin von Bacchanalien, die Favoritin des Großsultans, die Herzoginnen von Narragonien und Kolofonien. Doch warum soll ich sie Euch Alle nennen? Genug, da sind alle Königinnen und Herrscherinnen von der Welt, bis auf die große Ozoro des Priesters Johann, mit dem Horn zwischen den Hinterbacken. Nun laßt Euch einmal sagen, wie es dort zugeht: Wenn man getrunken und Nachtisch gehalten hat, und hernach ein Tänzchen oder ein paar gethan, so geht ein Jeder mit Derjenigen, die er für sich bestellt hat, in sein Kämmerchen, und diese Kammern sind wie ein wahres Paradies für das Auge, und mit Wohlgerüchen angefüllt, trotz Euren Apothekerbüchsen, und sind Betten darin, deren sich kein Doge von Venedig zu schämen brauchte, auf welchen sichs herrlich ruhen läßt; und Ihr könnt Euch vorstellen, wie die Weiber da den Zettel treten, und den Kamm nach sich ziehen, damit der Zeug fein dicht gewebt wird. Buffalmacco und ich, wir stehen uns am besten von Allen, wie ich glaube; denn er läßt sich bisweilen die Königin von Trankreich kommen, und ich die Königin von Gängelland; das sind ein paar herrliche Weiber, und wir haben es dahin gebracht, daß sie sich um keinen Menschen mehr bekümmern, als um uns. Ihr könnt also wohl denken, ob es uns an Ursache und an Mitteln fehlt, vergnügter und fröhlicher, als andere Leute zu sein, da wir von zwei solchen Königinnen geliebt werden; denn wenn wir gelegentlich ein tausend, oder ein paar tausend Gulden nöthig haben, so brauchen wir keinen Augenblick darauf zu warten, dies nennen wir gewöhnlich unsere Streifzüge oder Kaperzüge; denn so wie die Seeräuber umher kreuzen und Alles wegkapern, so machen wirs auch; doch mit dem Unterschiede, daß die Kaper nichts wiedergeben, und wir geben Alles zurück, wenn wirs gebraucht haben.

Seht, Doctor, nun habt Ihr Alles gehört, was bei unsern Streifzügen vorgeht. Ihr begreift wohl, wieviel daran gelegen ist, daß Alles geheim bleibt; darum brauche ich Euch nichts davon zu sagen oder Euch darum zu bitten."

Der Doctor, dessen Kunst wohl nicht weiter gehen mochte, als den Kindern den Grind zu vertreiben, glaubte den Worten des Bruno so sehr, als wenn sie lauter Evangelien wären, und brannte vor Begierde, in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden. Er gab demnach dem Bruno zur Antwort, es wäre freilich nicht zu verwundern, daß sie so fröhlich lebten; und kaum konnte er sich enthalten, ihn gleich auf der Stelle zu bitten, ihm die Aufnahme in die Gesellschaft zu verschaffen. Weil er es jedoch für nöthig und schicklich hielt, ihm erst so viele Gefälligkeiten zu erweisen, daß er mit mehr Zuversicht seine Bitte bei ihm anbringen könnte, so fing er an, seinen Umgang immer mehr und mehr zu suchen, ihn des Mittags und Abends fleißig zum Essen zu bitten, und ihn mit Freundschaft zu überhäufen; kurz er schien ohne seinen Freund Bruno gar nicht mehr leben zu können. Zur Dankbarkeit hatte ihm Bruno die Fasten in seinem Speisesaal, ein Agnus Dei auf seine Kammerthüre, und über seine Hausthür ein Uringlas gemalt, damit seine Kundleute ihn desto besser zu finden wüßten. In seinem kleinen Landhause hatte er ihm auch den Krieg zwischen den Mäusen und Katzen gemalt, woran der Doctor seine herzliche Freude hatte. Bisweilen pflegte er ihm auch wohl, wenn er einmal nicht zu ihm zum Essen gekommen war, zu erzählen: „Heute bin ich in der bewußten Gesellschaft gewesen, und weil ich mich mit der Königin von Gängelland ein wenig überworfen hatte, so ließ ich mir die Cucumbra des großen Khans von der Mongeley kommen."

„Cucumbra? was will Das sagen?" fragte der Doctor.

„Ja lieber Doctor (sprach Bruno), das glaub' ich wohl, daß Euer Hippokras und Abecenus von solchen Sachen nichts melden."

„Hippokrates und Avicenna wollt Ihr sagen," sprach der Doctor.

„Kann wohl sein (antwortete Bruno). Ich verstehe mich eben so wenig auf Eure Namen, als Ihr Euch auf die meinigen. Cucumbra heißt indessen in des Khans seiner Sprache so viel, wie Kaiserin in der unsrigen. Ihr würdet sie gewiß recht schön finden, und ich versichere Euch, daß Ihr um ihrentwillen Eure Heilkunde und alle Eure Latwergen und Pflaster vergessen würdet."

Nachdem Bruno ihn durch dergleichen Reden von Zeit zu Zeit immer mehr entflammt hatte, traf es sich einmal des Abends, wie Doctor Simon glaubte, ihn durch seine gute Bewirthung genugsam gewonnen zu haben, und wie er ihm eben das Licht hielt, um an der Schlacht zwischen den Katzen und Mäusen zu malen, daß der Doctor ein Herz faßte, und ihm seinen Wunsch eröffnete. „Bruno (sprach er), Gott weiß, es ist kein Mensch in der Welt, dem ich so willig Alles zu Gefallen thun möchte, als Dir, und wenn Du mir nur den kleinsten Wink gäbest, daß ich für Dich bis nach Peretola laufen sollte, so glaube ich, daß ichs thun würde. Du mußt Dich also nicht wundern, wenn ich Dir als Freund mit Zuversicht eine Bitte vortrage. Du weißt wohl, daß Du mir seit Kurzem viel von Euren lustigen Zusammenkünften erzählt hast, und Du hast mein Verlangen nach denselben so rege gemacht, daß ich mir nichts in der Welt so sehr wünsche, als mit von der Gesellschaft zu sein. Ich habe meine guten Ursachen dazu, wie Du selbst sehen wirst, wenn ich einmal bei Euch bin. Denn Du sollst mich einen Narren heißen, wenn ich mir nicht das hübscheste Mädchen dahin kommen lasse, das Du seit langer Zeit gesehen hast. Ich habe sie erst vor einem Jahre in Cacavincigli kennen gelernt, und mich herzlich in sie verliebt, und ich bot ihr, bei Gott! zehn Bologninen, wenn sie mir zu Willen sein wollte; allein sie schlug es mir ab. Darum bitte ich Dich um Alles in der Welt, sage mir was ich thun muß, um in Eure Gesellschaft zu kommen, und gieb Dir selbst Mühe, mich aufnehmen zu lassen; Ihr sollt wahrlich einen guten treuen Mitbruder an mir finden, der Euch Ehre macht. Vor allen Dingen siehst Du wohl, daß ich ein hübscher Kerl bin, dem die Beine unter dem Leibe wie gedrechselt stehen, mit einem Gesichte wie Milch und Blut, und dabei ein solcher Doctor der Arzeneiwissenschaft, wie Ihr vielleicht noch keinen gesehen habt, und bin gewandt in allerlei hübschen Sachen, und weiß eine Menge lustige Lieder, wovon ich Dir gleich eins vorsingen will."

Bruno hatte die größeste Mühe von der Welt, um sich des Lachens zu enthalten; doch hielt er sich, und wie das Lied zu Ende war, fragte ihn der Doctor, wie es ihm gefiele. „Wahrlich (sprach Bruno), die Zithern müssen vor Euch zittern, so erzharmonisch klingt der hellgellende Ton Eurer Stimme."

„Nicht wahr (sprach der Doctor)? Ich dachte wohl, daß Du es nimmermehr würdest geglaubt haben, wenn Du es selbst nicht gehört hättest."

„Da habt Ihr wohl Recht," sprach Bruno.

„Ich weiß noch wohl bessere Lieder (versetzte der Doctor); aber genug davon für jetzt! So wie Du mich hier siehst, so war doch mein Vater ein Edelmann, obwohl er auf dem Dorfe wohnte, und auch von der mütterlichen Seite stamme ich von denen von Vallecchio. Du hast auch wohl gesehen, daß ich die besten Bücher und die besten Kleider von allen Aerzten in Florenz besitze, und wenn ich Alles zusammen rechne, so schwöre ich Dir, daß ich Sachen habe, die mir in zehn Jahren bei Hellern und Pfennigen an die hundert Pfund kosten. Darum bitte ich Dich inständig, bring' es dahin, daß ich aufgenommen werde; denn bei Gott, wenn Du es thust, so darfst Du nur krank werden, wenn Du willst und kannst, und Du sollst mir nie einen Dreier für Arztlohn bezahlen."

Bruno, der in diesen Reden den Pinsel wieder erkannte, wofür er ihn jederzeit gehalten hatte, sagte: „Doctor, rückt einmal ein wenig näher mit dem Lichte, und geduldet Euch, bis ich diesen Mäusen die Schwänze angesetzt habe, so will ich Euch hernach weiter antworten."

Wie die Schwänze angesetzt waren, that Bruno, als wenn ihn die Bitte sehr in Verlegenheit setzte. „Doctor (sprach er), ich glaube wohl, daß Ihr sehr Vieles für mich thun würdet. Aber was Ihr da von mir verlangt (so klein es auch Eurem großen Kopfe scheinen mag), das ist für mich von äußerster Wichtigkeit, und ich wüßte keinen Menschen in der Welt, dem ich es zu Gefallen thun würde, außer Euch; theils, weil ich Euch so sehr gut bin, als man nur sein kann, theils wegen Eurer Reden, die mit so vielem Verstande gewürzt sind, daß sie wohl eine Nonne um ihren Schleier, wieviel mehr denn mich um meinen Vorsatz bringen können: denn je länger ich mit Euch umgehe, desto klüger glaube ich Euch zu finden. Und wenn mich auch sonst nichts bewegte, Euch gut zu sein, so gefällt es mir an Euch, daß Ihr in so was Hübsches verliebt seid, wie Ihr mir erzählt. Ich muß Euch aber dennoch bekennen, daß ich bei diesen Sachen nicht so viel zu sagen habe, als Ihr wohl glaubt, und daher kann ich nicht Alles für Euch thun, was nöthig ist. Wenn Ihr mir aber bei Eurer großen verbrüchlichen Ehre versichern wollt, Alles geheim zu halten, so will ich Euch sagen, wie Ihr es anfangen müßt; und da Ihr so schöne Bücher und Sachen besitzt, wie Ihr mir gesagt habt, so zweifle ich nicht, es wird Euch gelingen."

„Sage nur getrost her (sprach der Doctor). Ich sehe wohl, Du kennst mich noch nicht recht, und weißt nicht, wie gut ich schweigen kann. Messer' Gasparuolo da Saliceto, wie er noch Friedensrichter in Forlim-

popoli war, pflegte selten etwas vorzunehmen, ohne mich dazu rufen zu lassen, weil er an mir einen so trefflichen Geheimschreiber fand. Denke nur selbst, ob ich Dir die Wahrheit sage, da ich der Erste war, dem er sagte, daß er die Bergamina heiraten würde. Was sagst Du dazu?"

„Sehr wohl (sprach Bruno); wenn Euch der getrauet hat, so kann ich es auch thun. Ich will Euch also sagen, wie Ihr es anfangen müßt: Wir haben in unserer Gesellschaft immer ein Oberhaupt, und zwei Räthe, welche alle sechs Monate von neuem gewählt werden. Ohne Zweifel wird im künftigen Monate Buffalmacco zum Hauptmann gewählt, und ich zum Rath; denn das ist schon so eingeleitet worden. Auf den Hauptmann kömmt vieles an, wenn Jemand aufgenommen werden soll, und er kann vorschlagen, welchen er will. Ihr solltet Euch also, däucht mich, um die Freundschaft des Buffalmacco bewerben, und ihn fleißig zu Euch einladen. Er ist so gesinnt, daß er Euch sogleich lieb gewinnen wird, wenn er Euch so verständig findet; und so bald Ihr durch Eure Einsichten und durch die hübschen Sachen die Ihr besitzt, Euch seine Gunst nur ein wenig erworben habt, so könnt Ihr ihn ansprechen, und versichert sein, daß er Euch keine abschlägige Antwort geben wird. Ich habe ihm schon etwas von Euch gesagt, und er ist Euch recht gut; wenn Ihr nun vollends thut, was ich Euch rathe, so laßt mich hernach nur weiter mit ihm machen."

„Dein Rath ist vortrefflich (sprach der Doctor). Wenn er ein Mann ist, der an verständigen Leuten Gefallen hat, so laß ihn mich nur einigemal sprechen; dann will ich schon machen, daß er mir allenthalben nachgehen soll; denn ich habe Verstand genug, um eine ganze Stadt damit zu versorgen, und noch reichlich übrig zu behalten."

Wie dies verabredet war, gab Bruno dem Buffalmacco von allem hinlängliche Winke, und dieser konnte kaum den Augenblick abwarten, dem tölpischen Doctor dasjenige aufzutischen, wonach ihn so sehr verlangte. Dieser war so begierig nach den Streifzügen, daß er nicht ruhen konnte, bis er mit Buffalmacco bekannt ward, welches ihm dieser nicht schwer machte. Er fing damit an, daß er ihm und dem Bruno die herrlichsten Mittags- und Abendmahlzeiten gab, und sie spielten dabei die Rolle solcher Herren, die es ihm zu großer Gefälligkeit anrechneten, daß sie bei ihm vorlieb nahmen; ließen sich aber doch nie zu viel nöthigen, sich die fetten Kapaune und den guten Wein bei ihm recht wohl schmecken zu lassen. Endlich nahm der Doctor einmal seine Gelegenheit wahr, dem Buffalmacco sein Anliegen

vorzutragen Dieser stellte sich sehr aufgebracht gegen Bruno, so daß er ihn mit den heftigsten Worten anfuhr. „Ich schwöre (sprach er) bei dem großen Gott von Pasignano, daß ich mich kaum enthalten kann, Dir einen solchen Streich über den Grind zu geben, daß Dir die Nase auf die Hacken fällt, Du Verräther! Denn Niemand anders, als Du, kann dem Doctor diese Dinge entdeckt haben."

Der Doctor that sein Bestes, seinen Freund zu entschuldigen, indem er schwor, er hätte alles von andern Leuten gehört, so daß endlich Buffalmacco sich durch seine weisen Reden besänftigen ließ. „Lieber Doctor (sprach er), man sieht wohl, daß Ihr in Bologna gewesen seid, und daß Ihr die Verschwiegenheit mit Euch hergebracht habt. Ich kann Euch auch wohl sagen, daß Ihr das A. B. C. nicht auf einem Apfel gelernt habt (wie manche Narren wohl thun wollen), sondern auf einer Melone, weil Ihr's so lang und breit versteht; ich glaube auch ganz gewiß, Ihr seid an einem Sonntag getauft. Bruno sagt mir zwar, Ihr hättet blos die Arzneikunst gelernt, allein es scheint mir, daß Ihr Euch noch besser auf die Kunst versteht, Menschen zu fangen; denn dazu seid Ihr mit Eurem Witz und mit Euren Reden besser im Stande, als irgend ein anderer Mensch, den ich kenne."

„Siehst Du (sprach der Doctor zu Bruno), wieviel darauf ankömmt, daß man mit gescheidten Leuten zu thun hat? Wer würde wohl so in der Geschwindigkeit alle Eigenschaften meines Verstandes aufgefaßt haben, wie dieser einsichtsvolle Mann? Du hast nicht halb so geschwind wie er bemerkt, was an mir ist. Aber sage ihm doch auch, was ich Dich merken ließ, wie Du mir erzähltest, daß Buffalmacco Gefallen an verständigen Leuten fände. Meinst Du nicht, daß ich meine Worte gut gemacht habe?"

„Vortrefflich!" sprach Bruno.

„Ihr würdet noch ganz anders sprechen (sagte der Doctor zu Buffalmacco), wenn Ihr mich in Bologna gesehen hättet. Da war weder Groß noch Klein, weder Lehrer noch Schüler, die mich nicht außerordentlich liebten, und an meinen Reden und meinem Verstande ihre große Freude hatten. Was meint Ihr noch mehr? Ich konnte nie ein Wort sagen, daß nicht Jedermann vor Wunder und Vergnügen über mich lachte, und wie ich wegzog, waren sie Alle traurig, und hätten mich gern dort behalten; sie baten mich auch so inständig, dort zu bleiben, daß sie mir antrugen, ganz allein vor allen Studenten über die Medicin zu lesen; aber ich wollte nicht,

denn ich war fest entschlossen, hierher zu kommen, und das große Erbgut in Besitz zu nehmen, das meine Vorfahren mir hinterlassen haben; und das that ich auch."

„Was sagst Du dazu (sprach Bruno zu Buffalmacco)? Du hast niemals glauben wollen, was ich Dir sagte. Aber wahrlich, es ist kein Arzt in unserer Stadt, der sich so gut auf Eselsharn versteht, wie dieser, und Du würdest schwerlich seines Gleichen zwischen hier und Paris finden. Laß sehen, ob Du ihm noch etwas abschlagen kannst."

„Bruno hat Recht (sprach der Doctor), aber man verkennt mich hier. Ihr seid nur schlichte einfältige Leute; aber seht mich erst einmal unter Gelehrten, mit denen ich gewohnt bin, umzugehen."

„Wahrlich, Doctor (sprach Buffalmacco), Ihr versteht weit mehr, als ich mir jemals eingebildet hätte. Darum erkläre ich Euch frei heraus, so wie man mit einem gelehrten Manne, wie Ihr seid, reden muß, daß ich es gewiß dahin bringen will, daß Ihr in unsere Gesellschaft aufgenommen werdet."

Nach dieser Zusage verdoppelte der Doctor seine Aufmerksamkeit für seine beiden Freunde, und sie belustigten sich damit, ihm die albernsten Dinge von der Welt weis zu machen. Sie versprachen ihm, daß er zu seiner Dame die Gräfin Cloacina haben sollte, welche das größeste Muster der Schönheit unter der Cülotterie des ganzen Menschengeschlechts wäre.

„Wer ist denn diese Gräfin?" fragte der Doctor.

„Potz Kitzel! (sprach Buffalmacco), das ist Euch eine recht vornehme Dame. Es ist kein Haus in der Welt, wo sie nicht ihre Rechte und Gefälle hat, und selbst die Brüder Minoriten zahlen ihr beim Paukenschall ihren Tribut. Sie hält sich zwar gemeiniglich sehr eingezogen; aber wenn sie ausgeht, so kann ich Euch versichern, daß sie sich weidlich spüren läßt, und sie kam noch neulich vor Eurem Hause vorbei, wie sie nach dem Arno ging, um sich die Füße zu waschen; sonst pflegt sie sich meistens in Latrina aufzuhalten. Ihre Diener gehen aber fleißig umher, und tragen Stangen und Eimer, als Zeichen ihrer Herrschaft. Ihre Barone lassen sich allenthalben sehen, zum Beispiel Baron Birkbesen, Knäs Perdunin, Lord Sewer, Don Pedo, Signor Squacchera, und Andere, die Ihr alle gewiß wohl gekannt, aber jetzt nur vergessen habt. Dieser großen Dame wollen wir Euch in die reizenden Arme werfen."

Der Doctor, der in Bologna geboren und erzogen war, verstand

zwar alle ihre ausländischen Titel nicht; ließ sich aber die Dame auf ihr Wort gefallen. Nicht lange nach dieser Unterredung kamen die beiden Maler zu ihm, und zeigten ihm an, daß der Tag seiner Aufnahme festgesetzt wäre. An dem Tage, an welchem angeblich die Versammlung des Abends gehalten werden sollte, lud der Doctor sie Beide zum Mittagessen ein, und fragte sie nach der Mahlzeit, was er bei der Aufnahme in die Gesellschaft beobachten müßte.

„Hört, Doctor (sprach Buffalmacco), Ihr müßt dabei sehr beherzt sein; denn wenn Ihr Euch fürchten wolltet, so könnte es für Euch schädlich und für uns sehr gefährlich ausfallen. Ich will Euch auch den Anlaß erklären, bei welchem Ihr Eure Herzhaftigkeit zeigen müßt. Heute, gleich nach Mitternacht, müßt Ihr Euch auf einem von den Grabhügeln einfinden, die kürzlich auf dem Kirchhofe zu Santa Maria Novella sind aufgeworfen worden, gekleidet in eines von Euren besten Gewändern, weil Ihr nicht nur das erste Mal recht anständig vor der Versammlung erscheinen müßt, sondern auch weil die Gräfin (wie wir gehört haben, denn selbst sind wir nicht dabei gewesen) Euch als einen Edelmann auf ihre eigenen Kosten zum Ritter vom Bade machen will. Dort müßt Ihr Denjenigen erwarten, den wir Euch schicken werden. Damit Ihr nun von Allem vorher unterrichtet seid, so wisset: es wird ein schwarzes, gehörntes, nicht sehr großes Thier erscheinen, und wird vor Euch auf dem Kirchhofe herumtoben und springen, um Euch zu erschrecken. Wenn es aber sieht, daß Ihr nicht furchtsam seid, so wird es sich Euch sachte nähern. So bald es zu Euch kömmt, so steigt Ihr von Eurem Grabhügel herab, und setzt Euch auf das Thier, ohne Euch weder Gott, noch seinen Heiligen zu empfehlen, sondern wenn Ihr Euch zurecht gesetzt habt, so legt die Hände auf die Brust, als wenn Ihr eine türkische Verbeugung machen wolltet, und rühret das Thier nicht weiter an, so wird es Euch ganz sanft zu uns hintragen. Nehmt Euch aber ja in Acht, daß Ihr unterwegs weder Gott, noch seine Heiligen anruft, sonst warne ich Euch vorher, daß Euch das Thier leicht an einem stinkenden Orte abwerfen, oder abschütteln könnte. Wenn Ihr also Euch nicht recht herzhaft fühlet, so bleibt lieber davon, damit Ihr Euch nicht Schaden zuzieht, und uns damit ebenfalls keinen Vortheil zuwege bringt."

„Ihr kennt mich noch nicht (sprach der Doctor). Vielleicht stoßt Ihr Euch daran, daß ich immer in Handschuhen und in langen Kleidern gehe; wenn Ihr aber wüßtet, was ich manche Nacht in Bologna gethan habe,

wenn ich mit meines Gleichen zu den Mädchen ging, so würdet Ihr Euch wundern. Einmal, wahrhaftig, war eine von ihnen so eigensinnig, daß sie nicht mit uns gehen wollte, und es war doch nur ein kleines krüpplichtes Ding, kaum ein Paar Spannen lang; allein ich gab ihr erst ein Paar Rippenstöße, und nahm sie dann mit Gewalt auf den Rücken, und schleppte sie wohl einen Bogenschuß fort, so daß sie doch mit uns mußte. Ein andermal hatte ich nur meinen Diener bei mir, wie ich kurz nach dem Avemaria neben dem Minoritenkirchhofe vorbei ging, wo man denselben Tag erst ein Frauenzimmer begraben hatte, und doch ward mir gar nicht bange. Habt also deswegen keine Sorge; denn ich bin mehr, als zu kühn und beherzt. Und damit ich recht anständig erscheine, so will ich mein scharlachnes Kleid anziehen, worin man mich zum Doctor gemacht hat. Ihr sollt sehen, wie man sich freuen wird, wenn ich komme, und ehe Ihr's Euch verseht, wird man mich zum Hauptmann machen. Gebt nur Acht, wie es gehen wird, wenn ich erst da gewesen bin, da die Gräfin, ohne mich gesehen zu haben, so verliebt in mich geworden ist, daß sie mich zum Ritter vom Bade machen will; und wenn Ihr etwa meint, daß mir die Ritterschaft nicht anstehen wird, oder daß ich mich nicht werde darin zu schicken wissen, so seht nur erst zu und laßt mich machen."

„Du sprichst ganz vortrefflich (sprach Buffalmacco), aber habe uns nur nicht hernach zum Besten, daß Du ausbliebest oder nicht zu finden wärest, wenn wir nach Dir schicken; denn es ist jetzt kalt und Ihr Herren Aerzte pflegt die Kälte sehr zu scheuen."

„Bewahre der Himmel (sprach Doctor Simon). Ich bin keiner von den frostigen Leuten und kehre mich an keine Kälte. Wenn ich des Nachts wegen irgend einer Leibesnothdurft aufstehen muß (wie man wohl pflegt), so ist es ein seltener Fall, daß ich über mein Wamms etwas mehr als meinen Pelzrock umnehme. Ausbleiben werd' ich gewiß nicht."

Sie gingen darauf auseinander. Wie es Nacht ward, gab der Doctor bei seiner Frau eine Ursache vor, warum er ausgehen müßte; er nahm heimlich sein bestes Kleid und schlich sich damit zu gehöriger Zeit nach dem Kirchhofe, wo er auf einem von den Grabsteinen bei einer ziemlich empfindlichen Kälte das Thier erwartete.

Buffalmacco, der ein großer, rüstiger und flinker Bursche war, hatte sich in einen schwarzen Pelz gehüllt, worin er einem Bären sehr ähnlich war, und trug dabei eine fürchterliche Teufelslarve mit Hörnern,

Bruno folgte ihm von weitem, um zu sehen, wie der Spaß ablaufen würde. Wie Buffalmacco in seiner Verkleidung nach dem Kirchhofe kam, fing er an, seltsame Sprünge und Capriolen zu machen, und mit Heulen und Pfeifen auf dem Kirchhofe herum zu toben, als wenn er rasend wäre. Dem Doctor standen dabei alle Haare zu Berge, er zitterte wie ein Espenlaub, und da er furchtsamer war als ein Hase, so wäre er in diesem Augenblicke lieber zu Hause als dort gewesen. Da er nun einmal gekommen war, so gab er sich Mühe, seine Angst zu überwinden, weil ihn gar zu sehr verlangte, die Wunderdinge zu sehen, wovon man ihm erzählt hatte. Nachdem Buffalmacco eine Zeit lang wie toll herumgesprungen war, schien er sich allmälig zu besänftigen und stand endlich neben dem Grabsteine, auf welchem sich der Doctor befand, stille. Zitternd vor Furcht stand auch der Doctor und wußte nicht, ob er bleiben oder aufsteigen sollte. Endlich aber ward ihm bange, daß das Thier ihm schaden möchte, wenn er sich nicht aufsetzte. Diese zweite Furcht siegte bei ihm über die erste; er kam von seinem Grabhügel herunter, sprach leise: „Gott sei bei mir!“ stieg auf und legte bebend seine Hände auf die Brust, wie ihm befohlen war. Buffalmacco ging hierauf langsam auf allen Vieren mit ihm davon und zur Stadt hinaus, bis er an einen gewissen Ort kam, wo die Landleute die Leibrenten der Gräfin Cloacina in Gruben gesammelt hatten, um den Acker damit zu düngen. Diesen näherte sich Buffalmacco, packte den Doctor plötzlich mit der Hand bei einem Bein, stürzte ihn häuptlings in eine von den Gruben und lief dann mit Toben und Springen davon, um seinen Freund Bruno aufzusuchen, der schon vor Lachen davon gegangen war, und sie beobachteten Beide von ferne, was der besalbte Doctor anfangen würde.

Der arme Schelm hatte Mühe, sich aus dem garstigen Schlamme wieder hervor zu arbeiten, und er mußte seine Doctorkappe dabei im Stiche lassen. Nachdem er sich mit den Händen ein wenig gesäubert hatte, wußte er keinen andern Rath, als wieder nach seinem Hause zu gehen, wo er so lange klopfte, bis man ihm die Thür öffnete. Kaum war er hinein gegangen und die Hausthüre war hinter ihm zugemacht, so folgten ihm auch Bruno und Buffalmacco, um zu horchen, wie ihn seine Frau empfangen würde. Sie hörten, daß sie ihn wie den lüderlichsten Menschen von der Welt heruntermachte. „Sieh, wie Du aussiehst (sprach sie). Da bist Du zu andern Weibern hingelaufen und hast Dich in Deinen scharlachnen Kleidern recht schmuck zeigen wollen. Hast Du nicht genug an mir, Freund? Ich bin

wohl Weibs genug für eine ganze Gemeine, geschweige denn für Dich. Hätten sie Dich nur gar ersäuft, anstatt Dich dahin zu werfen, wo Du verdientest zu liegen! Da seht mir einmal den ehrbaren Arzt, der sein eigenes Weib hat und geht zur Nachtzeit den Weibern anderer Leute nach." Mit solchen und andern Worten quälte sie ihn die halbe Nacht hindurch, indeß er sich von oben bis unten abwaschen ließ.

Des andern Morgens gingen Bruno und Buffalmacco, die sich indessen auf dem Leibe ganz braun und blau bemalt hatten, zu ihm, wie er eben aufgestanden war, und fanden das Haus noch voll Gestank. Wie der Doctor hörte, daß sie kamen, ging er ihnen entgegen und sagte: „Gott geb' Euch einen guten Tag."

„Den wünschen wir Dir nicht wieder (antworteten ihm Bruno und Buffalmacco mit finstern Gesichtern); sondern wir wünschen Dir vielmehr so viel Unglück, daß Du wie der ärgste und treuloseste Schelm vor Kummer und Verdruß umkommen müssest. Denn indem wir uns Mühe gaben, Dir Ehre und Vergnügen zu verschaffen, hat es nicht an Dir gelegen, daß wir nicht umgekommen sind, wie die Hunde. Man hat uns um Deiner Treulosigkeit willen so viele Prügel gegeben, daß man einen Esel damit nach Rom treiben könnte, und wir sind noch überdieß in Gefahr gewesen, aus der Gesellschaft gestoßen zu werden, in welche wir Dich wollten aufnehmen lassen. Wenn Du es nicht glaubst, so sieh nur her, wie man uns zugerichtet hat." Damit schlugen sie ihre Kleider auseinander und zeigten ihm die gemalten Brauschen; bedeckten sich aber den Augenblick wieder. Der Doctor wollte sich zwar entschuldigen und ihnen seine Unfälle erzählen, und wie und wohin man ihn abgeworfen hätte; allein Bruno antwortete: „Ich wollte, man hätte Dich von der Brücke hinab in den Arno geworfen. Warum riefst Du Gott und die Heiligen an? Hatte man Dich nicht genug vorher gewarnt?"

„Beim Himmel! ich habe sie nicht angerufen," betheuerte der Doctor.

„Wie, nicht angerufen (rief Bruno)? Unser Abgesandter hat uns gesagt, daß Du nichts gethan hast, als beten und zittern wie ein Schilfrohr, und hast vor Angst nicht gewußt, wo Du wärest. Genug, Du hast uns tüchtig angeführt; aber das soll uns keiner wieder thun, und Du sollst uns auch noch dafür nach Gebühr bezahlen."

Der Doctor bat sie um Gotteswillen, ihm zu verzeihen und ihn nicht schamroth zu machen; kurz, wenn er ihnen jemals vorher gütlich gethan h

so sparte er nunmehr vollends nichts, um sie durch Gastereien und andere Gefälligkeiten wieder zu gewinnen; und so habt Ihr nun gehört, wie man die Leute Klugheit lehrt, wenn sie sie in Bologna noch nicht gelernt haben."

Zehnte Erzählung.

Eine Sicilianerin betrügt einen Kaufmann listigerweise um alles, was er mit nach Palermo gebracht hat. Er kommt ein andermal wieder, und giebt vor, als wenn er noch weit mehr Waare zu Markte gebracht hätte, borgt Geld von ihr darauf, und läßt ihr Wasser und Werrig zum Pfande.

Man kann sich einbilden, wie viel die Erzählung der Königin bei mehr als einer Stelle den Mädchen zu lachen verschaffte. Da war auch nicht eine Einzige, welcher nicht vor Lachen die Thränen wohl ein Dutzendmal in die Augen getreten wären. Wie die Königin schwieg, sprach Dioneo, welcher wußte, daß nunmehr an ihm die Reihe war:

„Liebenswürdige Damen, es liegt am Tage, daß ein schlauer Streich um desto mehr gefällt, je verschlagener Derjenige ist, an dem man ihn ausführt. Ich will Euch deswegen, obwohl Ihr Alle sehr hübsche Sachen gesagt habt, noch eine erzählen, die Euch um desto besser gefallen wird, je mehr Diejenige, welche man meisterlich anführte, selbst eine größere Meisterin in der Kunst zu betrügen war, als alle Diejenigen, von welchen Ihr bisher erzählt habt.

Es war vor Zeiten der Gebrauch in allen Seehäfen und vermuthlich wird es auch noch jetzt so gehalten, daß die Kaufleute, welche mit Waaren ankommen, ihre Güter beim Ausladen in eine Niederlage bringen, welche der Staat oder der Landesherr unterhält, und welche man an einigen Orten das Kaufhaus oder Zollhaus zu nennen pflegt. Hier überliefern sie den dazu bestellten Aufsehern ein Verzeichniß ihrer Waaren mit dem beigefügten Werthe, worauf man einem Jeden ein Waarenlager einräumt, in welchem er seine Güter unter seinem Schlüssel bewahrt. Die Zollbedienten tragen dann die Waaren auf den Namen des Kaufmanns in das Zollbuch ein und lassen sich von ihm den Zoll für das Ganze oder für denjenigen Theil, den er wieder wegnimmt, bezahlen. In diesem Zollbuche sehen die Mäkler oft nach, was für Waare am Markte vorräthig ist und welchen Kaufleuten sie

gehört, und handeln mit ihnen, wie sich die Gelegenheit trifft, über Preise, Tausch, Kauf und Verkauf, und was sonst dazu gehört. Dies war auch unter andern zu Palermo in Sicilien gebräuchlich, woselbst es zugleich viele hübsche Weiber giebt, deren Ehrbarkeit nur im äußerlichen Scheine besteht. Wer sie nicht kennt, der hält sie für Weiber von Stande und von guter Erziehung; sie gehen aber darauf aus, die Leute nicht nur zu scheren, sondern ihnen das Fell über die Ohren zu ziehen, und sobald sie einen fremden Kaufmann gewahr werden, sehen sie nach in den Zollregistern, was er hat und wie viel er vermag, und dann suchen sie durch Schmeicheleien und glatte Worte die Menschen an sich zu locken und zur Liebe zu reizen, und Manchem haben sie schon einen großen Theil seiner Waare und nicht selten Alles aus den Händen gespielt; ja Einige haben nicht nur Gut und Schiff, sondern Mark und Bein dabei zugesetzt und auf diese Weise Haar und Bart unter dem Schermesser dieser behenden weiblichen Bartscherer sitzen lassen.

So traf es sich auch einst vor nicht gar langer Zeit, daß einer von unsern jüngern Florentinern, Namens Nicolo da Cigniano (den man aber gewöhnlich Salabaetto zu nennen pflegte), mit einer Partie Wollenwaaren dahin gesandt ward, die ihm von dem Jahrmarkte zu Salerno nachgeblieben waren und die wohl an fünfhundert Goldgülden werth sein mochten. Nachdem er seine Waare am Zoll angegeben hatte, übereilte er sich eben nicht, sie zu Gelde zu machen, sondern er schlenderte zu seinem Vergnügen fleißig in der Stadt umher. Da er weiß und roth, hübsch von Gesicht und wohlgewachsen war, so richtete eine von jenen Bartputzerinnen, die sich Madonna Jancofiore nennen ließ, ihr Augenmerk auf ihn, nachdem sie seinetwegen Erkundigung eingezogen hatte. Wie er es merkte und sie für ein vornehmes Frauenzimmer hielt, glaubte er, sie hätte sich in seine schöne Gestalt verliebt, und meinte, seine Liebschaft mit ihr recht vorsichtig einzuleiten; daher er, ohne Jemand etwas davon zu sagen, anfing, sich oft vor ihrem Hause sehen zu lassen. Sobald sie dieses gewahr ward und ihn eine Zeit lang durch ihre Blicke aufgemuntert, und sich gestellt hatte, als ob sie aus Liebe zu ihm verschmachtete, schickte sie auf eine geheimnißvolle Weise eine Magd an ihn ab, die in dem Kupplerhandwerk eine erfahrene Meisterin war. Diese sagte nach einer langen Vorrede fast mit thränendem Augen zu ihm, er hätte durch seine Schönheit und Liebenswürdigkeit ihre Gebieterin dergestalt bezaubert, daß sie weder Tag noch Nacht Ruhe hätte und daß sie nichts so sehnlich wünschte, als daß es ihm gefallen möchte, ihr eine

geheime Zusammenkunft mit ihm in einer Badstube zu gewähren. Sie zog zugleich einen Ring hervor, den sie ihm in ihrem Namen überreichte.

Salabaetto war der vergnügteste Mensch von der Welt, wie er dieses hörte; er nahm den Ring, drückte ihn an seine Augen, küßte ihn und steckte ihn an seinen Finger, und gab der Unterhändlerin zur Antwort, wenn Madonna Jancofiore ihm gut wäre, so bliebe er ihr ebenfalls nichts schuldig, indem er sie mehr als sein Leben liebte, und er wäre bereit zu kommen, wohin und zu welcher Stunde sie beföhle. Die Abgesandte brachte ihrer Herrschaft seine Antwort und diese ließ ihn unverzüglich wissen, in welcher Badstube er sie am folgenden Abend nach der Vesperstunde erwarten sollte. Er unterließ nicht, sich um die festgesetzte Zeit, ohne Jemand ein Wort zu sagen, pünktlich einzufinden, und fand auch, daß die Dame die Badstube bestellt hatte. Kaum war er hineingetreten, so kamen zwei Sclavinnen, die Eine mit einem schönen weichen Pfühl auf dem Kopfe, die Andere mit einem großen gefüllten Korbe. Sie legten den Pfühl auf eine Bettstelle in einer Kammer der Badstube, breiteten ein Paar der feinsten mit Seide gestreiften Bettücher darauf und eine Decke darüber von schneeweißem cyprischen Drillich, nebst zwei wunderschön gearbeiteten Ohrkissen. Nicht lange darnach kam auch die Dame mit noch zwei anderen Sclavinnen in die Badstube, wo sie unverzüglich den Salabaetto mit großen Freuden bewillkommte und nach manchem Seufzer, nach manchen zärtlichen Umarmungen und Küssen zu ihm sagte: „Ich wüßte nicht, wer mich zu diesem Schritte hätte bewegen können, außer Dir; Du hast mir das Feuer in alle Adern gejagt, Du loser Toscaner!“ Salabaetto mußte hierauf nebst ihr und zweien von den Sclavinnen nackend in das Bad steigen; sie ließ ihn in demselben von keiner andern Hand bedienen, sondern badete ihn selbst mit wohlriechender Seife und mit balsamischen Kräutern, und ließ sich selbst hernach von den Sclavinnen gleichfalls baden und reiben. Darauf brachten die Mägde zwei feine weiße Tücher, die von Rosenwasser dufteten, wie ein Garten. Die Eine wickelte den Salabaetto und die Andere die Dame in eines dieser Tücher, und sie trugen sie Beide auf ihrem Rücken in das aufgemachte Bett. Nachdem sie hier das Bad verschwitzt hatten, zogen ihnen die Sclavinnen die feuchten Tücher weg und ließen sie auf den andern nackend ruhen. Aus dem Korbe zogen sie köstliche silberne Fläschchen hervor, die mit Rosen-, Pomeranzen-, Jasmin- und andern wohlriechenden Wassern gefüllt waren, womit sie sie besprengten, und sie hernach mit Süßigkeiten und köstlichen

Weinen erfrischten. Salabaetto glaubte im Paradiese zu sein; tausendmal verschlang er mit seinen Blicken seine Gesellschafterin, die in der That sehr schön war, und jede Minute schien ihm hundert Jahre zu währen, bis die Sclavinnen sich entfernten und bis er seine Schöne in seine Arme schließen könnte. Endlich verließen jene das Zimmer, in welchem sie auf Befehl ihrer Frau ein kleines Wachskerzchen brennen ließen; worauf Salabaetto eine volle Stunde in den Armen der Schönen zubrachte und sich höchst glücklich pries, weil er meinte, daß sie vor Liebe zu ihm verginge. Wie sie glaubte, daß es Zeit war aufzustehen, rief sie ihre Sclavinnen wieder herein; sie kleideten sich an, wurden abermal mit Confect und Wein bedient, und wuschen sich Gesicht und Hände mit wohlriechenden Wassern. Wie Salabaetto gehen wollte, sprach die Dame zu ihm: „Wenn es Dir nicht zuwider wäre, so thätest Du mir einen großen Gefallen, diesen Abend mit mir zu essen und die Nacht bei mir zuzubringen."

Salabaetto, der durch ihre Reize und durch ihre künstlichen Schmeicheleien schon ganz für sie eingenommen war und sich fest einbildete, daß sie ihn wie ihre Seele liebte, gab ihr zur Antwort: „Madonna, Alles, was Euch gefällt, ist mir über die Maße lieb; darum bin ich bereit, diesen Abend und zu jeder andern Zeit zu thun, was Euch beliebt und was Ihr mir befehlt."

Die Dame begab sich hierauf nach Hause, wo sie alle ihre Kleider und Geräthe in ihren Zimmern zur Schau stellen und ein herrliches Abendmahl zurichten ließ, und den Salabaetto erwartete. Dieser stellte sich ein, sobald es anfing, dunkel zu werden; er ward mit vielen Freuden und Liebkosungen empfangen und beim Abendessen auf's Beste bewirthet. Wie er hernach mit ihr in die Kammer ging, duftete ihm brennendes Aloeholz entgegen, auf den Vorhängen des reichen Bettes flatterten kleine Liebesgötter, und überall hingen schöne Kleider und Gewänder umher. Je mehr ihm dies Alles in's Auge fiel, um desto höher erhob sich sein Begriff von dem Reichthum und dem vornehmen Stande seiner Geliebten. Er hatte zwar dagegen auch manches zum Nachtheil ihres guten Rufs murmeln hören; allein er konnte sich schlechterdings nicht entschließen, es zu glauben; und wenn er es ja einigermaßen wahrscheinlich finden mochte, daß sie einem Andern einen Streich gespielt hätte, so glaubte er doch um alles in der Welt nicht, daß ihm selbst dergleichen von ihr widerfahren könnte. Er brachte vielmehr die Nacht höchst vergnügt in ihren Armen zu und ward immer mehr und mehr in sie verliebt. Am folgenden Morgen schenkte sie

ihm einen schönen aus Silber gewirkten Gürtel und Börse und sagte: „Liebster Salabaetto, vergiß mich nicht: So wie meine Person Deinem Willen gewidmet ist, so steht Alles, was Du hier siehst und was ich vermag, Dir stets zu Befehl."

Salabaetto umarmte und küßte sie mit inniger Wollust, und verließ sie, um sich nach dem Versammlungsorte der Kaufleute zu begeben. Nachdem er sie in der Folge mehrmals, und immer ohne alle Unkosten besucht hatte, traf es sich, daß er seine Tücher mit gutem Vortheil für baares Geld verkaufte. Dies hörte Madonna Jancofiore den Augenblick (nicht von ihm selbst, sondern von Andern), und wie darauf Salabaetto einst an einem Abend zu ihr kam, fing sie zuerst an, mit ihm zu schwatzen, zu tändeln, ihn zu umarmen und zu küssen, und sich so verliebt zu stellen, als wenn sie ihm vor Zärtlichkeit in den Armen sterben wollte. Ja sie wollte ihm so gar mit Gewalt ein Paar schöne silberne Becher schenken; allein Salabaetto weigerte sich, sie anzunehmen, weil er schon zu verschiedenen Zeiten Geschenke von ihr erhalten hatte, die sich in Allem wohl auf dreißig Goldgulden belaufen mochten, wogegen er sie nie hatte bewegen können, die geringste Kleinigkeit von ihm zum Geschenk anzunehmen. Wie sie ihn nun durch ihre vorgespiegelte Liebe recht in Flammen gesetzt hatte, kam auf ihr Anstiften eine von ihren Sclavinnen herein, um sie abzurufen. Sie ging aus dem Zimmer, blieb eine kleine Weile draußen, kam ganz verweint wieder herein, warf sich mit dem Gesichte auf's Bett, und erhob das jämmerlichste Klaggeschrei, das je ein Weib angestimmt hat. Salabaetto erstaunte; er schloß sie in seine Arme, weinte mit ihr, und sagte: „Ach liebste Seele meines Lebens! was ist Dir so plötzlich zugestoßen? Was ist die Ursache Deines Kummers? Sage mir's doch, meine Beste!"

Nachdem sie sich lange von ihm hatte bitten lassen, sprach sie endlich: „Ach mein liebster Freund! Ich weiß weder was ich sagen, noch was ich anfangen soll. Ich habe diesen Augenblick aus Messina einen Brief von meinem Bruder bekommen, worin er mir schreibt, ich soll ihm, wenn ich auch alle meine Habe verpfänden, oder verkaufen müßte, unfehlbar innerhalb acht Tagen tausend Goldgulden schicken; wo nicht, so wird man ihm den Kopf vor die Füße legen. Ich weiß nicht, wie ich mir helfen soll, um diese Summe so bald zu bekommen. Wenn ich nur vierzehn Tage Zeit hätte, so würde ich wohl Mittel finden, sie hie und da aufzutreiben, wo ich viel mehr, als dies zu fordern habe, oder ich würde auch eins, oder das andere von unsern

Grundstücken verkaufen; da aber dies so geschwind nicht möglich ist, so möchte ich lieber des Todes sein, als daß ich diese unglückliche Nachricht empfangen mußte." Sie beschloß ihre Rede mit Merkmalen der äußersten Bekümmerniß, und hörte nicht auf, zu weinen.

Salabaetto, bei welchem die Glut der Liebe einen großen Theil seiner gesunden Ueberlegung verzehrt hatte, und der ihre Thränen für aufrichtig, und ihre Worte für ungeheuchelte Wahrheit hielt, sagte: „Madonna, mit tausend Goldgulden kann ich Euch nicht helfen, aber wohl mit fünfhundert, wenn Ihr meint, daß Ihr sie mir in vierzehn Tagen wiedergeben könnt; und auch dabei ist es noch ein Glück, daß ich eben gestern mein Tuch verkauft habe, sonst würde ich Euch keinen Groschen leihen können."

„O Himmel (erwiederte sie)! so hast Du wohl gar selbst Mangel an Gelde gelitten? Warum hast Du denn mich nicht darum angesprochen? Wenn ich gleich keine Tausend bei der Hand habe, so fehlt es mir doch nicht an Hundert, oder Zweihundert, um sie Dir zu leihen. Du benimmst mir allen Muth, die Dienstleistung von Dir anzunehmen, wozu Du Dich erbietest."

Salabaetto, der sich durch diese Worte vollends fangen ließ, gab ihr zur Antwort: „Meine Liebe, Du mußt Dich dadurch nicht abhalten lassen; denn wenn ich so in Noth gewesen wäre, wie Du bist, so hätte ich Dich gewiß angesprochen."

„Ach lieber Salabaetto (sprach sie)! Jetzt sehe ich, wie treu und aufrichtig Du mich liebst, da Du mir in dieser Noth ohne mein Bitten aus freiem Willen mit einer so ansehnlichen Summe beistehst. Gewiß, ich war Dir auch ohne dies schon von ganzem Herzen ergeben; doch jetzt bin ich es noch weit mehr, und ich werd' es nimmermehr vergessen, daß ich Dir das Leben meines Bruders zu verdanken habe. Gott weiß indessen, wie ungerne ich diese Summe von Dir annehme, wenn ich bedenke, daß Ihr Kaufleute mit Eurem Gelde Eure Geschäfte im Gange erhalten müßt. Weil mich jedoch die Noth drängt, und weil ich gewiß hoffen darf, Dir Dein Geld bald wiedererstatten zu können, so will ich es doch annehmen, und wenn ich kein anderes Mittel finden kann, mir das Fehlende auch zu verschaffen, so will ich gerne all' mein Bischen Habseligkeit versetzen."

Mit diesen Worten sank sie dem Salabaetto weinend in die Arme. Er bemühte sich, sie zu trösten, und nachdem er die Nacht bei ihr zugebracht hatte, kam er und brachte ihr, zum Beweis wie gern er ihr diente, die fünf-

hundert Gulden ohne weitere Bitten in's Haus. Sie empfing sie mit weinenden Augen und mit lachendem Herzen, und Salabaetto begnügte sich mit ihrem Versprechen, ihm das Geld wieder zu geben.

So bald sie es aber nur in Händen hatte, änderte sie auch ihr Betragen. Sonst stand dem Salabaetto zu jeder Stunde, wenn es ihm beliebte, ihre Thür offen; jetzt aber traten oft Umstände ein, daß er unter siebenmal nicht einmal vorgelassen ward, auch fand er nicht mehr dasselbe freundliche Gesicht und das liebkosende Betragen, womit man ihn sonst empfangen hatte. Die Zahlungsfrist verfloß nicht nur, sondern auch ein Monat und zwei darüber, und wie endlich Salabaetto sein Geld forderte, ward er mit leeren Worten abgespeist. Jetzt fing er an, die Arglist des bösen Weibsbildes zu merken, und seine eigene Thorheit zu erkennen; und da er wußte, daß sie über alles, was er gegen sie klagen könnte, nur lachen würde, indem er weder Handschrift noch Zeugen hatte, und sich überdies schämte, Andern seine Noth zu klagen, weil er war vorher gewarnt worden, und folglich befürchten mußte, für seine Dummheit ausgelacht zu werden, so beweinte er heimlich und mit schwerem Herzen seine Thorheit. Da er nun von seinen Herren schon verschiedene Briefe bekommen hatte, in welchen sie ihm befahlen, ihnen das gelösete Geld zu übermachen, so entschloß er sich, zu entweichen, damit sein Vergehen dort nicht laut würde, und anstatt nach Pisa zu gehen, wie ihm war aufgetragen worden, setzte er sich auf ein Schiffchen, und segelte nach Neapel. Dort befand sich zur selbigen Zeit unser Landsmann Pietro dello Canigiano, als Schatzmeister der Kaiserin zu Constantinopel, ein sehr verständiger und kluger Mann, und ein sehr großer Freund des Salabaetto und der Seinigen. Diesem, als einem sehr zuverlässigen Manne, klagte Salabaetto nach einigen Tagen seine Noth, erzählte ihm was er gethan hätte, und wie übel es ihm gegangen wäre, und bat ihn um Rath und Hilfe, um in Neapel seinen Unterhalt zu finden, weil er ihm versicherte, daß er nie wieder nach Florenz gehen würde.

Dem Canigiano war der Vorfall unangenehm. „Du hast übel gethan (sprach er), und hast Dich nicht rechtschaffen betragen, hast Deinen Herren schlecht gedient, und hast zu viel Geld auf einmal verleckert; allein was ist zu thun? der Schaden ist geschehen, und man muß suchen, ihn wieder gut zu machen." Als ein kluger Mann besann sich auch Canigiano sogleich auf einen Anschlag, den er dem Salabaetto mittheilte. Diesem gefiel der Rath, und er beschloß, die Ausführung zu unternehmen. Mit dem

Gelde, das er noch übrig hatte, und mit einer kleinen Summe, die ihm Canigiano vorstreckte, ließ er einige Ballen und Kisten packen, und schaffte sich etwa zwanzig leere Oelfässer an, die er füllen und verspünden ließ, und Alles an Bord eines Schiffes, und ging wieder damit nach Palermo, wo er den Zöllnern sein Register von dem Inhalte und Werth seiner Waaren gab, sie im Kaufhause niederlegte, und nachdem er Alles auf seinen Namen hatte einzeichnen lassen, vorgab, daß er nicht eher Willens wäre, zu verkaufen, bis der Rest seiner Waaren, die er noch erwartete, gleichfalls angekommen wäre.

Jancofiore bekam bald Wind davon, und wie sie vernahm, daß die Waaren, die er mitgebracht hatte, an zweitausend Goldgulden und noch mehr werth sein sollten, außer denjenigen, die er noch erwartete, und die er noch auf mehr, als dreitausend Goldgulden schätzte, so glaubte sie, mit der Wurst nach der Speckseite werfen zu müssen, und nahm sich vor, dem Salabaetto seine fünfhundert Goldgulden wiederzugeben, um einen guten Theil von den fünftausend zu erobern. Sie ließ ihn demnach zu sich einladen, und Salabaetto, der nunmehr an seiner Seite listig geworden war, ging zu ihr.

„Sieh da (sprach sie)! Bist Du auch böse auf mich geworden, daß ich Dir Dein Geld nicht zu rechter Zeit wiedergegeben habe?“

Salabaetto lachte, und antwortete: „Madonna, es war mir freilich ein wenig unangenehm; zumal, da ich mir würde das Herz aus dem Leibe reißen können, um Euch zu dienen. Aber höret nur, wie sehr ich böse auf Euch bin. Meine Liebe zu Euch ist so groß, daß ich fast alles Meinige zu Gelde gemacht habe, so daß ich jetzt über zweitausend Goldgulden an Werth mitbringe, und noch für mehr als dreitausend erwarte, weil ich Willens bin, hier in dieser Stadt ein Gewölbe anzulegen, und mich hier ganz niederzulassen, um beständig bei Euch zu sein, denn ich schätze das Glück, von Euch geliebt zu sein, weit höher, als irgend ein anderer Liebhaber.“

„Glaube mir, Salabaetto (antwortete sie), daß mir Alles Vergnügen macht, was Dir behagt, weil ich Dich mehr, als mein Leben liebe; und es macht mir viele Freude, daß Du wiedergekommen bist, in der Absicht, hier zu bleiben. Ich hoffe mit Dir noch manchen fröhlichen Tag zu verleben; allein ich muß mich doch ein wenig bei Dir deßwegen entschuldigen, daß Du vor Deiner Abreise bisweilen zu mir gekommen bist, und mich nicht hast sprechen können, und wenn Du mich sprachest, daß ich Dich nicht mit so

fröhlichem Gesichte, wie sonst empfing, und daß ich Dir überdies Dein Geld nicht zur bestimmten Zeit wiederbezahlt habe. Du mußt wissen, daß ich damals vielen Verdruß und Kummer auszustehen hatte, und in einer solchen Gemüthsstimmung kann man selbst demjenigen, den man am liebsten hat, nicht immer ein fröhliches Gesicht zeigen, und sich stets so aufmerksam gegen ihn beweisen, wie er es wohl erwartet. Du kannst auch wohl denken, daß es einem Frauenzimmer sehr schwer wird, tausend Goldgulden zusammen zu bringen. Aus dieser Ursache, und aus keiner andern, habe ich Dir damals Dein Geld nicht wiedergeben können; allein ich bekam es gleich nach Deiner Abreise, und wenn ich nur gewußt hätte, wohin ich es schicken könnte, so kannst Du versichert sein, daß ich es Dir nachgesandt hätte. Weil ich das aber nicht wußte, so habe ich Dir's aufgehoben."

Sie ließ sich hierauf den Beutel geben, in welchem sich seine eigenen fünfhundert Goldgulden noch befanden, und überreichte sie ihm mit der Bitte, sie nachzuzählen, ob sie auch richtig wären. Salabaetto war nie froher gewesen. Er zählte das Geld nach, fand es richtig und steckte es zu sich. „Madonna (sprach er), ich bin überzeugt, daß Ihr die Wahrheit sagt. Ihr habt Alles gethan, was hinlänglich ist, und ich versichere Euch deswegen, und wegen meiner großen Liebe zu Euch, daß ich bereit bin, Euch zu jeder Zeit, und mit jeder Summe, die ich in meinem Vermögen habe, zu dienen, und Ihr dürft nur den Versuch machen, wie gut ich im Stande bin, Euch Wort zu halten."

So erneuerte er sein Liebesverständniß mit ihr in Worten; trug aber gegen sie den Schalk im Herzen; und sie überhäufte ihn dagegen mit Bezeugungen ihrer Aufmerksamkeit und Liebe, und that ihm Alles zum Vergnügen. Wie sie ihn nun einst wieder zum Abendessen und Nachtlager bei sich eingeladen hatte, vergalt er ihr Betrug mit Betrug, wie er sich längst vorgenommen hatte. Er kam nämlich ganz niedergeschlagen zu ihr, und stellte sich so betrübt, als ob er in den Tod ginge. Jancofiore umarmte und küßte ihn, und fragte, was ihm fehlte. Nachdem er sich eine lange Zeit hatte bitten lassen, sprach er: „Ich bin verloren; das Schiff, mit welchem ich meine übrigen Waaren erwartete, ist von Seeräubern aus Monaco genommen worden, und muß mit zehntausend Goldgulden ausgelöset werden, wovon tausend auf meinen Antheil kommen, und ich habe keinen Heller Geld in Händen; denn die fünfhundert, die Du mir wiedergegeben hast, schickte ich gleich nach Neapel, um mir Leinwand dafür herschicken zu lassen.

Wenn ich jetzt meine Waaren losschlagen müßte, so gewänne ich bei meinen beiden Unternehmungen nichts, und ich bin hier noch nicht bekannt genug, um Jemand zu finden, der mir Geld darauf borgt. Ich weiß mir also weder zu rathen, noch zu helfen, und wenn ich das Geld nicht ohne Verzug schicke, so wird mein Gut nach Monaco geschleppt, und ich bekomme in meinem Leben nichts davon wieder."

Diese Nachricht gefiel Jancofiore ganz und gar nicht, weil sie fürchtete, ihre Beute zu verlieren. Weil ihr nun sehr daran gelegen war, daß die Ladung nicht zu Monaco aufgebracht würde, so sagte sie: „Gott weiß, dies schmerzt mich sehr um Deinetwillen; allein was hilft es, sich so sehr darüber zu grämen? Wenn ich das Geld hätte, so ist der Himmel mein Zeuge, daß ich es Dir gern den Augenblick gäbe; allein ich habe es nicht. Ich kenne zwar Jemand, der mir auch neulich die fehlenden fünfhundert geborgt hat; allein er fordert schrecklich hohen Wucher, und hat mir nicht unter dreißig vom Hundert leihen wollen. Wenn Du von ihm borgen wolltest, so würdest Du ihm ein sicheres Unterpfand geben müssen. Ich für mein Theil will gerne für Dich alle diese Sachen verpfänden, und mich selbst dazu, so weit er dies für ein Unterpfand will gelten lassen; allein wie willst Du ihm das Uebrige versichern?"

Salabaetto merkte wohl, wohin ihre Dienstfertigkeit abzielte, und daß sie ihm ihr eigenes Geld leihen wollte; und dies war ihm eben sehr lieb. Er dankte ihr vorläufig, und setzte hinzu, daß er sich in seiner dringenden Noth den unbilligen Wucher wohl müßte gefallen lassen. Uebrigens erbot er sich, alle seine Waaren im Kaufhause zum Pfande zu setzen, und sie demjenigen, der ihm das Geld liehe, als Sicherheit verschreiben zu lassen, jedoch mit der Bedingung, daß er mittlerweile den Schlüssel behielte, theils um seine Waaren den Käufern zeigen zu können, theils auch, damit sie ihm nicht vertauscht oder verfälscht würden.

Sie antwortete, sein Vorschlag wäre gut, und das Pfand hinlänglich; und des andern Morgens schickte sie zu einem vertrauten Mäkler, mit welchem sie die nöthigen Maßregeln nahm, und ihm die tausend Goldgulden gab. Dieser überbrachte sie dem Salabaetto, dessen Waarenlager er sich dagegen im Zollbuche verschreiben ließ, und nachdem sie Beide darüber die nöthige Verschreibung und Gegenverschreibung mit einander ausgewechselt hatten, ging ein Jeder nach seinen andern Geschäften. Salabaetto ging, so bald er konnte, mit seinen fünfzehnhundert Goldgulden an Bord eines

Schiffes, und segelte nach Neapel zu seinem Freunde Pietro dell Canigiano, schickte seinen Herren in Florenz, die ihm ihre Tücher anvertrauet hatten, richtige Rechnung und Bezahlung, befriedigte seinen Freund Pietro, und jeden Andern, dem er schuldig war, und ergötzte sich mit Canigiano über den Streich, den er der Sicilianerin gespielt hatte. Hierauf ging er nach Florenz zurück, und gab die Handelsgeschäfte gänzlich auf.

Wie Salabaetto in Palermo vermißt ward, verwunderte sich die Jancofiore, und fing an, Argwohn zu schöpfen. Nachdem sie fast zwei Monate vergeblich auf ihn gewartet hatte, trug sie endlich dem Mäkler auf, sein Waarenlager erbrechen zu lassen. Wie man zuerst die Oelfässer untersuchte, fand man, daß sie mit Wasser angefüllt waren, und daß nur etwa ein Ankerchen Oel die Oberfläche in jedem Fasse bis an das Spundloch bedeckte. Wie die Ballen und Kisten geöffnet wurden, fand sich's, daß nur zwei davon mit Tüchern, und die Uebrigen mit Werg vollgepackt waren; kurz, das Ganze enthielt an Geldeswerth höchstens nicht über zweihundert Goldgulden. Die betrogene Jancofiore hatte jetzt völlige Muße, die zurückgegebenen fünfhundert, und noch mehr die geliehenen Tausend zu bedauern, und zeitlebens an das Sprüchwort zu denken,

Um den Toscaner zu hintergeben,
muß man des Morgens früh aufstehn.

Mit einem Worte, sie fand zu ihrem Schaden und Schande, daß zwei harte Steine selten reines Mehl mahlen."

Dioneo endigte seine Erzählung und Lauretta fand, daß auch die Zeit ihrer Regierung damit zu Ende ging. Sie lobte den klugen Anschlag des Pietro Canigiano, der so gut ausgefallen war, und die Verschlagenheit des Salabaetto, der ihn nicht minder klüglich ausführte. Sie nahm darauf den Lorbeerkranz von ihrem Haupte, indem sie ihn Emilia mit diesen verbindlichen Worten aufsetzte: „Meine Liebe, ich weiß nicht, wie nachsichtig Du uns beherrschen wirst; doch Das weiß ich gewiß, daß wir an Dir eine liebreizvolle Königin haben werden."

Emilia erröthete, nicht sowohl über die Würde, welche ihr angetragen, als über das Lob, welches ihr so öffentlich wegen einer Eigenschaft ertheilt ward, nach welcher die Frauenzimmer am meisten streben, und ihre zarte Wange überzog sich mit der Farbe, womit am frühen Morgen die aufblühende

Rose prangt. Einige Augenblicke schlug sie züchtig die Augen nieder, bis ihre Röthe verging; und nachdem sie hierauf mit dem Schaffner das Nöthige zum Dienst der Gesellschaft verabredet hatte, redete sie ihre Gespielinnen mit diesen Worten an: „Liebenswürdige Mädchen, wir sehen täglich vor unsern Augen, daß man die müden Stiere, nachdem sie eine Zeitlang die Last des Tages getragen haben, aus ihrem Joche spannt, und sie nach ihrem Gefallen los und ledig im Schatten weiden läßt. Wir sehen ferner, daß die mannigfaltigen Pflanzen und Blumen des Gartens nicht nur völlig so schön, sondern noch weit lieblicher anzuschauen sind, als das einförmige Grün der belaubten Eichen des Waldes. Da wir nun schon einige Tage nacheinander in unsern Erzählungen uns an gewisse Gesetze gebunden haben, so däucht mich, daß es uns nicht nur wohlthätig, sondern auch nöthig sein wird, ein wenig Freiheit zu genießen, um durch die Erholung gestärkt, uns desto leichter wieder unter das Joch schmiegen zu können. Deswegen will ich Euch morgen in Eurem anmuthigen Vortrage nicht den geringsten Zwang auflegen, sondern es Allen und Jeden freistellen, von Demjenigen zu reden, was ihnen am besten gefällt; weil ich versichert bin, daß die Abwechselung der verschiedenen Sachen, welche wir hören werden, uns ebenso angenehm sein wird, als wenn wir uns auf einen einzigen Gegenstand einschränkten. Wenn wir auf diese Weise neue Kräfte gesammelt haben, so können wir uns hernach um desto leichter von Demjenigen, der mir in der Regierung folgen wird, wieder ein strengeres Gesetz auflegen lassen."

Nach dieser Anrede entließ die Königin ihre Gesellschaft bis zum Abendessen. Ein Jeder lobte den verständigen Sinn ihrer Rede, und man stand auf und entfernte sich, um sich auf mancherlei Weise zu vergnügen. Die Mädchen flochten Kränze und scherzten mit einander. Die Jünglinge sangen und spielten, und vertrieben sich damit die Zeit bis zum Abendessen, welches zur gesetzten Stunde neben dem schönen Brunnen mit Fröhlichkeit gehalten ward. Nach der Mahlzeit ward wie gewöhnlich getanzt und gesungen. Zum Beschluß befahl die Königin, nach der Weise ihrer Vorgänger, dem Pamfilo, ein Lied zu singen, obwohl schon mehrere Lieder freiwillig waren angestimmt worden, und Pamfilo begann:

Die Wonne, das Vergnügen,
das Du gewährest, ist so groß, o Liebe!
daß ich mit Lust in deinem Feuer glühe.

Das Uebermaß der Freude, das im Herzen,
vor tiefgefühlter Wollust,
womit Du mich erfüllest,
emporwallt, überströmt die engen Grenzen,
und zeigt im heitern Antlitz
mein fröhliches Entzücken;
weil die erhabne Schönheit,
die meine Sinnen und Gedanken fesselt,
in sanftes Labsal meine Gluth verwandelt.

Ich kann das Glück in Liedern nicht besingen,
kann's nicht mit Farben schildern,
das ich durch Dich empfinde;
ja, könnt' ich es, so müßt' ichs doch verschweigen,
weil es (wenn man's erführe)
vielleicht zur Qual mir würde.
Doch fühl' ich mich so glücklich,
daß ich die Worte nur umsonst erschöpfte,
eh' ich den kleinsten Theil davon beschriebe.

Wer glaubt es wohl, daß jemals meine Arme
den Gegenstand erreichten,
den sie so oft umschlangen;
daß meine Wange das Gesicht berührte,
das mir, zu meiner Wonne,
vergönnt ward zu berühren?
Nein, Niemand würd' es glauben,
wie sehr ich glücklich bin, und heißer brenne,
indem ich das, was mich beglückt, nicht nenne.

So endigte sich Pamfilo's Lied, in welches zwar Jedermann vollkommen einstimmte; allein es war auch Niemand, der sich nicht mehr Mühe nahm, als ihm oblag, ein jedes Wort in demselben aufmerksam zu erwägen, um Dasjenige zu errathen, was er laut des Inhalts seines Liedes verschweigen mußte. Und obwohl ein Jeder auf etwas Anderes rieth, so traf doch Keiner den wahren Sinn. Wie die Königin fand, daß das Lied zu Ende war, und daß die jungen Herren und Damen sich nach der Ruhe sehnten, empfahl sie ihnen Allen, sich nach ihren Kammern zu begeben.

Neunter Tag.

An welchem unter Emilia's Regierung ein Jeder die Freiheit hat, zu erzählen, was ihm am besten gefällt.

Das Licht, vor dessen Glanze die Schatten der Nacht entfliehen, hatte schon zum achten Mal den Lazur des Luftkreises in Himmelblau verwandelt, und die Blümchen der Wiesen hoben ihre Häupter empor, wie Emilia aufstand, und ihre Gespielinnen und die Jünglinge wecken ließ. Sie kamen und folgten mit langsamen Schritten ihrer Königin in ein Wäldchen, welches nicht weit von dem Palaste entfernt war. Hier standen die Hirsche, die Rehe und das andere Wild, welches wegen der verheerenden Pest in furchtloser Sicherheit vor den Jägern lebte, und ohne Scheu, fast wie zahm, ihre Annäherung erwartete; und sie vergnügten sich eine Zeit lang damit, bald dieses, bald jenes Thier aufzujagen und ihm nachzuhüpfen. Wie die Sonne höher stieg, entschlossen sie sich Alle, zurück zu kehren. Sie hatten sich bekränzt mit Eichenlaub, und trugen in den Händen große Sträußer von wohlriechenden Kräutern und Blumen, und wer ihnen begegnete, der konnte nicht anders von ihnen denken, als daß ihnen der Tod entweder nichts anhaben könnte, oder daß sie ihm fröhlich entgegen gingen. So wanderten sie Schritt vor Schritt, unter Gesang, Gesprächen und Scherzen, nach dem Palaste zurück, wo sie Alles zu ihrem Empfange angeordnet und ihre Diener in fröhlicher Bereitschaft fanden. Man ruhte ein wenig aus, und setzte sich nicht eher zu Tische, bis man ein halbes Dutzend Lieder, das eine noch lustiger, als das andere, abgesungen hatte. Hiernächst ward Wasser zum Händewaschen gegeben, und auf Befehl der Königin rief der Schaffner die Gesellschaft zur Tafel, wo sie sich, nachdem aufgetragen war, mit Fröhlichkeit sättigten. Wie sie sich von der Tafel erhoben, ward eine Weile getanzt und gesungen, worauf Diejenigen, denen es beliebte, sich zur Ruhe begaben. Zur gehörigen Stunde stellte sich ein Jeder an dem gewöhnlichen Orte zum

Erzählen wieder ein, und die Königin winkte Filomena, den Anfang mit der bestimmten Unterhaltung des Tages zu machen.

Erste Erzählung.

Madonna Francesca hat zwei Liebhaber, den Rinuccio und Alessandro, die ihr aber beide nicht gefallen. Sie befiehlt dem einen, sich als todt in ein Grab zu legen, und dem andern, ihr den Leichnam ins Haus zu bringen, und schafft sich damit alle beide vom Halse, weil keiner ihren Befehl ausführen kann.

Filomena lächelte und begann: „Madonna, weil Ihr es befehlt, so bin ich gerne bereit, auf dem geräumigen Tummelplatze, welchen Eure Herrlichkeit uns heute zu unsern Unterhaltungen vergönnen will, den ersten Speer zu brechen, und wenn Dieses mir gut gelingt, so zweifle ich nicht, daß Diejenigen, die mir nachfolgen, es ebenfalls gut und noch besser machen werden. Wir haben zwar, meine liebenswürdigen Freundinnen, schon oft in unsern Gesprächen gezeigt, wie groß und mannigfaltig die Macht der Liebe sei, allein ich glaube dennoch, daß wir lange nicht Alles erschöpft haben, und auch nicht erschöpfen würden, wenn wir auch ein Jahr lang über nichts Anders sprächen. Daß sie nicht nur die Verliebten in mancherlei Versuchung führt, sich das Leben zu nehmen, sondern daß sie auch im Stande ist, sie zu bewegen, sich als todt bei lebendigem Leibe in die Behausung der Todten zu begeben, davon will ich Euch ein Beispiel erzählen, an welchem Ihr nicht nur die Macht der Liebe erkennen könnt, sondern auch die List, womit ein schlaues Weibchen sich ein paar Leute vom Halse zu schaffen wußte, die sie mit ihren Liebesanträgen belästigten.

In der Stadt Pistoia war ehemals eine sehr schöne junge Witwe, in welche sich zwei junge Florentiner verliebten, die sich daselbst aufhielten, weil sie aus Florenz verbannt waren, von welchen der Eine Rinuccio Palermini hieß, und der Andere Alessandro Chiarmontesi. Keiner wußte etwas von der Liebe des Andern; ein Jeder von ihnen gab sich aber alle ersinnliche Mühe, sich um die Gegenliebe der Dame zu bewerben. Nachdem diese liebenswürdige Frau, die sich Madonna Francesca Lazzari nannte, eine geraume Zeit von diesen Beiden mit Botschaften und Bitten war bestürmt worden, denen sie aus Unbedachtsamkeit bisweilen ihr Ohr geliehen hatte, und nunmehr, da es die Klugheit erforderte, sich nicht wieder

von ihnen los zu machen wußte, kam sie auf den Einfall, sie sich dadurch vom Halse zu schaffen, daß sie von Jedem einen Dienst begehrte, welchen ihrer Meinung nach, wenn er gleich ausführbar war, keiner von Beiden auf sich nehmen, und folglich Beide ihr einen schicklichen Vorwand leihen würden, ihre Botschaften abzuweisen. Ihr Anschlag war dieser: Es war nämlich an demselben Tage in Pistoia ein Mensch begraben worden, welcher trotz dem Adel seiner Vorfahren, für den schlechtesten Menschen, nicht nur in Pistoia, sondern in der ganzen Welt, gehalten ward, und überdies war er, wie er noch lebte, so ungestalt und verwachsen, daß man sich auf den ersten Anblick vor ihm fürchten mußte. Man hatte ihn auf dem Kirchhofe der Minoriten begraben, und dieser Umstand schien der Dame ihren Plan noch mehr zu begünstigen. Sie sprach demnach zu ihrer Magd: „Du weißt, wie unangenehm und verdrießlich es mir ist, mit den Botschaften dieser beiden Florentiner, Rinuccio und Alessandro täglich behelligt zu werden. Ich bin nun einmal nicht Willens, mich ihnen geneigt zu beweisen, und um sie mir vom Halse zu schaffen, habe ich mir vorgenommen, ihre großen Diensterbietungen auf eine Probe zu stellen, die sie gewiß nicht bestehen werden; und so werde ich mit guter Art dieses Ueberdrusses los. Du weißt nämlich, daß diesen Morgen Scannadio auf dem Kirchhofe der Minoriten ist begraben worden, und daß ihn nicht nur im Tode, sondern auch bei seiner Lebenszeit kein Mensch ohne Abscheu ansehen konnte. Geh demnach in der Stille zuerst zu Alessandro, und sage ihm: „Madonna Francesca läßt Euch wissen, daß Ihr jetzt eine Gelegenheit habt, Euch um ihre Liebe verdient zu machen, um die Ihr Euch so lange beworben habt, und zu ihr ins Haus zu kommen. Einer von ihren Verwandten ist Willens, aus Ursachen, die Ihr schon erfahren sollt, ihr in dieser Nacht den Leichnam des Scannadio, den man heute früh begraben hat, ins Haus zu bringen und da sie noch im Tode sich vor ihm fürchtet, so wünscht sie zu vermeiden, ihn in ihr Haus zu bekommen. Sie läßt Euch also bitten, ihr die große Gefälligkeit zu erweisen, diese Nacht, wenn Alles schläft, nach dem Grabe des Scannadio zu gehen, Euch in sein Leichentuch zu hüllen, und an seiner Stelle so lange liegen zu bleiben, bis man Euch abholt, und ohne einen Laut von Euch zu geben, Euch nach ihrem Hause tragen zu lassen, wo sie Euch empfangen wird, und wo Ihr bei ihr bleiben könnt, so lange Ihr wollt; denn sie wird für alles Uebrige schon sorgen.“ Wenn er Dir antwortet, daß er es thun will, so laß es gut sein; wenn er sich aber weigert, so sage ihm,

er soll mir nicht wieder vor die Augen kommen, und soll sich hüten, wofern ihm sein Leben lieb ist, mich nicht wieder mit seinen Botschaften zu belästigen. Hernach gehe hin zum Rinuccio Palermini und sage ihm: „Madonna Francesca will Euch in Allem zu Willen sein, wenn Ihr ihr einen wichtigen Dienst leisten wollt. Ihr müßt nämlich diese Nacht nach dem Grabe des Scannadio gehen, und seinen Leichnam, ohne ein Wort zu sagen (Ihr mögt hören oder sehen, was Ihr wollt) heimlich herausnehmen und ihn zu ihr ins Haus tragen. Warum sie dieses von Euch verlangt, das werdet Ihr hernach wohl sehen. Wenn Euch dies aber nicht gefällt, so verbietet sie Euch, ihr jemals wieder Briefe oder Botschaften zu schicken."

Die Magd ging zu ihnen Beiden und sagte ihnen Alles, was ihr aufgetragen war. Beide gaben ihr zur Antwort, sie wären auf ihren Wink bereit, nicht nur in ein Grab, sondern in die Hölle hinabzusteigen. Die Magd brachte ihrer Frau diese Antwort, und sie ließ es darauf ankommen, ob sie Narren genug wären, ihr Wort zu halten.

Wie die Nacht herankam und fast Jedermann schon schlief, ging Alessandro Chiarmontesi im bloßen Wamms aus seinem Hause, um in dem Sarge des Scannadio dessen Platz einzunehmen. Unterweges kamen ihm allerhand ängstliche Gedanken in den Sinn. Er dachte bei sich selbst: Welch ein Thor bin ich? Wohin gehe ich? Wie weiß ichs, ob die Verwandten der Francesca nicht vielleicht meine Liebe bemerkt haben, und weil sie sich die Sache anders denken, als sie ist, Dieses so anstellen, um mich in dem Grabe umzubringen? Wenn Das wäre, so hätte ich den Schaden davon, und kein Mensch in der Welt würde deswegen einen Verdacht auf sie werfen. Oder wie kann ich wissen, ob Francesca nicht vielleicht einen meiner Feinde liebt, und mich ihm zu Gefallen auf diese Weise aus dem Wege räumen will? Oder gesetzt, es wäre nichts an diesem Allen, und ihre Verwandten sollten mich wirklich zu ihr ins Haus tragen, so kann ich mir nicht einbilden, daß Diese den Leichnam des Scannadio haben wollen, um ihn zu umarmen, oder ihn ihr in die Arme zu geben, sondern um ihn zu mißhandeln, weil er ihnen vielleicht etwas zuwider gethan hat. Sie läßt mir sagen, ich soll, ohne ein Wort zu sprechen, Alles mit mir machen lassen. Wenn man mir nun ein Auge ausstäche, oder die Zähne ausbräche, oder die Hände abhackte, oder mir sonst übel mitspielte, wie sollte es dann mit mir werden? Wie könnte ich dazu stillschweigen? Und wenn ich spräche, so würden sie mich erkennen, und würden mir entweder Uebels thun, oder

wenn Das auch nicht geschehe, so hätte ich verlorene Mühe gehabt, denn sie würden mich nicht zu ihr lassen, und dann würde sie sagen, ich hätte nicht gethan, was mir befohlen wäre, und würde mir nie gefällig sein. Indem er dies bei sich überlegte, war er schon wieder im Begriff, umzukehren; allein die mächtige Liebe trieb ihn durch andere und kräftigere Beweggründe wieder vorwärts und brachte ihn hin zu dem Grabe. Er öffnete es, stieg hinein, zog den Scannadio aus, und legte sich an seine Stelle in den Sarg, den er über sich wieder zudeckte. Indem er hier lag, fiel ihm ein, was für ein Mensch Scannadio gewesen war, und allerlei nächtliche Geschichten, die er sonst gehört hatte, und die nicht nur in Gräbern, sondern auch an andern Orten vorgefallen waren; sodaß ihm alle Haare zu Berge standen, indem er jeden Augenblick glaubte, Scannadio würde aufstehen und ihm den Hals umdrehen. Doch die Liebe half ihm, diese und andere Schreckengedanken zu überwinden, und er lag still, wie eine Leiche, und erwartete sein Schicksal.

Rinuccio begab sich um Mitternacht auf den Weg, um zu thun, was ihm seine Gebieterin hatte auftragen lassen, und dachte sich gleichfalls unterwegs allerlei Dinge, die ihm vielleicht begegnen könnten; er konnte nämlich mit dem Leichnam des Scannadio auf den Schultern von der Schaarwache angehalten, und als ein Hexenmeister zum Scheiterhaufen verdammt werden, oder wenn man auch nur erführe, was er gethan hätte, so konnte es ihm den Unwillen seiner Verwandten zuziehen. Diese und andere dergleichen Gedanken schreckten ihn ab; dagegen dachte er wieder: soll ich denn das erste Begehren dieser Frau abschlagen, die ich so sehr geliebt habe und liebe, zumal da ich mir ihre Gunst dadurch erwerben kann? Nimmermehr, und wenn ich auch gewiß sterben müßte, soll mich etwas abhalten, zu thun, was ich ihr versprochen habe. Damit wanderte er zu dem Grabe, welches er ohne Mühe öffnete. Alessandro lag still, so sehr ihm auch bange ward, wie er den Sarg öffnen hörte. Rinuccio stieg hinein, glaubte den Leichnam des Scannadio vor sich zu finden, und zog den Alessandro bei den Beinen aus dem Grabe, nahm ihn auf die Achsel, und machte sich auf mit ihm, ohne ihn weiter anzusehen, um ihn nach dem Hause seiner Dame zu tragen. Weil es dunkel war, und Rinuccio seinen Weg nicht deutlich sehen konnte, so bekam Alessandro unterweges manchen Kopf- und Rippenstoß an den Ecken und Bänken, an welche er rechts und links anstieß. Schon war Rinuccio bis nahe vor der Thür der Dame gekommen, welche mit ihrer Magd

im Fenster lag, und sich schon auf ein Mittel gefaßt gemacht hatte, sie alle Beide fortzuschicken, wie die Schaarwächter, welche in der Straße einem Spitzbuben auflauerten, den Rinuccio gehen hörten, worauf sie geschwind eine Blendlaterne öffneten, ihre Lanzen und Schilder ergriffen, und „Wer da!“ riefen. Rinuccio, der die Wächter erkannte, hatte nicht lange Zeit, sich zu besinnen, sondern ließ den Alessandro fallen und lief davon, so schnell er konnte. Alessandro raffte sich ebenfalls auf und eilte von dannen, so schnell es ihm sein langes Leichenkleid verstattete.

Die Dame hatte bei dem Lichte der Schaarwache den Rinuccio mit dem Allessandro auf dem Rücken sehr wohl erkannt und auch bemerkt, daß Alessandro in die Grabtücher des Scannadio gehüllt war; sie verwunderte sich über die Kühnheit der Beiden; allein sie mußte nicht weniger lachen, wie sie sahe, daß Alessandro hingeworfen ward, und daß er so eilig davon lief. Sie freute sich sehr über diesen Vorfall und dankte dem Himmel, daß er sie von den beiden Ueberlästigen befreit hatte; sie trat vom Fenster zurück und ging in ihre Kammer, wo sie ihrer Magd gestand, daß die Beiden sie ohne Zweifel sehr eifrig lieben müßten, weil sie, dem Anschein nach, Alles so pünktlich erfüllt hätten, was von ihnen verlangt worden wäre. Rinuccio ärgerte sich und fluchte über sein Unglück, ging aber nicht zu Hause, sondern wartete, bis die Schaarwache sich aus der Straße entfernt hatte, worauf er wiederkam und im Finstern an der Stelle herumtappte, wo er den Alessandro abgeworfen hatte, um ihn aufzusuchen und mit ihm sein Werk zu vollenden. Wie er ihn aber nirgends finden konnte, glaubte er, die Wächter hätten ihn weggeschleppt, und ging unmuthig zu Hause.

Alessandro, der nicht wußte, wer ihn weggetragen hatte, ärgerte sich nicht minder; allein es blieb ihm nichts übrig, als ebenfalls nach Hause zu gehen.

Wie man des Morgens das Grab des Scannadio offen und ihn nicht darin fand (denn Allessandro hatte ihn unter den Sarg gekollert), ward in ganz Pistoia davon gesprochen, und es fehlte nicht an Einfältigen welche meinten, daß ihn der Teufel geholt hätte.

Inzwischen unterließen die beiden Liebhaber nicht, der Dame zu melden, was sie gethan hatten, und entschuldigten sich mit demjenigen, was ihnen zugestoßen war und was sie gehindert hatte, ihre Befehle vollkommen zu erfüllen; wobei ein Jeder von ihnen zugleich auf's Neue um ihre Gunst und

Liebe hat. Allein sie stellte sich, als ob sie ihnen nicht glaubte und fertigte sie Beide auf immer mit der bestimmten Antwort ab, daß sie inskünftige Nichts für sie thun würde, weil sie Dasjenige nicht ausgeführt hätten, was von ihnen wäre verlangt worden."

Zweite Erzählung.

Eine Aebtissin steht im Finstern eilends auf, um eine ihrer Nonnen mit ihrem Liebhaber zu ertappen. Da sie selbst eben einen Priester bei sich hat, so wirft sie aus Versehen, statt ihre Kappe, seine Beinkleider über den Kopf. Wie die verklagte Nonne dieses gewahr wird, und die Aebtissin aufmerksam darauf macht, rettet sie sich dadurch von der Strafe, und darf ihren Liebhaber ungestört bei sich behalten.

Schon hatte Filomena geschwiegen und Alle lobten die Klugheit der Dame, womit sie sich Diejenigen vom Halse schaffte, die sie nicht liebte; hingegen ward das tollkühne Unternehmen ihrer Liebhaber mehr ihrer Thorheit, als ihrer Liebe zugeschrieben. Die Königin blickte hierauf Elisa liebreich an und sprach: „Elisa, folge Du nach." Diese begann unverzüglich:

„Liebste Mädchen! Madonna Francesca wußte, wie wir gehört haben, sich klüglich ihrer Langeweile zu überheben; aber nicht weniger geschickt wußte ein gewisses junges Nönnchen mit Hilfe des Glücks sich durch ein wohlangebrachtes Wort von einer drohenden Gefahr zu befreien. Ihr wißt wohl, daß es manche Leute giebt, welche selbst unweise genug sind und sich doch zu Lehrern und Zuchtmeistern anderer Leute aufwerfen; wiewohl ihr Schicksal sie dafür bisweilen nach Verdienst in Schande bringt. Dies widerfuhr auch der Aebtissin, unter deren Aufsicht die junge Nonne stand, von welcher ich Euch erzählen will.

Wisset demnach, daß in der Lombardei ein wegen seiner frommen und gottesfürchtigen Bewohnerinnen sehr berühmtes Kloster liegt, in welchem unter mehreren Nonnen sich auch ein junges Mädchen von edler Abkunft und von bewundernswürdiger Schönheit befand, Namens Lisabetta, die sich bei einem Besuche, den sie einst von einem ihrer Verwandten am Gitter empfing, in einen schönen Jüngling verliebte, welcher mit ihm gekommen war. Den Jüngling reizte ihre Schönheit nicht weniger, und da ihre Blicke ihm ihre Wünsche verriethen, so ward er ebenfalls in sie verliebt. Eine Zeit lang mußten sie zu ihrem großen Schmerz ihre Flamme fruchtlos nähren; doch da sie beiderseits weder Fleiß noch Eifer sparten, so gelang es endlich

dem Jünglinge, sich einen geheimen Zugang zu seinem Nönnchen zu verschaffen und sie hernach mehrmals zu ihrem beiderseitigen Vergnügen zu besuchen. Indem sie diesen Umgang fortsetzten, traf es sich jedoch einmal, daß eine andere Nonne den Jüngling in der Nacht gewahr ward, wie er Lisabetta eben verließ, und weder er noch sie argwöhnten, daß sie bemerkt wurden. Sie sagte es noch einigen andern Nonnen und diese waren zuerst Willens, sie sogleich bei ihrer Aebtissin, Madonna Usimbalda, die von Allen und Jeden, welche sie kannten, für eine sehr gute, fromme Frau gehalten ward, anzugeben. Hernach aber meinten sie, es wäre besser, sie von der Aebtissin selbst mit ihrem Liebhaber ertappen zu lassen, damit sie es nicht auf's Leugnen legen könnte. Sie schwiegen demnach, und wachten und lauerten wechselsweise heimlich, um sie zu überraschen. Da Lisabetta sich nichts Arges versah und von nichts wußte, so ließ sie eines Abends ihren Liebhaber wieder zu sich kommen, welches alsobald von Denjenigen, welche die Wache hatten, bemerkt ward. Diese vertheilten sich, sobald es tief genug in der Nacht war, in zwei Parteien, von welchen die eine den Ausgang aus Lisabetta's Zelle bewachte, und die andere eilte nach dem Zimmer der Aebtissin. Sie klopften so lange an ihre Thüre, bis sie antwortete, und sagten: „Madonna, steht geschwind auf, wir finden, daß Lisabetta einen jungen Menschen bei sich in ihrer Zelle hat."

Die Aebtissin hatte diese Nacht eben einen Priester bei sich, welchen sie bisweilen in einem Kasten zu sich tragen ließ. Wie sie das Klopfen hörte, und befürchtete, daß die Nonnen vor lauter Eifer die Thüre aufsprengen möchten, wenn sie nicht eilte, sprang sie geschwind aus dem Bette, kleidete sich im Finstern an, so gut sie konnte, und indem sie glaubte, ihre Kappe aufzusetzen, ergriff sie aus Versehen die Hosen des Priesters, stülpte sie eilends über ihren Kopf, ging hinaus und schloß ihre Zelle hinter sich zu, und sagte: „Wo ist diese vermaledeite Sünderin?" Die Andern, die auf nichts erpicht waren, als Lisabetta auf der That zu ertappen, gaben nicht Achtung auf den Kopfputz ihrer Aebtissin, die mit ihnen nach Lisabetta's Zelle eilte; die Thüre ward aufgesprengt, und wie sie hinein kamen, fanden sie das verliebte Paar in zärtlicher Umarmung. Diese erstaunten so sehr über den unvermutheten Ueberfall, daß sie vor Schrecken wie versteinert waren. Die Nonnen bemächtigten sich augenblicklich des Mädchens und führten sie auf Befehl der Aebtissin vor das Kapitel. Der Jüngling blieb indessen zurück, kleidete sich an und erwartete den Ausgang der Sache ent-

schlossen, Denjenigen übel mitzuspielen, die sich an seiner Geliebten vergreifen würden, und diese alsdann mit Gewalt zu entführen. Wie die Aebtissin in dem Kapitel den Vorsitz unter allen ihren Nonnen eingenommen hatte und die Blicke aller Nonnen gänzlich auf die Angeklagte geheftet waren, fing sie an, diese mit den schrecklichsten Vorwürfen zu überhäufen, daß sie die Heiligkeit, die Ehrbarkeit und den guten Ruf des Klosters durch ihre ungeziemende und schändliche Aufführung befleckt hätte, und sie begleitete ihre Vorwürfe zugleich mit den fürchterlichsten Drohungen.

Das arme, erschrockene und beschämte Nönnchen, welches sich schuldig fühlte, dachte an keine Antwort, sondern suchte nur durch ihr geduldiges Stillschweigen die andern Nonnen zum Mitleiden zu bewegen. Darüber ward die Aebtissin noch immer lauter, so daß die Beklagte endlich die Augen aufschlug und den Kopfputz der Aebtissin gewahr ward, und die Kniebänder an den Hosen, die ihr an beiden Seiten auf die Achseln hinunter hingen. Wie sie sahe, was es war, gewann sie auf einmal ein Herz und sagte: „Madonna, um Gottes willen, knüpft doch nur erst Euer Kopfzeug fest, und sagt mir hernach was Ihr wollt.“

Die Aebtissin, die nicht wußte, was ihre Rede sagen wollte, fuhr sie an: „Was schwatzest Du von Kopfzeug, lasterhaftes Geschöpf? Hast Du noch die Unverschämtheit, zu spotten? Oder meinst Du Dich so aufgeführt zu haben, daß Du noch scherzen darfst?“

Das Nönnchen antwortete ihr noch einmal: „Madonna, ich bitte Euch, knüpft die Bänder an Eurem Kopfzeuge fest, ehe Ihr mir etwas Weiteres sagt.“

Jetzt richteten Einige von den Nonnen ihre Blicke auf die Aebtissin, und sie selbst fühlte mit ihren Händen und begriff nunmehr die Meinung der Worte, die Lisabetta gesprochen hatte. Weil sie sich getroffen fühlte und fand, das ihr keine Ausflüchte gegen Dasjenige helfen konnten, was alle Nonnen gesehen hatten, veränderte sie ihre Sprache, zog gelindere Saiten auf und gestand am Ende, daß es eine schwere Sache wäre, dem Stachel des Fleisches zu widerstehen. Sie erlaubte demnach einer Jeden, sich im Stillen ihren Zeitvertreib zu verschaffen, wenn sie könnten, welches auch bis auf diesen Tag geschehen war. Sie entließ das Nönnchen, begab sich mit ihrem Priester wieder zu Bette, und Lisabetta verfügte sich gleichfalls wieder zu ihrem Liebhaber, welcher sie trotz Denen, die sie darum beneideten, noch oft besuchte. Die Andern, die keine Liebhaber hatten, suchten insgeheim, so gut sie konnten, ihren Bedürfnissen abzuhelfen.

Dritte Erzählung.

Doctor Simon muß auf Bruno's und Buffalmacco's Anstiften dem Calandrino einbilden, daß er schwanger ist. Sie lassen sich von ihm Kapaune und Geld geben, um ihm Arzenei zu verschaffen, worauf er ohne nieder zu kommen wieder gesund wird.

Wie Elisa ihre Erzählung geendigt und die jungen Mädchen dem Himmel für die Befreiung der jungen Nonne aus den Krallen ihrer Mitschwestern gedankt hatten, befahl die Königin dem Filostrato, fortzufahren, welcher auch ohne einen zweiten Befehl zu erwarten, begann:

„Meine schönen Damen, der ungeschliffene Richter, von dem ich Euch gestern sagte, verhinderte mich, Euch eine andere Geschichte vom Calandrino, die ich im Sinn hatte, zu erzählen. Da nun Alles, was ihn betrifft, nicht fehlen kann, Spaß zu verschaffen, so will ich Euch Dasjenige, was mir gestern von ihm einfiel, jetzt sagen, obwohl seiner und seiner Gesellschafter schon oft ist erwähnt worden. Ihr wißt bereits aus Demjenigen, was Ihr gehört habt, wer Calandrino und seine Gesellen waren, von welchen ich Euch erzählen will; darum brauche ich Euch jetzt nichts weiter davon zu sagen, als daß dem Calandrino eine Base starb, die ihm ein Paar hundert Gulden an Scheidemünze hinterließ. Calandrino ließ sich verlauten, daß er ein Gut dafür kaufen wollte, und er handelte deswegen mit so vielen Mäklern in Florenz, als wenn er zehntausend Goldgülden hätte anzulegen gehabt; wiewohl der Handel sich immer wieder zerschlug, sobald von dem Preise des Gutes die Rede war.

Bruno und Buffalmacco, die davon gehört hatten, sagten ihm zwar oft, er thäte besser, sich für das Geld etwas zu gute zu thun, als auf Ländereien zu handeln, als wenn er Seifenkugeln kaufen wollte; allein sie konnten ihn nicht einmal dahin bringen, daß er ihnen ein einziges Mal zu essen gegeben hätte Indem sie nun einst darüber murrten, und noch einer von ihren Mitgesellen, der Maler Nello, dazu kam, fingen sie an, alle Drei mit einander zu rathschlagen, wie sie sich auf Kosten des Calandrino einmal den Bauch füllen könnten. Sie wurden auch bald über einen Anschlag einig, dessen Ausführung sie auf den folgenden Morgen mit einander verabredeten, und wie Calandrino des Morgens kaum aus seinem Hause gegangen war, kam ihm Nello entgegen und sagte: „Guten Tag, Calandrino."

„Gott gebe Dir dergleichen (antwortete Calandrino) und ein gutes Jahr dazu!"

Nello stand ein wenig still und sah ihm steif in's Gesicht, bis ihn Calandrino fragte: „Was betrachtest Du?"

„Hast Du diese Nacht nichts empfunden (fragte Nello)? Du bist ja ganz verändert."

Calandrino war gleich erschrocken und sagte: „Ach Himmel! was meinst Du denn, das mir fehlen sollte?"

„Ei, ich meine eben nichts Besonderes damit (sprach Nello). Du scheinst mir nur ganz verändert; doch das mag wohl eine andere Ursache haben."

Calandrino ging betroffen weiter, obwohl er nicht fühlte, daß ihm das Geringste fehlte. Aber bald darauf begegnete ihm Buffalmacco, der nur gelauert hatte, bis Nello ihn verließe, und fragte ihn, indem er ihn grüßte, ob er Nichts fühlte.

„Ich wüßte nichts (sprach Calandrino); allein eben jetzt sagte mir auch Nello, daß er mich ganz verändert fände. Sollte mir wohl wirklich etwas fehlen?"

„Ja wohl fehlt Dir was, und keine Kleinigkeit (sprach Buffalmacco). Du siehst aus, wie halb todt."

Jetzt glaubte Calandrino schon wenigstens ein Fieber am Halse zu haben; und siehe da, Bruno kam auch, und sein erstes Wort war: „Calandrino, was machst Du für Gesichter? Du siehst ja aus, wie eine Leiche; was fehlt Dir?"

Wie Calandrino sie Alle so reden hörte, glaubte er ganz gewiß, daß er krank wäre, und fragte ängstlich, was er anfangen sollte.

„Mich däucht (sprach Bruno), Du solltest wieder nach Hause gehen und Dich zu Bette legen, und schicke Dein Wasser zum Doctor Simon, der unser guter Freund ist, wie Du wohl weißt. Er wird Dir bald sagen, was Du thun mußt. Wir wollen mit Dir gehen, und wenn etwas nöthig ist, so wollen wir Anstalt dazu machen."

Nello kam auch wieder zu ihnen, und sie begleiteten sämmtlich den Calandrino nach Hause. Er trat ganz athemlos in seine Kammer, und sprach zu seiner Frau: „Komm, und decke mich warm zu, ich befinde mich gar nicht wohl."

So bald man ihn zu Bette gebracht hatte, schickte er sein Wasser durch

ein kleines Mädchen zum Doctor Simon, der damals seine Apotheke am alten Markte im Zeichen der Melone hatte. Bruno sprach indessen zu seinen Cameraden: „Bleibt Ihr jetzt bei ihm; ich will hingehen, und hören was der Doctor sagt, und will ihn, wenn es nöthig ist, mit herbringen."

„Ach ja, Brüderchen (sprach Calandrino)! geh' hin, und bringe mir Nachricht, wie es mit mir ist. Ich weiß nicht, was es ist, das ich im Leibe fühle."

Bruno ging hin, und kam zu dem Doctor, ehe das Mädchen ihm das Wasserglas brachte, und gab ihm die nöthigen Winke. Wie demnach das Mädchen kam, und der Doctor das Wasser besah, sprach er zu ihr: „Geh' und sage dem Calandrino, er soll sich recht warm halten; ich werde gleich zu ihm kommen, und ihm sagen was ihm fehlt, und was er brauchen muß."

Das Mädchen ging mit der Antwort zurück, und nicht lange darnach kam auch der Doctor mit Bruno. Der Doctor setzte sich neben ihn, fühlte ihm den Puls, und sagte zu ihm nach einer kleinen Pause in Gegenwart seiner Frau: „Höre Calandrino, ich muß Dir als Dein Freund sagen, Dir fehlt weder mehr, noch weniger, als daß Du schwanger bist."

„Ach Du lieber Himmel, Tessa (rief Calandrino mit kläglicher Stimme)! daran bist Du schuld. Hab' ich Dir nicht längst gesagt, es würde nimmer gut gehen, daß Du stets oben liegen willst?"

Die Frau, ein gutes ehrbares Weibchen, ward vor Scham bis über die Ohren roth, wie sie ihren Mann so reden hörte. Sie schlug die Augen nieder, und ging ohne ein Wort zu reden aus dem Zimmer. Calandrino fuhr indessen fort, zu klagen, und sagte: „Was soll ich machen, ich armer unglücklicher Mann. Wie soll ich das Kind zur Welt bringen? Die thörichte Grille meiner Frau wird mir noch das Leben kosten. Daß sie der Himmel züchtige! Wenn ich nur nicht so krank wäre, wie ich bin, so könnt' ich aufspringen, und ihr so viele Rippenstöße geben, daß sie keinen gesunden Fleck am Leibe behielte; und doch muß ich mich selbst schämen, denn ich hätt' es ihr nie erlauben sollen, mich unter zu kriegen. Aber wenn ich nur wieder gesund werde, so will ich ihr künftig die Lust wohl vertreiben."

Bruno, Buffalmacco und Nello wollten vor Lachen über sein Geschwätz bersten; doch hielten sie sich; aber Doctor Simon lachte aus vollem Halse. Endlich bat Calandrino den Doctor um Rath und Hilfe, und der Doctor sagte: „Sei nur nicht bange, Calandrino; denn wir sind glücklicherweise das Ding noch früh genug gewahr geworden, um Dich

in kurzer Zeit von dem Uebel befreien zu können. Du wirst aber müssen ein wenig den Beutel ziehen."

„Ach ja, gerne (sprach Calandrino)! Helft mir nur um des Himmelswillen! Ich habe hier ein Paarhundert Gulden, wofür ich mir ein Gütchen kaufen wollte. Nehmt sie alle hin, wenn's nöthig ist, damit ich nur nicht niederkommen muß; denn ich wüßte nicht, wie ich es anfangen sollte. Man hört ja, welchen Zeter die Weiber anheben, wenn es damit losgeht, und sie haben doch ganz andere Mittel und Wege, sich ihrer Bürde zu entledigen. Ich aber glaube, ich müßte vor Schmerzen den Geist aufgeben, eh' ich damit zu Stande käme."

„Mache Dir keine Sorgen (sprach der Doctor). Ich will Dir einen Trank abziehen lassen, der Dir sehr gut und angenehm schmecken soll, und Dir in drei Tagen alles dermaßen auflöst, daß Du wieder so gesund wirst, wie ein Fisch. Aber sieh zu, sei künftig klüger, und begehe nicht wieder solche Thorheiten. Zu dem Getränk brauchen wir drei Paar recht gute fette Kapaune, und zu allerhand anderen Kleinigkeiten, die noch dazu erforderlich sind, gib Einem von diesen fünf Gulden an kleiner Münze mit, daß er sie einkauft, und mir Alles in meine Apotheke liefert; so will ich Dir morgen früh den Trank schicken, wovon Du jedesmal einen guten Becher voll nehmen mußt."

„Ich verlasse mich auf Euch, Doctor," sprach Calandrino; gab dem Bruno die fünf Gulden und das Geld zu den Kapaunen, und bat ihn, er möchte sich ihm zu Liebe die Mühe nicht verdrießen lassen. Der Doctor nahm Abschied, ließ ein wenig Graupenwasser kochen, und schickte es ihm. Bruno kaufte die Kapaune und was dazu gehörte, und machte sich mit dem Arzt und den Uebrigen einen fröhlichen Tag. Calandrino trank drei Tage nach einander Gerstenwasser, und am vierten Tage kam der Arzt nebst seinen Freunden zu ihm, und sagte: „Calandrino, Du bist nun völlig genesen, und kannst von nun an Deinen Geschäften wieder nachgehen. Calandrino stand fröhlich auf, ging an seine Hantierung, und rühmte allenthalben, wohin er nur kam, und mit Leuten redete, die treffliche Kunst, welche Doctor Simon an ihm bewiesen, und ihm in dreien Tagen ohne alle Schmerzen seine Schwangerschaft vertrieben hätte. Bruno, Buffalmacco und Nello freueten sich unterdessen, daß sie ihn mit seiner Knauserei ein wenig zum Besten gehabt hatten. Frau Tessa aber, die den Streich merkte, schmollte mit ihrem Mann noch lange darüber."

Vierte Erzählung.

Cecco Fortarrigo verspielt zu Buonconvento alles, was er hat und das Geld des Cecco Angiolieri dazu. Diesem läuft er im Hemde nach, gibt vor, er sei von ihm bestohlen worden, und läßt ihn durch die Bauern anhalten, zieht seine Kleider an, und reitet mit seinem Gaule davon, und läßt ihn im bloßen Hemde stehen.

Die ganze Gesellschaft hatte mit lautem Gelächter angehört, was Calandrino von seiner Frau gesagt hatte. Wie Filostrato schwieg, begann Neifila auf Befehl der Königin folgendermaßen:

„Treffliche Jungfrauen, wenn es den Männern nicht weit schwerer würde, andern Leuten ihren Witz und ihre guten Eigenschaften, als ihre Thorheiten und Laster zu zeigen, so würde mancher sich vergeblich bemühen, seiner Zunge Zaum und Gebiß anzulegen. Dies habt Ihr genugsam an der Narrheit des Calandrino gesehen, welcher nicht nöthig gehabt hätte, von dem Uebel zu genesen, welches er sich hatte einbilden lassen, die heimlichen Tändeleien seiner Frau öffentlich bekannt zu machen. Mir ist bei dieser Gelegenheit ein Streich von ganz verschiedener Art eingefallen, wie nämlich einmal ein Schalk einen gescheidten Mann überlistete, und ihm großen Schaden und Spott brachte; und davon will ich Euch erzählen.

Vor einigen Jahren waren einmal in Siena ein Paar Leute, die schon ihre männlichen Jahre erreicht hatten, und beide den Namen Cecco führten, doch hieß der eine Cecco Angiolieri und der andere Cecco Fortarrigo. Sie waren in ihrer Aufführung und in ihren Gesinnungen sehr verschieden; doch stimmten sie in einer einzigen Sache so sehr mit einander überein, daß sie darüber Freunde und tägliche Gesellschafter wurden; sie lebten nämlich Beide in schlechtem Vernehmen mit ihren Vätern. Angiolieri, ein schöner und wohlerzogener junger Mann, konnte in Siena mit dem Gehalte, welches ihm sein Vater ausgesetzt hatte, nie auskommen; wie er demnach hörte, daß der Pabst einen Cardinal, der sein besonderer Gönner war, nach der Mark von Ancona gesandt hatte, so entschloß er sich, zu diesem zu gehen, in der Hoffnung, seine Umstände bei ihm zu verbessern. Er äußerte sich darüber gegen seinen Vater, und erhielt auch von ihm, daß er ihm auf einmal so viel Geld vorstreckte, als er ihm sonst in sechs Monaten zu geben pflegte, um sich mit Kleidern und mit einem Pferde zu versehen, und mit Anstand reisen zu können. Wie er sich nun nach einem Menschen umsah, den er zu seiner Aufwartung mitnehmen könnte, hörte Fortarrigo

davon, welcher den Augenblick zu ihm kam, ihn sehr inständig bat, ihn mitzunehmen, und sich erbot, Reitknecht, Kammerdiener, und alles in allem bei ihm zu sein, und keinen andern Lohn, als freie Kost dafür verlangte. Angiolieri antwortete, er könnte ihn nicht gebrauchen; denn obgleich er wüßte, daß er zu allen Diensten sehr wohl fähig wäre, so kennte er doch seinen Hang zum Spiele, und gelegentlich auch zur Völlerei. Fortarrigo versprach hingegen, sich vor beiden Lastern ganz gewiß zu hüten; er betheuerte dieses mit so vielen Schwüren, und unterstützte sein Versprechen mit so vielen Bitten, daß Angiolieri sich überreden ließ, und ihn in seine Dienste nahm.

Sie begaben sich demnach an einem Morgen auf den Weg, und kamen bis nach Buonconvento, wo sie Mittag hielten. Weil die Hitze sehr groß war, so ließ Angiolieri sich nach dem Mittagessen in der Herberge ein Bett bereiten, legte sich nieder, und befahl dem Fortarrigo, ihn um vier Uhr nach Mittag wieder zu wecken. So bald er eingeschlafen war, ging Fortarrigo in ein Weinhaus, fing an zu trinken, und setzte sich mit einigen Andern zum Spiel. Diese gewannen ihm bald das Wenige ab, was er bei sich hatte, und wie er auch die Kleider vom Leibe dazu verspielt hatte, und begierig war, seinen Verlust wieder einzuhohlen, lief er im Hemde nach der Herberge, und weil er fand, daß Angiolieri noch fest schlief, so nahm er ihm alles Geld weg, was er bei sich hatte, lief wieder davon, und verspielte es, wie das vorige. Unterdessen erwachte Angiolieri, kleidete sich an, und fragte nach Fortarrigo. Weil er nirgends zu finden war, dachte Angiolieri, er wäre vermuthlich irgendwo betrunkenerweise eingeschlafen, wie er oft zu thun pflegte. Er entschloß sich also, ihn zurück zu lassen, ließ seinen Gaul satteln und sein Felleisen aufschnallen, und nahm sich vor, in Corsignano sich nach einem andern Diener umzusehen. Wie er bei der Abreise den Wirth bezahlen wollte, vermißte er seine Börse, worüber ein großer Lärm entstand, und das ganze Haus in Bewegung gerieth; weil Angiolieri behauptete, er wäre von den Leuten im Hause beraubt worden, und drohte, jeden bis auf den letzten Mann gefangen nach Siena führen zu lassen.

Indem kam Fortarrigo im Hemde wieder, in der Absicht, auch die Kleider des Angiolieri abzuholen, wie er es mit dem Gelde gemacht hatte. Wie er sahe, daß Angiolieri im Begriffe war, wegzureiten, sprach er: „Was soll das bedeuten, Angiolieri? Wollen wir jetzt schon fort? Warte

doch noch ein wenig; es wird gleich Jemand kommen, der mein Wamms für achtunddreißig Soldi zum Pfande hat. Wenn er aber gleich Geld bekömmt, so bin ich versichert, daß er es uns für fünf und dreißig wieder heraus gibt."

Wie er noch sprach, kam ein Dritter dazu, durch welchen sich Angiolieri bald überzeugte, daß Fortarrigo derjenige war, der ihm sein Geld gestohlen hatte; denn er sahe die verlorene Summe noch in seinen Händen. Angiolieri ward darüber äußerst entrüstet, er fuhr ihn mit heftigen Worten an, und würde ihn eben so heftig mit der That gemißhandelt haben, wenn er sich nicht mehr vor Menschen, als vor Gott gefürchtet hätte, und er drohte, indem er zu Pferde stieg, ihn hängen oder in Siena vogelfrei erklären zu lassen.

Fortarrigo that, als ob alles, was Angiolieri sagte, nicht ihn, sondern einen Andern anginge, und sagte: „Ei, Angiolieri, laß doch in Gottes Namen solche Reden unterwegs, die zu nichts helfen, und laß uns zur Sache reden. Wir bekommen es jetzt für fünfunddreißig Soldi wieder, und wenn wir bis morgen warten, so gibt er's nicht für weniger, als für die achtunddreißig, die er mir darauf geliehen hat. Thue mir's zu Gefallen; denn ich habe sie auf sein Anrathen gesetzt. Warum wollen wir die drei Soldi nicht ersparen?"

Angiolieri wollte über sein Geschwätz rasend werden, zumal, da die Umstehenden ihn nicht aus den Augen ließen, und nicht zu glauben schienen, daß Fortarrigo ihm sein Geld verspielt hätte, sondern daß er noch Geld von diesem in Händen haben müßte. „Was scher' ich mich um Dein Wamms? (sprach er zu ihm). Ich wollte Du hingst am Galgen. Du hast mich nicht nur bestohlen, und mir das Meinige verspielt, sondern Du hinderst mich auch noch an meiner Abreise, und treibst obendrein Deinen Spott mit mir."

Fortarrigo hielt aber immer tapfer Stich, als wenn ihn das alles nichts anginge, und fragte: „Warum willst Du mir die drei Soldi nicht ersparen? Meinst Du, daß ich sie Dir nicht wieder einbringen kann? Schlage mir's nicht ab, wenn Du mich lieb hast. Wozu willst Du so sehr eilen? Wir kommen heute Abend noch früh genug nach Torrenieri. Komm, zieh nur den Beutel, glaube mir, ich könnte in ganz Siena nach einem Wamms suchen, das mir so gut stände, wie dieses. Das wäre schön, wenn ich es diesem für acht und dreißig Soldi lassen müßte, da es noch seine vierzig werth ist. Du würdest mir also doppelten Schaden thun."

Angiolieri, der vor Verdruß bersten wollte, daß Jener ihn erst be-

stohlen hatte, und ihn jetzt noch mit Geschwätz aufhielt, gab sich nicht weiter mit ihm ab, sondern wandte sein Pferd um, und machte sich auf den Weg nach Torrenieri. Fortarrigo besann sich schnell auf einen arglistigen Bubenstreich, und lief ihm im Hemde nach. Wie er ihn wohl ein Paar Meilen verfolgt, und ihm beständig wegen des Wammses in den Ohren gelegen hatte, so daß endlich Angiolieri, um des Gewäsches los zu werden, seinem Gaule die Sporen gab, ward Fortarrigo in einer kleinen Entfernung von ihnen einige Landleute auf dem Felde gewahr, denen er sogleich aus vollem Halse zuschrie: „Haltet ihn, haltet ihn!" Die Leute kamen mit ihren Schaufeln und Hacken, verliefen dem Angiolieri den Weg, in der Meinung, daß er Denjenigen, der ihm nacheilte, beraubt hätte, und fielen ihm in den Zügel. Umsonst sagte er ihnen, wer er wäre, und wie sich die Sache verhielte; denn Fortarrigo rief mit grimmiger Geberde: „Ich weiß nicht was mich abhält, Dich umzubringen, Du Spitzbube, daß Du mir so mit dem Meinigen davon reitest. Seht einmal (sprach er zu den Landleuten), in welchem Aufzuge er mich im Wirthshause zurückgelassen, nachdem er das Seinige Alles vorher verspielt hat. Ich kann Gott und Euch danken, daß ich ihn wieder eingeholt habe, und ich danke Euch sehr für Euren Beistand."

Angiolieri sprach ebenso von ihm; allein er predigte tauben Ohren Kurz, Fortarrigo zog ihn mit Hilfe der Bauern vom Pferde, zog ihm die Kleider aus, und legte sie an, schwang sich auf seinen Gaul, ließ ihn im Hemde und barfuß stehen, ritt zurück nach Siena, und gab allenthalben vor, er hätte dem Angiolieri den Gaul und die Kleider abgewonnen.

Angiolieri, welcher geglaubt hatte, reichlich ausgestattet zu dem Cardinal in die Mark zu ziehen, kam im bloßen Hemde nach Buonconvento zurück, und schämte sich, sogleich wieder nach Siena zu gehen; sondern er borgte einige Kleider, und trabte auf dem Miethklepper, den Fortarrigo geritten hatte, nach Corsignano zu einem seiner Verwandten, bei dem er sich so lange aufhielt, bis ihm sein Vater neue Unterstützung schickte.

So verdarb die Buberei des Fortarrigo dem Angiolieri seinen vernünftigen Plan; wofür dieser jedoch zu seiner Zeit Gelegenheit fand, ihn büßen zu lassen"

Fünfte Erzählung.

Calandrino verliebt sich in ein Mädchen. Bruno gibt ihm ein Amulet, um sie damit zu berühren, worauf sie ihm nachfolgt; er wird aber von seiner Frau ertappt, welche darüber großen Lärm und Zank erhebt.

Wie Neifila ihre kurze Erzählung geendigt hatte, ohne daß darüber viel gelacht oder gesprochen ward, forderte Fiammetta die Königin zur Nachfolge auf. Diese war mit Vergnügen bereit und sagte: „Meine artigen Damen, Ihr wißt wohl, man kann von keiner Sache so oft sprechen, daß sie nicht noch immer von Neuem gefiele, wenn Derjenige, welcher davon reden will, nur Zeit und Ort gehörig wählt, wie sie der Sache am besten angemessen sind. Weil wir uns nun hier versammelt befinden, blos um uns Vergnügen und gute Laune zu verschaffen, so glaube ich, daß Alles was dahin abzielt, hier am rechten Orte und zu rechter Zeit angebracht ist, und daß es Euch Vergnügen machen wird, davon zu hören, wenn auch schon tausendmal die Rede davon gewesen wäre. Man hat uns zwar schon mehr als einmal von den Begebenheiten des Calandrino erzählt, weil sie aber alle (wie Filostrato erst vor Kurzem anmerkte) sehr lustig anzuhören sind, so will ich es wagen, Euch noch ein Stückchen von ihm zu erzählen, welches ich sehr leicht anders einkleiden und es unter verändertem Namen vortragen könnte, wenn ich von dem wahren Verlauf der Sache abweichen wollte. Weil aber die Abweichung von der Wahrheit den Zuhörern vieles von ihrem Vergnügen entzieht, so will ich Euch, auf die besagten Gründe gestützt, Alles in seiner wahren Gestalt erzählen.

Niccolo Cornacchini war einer von unsern Mitbürgern und ein reicher Mann, der unter mehreren Besitzungen ein recht schönes Landgut in Camerata hatte, auf welchem er ein hübsches, ansehnliches Meierhaus bauen, und es durch Bruno und Buffalmacco ausmalen ließ, und da sehr viel dabei zu arbeiten war, so nahmen diese den Nello und Calandrino mit zu Hilfe. Weil nun schon ein paar Zimmer daselbst mit Betten und anderem Hausrath versehen waren, über welche eine alte Magd die Aufsicht hatte, so pflegte Filippo, der Sohn des Niccolo, als ein junger unverheirateter Geselle, bisweilen zu seinem Zeitvertreib ein Mädchen mit dahin zu nehmen, einen Tag oder zwei mit ihr daselbst zuzubringen und sie dann wieder gehen zu lassen. So brachte er auch einst ein gewisses Mädchen, Namens Niccolosa dahin, welche ein lüderlicher Kerl, Mangione

genannt, unterhielt, und sie für Lohn vermiethete. Das Mädchen war niedlich von Gestalt, wohl gekleidet und für eine Person von ihrem Gewerbe artig genug in ihren Manieren und Reden. Wie sie nun einmal des Morgens in einem weißen Mieder und Röckchen, mit aufgeflochtenem Haar hinunter an einen Brunnen im Hofe gegangen war, um sich zu waschen, so fügte es sich, daß Calandrino ebenfalls dahin kam, um Wasser zu holen, und sie freundlich grüßte. Sie dankte ihm, und fing an, ihn zu betrachten, nicht weil sie Behagen an ihm fand, sondern weil er ihr ein possierlicher Mensch zu sein schien. Calandrino beschaute sie gleichfalls, und da er sie sehr hübsch fand, so zauderte er, so lange er konnte, und ließ seine Kameraden auf das Wasser warten: doch getraute er sich nicht, das Mädchen anzureden, weil er sie nicht kannte. Da sie merkte, wie emsig er nach ihr gaffte, so warf sie gleichfalls bisweilen einen Blick auf ihn, und ließ einige Seufzerchen fahren, um ihn zu reizen. Darüber ward Calandrino plötzlich verliebt in sie, und wich nicht von der Stelle, bis Filippo sie wieder zu sich in die Kammer rief. Wie Calandrino wieder an seine Arbeit ging, that er nichts als seufzen und hochathmen, welches Bruno (der ihm stets auf den Dienst lauerte, und sich gern eine Kurzweil mit ihm machte) alsobald gewahr ward, und ihn fragte: „Was zum Henker fehlt Dir, Bruder Calandrino? Du thust ja nichts, als seufzen?"

„Bruder (sprach Calandrino), wenn ich Jemand hätte, der mir hülfe, so wär' ich geborgen."

„Wie so?" fragte Bruno.

„Laß Dir nichts merken (antwortete Calandrino). Dort unten ist ein Mädchen, so schön wie eine Fee, die sich dermaßen in mich verliebt hat, daß Du Dein Wunder daran sehen würdest. Ich bin es eben jetzt gewahr worden, wie ich Wasser holte."

„Der Henker! nimm Dich in Acht (sprach Bruno). Wenn sie nur nicht gar die Frau des Filippo ist."

„Das glaub' ich fast (sprach Calandrino); denn er rief sie und sie ging zu ihm in die Kammer. Allein was liegt mir daran? Ich würde mich in solchen Dingen an den Pabst selbst nicht kehren, und noch viel weniger an Filippo. Ich muß Dir gestehen, Bruder, sie gefällt mir besser, als ich Dir's beschreiben kann?"

„Ich will auskundschaften, wer sie ist (sprach Bruno), und wenn sie des Filippo Frau ist, so will ich Dir in zwei Worten zu Deinem Zweck

verhelfen, denn sie spricht oft sehr vertraulich mit mir. Wie machen wir es aber, daß Buffalmacco nichts davon erfährt? Er folgt mir immer, wie mein Schatten, wenn ich mit ihr spreche."

„Um Buffalmacco bekümmere ich mich nicht (sprach Calandrino), aber vor Nello müssen wir uns hüten. Er ist verwandt mit meiner Tessa, und würde uns gewiß den ganzen Kram verderben."

„Du hast Recht" (sprach Bruno). Dieser wußte sehr wohl wer das Mädchen war; denn er hatte gesehen, wie sie gekommen war, und Filippo hatte es ihm auch gesagt. Sobald nun Calandrino sich wieder ein wenig entfernte, um sie zu sehen, erzählte Bruno alles dem Buffalmacco und Nello, und verabredete mit ihnen, was sie vermöge dieser Liebschaft mit ihm vornehmen wollten. Kaum war Calandrino wiedergekommen, so raunte ihm Bruno ins Ohr: „Hast Du sie gesehen?"

„Ach freilich! und sie bringt mich ins Grab," sprach Calandrino.

„Ich will hingehen (versetzte Bruno) und sehen, ob sie Diejenige ist, wofür ich sie halte, und wenn das ist, so laß mich nur weiter machen."

Bruno ging demnach hinunter zu Filippo und dem Mädchen, und erklärte ihnen umständlich, wer Calandrino wäre, und was er ihm entdeckt hätte, und nahm Abrede mit ihnen, was sie sagen, und wie sie sich verhalten sollten, um sich an der Liebelei des Calandrino zu belustigen. Wie er wieder zurückkam, sprach er zu Calandrino: „Sie ist's allerdings, und wir müssen also vorsichtig zu Werke gehen; denn wenn Filippo etwas merkte, so würden alle Wasser des Arno uns nicht wieder weiß waschen. Was soll ich ihr aber in Deinem Namen sagen, wenn es sich trifft, daß ich sie spreche?"

„Wahrhaftig (sprach Calandrino), Du mußt ihr vor allen Dingen sagen, daß ich ihr tausend Maß von Demjenigen gönne, was den Weibern am besten schmeckt; und daß ich ihr Servitör bin, und wenn ich womit dienen könnte ... verstehst Du mich?"

„Ich verstehe (sprach Bruno); laß mich nur machen."

Wie es Feierabend war und sie von der Arbeit gingen, hielten sie sich unten im Hofe, wo sich eben Filippo und die Niccolosa befanden, dem Calandrino zu gefallen ein wenig auf. Calandrino fing an, die Niccolosa zu begaffen, und geberdete sich dabei so kurzweilig, daß ein Blinder seine Absicht hätte merken können. Die Niccolosa an ihrer Seite that Alles, was sie konnte, um seine Flamme noch mehr anzufachen, und da

Bruno ihr von Allem Nachricht gegeben hatte, so machte ihr das Betragen des Calandrino den größten Spaß von der Welt. Filippo stellte sich indessen, als ob er nichts von allem merkte, indem er sich mit den beiden Andern unterredete. Endlich gingen sie weg, so ungerne Calandrino sich auch entfernte. Auf dem Wege zur Stadt sprach Bruno zu Calandrino: „Ich kann Dir versichern, daß sie für Dich schmelzt, wie das Eis an der Sonne. Beim Himmel! wenn Du einmal Deine Hummel mitnähmst und sängest ihr dabei ein paar verliebte Lieder vor, so würde sie aus dem Fenster in Deine Arme springen."

„Meinst Du Bruder (fragte Calandrino)? soll ich sie mitbringen?"

„Allerdings!" sprach Bruno.

„Du wolltest mir heute nicht glauben, was ich Dir sagte (sprach Calandrino). Wahrhaftig, Bruder, ich sehe wohl, daß ich besser, als ein Anderer verstehe, zu meinem Zweck zu kommen. Wer hätte wohl so schnell, wie ich, ein solches Weibchen, wie dieses, verliebt machen können? Da hätten Dir die Stutzerchen erst lange zappeln müssen, die den ganzen Tag auf und ab trippeln, und doch in tausend Jahren keinen Hund aus dem Ofen locken können. Nun sollst Du mich einmal ein Bischen mit der Hummel in der Hand sehen; Du sollst Deine Freude daran haben. Glaube mir sicherlich, ich bin nicht so alt, wie ich Dir scheine; das hat sie wohl gemerkt, und wo nicht, so soll sie's wohl gewahr werden, wenn ich sie unter die Hände kriege. Beim Himmel, ich will ihr ein Spiel zeigen, daß sie mir nachlaufen soll, wie das Kind nach dem Butterbrot!"

„Das denk' ich selbst (sprach Bruno). Du wirst sie recht besanrüsseln. Mich däucht, ich sehe Dich schon Dein halbes Dutzend Zähne wie Fallgattern nach ihrem rothen Mäulchen und nach ihren Wängelchen fletschen, und sie nach Herzenslust herum zausen."

Calandrino glaubte bereits im Geiste Alles zu thun, was Bruno sagte, und fing an zu singen und zu springen, als wenn er nicht in seiner Haut zu bleiben wüßte. Des andern Tages brachte er seine Hummel mit, und sang verschiedene Lieder dazu. Kurz, da er das Mädchen oft vor Augen hatte, so ward er so in sie vernarrt, daß er keine Arbeit mehr anrührte, sondern den Tag über wohl tausendmal, bald ans Fenster, bald an die Thüre, bald in Hof hinunter lief, um sie zu sehen; wozu sie ihm auf Bruno's Anstiften immer die beste Gelegenheit zu geben wußte. Wenn sie abwesend war (welches die meiste Zeit zu geschehen pflegte), so bestellte

Bruno seine Aufträge an sie, und brachte ihm bisweilen Briefe von ihr, in welchen sie ihm große Hoffnung machte, seine Wünsche zu erfüllen, und zugleich vorgab, sie befände sich zu Hause bei ihrem Verwandten, wo sie ihn nicht bei sich aufnehmen könnte.

So machten sich Bruno und Buffalmacco, indem sie stets die Hand im Spiele hatten, manchen Spaß auf Kosten des Calandrino, und ließen sich von ihm bald einen elfenbeinernen Kamm, bald einen Beutel, bald ein Messerchen und andere dergleichen Sächelchen geben, als wenn seine Geliebte sie haben sollte. Dagegen brachten sie ihm dann und wann einen unächten Ring von keinem Werthe, worüber er sich denn wie ein Kind freuete. Ueberdies gab er ihnen manches schöne Frühstück, und erzeigte ihnen manche andere Gefälligkeit, damit sie sich seiner Angelegenheit eifrig annähmen. Nachdem sie ihn auf diese Weise wohl ein paar Monate hingehalten hatten, ohne die Sache weiter zu fördern, fing Calandrino an, seinen Freund Bruno fleißig anzutreiben und aufzufordern, weil er sahe, daß die Arbeit bald zu Ende ging, und daß alle seine Hoffnungen zu Wasser würden, wenn er seine Liebe nicht vor dem Ende derselben gekrönt sähe. Wie demnach einmal das Mädchen wiederkam, und Bruno mit Filippo Alles verabredet hatte, was nöthig war, sprach er zu Calandrino: „Höre Brüderchen, das Frauenzimmer hat mir nun wohl schon tausendmal versprochen, Dir zu Willen zu sein, und hernach ist nichts daraus geworden. Es kömmt mir vor, daß sie uns bei der Nase führt, was sie also nicht von selbst thut, um ihr Versprechen zu erfüllen, dazu wollen wir sie zwingen, sie mag Lust haben oder nicht, wenn Du es zufrieden bist."

„Ei freilich (sprach Calandrino). Um des Himmels willen mache nur Eile damit."

„Hättest Du wohl den Muth (sprach Bruno); sie mit einem Zauberzettel zu berühren, wenn ich Dir einen gäbe?"

„Warum nicht?" sprach Calandrino.

„Gut (versetzte Bruno)! So verschaffe mir nur ein Stückchen Pergament, eine lebendige Fledermaus, drei Körnchen Weihrauch, und ein geweihtes Wachskerzchen, und laß mich für das Uebrige sorgen."

Calandrino brachte mit seinen Gesellen den ganzen Abend zu, um eine Fledermaus zu haschen, und wie er sie gefangen hatte, brachte er sie nebst den andern Sachen dem Bruno. Dieser ging in eine Kammer, kritzelte ein paar Schnörkel und Zeichen auf das Pergament und gab es

ihm. „Wisse Calandrino (sprach er), wenn Du sie mit diesem Zettel anrührest, so wird sie Dir den Augenblick nachlaufen, und wird Alles thun, was Du haben willst. Wenn also Filippo heute ausgeht, so suche ihr auf irgend eine Art nahe zu kommen, und berühre sie, und laufe dann in die Strohscheune hierneben, wo der bequemste Ort ist, weil Niemand dahin kömmt; Du wirst sehen, daß sie Dir sogleich nachkommen wird, und wenn Du sie dort hast, so weißt Du selbst was Du thun mußt."

Calandrino war der glücklichste Mensch von der Welt; er nahm das Pergament und sagte: „Laß mich nur machen, Bruder."

Nello, vor welchem sich Calandrino so sorgfältig in Acht nahm, hatte seine Lust an dem Spiele, so gut wie die Andern, und trug das Seinige bei, um ihn äffen zu helfen. Er ging also auf Bruno's Anstiften nach Florenz zu der Frau des Calandrino und sagte: „Tessa, Du weißt, wie Dich Calandrino damals so unschuldigerweise prügelte, wie er mit den Steinen aus dem Mugnone kam. Ich meine, Du sollst Dich jetzt dafür an ihm rächen, und wenn Du es nicht thust, so nenne mich nie wieder Deinen Verwandten und Freund. Er hat sich dermaßen in ein Weibsbild dort draußen vernarrt, und sie ist gleichfalls solch ein lüderliches Mensch, daß sie sich oft mit einander einschließen, und noch vor wenigen Minuten haben sie Abrede genommen, daß sie alsobald wieder zusammen kommen wollen. Du sollst deswegen mit mir gehen, um sie auf der That zu ertappen, und ihn nach Verdienst zu züchtigen."

Frau Tessa, die das Ding nicht spaßhaft fand, sprang auf wie eine Furie und rief aus: „Ach Du Spitzbube! machst Du mir solche Streiche? Beim Kreuze Christi! das soll Dir nicht so gelingen, ohne daß ich Dirs bezahle." Damit nahm sie ihr Mäntelchen um, und ihre Magd mit sich, und ging mit schnellen Schritten mit Nello hinaus.

Wie Bruno sie von ferne gewahr ward, sprach er zu Filippo: „Da kömmt unser Freund schon." Filippo ging deswegen hin zu Calandrino und den andern Arbeitern und sagte: „Meister, ich muß jetzt in die Stadt gehen; arbeitet hübsch fleißig." Damit entfernte er sich und verbarg sich an einem Orte, wo er ungesehen Alles beobachten konnte, was Calandrino thun würde.

Sobald Calandrino glaubte, daß Filippo schon eine gute Strecke entfernt wäre, ging er in den Hof hinunter, wo er die Niccolosa ganz allein fand. Er sprach einige Worte mit ihr, und da sie um Alles wußte, so

kam sie ihm näher und sprach etwas vertraulicher mit ihm, als gewöhnlich. Calandrino berührte sie also mit seinem Amulet, und ging, so bald dies geschehen war, ohne ein Wort zu sagen, nach der Scheune zu. Die Niccolosa folgte ihm nach, und wie sie hinein kam, schloß sie die Thüre zu, umarmte den Calandrino, warf ihn auf das Stroh nieder, setzte sich rittlings auf ihn, stämmte ihm die Hände gegen die Schultern, so daß er ihr Gesicht nicht berühren konnte und sagte, indem sie sich stellte, als wenn sie ihn mit schmachtenden Augen betrachtete: „Ach mein liebster Calandrino, mein Herz, meine Seele, mein Schatz, mein einziger Trost, wie lange hab' ich mich schon gesehnt, Dich zu besitzen, und Dich in meiner Gewalt zu haben. Du hast mir mit Deiner Artigkeit die Seele aus dem Leibe gestohlen; Du hast mir mit Deiner Hummel das Innerste meines Herzens zerkratzt. Ist es möglich, daß ich Dich hier habe?"

„Ach liebstes Herzchen (sprach Calandrino)! Laß mich Dich küssen."

„Nicht so eilig (sprach die Niccolosa). Erst laß mich Dich nach Herzenslust recht betrachten, und laß mich meine Augen sättigen an Deinem reizenden Gesichtchen."

Bruno und Buffalmacco waren zu Filippo gegangen, und waren mit ihm Zuschauer bei diesem Possenspiele. Indem nun Calandrino sich aus allen Kräften bestrebte, die Niccolosa zu küssen, war Nello mit Frau Tessa schon angekommen. „Ich will schwören (sprach Nello), daß sie schon beisammen sind." Vor Wuth darüber stieß Frau Tessa mit beiden Händen so mächtig gegen die Thüre, daß sie sie aufsprengte, und im Hineintreten gewahr ward, wie die Niccolosa den Calandrino beschritt. Diese entsprang jedoch, so bald sie nur die Frau erblickte, und lief zum Filippo. Frau Tessa fuhr indessen ihrem Mann, der sich nicht so geschwind aufraffen konnte, mit allen zehn Nägeln in's Gesicht, zerkratzte ihn jämmerlich, packte ihn bei den Haaren, und schrie ihm zu, indem sie ihn herumzausete: „Du ekelhafter unverschämter Hund! unterstehst Du Dich, mir so zu kommen? Alter eingemachter Narr! Verdammt sei die Liebe, die ich für Dich gehabt habe! Meinst Du nicht, daß Du genug vor Deiner eigenen Thüre zu fegen hast, daß Du auch noch anderswo herumliebeln mußt? Du bist mir ein schöner Liebhaber! Kennst Du Dich selbst nicht, Du Lüderlicher? Kennst Du Dich nicht, Du Gimpel? Weißt Du nicht, daß man nicht viel so Saft aus Dir pressen kann, als aus einer dürren Citronschale? Beim Himmel! jetzt war's nicht die Tessa, die Dich ritt.

Hol' sie der Teufel, wer sie auch war! Aber es mag gewiß ein rechter Haderlumpen gewesen sein, da sie sich nach einem solchen Kleinod, wie Du bist, hat können gelüsten lassen."

Calandrino war mehr todt, als lebendig, wie er seine Frau hereinkommen sah, und hatte nicht das Herz, sich ihr zu widersetzen; sondern so zerrauft und zerkratzt, wie er war, sammelte er seine Kappe wieder auf, machte sich auf seine Füße, und bat seine Frau demüthig, nicht so laut zu schreien, wenn sie nicht wollte, daß man sie in Stücke zerhauen sollte, weil Diejenige, die sie bei ihm gesehen hätte, die Frau des Herrn vom Hause wäre.

„Sei sie wer sie will, so hole sie der Henker!" sprach Frau Tessa.

Bruno und Buffalmacco, die bis dahin sich an dem Auftritte mit der Niccolosa und mit Filippo belustigt hatten, kamen endlich dazu, als wenn der Lärm sie herbeigeführt hätte; sie besänftigten Frau Tessa mit vieler Mühe, und riethen dem Calandrino, nach Florenz zu gehen, und nicht wieder zu kommen, damit Filippo ihm nicht übel mitspielte, wenn er etwas von der Sache erführe. Calandrino schlich demnach traurig und übel zugerichtet, zerkratzt und zerzaust, nach Florenz zurück, und getraute sich nicht, wieder hinaus zu kommen. Die Vorwürfe, womit ihn seine Frau Tag und Nacht folterte und peinigte, erstickten auch bald seine Liebe, womit er seinen Cameraden, der Niccolosa, und dem Filippo, manche Kurzweil verschafft hatte."

Sechste Erzählung.

Ein Paar Jünglinge kehren bei einem Bekannten ein. Der eine legt sich in der Nacht zu der Tochter des Wirthes, und die Frau desselben steigt unversehens zu dem andern ins Bett. Derjenige, der bei der Tochter geschlafen hat, legt sich hernach zu dem Vater, und erzählt ihm alles, indem er meint, mit seinem Cameraden zu sprechen. Sie gerathen darüber in Zank; die Frau merkt Unrath, legt sich zu ihrer Tochter ins Bett, und macht durch ein kluges Wort alles wieder gut.

Calandrino, der die Gesellschaft schon mehrmals belustigt hatte, verschaffte ihnen auch diesmal Gelegenheit zum Lachen. Wie die Mädchen aufhörten, von seinem Abenteuer zu schwatzen, befahl die Königin dem Pamfilo zu reden.

„Tugendsame Jungfrauen (sprach Pamfilo), der Name der Nicco-

losa, in welche sich Calandrino verliebte, erinnert mich an eine Geschichte von einer andern Niccolosa, die ich Euch erzählen will, weil Ihr daraus abnehmen werdet, wie einmal eine gute Frau durch ihre Gegenwart des Geistes ein großes Aergerniß verhütete.

In der Ebene von Mugnone war unlängst ein ehrlicher Mann, der den Wandersleuten für ihr Geld zu essen und zu trinken gab, und der auch wohl im Fall der Noth, so gut seine kleine Hütte und seine ärmlichen Umstände es verstatteten, zwar eben nicht einem Jeden, aber doch einem oder dem andern Bekannten, ein Nachtlager bei sich einräumte. Die Frau dieses Mannes war ein recht hübsches Weibchen, und er hatte zwei Kinder mit ihr. Das älteste war ein schönes flinkes Mädchen von fünfzehn bis sechszehn Jahren, und das jüngste, welches noch kein Jahr alt war, lag noch an der Brust seiner Mutter. Auf das Mädchen hatte ein feiner, artiger Jüngling von guter Herkunft aus unserer Stadt, der sich oft in ihrer Gegend aufhielt, ein Auge geworfen, und sich heftig in sie verliebt. Das Mädchen, welches sich's zur Ehre rechnete, von einem solchen jungen Manne geliebt zu sein, und sich deswegen bemühte, ihn durch ein gefälliges Wesen aufzumuntern, verliebte sich darüber selbst in ihn, und mehr als einmal hätten sie Beide gern ihre geheimen Wünsche befriedigt, wenn nicht der Jüngling, der sich Pinuccio nannte, gefürchtet hätte, den guten Ruf des Mädchens und seinen eigenen in Gefahr zu setzen. Da inzwischen seine Glut sich von Tage zu Tage vermehrte, so sehnte sich Pinuccio doch endlich nach ihrem Besitze, und es fiel ihm ein, sich eine Gelegenheit zu verschaffen, um bei ihrem Vater eine Nacht zu herbergen, in der Meinung, daß er alsdann wohl Mittel finden würde, mit ihr zusammen zu kommen, weil er die Hausgelegenheit sehr gut kannte. Er säumte auch nicht lange, seinen Anschlag auszuführen, und nahm einen vertrauten Freund, Namens Adriano, der um sein Liebesverständniß wußte, zum Begleiter mit. Sie mietheten an einem Abend ein Paar Postgäule, schnallten jedem ein Felleisen auf, das vielleicht nur mit Stroh gefüllt war, ritten aus Florenz, und kamen durch einen kleinen Umweg die Ebene von Mugnone herab geritten, indem es schon Nacht ward, und wandten sich hierauf, als wenn sie von Romagna kämen, nach dem Hause des ehrlichen Gastwirths, wo sie anklopften, und wo ihnen, weil sie ihm Beide sehr wohl bekannt waren, unverzüglich aufgemacht ward.

„Höre (sprach Pinuccio zu ihm), Du mußt uns heute ein Nachtlager geben. Wir dachten noch zu rechter Zeit nach Florenz zu kommen; allein

wir haben, Trotz aller unserer Anstrengung, um diese Zeit nicht weiter, als bis hier kommen können."

„Du weißt wohl, Pinuccio (antwortete der Wirth), wie schlecht ich eingerichtet bin, um Leuten, wie Ihr seid, zu betten; da Euch aber die Nacht übereilt hat, und es nicht mehr Zeit ist, weiter zu gehen, so will ich Euch gerne beherbergen, so gut ich kann."

Die jungen Leute stiegen demnach ab, gingen in das Hüttchen, beschickten zuvörderst ihre Gäule, und setzten sich dann mit dem Wirthe nieder, um ihr Abendessen mit demjenigen zu halten, was sie in ihren Schnappsäcken mitgebracht hatten. Der Wirth hatte nur ein einziges kleines Kämmerchen, in welchem, so gut es sich thun ließ, drei Betten aufgemacht wurden, die jedoch so nahe bei einander standen, daß man kaum zwischen ihnen durchgehen konnte. Den beiden Gästen räumte der Wirth das beste von den dreien ein, und bat sie, sich niederzulegen. Wie sie nach einer kleinen Weile sich stellten, als wenn sie schliefen, aber Beide noch wach waren, ließ der Wirth seine Tochter eins von den beiden übrigen Betten einnehmen, und in das andere legte er sich selbst mit seiner Frau, welche darauf die Wiege mit dem kleinen Kinde an die Seite ihres Bettes stellte. Wie dies Alles in Ordnung gebracht war, und Pinuccio, welcher Alles gesehen und bemerkt hatte, nach einiger Zeit glaubte, daß Jedermann im Zimmer schon schliefe, stand er leise auf, ging nach dem Bette des Mädchens, legte sich zu ihr, und ward von ihr mit Vergnügen, wiewohl nicht ohne eine Mischung von Furcht, empfangen, und überließ sich mit ihr den Freuden, wornach sie sich Beide längst gesehnt hatten.

Indem Pinuccio bei dem Mädchen war, traf es sich, daß die Katze etwas umstieß, und ein Gepolter verursachte, wovon die Frau erwachte, und weil sie fürchtete, es möchte Schaden geschehen sein, so stand sie im Finstern auf, und ging nach dem Orte, wo sie das Geräusch gehört hatte. Adriano, der sich um dieses nicht bekümmerte, stand indessen zufälligerweise wegen irgend eines Naturbedürfnisses gleichfalls auf, und wie er hinausgehen wollte, stand ihm die Wiege im Wege, die er deswegen von der Stelle rückte, und sie vor sein eigenes Bett schob. Wie er seinem Bedürfniß abgeholfen hatte, stieg er wieder in sein Bett, und bekümmerte sich nicht weiter um die Wiege.

Nachdem die Wirthin herumgesucht, und gefunden hatte, daß nichts von Bedeutung umgefallen war, hielt sie es nicht für nöthig, Licht anzuzün-

den, sondern schalt die Katze, und ging wieder in ihr Zimmer, und tappte im Finstern richtig bis an das Bett ihres Mannes. Wie sie aber die Wiege nicht vor demselben fand, dachte sie bei sich: „O weh mir! Da hätt ich wahrlich bald einen schönen Streich gemacht, und wäre gerade zu meinen Gästen in's Bett gestiegen." Sie ging also ein wenig weiter, bis sie die Wiege fand, legte sich in das Bett, vor welchem diese stand, und folglich zu Adriano, indem sie glaubte, sich bei ihrem Manne niederzulegen. Adriano, der noch nicht wieder eingeschlafen war, empfing sie mit Freuden, und ohne ein Wort zu sagen, legte er sich ihr an Bord, und enterte wie ein tapferer Freibeuter, zum großen Behagen des Weibchens.

Indem die Sachen so standen, fing Pinuccio an, zu besorgen, daß ihn der Schlaf überraschen möchte, und da er sich nach Herzens Wunsch mit ihr vergnügt hatte, so stand er auf, um wieder nach seinem eigenen Bette zu gehen. Wie er aber die Wiege vor demselben stehen fand, glaubte er an das Bett des Wirths gekommen zu sein, ging also weiter, und legte sich wirklich zu dem Wirthe, welcher darüber erwachte. Pinuccio, welcher glaubte, neben seinem Cameraden zu liegen, sagte: „Ich kann Dir versichern, daß die Niccolosa ein seltnes Leckerbißchen ist. Beim Himmel, ich habe mir weidlich mit ihr zu gute gethan, und in der kurzen Zeit ein halb Dutzend Gänge mit ihr gewagt."

Der Wirth, dem die Worte, die er hörte, keinen Spaß machten, dachte ernstlich bei sich selbst: was Teufel will der Mensch hier? Darauf sprach er, mehr zornig, als mit Ueberlegung: „Pinuccio, Du hast einen bösen Bubenstreich begangen, und ich wüßte nicht, wie ich das um Dich verdient hätte. Aber beim Himmel, ich will Dich dafür bezahlen!"

Pinuccio, der nicht der besonnenste Jüngling von der Welt war, dachte nicht daran, wie er seinen Irrthum gewahr ward, ihn so bald als möglich wieder gut zu machen, sondern er gab ihm zur Antwort: „Womit willst Du mich bezahlen? Was kannst Du mir thun?"

Die Wirthin, die noch immer glaubte, bei ihrem Mann zu liegen, sagte zu Adriano: „Ach höre doch unsere Gäste; sie scheinen mit einander zu zanken."

„Laß sie zanken (sprach Adriano lachend)! Hol' sie der Henker! sie haben gewiß gestern Abend zu viel getrunken."

Jetzt besann sich die Wirthin, daß sie ihren Mann hatte schelten hören, und da sie die Stimme des Adriano erkannte, so merkte sie nunmehr, wo

und bei wem sie gewesen war. Sie stand deswegen klüglich und ohne ein Wort zu sagen auf, nahm eiligst im Dunkeln die Wiege, und rückte sie neben das Bett ihrer Tochter, und legte sich bei ihr nieder. Hierauf rief sie, als wenn sie eben aus dem Schlaf erwachte, ihren Mann, und fragte ihn, was er mit dem Pinuccio zu zanken hätte.

„Hörst Du nicht, was er sagt (sprach dieser)? daß er diese Nacht mit der Niccolosa zu thun gehabt hat."

„Das lügt er in seinen Hals (sprach die Wirthin), daß er bei der Niccolosa geschlafen hätte. Ich selbst habe bei ihr gelegen, und habe die ganze Zeit über keinen Schlaf in den Augen gehabt, und Du bist nicht gescheidt, wenn Du ihm glaubst. Ihr sauft des Abends soviel, daß Ihr hernach die ganze Nacht träumt, und im Schlaf umherwandelt, ohne zu wissen wohin, und meint dann Wunderdinge gethan zu haben. Es ist Schade, daß Ihr nicht Hals und Bein brecht. Was hat Pinuccio dort zu thun? Warum bleibt er nicht in seinem eigenen Bette?"

Wie Adriano merkte, wie klüglich die Wirthin ihre eigene und ihrer Tochter Schande bedeckte, rief er ebenfalls: „Pinuccio, ich habe Dir wohl hundertmal gesagt, Du solltest Dir das Nachtwandeln und das Schwatzen im Traum abgewöhnen: Du wirst Dich wahrhaftig noch einmal damit in's Unglück bringen. Komm zurück in's Henkers Namen!"

Wie der Wirth hörte, was seine Frau und Adriano sagten, glaubte er in allem Ernst, daß Pinuccio träumte; er packte ihn also bei'm Arm, rüttelte ihn, und rief ihm zu: „Pinuccio, steh auf, und geh wieder in Dein Bett."

Pinuccio machte sich die Winke zu Nutze, die man ihm gab, und fing an, wie ein Träumender, noch allerlei närrisches Zeug zu schwatzen, worüber der Wirth herzlich lachte. Endlich stellte er sich, als wenn er von dem Rütteln erwachte, und rief seinem Cameraden zu: „Was? Ist's denn schon Tag, daß Du mich rufst, Adriano?"

„Ja, ja; komm nur her," sprach Adriano.

Pinuccio stellte sich noch immer schläfrig, stand endlich auf, und ging wieder zu Adriano in's Bett. Bei'm Aufstehen des Morgens lachte der Wirth ihn aus, und neckte ihn mit seinen Träumen. Unter mancherlei Scherzreden zäumten die Jünglinge ihre Gäule wieder auf, schnürten ihre Bündel, tranken einen Schluck mit dem Wirth, stiegen zu Pferde, und ritten nach Florenz, nicht minder vergnügt über die Art und Weise, wie ihr

Abenteuer abgelaufen war, als über den Genuß, den es ihnen verschafft hatte. Pinuccio fand hernach andere Mittel, um wieder mit seiner Niccolosa zusammen zu kommen. Diese versicherte ihrer Mutter, daß er wirklich Alles nur geträumt hätte, und die Mutter, welche die Umarmungen des Adriano noch nicht vergessen hatte, glaubte sehr gerne, daß sie allein die Nacht über wach gewesen wäre."

Siebente Erzählung.

Talano di Molese träumt, daß ein Wolf seine Frau am Halse und im Gesichte zerfleischt. Er warnet sie, sich in Acht zu nehmen; sie folgt ihm aber nicht, und muß dafür büßen.

Wie Pamfilo seine Erzählung geendigt, und Jedermann die Klugheit der Wirthin gelobt hatte, befahl die Königin Pampinea, ihre Geschichte zu erzählen.

Liebe Mädchen (sprach Pampinea), man hat uns zwar schon einmal gezeigt, daß die Träume, auf welche Manche gar nicht achten, oft richtig zutreffen. Doch ungeachtet dessen, was schon darüber gesagt ist, kann ich nicht unterlassen, Euch in aller Kürze zu erzählen, was erst neulich einer von meinen Nachbarinnen widerfahren ist, weil sie nicht glaubte, was ihr Mann von ihr geträumt hatte.

Ich weiß nicht, ob ein gewisser Talano di Molese, ein sehr angesehener Mann bei uns, Euch bekannt gewesen ist. Dieser hatte ein junges Weibchen, Namens Margherita, zur Frau genommen, welche sich zwar durch ihre Schönheit vor vielen Andern auszeichnete, aber zugleich so äußerst wunderlich, launig und widersinnig war, daß sie Keinem etwas zu Gefallen that und daß ihr Niemand etwas zu Dank machen konnte. Einmal, wie Talano mit ihr des Nachts auf einem seiner Landhäuser schlief, träumte ihm, daß seine Frau in einem schönen Lustwäldchen, nicht weit von seinem Hause, spazieren ginge, und indem sie sorglos einherwandelte, schien es ihm, daß ein großer reißender Wolf plötzlich aus einem Schlupfwinkel hervorsprang, der sie an der Kehle packte, sie niederriß und sie, Trotz ihrem Geschrei um Hilfe, davon zu schleppen suchte, und obwohl sie noch lebendig seinem Rachen entrann, so schien er ihr doch den Hals und das Gesicht jämmerlich zerfleischt zu haben.

Wie er des Morgens aufstand, sprach er zu seiner Gattin: „Höre Frau, Du bist zwar immer so widerspänstig, daß ich noch nie einen ruhigen Tag mit Dir verlebt habe; allein es sollte mir doch leid sein, wenn Dir ein Unglück begegnete. Wenn Du also meinen Rath folgen willst, so gehe heute nicht aus dem Hause."

Wie sie ihn fragte, warum? erzählte er ihr seinen ganzen Traum. Sie schüttelte aber den Kopf und antwortete: „Wer Dir Böses gönnt, der träumt Dir auch Unglück. Du stellst Dich wohl sehr besorgt für mich, aber Du träumst von mir, was Du gern möchtest erfüllt sehen. Ich werde mich aber sowohl heute, als zu jeder Zeit in Acht nehmen, Dir weder auf diese, noch auf eine andere Art, mit meinem Unglück eine Schadenfreude zu machen."

„Ich dacht' es wohl (sprach Talano), daß Du so sprechen würdest; denn wer den Grindigen kämmt, schechten Dank dafür bekömmt.

Du magst mir aber glauben oder nicht, so spreche ich blos zu Deinem Besten, und deswegen rathe ich Dir noch einmal, gehe heute nicht aus dem Hause, oder hüte Dich wenigstens, daß Du nicht in unser Wäldchen gehst."

„Gut, ich will mich hüten," gab sie zur Antwort; allein sie dachte bei sich selbst: Seht doch, wie listig er meint, es anzufangen, um mich abzuschrecken, daß ich nicht in das Hölzchen gehen soll, wohin er gewiß ein Weibsbild beschieden hat, und will nicht haben, daß ich ihn bei ihr ertappen soll. So was sollte er den Blinden weis machen, und ich wäre wohl eine Närrin, wenn ich seine Absicht nicht merkte, und ihm glauben wollte. Nein, daraus wird Nichts, und wenn ich auch den ganzen Tag in dem Hölzchen lauern sollte, so will ich wissen, was für Schleichhändel er heute vorhat.

Indem sie dieses beschloß, ging der Mann zur einen Thüre hinaus, und sie zu der andern, und sie schlich, so heimlich sie konnte, sogleich nach dem Hölzchen, verbarg sich daselbst in dem dichtesten Gebüsche und blickte voll ungeduldiger Neugier bald hierhin, bald dorthin, ob nicht Jemand käme. Indem sie so auf der Lauer lag und an keinen Wolf dachte, kam aus einem nahen Dickicht plötzlich ein großer schrecklicher Wolf hervor. Kaum hatte sie Zeit, indem sie ihn erblickte, ein „Gott sei bei mir!" auszurufen, so packte sie der Wolf bei der Gurgel und fing an, mit ihr davon zu traben, als wenn er ein Lämmchen im Rachen trüge. Er hielt sie so fest bei der Kehle, daß sie sich weder rühren durfte, noch um Hilfe rufen konnte, und er würde sie bald völlig erwürgt haben, wenn ihn nicht zum großen Glück einige Hirten

wären gewahr worden, die ihn mit ihrem Geschrei dermaßen erschreckten, daß er seine Beute fallen ließ.

Die Hirten kannten sie und brachten sie nach ihrem Hause, wo sie erst nach langer Zeit mit vieler Mühe wieder geheilt ward; doch war ihr Busen und ein Theil ihres Gesichts so übel zugerichtet, daß ihre Schönheit in die größeste Häßlichkeit verwandelt ward. Sie schämte sich hernach, sich vor den Leuten sehen zu lassen, und beweinte bitterlich ihre Widerspenstigkeit und daß sie dem Traume ihres Mannes nicht geglaubt hatte, da es ihr doch nichts würde gekostet haben."

Achte Erzählung.

Biondello prellt den Ciacco um ein Mittagessen. Dieser rächt sich tückischerweise an ihm, indem er ihm eine schwere Tracht Prügel verschafft.

Die ganze muntere Gesellschaft war der Meinung, was Talano im Schlafe gesehen hätte, wäre kein Traum, sondern ein warnendes Gesicht gewesen, weil Alles so umständlich eingetroffen wäre. Wie Pampinea schwieg, trug die Königin Lauretta auf, ihr zu folgen. Lauretta sagte: „Da meine heutigen Vorgänger fast Alle von vorher erzählten Geschichten die Veranlassung zu ihren eigenen Erzählungen genommen haben, so erinnert auch mich die schwere Rache des Studenten, welche Pampinea uns gestern beschrieb, Euch von einer Wiedervergeltung zu erzählen, welche Denjenigen, den sie traf, zwar ziemlich hart, jedoch nicht so grausam, wie jene bestrafte.

In Florenz war einmal ein Mann, der wegen seiner Freßbegierde, in welcher er Jedermann übertraf, und die er nicht anders, als auf Kosten anderer Leute, zu befriedigen vermögend war, von allen Leuten Ciacco (das Schwein) genannt ward; übrigens war er in seiner Aufführung manierlich genug, war immer mit muntern und lustigen Einfällen bei der Hand, jedoch mehr zum Sticheln und Afterreden, als zur Schmeichelei aufgelegt, und ein fleißiger Besucher der Reichen, die eine gute Tafel hielten, so daß er sich so oft als möglich, gebeten oder ungebeten, zum Mittag- oder Abendmahl bei ihnen einzufinden pflegte. Zugleich befand sich auch in unserer Stadt ein anderer Mensch, Namens Biondello, klein und zierlich von Person, geschniegelt wie ein Balsambüchschen, mit einem blonden krausen Köpfchen,

auf welchem unter dem zierlichen Barett auch kein einziges Haar in Unordnung lag, und welcher eben dieselbe Hantierung wie Ciacco trieb. Diesem begegnete Ciacco einmal an einem Fasttage des Morgens, wie er eben am Fischmarkte ein Paar große Lampreten für Herrn Vieri de' Cerchi kaufte. Er machte sich sogleich an ihn und fragte ihn: „Wohin willst Du mit den Lampreten?"

Biondello antwortete: „Gestern Abend hat Herr Corso Donati drei noch schönere, als diese, und einen Stör geschickt bekommen. Weil er aber daran noch nicht genug hatte, um einigen Herren, die er bewirthen will, zu essen zu geben, so hat er mir aufgetragen, ihm noch ein Paar zu kaufen Kömmst Du nicht auch hin?"

„Du kannst glauben, daß ich nicht wegbleiben werde," sprach Ciacco. Wie er nun meinte, daß es Zeit wäre, ging er zu Herrn Corso, und fand ein Paar Freunde bei ihm, mit denen er im Begriff war, zu Tische zu gehen. Herr Corso fragte ihn, was er machte, und er gab ihm zur Antwort: „Mein Herr, ich komme, um mit Euch und Euren Freunden zu essen."

„Du bist willkommen (sprach Herr Corso), wir wollten eben zu Tische gehen." Sie setzten sich also nieder, und es wurden zuerst Linsen und eingemachter Thunfisch aufgetragen, und hernach eine Schüssel gebratener Fische aus dem Arno, und das war Alles. Ciacco merkte nun, daß ihn Biondello angeführt hatte, welches ihn nicht wenig ärgerte, und er nahm sich vor, ihn dafür zu bezahlen. Es dauerte auch nicht lange, bis er dem Biondello begegnete, der in der Zwischenzeit schon Manchen mit der Erzählung seines Streichs belustigt hatte. Sobald ihn dieser gewahr ward, grüßte er ihn und fragte ihn spöttelnd, wie ihm die Lampreten des Herrn Corso geschmeckt hätten.

„Ehe acht Tage vergehen (sprach Ciacco) sollst Du besser davon nachsagen können, als ich." Er säumte sich auch nicht, sondern ging hin und miethete einen durchtriebenen Kerl, dem er eine große leere Flasche in die Hand gab und ihn mit sich nach den Weinbuden nahm, wo er ihm von ferne einen Cavalier, Namens Filippo Argenti, zeigte, der ein großer verdiger und zugleich ein sehr jähzorniger, hitziger, wunderlicher Mann war.

„Geh hin (sprach er zu ihm) mit dieser Flasche zu dem Herrn dort und sage: „Mein Herr, Biondelli, schickt mich zu Euch und läßt Euch bitten, ihm diese Flasche mit Eurem besten Rothen zu füllen, weil er sich mit seinen Spießgesellen ein wenig zu gute thun will." Nimm Dich aber ja in Acht,

daß er Dich nicht beim Schopfe kriegt, er möchte Dir sonst übel mitspielen, und Du würdest mir meinen Spaß verderben."

„Soll ich ihm sonst noch was sagen?" fragte der Kerl.

„Nichts weiter (sprach Ciacco). Geh nur hin und wenn Du ihm dieses gesagt hast, so komm wieder mit der Flasche, und hole Deinen Lohn ab."

Der Kerl ging hin und bestellte die Botschaft. Herr Filippo, der eben kein heller Kopf war, glaubte, daß Biondello, den er wohl kannte, ihn aufziehen wollte. Er ward im ganzen Gesichte roth und rief: „Was will er mit seinem Flaschenfüllen, und mit seinem Spießgesellen? Hole der Henker Dich und ihn!" Damit stand er auf und wollte den Kerl anpacken; allein er war auf seiner Hut und machte sich aus dem Staube, kam wieder zu Ciacco, der von ferne zugesehen hatte, und sagte ihm, was Herr Filippo ihm geantwortet hätte. Ciacco war vergnügt, bezahlte den Kerl und eilte, den Biondello aufzusuchen. Sobald er ihn fand, fragte er ihn: „Bist Du heute schon in den Weinbuden gewesen?"

„Nein (sprach Biondello); warum fragst Du mich darnach?"

„Ich wollte Dir nur sagen (sprach Ciacco), daß Herr Filippo sich nach Dir erkundigt hat. Er will Dich vermuthlich sprechen."

„Gut (sprach Biondello)! Ich will hingehen und ihn fragen."

Biondello ging fort und Ciacco folgte ihm nach, um zu sehen, wie der Handel ablaufen würde. Filippo, der den Boten nicht hatte erwischen können, war gewaltig aufgebracht und ärgerte sich innerlich, weil er aus den Worten des Kerls nichts anders schließen konnte, als daß Biondello sich von Jemand hätte gebrauchen lassen, um ihn zum Narren zu haben. Indem ihn dies wurmte, kam Biondello ihm in den Wurf, und wie er ihn kaum gewahr ward, ging er auf ihn zu und gab ihm eine tüchtige Ohrfeige

„Mein Himmel, Herr Filippo! was habt Ihr?" rief Biondello.

Filippo aber faßte ihn bei den Haaren, warf ihm das Barett vom Kopfe, zerriß ihm seine Kappe und schrie, indem er ihn durchprügelte: „Du Schelm, ich will Dich lehren, zu mir zu schicken, Flaschen für Dich und Deine Spießgesellen zu füllen. Bin ich ein Knabe, den Du so necken darfst?" Mit diesen Worten fuhr er fort, ihn ein paar Fäuste fühlen zu lassen, die wie eisern auf ihn niederschmetterten; er zerbläute ihm das ganze Gesicht, ließ ihm kein Haar im Kopfe, wälzte ihn im Koth und zerriß ihm die Kleider; kurz, er bearbeitete ihn dermaßen, daß er vom Anfang bis zu Ende nicht zu

Worten kommen oder auch nur fragen konnte, warum er ihn so mitspielte. Er hörte ihn wohl von Flaschenfüllen und Spießgesellen reden; allein er wußte nicht, was das alles bedeuten sollte. Nachdem ihn Herr Filippo weidlich durchgeprügelt hatte und die vielen Umstehenden ihn endlich mit genauer Noth ganz zerschlagen und zerlumpt seinen Fäusten entzogen, sagten ihm diese, warum ihn Filippo so geprügelt hätte, und machten ihm Vorwürfe, daß er sich hätte einfallen lassen, eine solche Botschaft an einen Mann zu schicken, von dem er nunmehr wohl merkte, daß er nicht mit sich scherzen ließe.

Biondello verantwortete sich mit Thränen in den Augen und betheuerte, daß er nie zu Herrn Filippo nach Wein geschickt hätte. Nachdem er seine Kleider ein wenig wieder in Ordnung gebracht hatte, ging er traurig und mißmuthig nach Hause und konnte sich leicht einbilden, daß Ciacco ihm diesen Streich gespielt hätte. Wie ihm nach langer Zeit die braunen und blauen Brauschen endlich wieder vergangen waren und er wieder aus dem Hause gehen konnte, begegnete ihm Ciacco und fragte ihn hohnlachend: „Biondello, wie hat Dir der Wein des Herrn Filippo geschmeckt?"

„Wollte Gott (sprach Biondello), daß Dir die Lampreten des Corso ebenso bekommen wären!"

„Künftig steht es bei Dir (sprach Ciacco), wenn Du mir einmal wieder so gut willst zu essen verschaffen, wie Du gethan hast. Ich will Dir auch wieder ebenso gut einschenken lassen, wie neulich."

Biondello fühlte wohl, daß es ihm schwer werden würde, seine Rache an Ciacco auszulassen: er bat also nur den Himmel um Frieden vor ihm und nahm sich wohl in Acht, ihn nie wieder zu necken."

Neunte Erzählung.

Zwei junge Männer fragen Salomon um Rath, der eine, wie er sich beliebt machen, der andere, wie er sein widerspenstiges Weib bändigen soll. Salomon antwortet dem ersteren: Liebe, und dem andern! geh zur Gänsebrücke.

Dem Vorrechte des Dioneo zu Folge kam jetzt an die Königin die Reihe, zu erzählen.

Wie die Frauenzimmer den armen geprügelten Biondello genug

ausgelacht hatten, begann sie folgendermaßen: „Liebenswürdige Freundinnen, wer die Ordnung der Dinge mit Vernunft betrachtet, der wird leicht einsehen, daß die Natur, der Gebrauch und die Gesetze die ganze zahllose Menge des weiblichen Geschlechts den Männern unterworfen haben, und daß wir uns von ihnen nach ihrer Einsicht müssen leiten und führen lassen; daß es folglich allen Denjenigen, welche wünschen, froh und friedlich mit den Männern, von welchen sie abhängen, zu leben, obliegt, außer einem keuschen Wandel sich auch der Bescheidenheit, der Geduld und des Gehorsams gegen sie zu befleißigen. Dies ist das schätzbarste und eigenthümlichste Kleinod in dem Betragen einer jeden klugen Frau. Und wenn uns dieses auch die Gesetze nicht vorschrieben (oder wenn Ihr lieber wollt, der Gebrauch und die hergebrachte Gewohnheit, deren Macht doch überaus groß und ehrwürdig ist), so zeigt es uns die Natur selbst deutlich genug, indem sie unsere Leiber zart und weichlich gebildet, unsern Geist furchtsam und schüchtern, unser Gemüth zur Sanftmuth und zum Mitleiden geneigt gemacht, und uns nur wenige körperliche Kräfte, eine sanfte Stimme und eine gefällige Bewegung unserer Glieder gegeben hat: lauter Beweise unseres Bedürfnisses, von Andern geleitet zu werden. Wer aber fremder Hilfe und Leitung bedarf, dem steht es zu, sich gegen seinen Regierer gehorsam, unterwürfig und ehrerbietig zu betragen. Und wer anders sind unsere Führer und unser Beistand, als die Männer? Darum müssen wir die Männer im höchsten Grade in Ehren halten und uns ihnen unterwerfen, und mich däucht, Diejenige, welche sich der Erfüllung dieser Pflicht entzieht, verdient nicht nur strenge Vorwürfe, sondern auch schwere Strafe. Zu dieser Betrachtung, die sich mir auch sonst schon oft dargeboten hat, führte mich vor wenigen Minuten Pampinea's Erzählung von der Widerspenstigkeit der Frau des Talano, über welche der Himmel die Züchtigung verhängte, welche ihr Mann ihr nicht zu geben gewußt hatte. Weil ich nun, wie gesagt, der Meinung bin, daß alle Diejenigen, die von dem gefälligen, gutmüthigen und lenksamen Wesen, welches ihnen die Natur, die Gewohnheit und die Gesetze vorschreiben, abweichen, eine schwere und harte Züchtigung verdienen, so will ich Euch erzählen, welchen Rath Salomon einst gab, als ein heilsames Mittel für diejenigen Weiber, welche an dieser Krankheit leiden. Diejenigen aber, die einer solchen Arzenei nicht bedürfen, müssen dieses nicht auf sich beziehen, obgleich die Männer bisweilen das alte Sprichwort im Munde führen:

Der Sporn ist nöthig jedem Gaul,
er mag sein willig, oder faul,
und auch dem besten Weibe thut
der Prügel, wie dem bösen, gut.

Wer diese Worte im scherzhaften Verstande nimmt, dem wird man gerne einräumen, daß sie auf ein jedes Weib anwendbar sind; ja man kann ihnen auch allenfalls in moralischer Rücksicht einen richtigen Sinn leihen. Denn die Weiber sind von Natur alle schwach und leichtsinnig; die Vergehungen derjenigen, die sich zu weit von den Grenzen ihrer Pflicht entfernen, müssen also mit dem Stocke bestraft werden, und bei den andern, die sich keine solche Uebertretungen zu Schulden kommen lassen, ist der Stock nöthig, um sie zu warnen und zu schrecken, und ihre Tugend aufrecht zu erhalten. Doch ich will das Predigen jetzt beiseite setzen, und zu meinem vorgesetzten Zwecke kommen.

Wie vormals das Gerücht von der bewundernswürdigen Weisheit Salomons, und von seiner großen Bereitwilligkeit, sie einem jeden zu zeigen, welcher sich durch die Erfahrung davon zu überzeugen wünschte, sich überall in der Welt verbreitet hatte, versammelten sich fast aus allen Welttheilen die Menschen zu ihm, um sich in ihren dringendsten und wichtigsten Angelegenheiten bei ihm Raths zu erholen. Unter andern, welche deswegen zu ihm zogen, befand sich auch ein edler und reicher Jüngling, Namens Melissus, der aus der Stadt Laiazzo gebürtig war, und daselbst wohnte. Indem dieser sich Jerusalem näherte, und eben Antiochia verlassen hatte, trat er mit einem andern jungen Manne, Namens Joseph, zusammen, der dieselbe Straße zog, und mit welchem er im Reiten, wie Reisende wohl pflegen, ein Gespräch anknüpfte. Nachdem er von diesem bereits erfahren hatte, wer er wäre, und woher er käme, fragte er ihn auch wohin er wollte, und was der Zweck seiner Reise wäre.

Joseph antwortete ihm, er wollte zum Salomon gehen, und ihn fragen, was er mit seinem Weibe anfangen sollte, welches verkehrter und widerspenstiger als jedes andere Weib wäre, so daß er sie weder durch Bitten und Gefälligkeiten, noch durch irgend ein anderes Mittel, von ihrem Eigensinne zurückbringen könnte. Er fragte nunmehr auch den Melissus nach seiner Heimat und nach der Absicht seiner Reise.

Melissus antwortete: „Ich bin aus Laiazzo, und so wie Du Deinen Kummer hast, so habe ich den meinigen. Ich bin ein reicher junger Mann,

und lasse mein Geld aufgehn, um offene Tafel zu halten, und meine Mitbürger zu bewirthen; allein was ganz sonderbar und kaum glaublich ist, ich kann bei dem Allen nicht einen einzigen Menschen finden, der mein Freund ist; und aus dieser Ursache ziehe ich dahin, wohin Du auch willst, um mir Raths zu erholen, wie ich mich beliebt machen soll."

Die beiden Reisegefährten setzten demnach ihren Weg zusammen fort, und wurden, wie sie nach Jerusalem kamen, dem Könige Salomon von einem seiner Hofleute vorgestellt. Melissus trug ihm mit wenigen Worten sein Anliegen vor, und Salomon gab ihm zur Antwort: „Liebe."

Damit ward Melissus augenblicklich entlassen, und Joseph sagte dem Könige, weswegen er gekommen wäre. Salomon gab ihm hierauf nur kurz zur Antwort: „Geh hin nach der Gänsebrücke."

Hierauf mußte Joseph gleichfalls unverzüglich abtreten, und fand im Vorzimmer den Melissus, welcher auf ihn wartete, und ihm sagte, was ihm zur Antwort geworden war. Die Beiden überlegten die Worte Salomons hin und her, und da sie den Sinn derselben gar nicht begreifen, und nicht einsehen konnten, wozu sie ihnen nützen sollten, so hielten sie sich fast für beleidigt, und begaben sich zusammen auf den Rückweg. Nachdem sie einige Tagereisen zurückgelegt hatten, kamen sie an einen Fluß, über welchen eine sehr schöne Brücke gebauet war, und weil ihnen eben eine zahlreiche Karavane von Lastthieren entgegen kam, so mußten sie warten, bis diese über die Brücke zog. Schon waren fast alle herüber, wie von ungefähr ein Maulesel stätig ward, und auf keine Weise vorwärts wollte, daher der Maulthiertreiber einen Stock nahm, und ihn zuerst mit Mäßigung schlug, um ihn anzutreiben. Der Maulesel drehte sich aber bald rechts, bald links, bald ging er zurück, und war durchaus nicht vorwärts zu bringen. Darüber ward der Treiber äußerst zornig, und schlug ihn aus allen Kräften bald auf den Kopf, bald auf den Rücken, bald auf das Kreuz; aber alles umsonst. Melissus und Joseph, welche zusahen, sprachen deswegen zu ihm: „Was machst Du, Grausamer? Willst Du das Thier umbringen? Warum suchst Du nicht lieber, es mit Gutem zu lenken? Es wird sich eher vorwärts führen, als vorwärts prügeln lassen."

„Ihr kennt Eure Pferde (sprach der Eseltreiber), und ich kenne meinen Maulesel; laßt mich nur mit ihm machen." Damit schlug er von neuem auf ihn los, und gab ihm bald auf einer Seite, bald auf der andern, so viele Hiebe, daß der Maulesel endlich vorwärts ging, und der Treiber den

Sieg behielt. Wie nun die beiden Reisenden im Begriff waren, weiter zu ziehen, fragte Joseph einen von den Leuten, wie dieser Ort hieße.

Der Mann antwortete: „Mein Herr, dies nennt man die Gänsebrücke."

Bei diesem Namen erinnerte sich Joseph an die Worte Salomons, und er sprach zum Melissus: „Wahrlich, mein Freund, es ist dennoch möglich, daß mir Salomon einen guten und vernünftiger Rath gegeben hat; denn ich sehe wohl ein, daß ich nicht verstanden habe, mein Weib zu prügeln; aber dieser Eseltreiber hat mich gelehrt, wie ich sie behandeln muß."

Wie sie nach einigen Tagen zu Antiochia ankamen, nöthigte Joseph den Melissus, eine Zeitlang bei ihm auszuruhen. Seiner Frau, von welcher sie ziemlich artig empfangen worden, befahl er zugleich, das Abendessen so einzurichten, wie Melissus es verlangen würde, und weil dieser sahe, daß sein Wirth es so haben wollte, so gab er mit wenigen Worten seinen Willen zu erkennen. Die Frau handelte aber nach ihrer Gewohnheit, und kehrte sich nicht an die Anordnung des Melissus, sondern that fast gerade das Gegentheil.

Joseph ward darüber zornig und sprach: „Hat man Dir nicht gesagt, wie Du das Essen bestellen solltest?"

Die Frau sah ihn trotzig an, und sagte: „Nun, was hat denn das auf sich? Warum issest Du nicht, wenn Du hungrig bist? Hat man mirs anders befohlen, so hat es mir nun so besser gefallen. Ist es Dir so recht, so ist's gut; wo nicht, so laß es bleiben."

Melissus wunderte sich über die Antwort der Frau, und sie mißfiel ihm sehr. Joseph aber sagte: „Höre Weib, Du bist noch immer, wie Du gewesen bist; allein bei meiner Treue, ich will Dich lehren, anders werden."

„Freund (sprach er zu Melisso), wir wollen bald sehen, ob Salomons Rath von guter Wirkung ist; aber laß Dir's nicht zuwider sein, dabei gegenwärtig zu bleiben, und dasjenige, was ich vornehmen werde, wie ein Spielwerk anzusehen; und damit Du Dir nicht einfallen lassest, mich zu hindern, so erinnere Dich an die Antwort, die uns der Eseltreiber gab, wie wir seinen Maulesel bedauerten."

„Ich bin Dein Gast (sprach Melissus), und bin nicht Willens, Deiner Absicht entgegen zu handeln."

Joseph holte hierauf einen tüchtigen Knüttel von einer jungen Eiche, ging damit in die Kammer, wohin seine Frau gegangen war, indem sie sich

murrend vom Tische entfernte, nahm sie bei den Haaren, warf sie nieder, und prügelte sie unbarmherzig mit seinem Stecken. Sie fing zuerst an zu schreien und zu drohen; wie sie aber fand, daß sich Joseph dadurch nicht abhalten ließ, bat sie vor Schmerzen um Gotteswillen, er möchte sich erbarmen, und sie nicht zu Tode prügeln. Joseph aber ließ sich nicht irre machen, sondern fuhr fort, ihr bald den Rücken, bald die Hüften, bald die Schultern, auf allen Nähten zu bearbeiten, und hörte nicht eher auf, bis er müde ward, und bis er ihr alle Knochen im Leibe weich gedroschen hatte. Wie dies geschehen war, ging er zu Melisso, und sagte: „Morgen wollen wir sehen, wie Salomons Rath: Geh hin zur Gänsebrücke, gewirkt hat.“ Nachdem er ein wenig Athem geschöpft, und sich die Hände gewaschen hatte, setzte er sich mit Melisso zum Abendessen, und ging zu gehöriger Zeit zu Bette.

Die Frau erhob sich mit vieler Mühe von der Erde, kroch ins Bette, und ruhete aus, so gut sie konnte. Des andern Morgens stand sie zeitig auf, und ließ ihren Mann fragen, was er zu Mittag essen wollte. Joseph hatte mit Melisso seine Freude darüber, und gab Befehl, wie es sein sollte. Zur gesetzten Stunde kamen sie zusammen zu Tische, und fanden alles in der besten Ordnung angerichtet, wie sie es bestellt hatten. Sie lobten demnach den trefflichen Rath, den sie anfänglich mißverstanden hatten. Nach einigen Tagen nahm Melissus von Joseph Abschied, und reisete nach Hause, wo er einem verständigen Manne erzählte, was ihm Salomon gesagt hatte.

„Er konnte Dir keinen bessern und richtigern Rath geben (antwortete dieser). Du wirst wohl wissen, daß Du Niemand eigentlich liebst, und daß Du nur aus Stolz und Eitelkeit Dich gastfrei und dienstfertig gegen Andere bezeigst. Liebe demnach, wie Dir Salomon gerathen hat, so wirst Du wieder geliebt werden.“

So ward das widerspenstige Weib gebessert, und Melissus erwarb sich Liebe, so bald er selbst liebte.

Zehnte Erzählung.

Domno Gianni wird von seinem Gevatter Pietro gebeten, seine Frau durch Verschwörung in eine Stute zu verwandeln. Indem er ihr aber den Schweif ansetzen will, verdirbt der Gevatter die ganze Verschwörung, indem er ihn unterbricht, und sagt, daß er keinen Schwanz daran haben will.

Die Erzählung der Königin erregte unter den Frauenzimmern ein wenig Gemurmel, indeß die Jünglinge sie herzlich belachten, worauf Dioneo das Wort nahm. „Meine schönen Damen (sprach er), die Schönheit einer Schaar schneeweißer Tauben wird weit mehr erhoben, wenn ein schwarzer Rabe dazwischen kömmt, als wenn ein weißer Schwan sich zu ihnen gesellt. So pflegt auch in einer Gesellschaft vieler vernünftigen Leute einer, der weniger gescheidt ist, oft dazu beizutragen, den Glanz und die Anmuth ihrer reifen Einsichten nicht nur zu erheben, sondern auch ihr Vergnügen und ihre Erheiterung zu vermehren. Da Ihr nun insgesammt sehr klug und vernünftig seid, so muß es Euch lieber sein, daß ich, als ein närrischer Kerl, durch meine Fehler Eure Vorzüge in ein größeres Licht stelle, als wenn ich sie durch meine größere Klugheit verdunkelte, und Ihr müßt mir um desto williger freien Spielraum lassen, mich so zu zeigen, wie ich bin, und müßt mich mit mehr Nachsicht ertragen, als ich erwarten dürfte, wenn ich klüger wäre. Ich will Euch also ein Märchen erzählen, das eben nicht lang ist, um Euch zu zeigen, wie nöthig es sei, sich genau an die Vorschrift derjenigen zu binden, welche durch Beschwörungen etwas zuwege bringen sollen, und wie leicht man durch das geringste Versehen den ganzen Zauber des Beschwörers wieder vernichten kann.

In Barletta war vor einigen Jahren ein Priester, der eine sehr magere Pfarre hatte, und deswegen seinen Unterhalt damit erwerben mußte, daß er mit einem Saumrosse auf den Märkten in Puglia umher zog, und Waaren kaufte und verkaufte. Bei dieser Gelegenheit machte er Bekanntschaft mit einem gewissen Pietro aus Tresanti, der mit seinem Esel dasselbige Gewerbe trieb, und aus guter Freundschaft und Vertraulichkeit pflegte er ihn nach der Weise der guten Leute in Puglia nicht anders zu nennen, als Gevatter Pietro, und wenn dieser nach Barletta kam, so nahm er ihn stets mit in seine Kirche, behielt ihn bei sich zu Nacht, und bewirthete ihn so gut, wie es seine Umstände erlaubten. Gevatter Pietro war ein sehr armer Mann und bewohnte in Tresanti ein Hüttchen, in

welchem er für sich, sein hübsches Weibchen und seinen Esel, nur kümmerlich Platz hatte; allein so oft Domno Gianni nach Tresanti kam, nahm er ihn bei sich auf, und suchte ihm aus Dankbarkeit für seine Bewirthung in Barletta nach bestem Vermögen wieder gütlich zu thun. Was jedoch das Nachtlager anlangte, so hatte Pietro nur ein einziges kleines Bettchen, in welchem er mit seiner hübschen jungen Frau schlief, und konnte ihm folglich nicht so gut betten, wie er gerne gethan hätte, sondern der Priester mußte sich in dem Stalle, wo seine Stute neben des Gevatters Esel stand, auf einer Streu neben ihr behelfen.

Das Weibchen hatte gehört, wie gut der Pfarrer ihren Mann in Barletta aufnähme, und sie hatte deswegen schon mehrmal, wenn er bei ihr eingekehrt war, Lust gehabt, sich bei einer Nachbarin ein Nachtlager auszubitten, damit der Pfarrer bei ihrem Mann im Bette schlafen könnte; allein er hatte es immer abgelehnt und endlich sprach er einmal deswegen im Scherz zu ihr: „Gevatterin Gemmata, mache Dir meinetwegen keine Sorgen; ich befinde mich recht bequem, denn wenn es mir einfällt, so verwandele ich meine Stute in ein schönes Mädchen und schlafe bei ihr, und mache sie hernach so bald ich will, wieder zum Pferde; darum mag ich mich nicht von ihr trennen."

Das Weibchen nahm seinen Scherz für Ernst, und verwunderte sich sehr darüber. Sie säumte nicht, es ihrem Mann wieder zu sagen und setzte hinzu: „Wenn er so sehr Dein Freund ist, wie Du sagst, so solltest Du Dich die Beschwörung von ihm lehren lassen; so könntest Du mich zur Stute machen, und Dein Gewerbe mit Pferd und Esel zugleich treiben, so verdienten wir doppeltes Geld, und wenn wir wieder zu Hause kämen, so könntest Du mich wieder zur Frau machen."

Gevatter Pietro, der mehr zum Gimpel, als zum Falken geheckt war, glaubte Alles; er folgte dem Rath seiner Frau, machte seine Worte bei dem Pfarrer, so gut ers verstand, und bat ihn, ihm sein Geheimniß mitzutheilen. Domno Gianni bemühte sich zwar, ihm seine Thorheit auszureden; weil es aber nichts half, so sprach er endlich: „Ei nun, wenn Du es so haben willst, so laß uns morgen früh vor Tage aufstehen, wie wir pflegen; so will ich Dir zeigen, wie Du es machen mußt. Das Schwerste dabei (wie Du wohl sehen wirst) ist, der Mähre den Schwanz anzusetzen."

Gevatter Pietro und Gevatterin Gemmata konnten die ganze Nacht kaum schlafen, so groß war ihr Verlangen, diese Sache zu Stande zu bringen.

Sie standen vor Tagesanbruch auf, und weckten den Domno Gianni, der im bloßen Hemde zu seinen Gevattersleuten in die Kammer kam und sagte: „Ich wüßte außer Euch keinen Menschen in der Welt, dem ich dies zu Gefallen thäte, und ich thue es blos, weil Ihr es so sehr wünscht; aber wenn Ihr wollt, daß es gelingen soll, so müßt Ihr Alles genau befolgen, was ich Euch sage."

Sie versprachen, Alles gehörig zu beobachten. Domno Gianni zündete hierauf ein Licht an, gab es dem Gevatter in die Hand und sagte: „Gieb wohl Achtung, wie ich es mache und präge Dirs ins Gedächtniß; und wenn Du nicht Alles verderben willst, so hüte Dich ja, daß Du kein Wörtchen sprichst, zu Allem, was Du sehen oder hören magst."

Gevatter Pietro nahm das Licht, und versprach nochmals völligen Gehorsam. Domno Gianni ließ hierauf die Gevatterin, sowie sie aus dem Bette gekommen war, sich mit Händen und Füßen auf den Boden stellen, wie ein Pferd auf allen Vieren, und empfahl ihr gleichfalls, bei Allem, was geschehen würde, nicht ein Wörtchen zu reden. Darnach legte er ihr die Hand auf das Gesicht und auf den Kopf, und sagte: „Dies werde ein schöner Pferdekopf, und dies (indem er ihre Arme berührte) zwei schlanke Vorderfüße, und dieser volle Busen ein volles breites Bug." Eben so verfuhr er mit dem Rücken, den Seiten, den Schenkeln und Beinen, so daß zuletzt nur noch der Schwanz übrig blieb. Indem er Anstalt machte, ihr diesen anzusetzen, rief Gevatter Pietro, der bisher Alles ruhig angesehen hatte, aber hieran keinen Gefallen fand: „Heh da! Gevatter Domno Gianni, laßt mir den Schwanz weg, ich mag ihn nicht d'ran haben."

„O weh, Gevatter Pietro, was hast Du gemacht! (rief Domno Gianni, der in demselben Augenblick im Begriff war, den Zauber zu vollenden). Hab' ich Dir nicht gesagt, Du solltest kein Wort zu Allem sprechen, was Du sähest? Das Pferd stand auf dem Punkt, fertig zu werden, und nun machst Du mit Deinem Geschwätze, daß nimmermehr was daraus werden kann."

„Genug (sprach Pietro), daß ich keinen Schwanz daran verlange, und wenn er so nöthig war, so hättest Du mir sagen können, daß ich ihn selbst ansetzte. Du hättest ihn überdies nicht so niedrig anbringen sollen."

„Und Du würdest es beim ersten Versuche nicht so gut gemacht haben, wie ich," sprach Domno Gianni.

Das Weibchen richtete sich bei diesen Worten in die Höhe und sprach in

allem Ernst zu ihrem Mann: „Du bist doch ein rechter Pinsel, Dir und mir den Kram so einfältig zu verderben. Wo hast Du denn jemals ein Pferd ohne Schwanz gesehen? Beim Himmel! Du bist zwar ein armer Schlucker; allein Du verdienst es wahrlich nicht besser."

Da nunmehro wegen des Einspruchs des Gevatters Pietro alle Hoffnung verloren war, aus seiner Frau ein Saumroß zu machen, so zog sie ganz traurig und verdrießlich ihre Kleider an, und Gevatter Pietro setzte nach, wie vor, mit seinem Esel allein seine Hantierung fort, und zog mit Domno Gianni auf die Messe nach Bitonto, und sprach ihn nie wieder um eine solche Gefälligkeit an."

Ob über dies Märchen weidlich gelacht ward, davon mögen Diejenigen urtheilen, die noch künftig darüber lachen werden. Damit waren die Erzählungen geendigt, und die Königin krönte den Pamfilo als ihren Nachfolger; denn er war der Einzige, welcher dieser Ehre noch nicht theilhaftig geworden. „Du hast (sprach sie, indem sie ihm den Lorbeerkranz aufsetzte) ein schweres Werk zu vollbringen, indem es Dir, als dem Letzten, obliegt, meine Fehltritte wieder gut zu machen, und die Fehler aller Derjenigen, welche bisher das Amt geführt haben, mit welchem ich Dich jetzt bekleide. Möge der Himmel Dir Gnade dazu verleihen, so wie er mir sie verliehen hat, um Dich zum Könige wählen zu können."

Pamfilo empfing mit Dank die ihm angetragene Würde und antwortete: „Eure Güte, und die Gesinnungen meiner übrigen Untergebenen werden es mir leicht machen, mein Amt mit Ruhm zu verwalten."

Wie er hierauf nach der Weise seiner Vorgänger alles Nöthige mit dem Schaffner verabredet hatte, sprach er zu den Frauenzimmern, die auf ihn warteten: „Zärtliche Mädchen! Die weise Nachsicht unserer Königin Emilia hat Euch an dem heutigen Tage Raum gegeben, Euch von Eurer Anstrengung zu erholen, indem es Euch erlaubt war, von jedem Euch selbst gefälligen Gegenstande zu reden. Ich glaube, Ihr habt Kräfte genug gesammelt, um Euch unserer gewöhnlichen Ordnung wieder zu unterwerfen, und ich wünsche deswegen, daß gegen morgen eine Jede von Euch sich gefaßt mache, uns Beispiele von Menschen zu erzählen, welche entweder in verliebten Angelegenheiten oder in andern Fällen, irgend eine vorzüglich großmüthige oder uneigennützige Handlung ausgeübt haben. Wenn Ihr Euch von dergleichen Dingen unterredet oder sie vollbringet, so werden unfehlbar

Eure edelgesinnten Gemüther sich immer mehr zu tugendhaften Handlungen entflammen, und unser Leben, welches in diesem sterblichen Leibe nicht anders, als von kurzer Dauer sein kann, wird durch einen löblichen Nachruhm sich verewigen, welches ein Jeder, der nicht, den Thieren ähnlich, nur blos dem Bauche fröhnen will, nicht nur wünschen, sondern auch mit allem Fleiße durch seine Handlungen erstreben muß."

Die Aufgabe gefiel der ganzen löblichen Versammlung, welche sich jetzt mit Erlaubniß des neuerwählten Königs zerstreuete, und ihren Vergnügungen, so wie es einem Jeden am besten behagte, bis zum Abendessen nachging. Bei der Abendtafel wurden sie mit Fleiß und Ordnung bedient, und erhoben sich darauf zu ihren gewöhnlichen Tänzen. Zahllose Lieder wurden gesungen, welche mehr durch ihren angenehmen Inhalt reizten, als durch einen meisterhaften Vortrag; worauf der König Neifila befahl, noch ein Liedchen um seinetwillen zu singen, welches sie auch mit heller und lieblicher Stimme folgendermaßen begann:

Ich bin ein junges Mädchen, und es freut mich,
im Wonnemond ein Liedchen anzustimmen,
das mich die Lieb' und die Empfindung lehrten.

Ich geh' umher im Grünen, und betrachte
die weißen, goldenen und rothen Blümchen,
die Glut der Rose, und den Glanz der Lilie;
und dann vergleich' ich eine nach der andern
mit meines Trauten Bildniß, der durch Liebe
mein Herz gewann, und der mich ewig fesselt,
weil ich nur das, was ihm behagt, begehre.

Und find' ich eine, die nach meiner Meinung
ihm ähnlich ist, so pflück' ich sie behende,
und küsse sie, und kose mit ihr traulich,
entdeck' ihr meine heimlichsten Gedanken,
und was das Herz im Busen mir begehret.
Dann flecht' ich sie mit andern in mein Kränzchen,
mit meinem feinen goldnen Haar sie bindend.

Die Freude, die das Blümchen meinem Auge
gewährt, entzückt so lebhaft meine Sinnen,
als säh' ich den Geliebten gegenwärtig,
für den mein Herz mit Zärtlichkeit entbrannt ist
Wie vollends mich ihr süßer Duft bezaubert,
das können Worte nicht genug beschreiben;
durch Seufzer nur vermag ichs auszudrücken.

Nicht stürmen sie hervor aus meinem Busen,
so wild und heftig, wie bei andern Weibern;
nein, sanft und leise heben sie die Brust mir,
indem sie hin zu dem Geliebten fliehen.
Sie ahnend, eilt er schnell, mich zu beglücken;
kaum seufz' ich: „komm, ich sterbe vor Verlangen,"
so hält mich auch sein Arm bereits umfangen.

Neifila's Lied ward von dem Könige und von allen Frauenzimmern sehr gelobt, und weil es schon spät war, so entließ der König Jedermann zur Ruhe.

Zehnter Tag.

Unter dem Vorsitze des Pamfilo wird von lauter großmüthigen und uneigennützigen Handlungen erzählt.

Noch sah man im Westen das leichte Gewölk nur mit einem röthlichen Schimmer gefärbt, wie die nahen Strahlen der Sonne den Saum der östlichen Wolken bereits mit flammendem Golde verbrämten, und wie Pamfilo aufstand, und die Frauenzimmer und seine Mitgesellen wecken ließ. Mit langsamen Schritten gingen sie nach einem verabredeten Orte; Filomena und Fiammetta gingen dem Könige zur Seite, und die übrigen alle folgten ihm nach. Nachdem sie vieles wegen ihrer künftigen Lebensweise mit einander berathschlagt, und unter mancherlei Gesprächen einen langen Spaziergang zurückgelegt hatten, kehrten sie, weil die Sonne anfing, heißer zu scheinen, nach dem Platze zurück, ließen die Becher in dem Wasser des krystallenen Brunnen schwenken, und weilten nach eingenommenem Labetrunke bis zum Mittagessen in den anmuthigen Schatten des Gartens. Nach der Mahlzeit und dem Mittagsschlafe versammelten sie sich zu ihrem Könige, welcher Neifila auftrug, die erste Erzählung vorzutragen.

Erste Erzählung.

Ein Edelmann im Dienste des Königs von Spanien glaubt von ihm schlecht belohnt zu sein. Der König überzeugt ihn durch einen einleuchtenden Beweis, daß dieses nicht seine Schuld sei, und beschenkt ihn hernach ansehnlich.

„Meine Freundinnen (sprach Neifila)! Ich muß es mir billig zur großen Ehre rechnen, daß der König mich auserwählt hat, um zuerst von einem so erhabenen Gegenstande zu reden, als die Großmuth ist. Wie die Sonne der Schmuck des ganzen Himmels, so ist jene die Zierde, das Licht und der Glanz jeder andern Tugend. Ich will Euch demnach ein Ge-

schichtchen erzählen, das nach meinem Bedünken recht artig ist, und dessen Beherzigung gewiß nicht anders, als nützlich sein kann.

Wisset demnach, daß unter manchen andern adeligen Rittersleuten, die unsere Stadt von Alters her in ihren Mauern gezählt hat, Herr Ruggieri de' Figiovanni einer der besten, und vielleicht der vorzüglichste von allen war. Als einem reichen und hochherzigen Manne schien es ihm, nach der damaligen Sitte und der Art zu leben in Toscana, daß er daselbst nicht Gelegenheit genug hätte, seine großen Eigenschaften gehörig zu zeigen, weswegen er sich entschloß, sich auf eine Zeit lang an den Hof des Königs Alphonsus von Spanien zu begeben, welcher in jenen Zeiten vor allen andern Fürsten und Herren wegen seiner fürstlichen Tugenden besonders berühmt war. Er zog demnach, mit Waffen und Pferden wohl gerüstet, und mit einem ansehnlichen Gefolge von Dienern und Knechten nach Spanien, und ward von dem Könige sehr gnädig empfangen. Hier that er sich durch seinen glänzenden Aufwand und durch seine ritterlichen Handlungen sehr bald hervor, und zeigte sich als einen tapfern und verständigen Rittersmann. Nachdem er sich nun schon lange in Spanien aufgehalten, und das Benehmen des Königs fleißig beobachtet hatte, schien es ihm, daß dieser bald dem einen, bald dem andern, ohne Auswahl Schlösser, Städte und Landgüter schenkte, und sie manchmal Demjenigen gäbe, der sich wenig daraus machte, und da er selbst gar nichts geschenkt bekam, so glaubte er (weil er nicht weniger auf sich hielt, als er werth war), daß seine Ehre dadurch sehr gekränkt würde; daher er sich wieder zur Abreise entschloß, und vom Könige Abschied nahm. Der König ertheilte ihm denselben, und schenkte ihm eins der schönsten Maulthiere, welches dem Herrn Ruggieri bei seiner vorhabenden langen Reise wohl zu statten kam.

Der König befahl indessen einem vertrauten Diener, auf irgend eine Art Gelegenheit zu suchen, mit ihm zu reiten, ohne daß es jedoch den Anschein hätte, als wenn der König ihn abschickte, und sich alles, was Ruggieri von ihm sagen würde, so zu bemerken, daß er es ihm wieder erzählen könnte, und ihm dann am folgenden Tage den Befehl des Königs zu melden, zu ihm wieder zurück zu kommen.

Der Diener gab Achtung, wie Ruggieri aus der Stadt ritt, und fand bald Gelegenheit, unter dem Vorwande, daß er auch nach Italien reisen wollte, mit ihm Gesellschaft zu machen. Indem nun Ruggieri das Maulthier ritt, das ihm der König geschenkt hatte, und sich mit seinem Gefährten

in allerlei Gespräche einließ, sagte dieser unter andern, wie es ungefähr um die dritte Morgenstunde war: „Ich dächte, wir könnten auch unsere Thiere wohl einmal stallen lassen." Man hielt also still, und alle Thiere stallten, bis auf das Maulthier des Ruggieri. Man ritt demnach weiter, und der königliche Diener fuhr fort, auf alle Worte des Ritters zu merken. Indessen kam man an einen Fluß, wo man die Thiere trinken ließ, und nun stallte das Maulthier des Ritters mitten im Wasser.

„Daß Dich der Himmel züchtige! Du Bestie (sprach Ruggieri). Du bist eben so, wie der Herr, der Dich mir geschenkt hat."

Diese Worte merkte sich der königliche Diener; denn obwohl er den ganzen Tag über Alles, was Ruggieri sagte, aufmerksam beobachtet hatte, so hatte er doch nichts von ihm gehört, als was zum größesten Lobe des Königs gereichte. Wie sie nun am folgenden Morgen wieder zu Pferde stiegen, um sich auf den Weg nach Toscana zu machen, that der Diener dem Ritter den Befehl des Königes kund, worauf Ruggieri den Augenblick umlenkte.

Wie der König hörte, was Ruggieri von dem Maulthiere gesagt hatte, ließ er ihn zu sich rufen, empfing ihn sehr gnädig, und fragte ihn, warum er ihn mit seinem Maulthiere, oder das Maulthier mit ihm verglichen hätte.

Ruggieri antwortete ihm freimüthig: „Sire, ich verglich das Maulthier mit Euch, weil Ihr Geschenke macht, wo sie übel angewandt sind, und schenkt denen nichts, die es Euch danken würden; so wie das Maulthier nicht stallte, da wo es sich schickte, sondern zur Unzeit, da wo es sich nicht schickte."

„Herr Ruggieri (antwortete der König), wenn ich Euch keine Geschenke gemacht habe, so wie manchen Andern, die es viel weniger verdienten, als Ihr, so kömmt es nicht daher, daß ich Euch nicht für einen trefflichen Rittersmann, und der trefflichsten Ehrengeschenke würdig gehalten hätte; sondern der Zufall allein ist Euch nicht günstig gewesen. Daß nur dieser, und nicht ich, Schuld daran gewesen sei, davon will ich Euch einen überzeugenden Beweis geben."

„Es verdrießt mich nicht, gnädiger Herr (versetzte Ruggieri), daß ich von Euch kein Geschenk erhalten habe, weil ich es mir nicht wünschte, um dadurch reicher zu werden; sondern es verdroß mich nur, daß Ihr nicht auf irgend eine Weise meinem Verdienste ein rühmliches Zeugniß widerfahren

ließet. Nichtsdestoweniger nehme ich Eure Rechtfertigung als gültig und befriedigend an, und bin bereit, Dasjenige zu sehen, was Ihr mir zeigen wollt; wiewohl ich auch ohne weiteres Zeugniß Euch willig glaube."

Der König führte ihn hierauf in einen großen Saal, in welchem er zwei große verschlossene Kisten hatte aufstellen lassen. Hier sprach er in Gegenwart vieler Zeugen zu dem Ritter: „Herr Ruggieri, in einer dieser Kisten ist meine Krone, das königliche Zepter, der Reichsapfel, und viele von meinen besten Gürteln, Mantelhaken, Ringen, und andern kostbaren Kleinoden. Die andere ist mit nichts, als Erde gefüllt. Wählet Euch eine davon, und betrachtet sie als Euer Eigenthum; vielleicht werdet Ihr sehen, ob ich, oder das Glück, bisher unerkenntlich gegen Eure Verdienste war."

Herr Ruggieri gehorchte dem Willen des Königes, und wählte eine von den Kisten, welche der König gleich zu öffnen befahl, und es fand sich, daß er Diejenige gewählt hatte, die mit Erde gefüllt war.

Der König sprach hierauf lächelnd zu ihm: „Ihr seht nun, Herr Ruggieri, wie wahr Dasjenige ist, was ich Euch von Eurem Schicksale gesagt habe; allein Eure Tugenden verdienen, daß ich mich den Wirkungen seines Eigensinns widersetze. Ich weiß, daß Ihr nicht geneigt seid, Euch in Spanien niederzulassen; deswegen schenke ich Euch hier weder Schloß noch Land, sondern jene Kiste, die Euch das Schicksal nicht gönnte, die ich Euch aber, ihm zum Trotz, schenke, um sie mit in Euer Land zu nehmen, und mein Geschenk, als einen Beweis Eurer Verdienste, zu Eurem Ruhme bei Euren Landsleuten aufzuweisen."

Ruggieri nahm die Kiste, dankte dem Könige dafür, wie es sich für ein so kostbares Geschenk gebührte, und kehrte vergnügt nach Toscana zurück."

Zweite Erzählung.

Ghino di Tacco nimmt den Abt von Cligny gefangen und vertreibt ihm seine Unverdaulichkeit. Wie der Abt nach Rom zurück kommt, versöhnt er den Ghino mit dem Pabste, und macht, daß er zum Spitalritter geschlagen wird.

Schon hatte die ganze Versammlung dem edelmüthigen Betragen des Königs Alphonsus gegen den florentinischen Ritter das gebührende Lob

gezollt, wie der König, der nicht weniger Gefallen daran gehabt hatte, Elisa auftrug, zunächst zu reden.

„Zarte Mädchen (sprach Elisa), man kann nicht leugnen, daß es nicht eine sehr löbliche und große Sache sei, wenn ein König Denjenigen, der ihm gedient hat, großmüthig belohnt hat. Allein was werden wir sagen, wenn man uns von einem Geistlichen erzählt, daß er eine sehr edelmüthige Handlung gegen einen Mann ausübte, den er hätte feindselig behandeln können, ohne daß ihm ein Mensch in der Welt einen Vorwurf deswegen würde gemacht haben? Wir müssen wahrlich gestehen, daß der König blos eine edle, tugendhafte Handlung verrichtete, daß aber der Geistliche ein wahres Wunder that; indem seine Mitbrüder fast alle eigennütziger, als die Weiber, und geschworne Feinde einer jeden großmüthigen Handlung sind. Denn so natürlich es auch einem jeden Menschen ist, sich für erlittene Beleidigungen zu rächen, so gibt es doch gewiß keine Art von Leuten, bei denen die Rachgier so sehr in Wuth ausartet, als bei den Geistlichen, welche den übrigen Menschen Geduld, Langmuth, und besonders Versönlichkeit wegen empfangener Beleidigungen predigen. Wie sich jedoch in diesem Stücke auch ein Geistlicher einst edelmüthig betragen hat, davon will ich Euch eine Geschichte erzählen.

Wie Ghino di Tacco, welcher wegen seiner Gewaltthätigkeiten und Räubereien berüchtigt genug ist, aus Siena verbannt, und mit dem Grafen Santafiore in Fehde begriffen war, wiegelte er Radicofani gegen den päbstlichen Stuhl auf, und ließ, so lange er sich daselbst aufhielt, durch seine Schnapphähne alle und jede Vorbeireisenden berauben.

Zu dieser Zeit war Bonifaz der Achte Pabst in Rom, und der Abt von Cligny, welcher für einen der reichsten Prälaten in der Welt gehalten wird, kam an seinen Hof, und wie er sich einst den Magen verdorben hatte, riethen ihm die Aerzte, nach den Bädern von Siena zu gehen, die ihn gewiß wieder gesund machen würden. Wie er die Erlaubniß dazu vom Pabste erhalten hatte, machte er sich mit einem großen Gefolge von Leuten, Pferden, Lastthieren und Gepäcke auf den Weg, ohne sich um den berüchtigten Ghino zu bekümmern.

So bald Ghino von seinem Anzuge Nachricht bekam, lauerte er ihm auf, und schloß ihn ein in einem engen Passe mit allen seinen Leuten, bis auf den letzten Mann. Wie er ihn in der Falle hatte, schickte er einen von seinen verschmitztesten Knappen unter einer hinreichenden Bedeckung an den

Abt, und ließ ihn sehr höflich einladen, bei ihm im Schlosse einzukehren. Der Abt gab zornig zur Antwort, er wollte nicht, weil er mit Ghino nichts zu schaffen hätte, sondern er wäre entschlossen, weiter zu reisen, und er wollte sehen, wer es ihm wehren sollte.

Der Abgesandte erwiederte mit aller Höflichkeit: „Hochwürdiger Herr, Ihr seid an einen Ort gekommen, wo wir uns außer der Allmacht Gottes vor Niemand fürchten, und wo die Bannstrahlen und Interdicte sammt und sonders in die Acht erklärt sind; Ihr werdet demnach am besten thun, Euch in diesem Stücke dem Ghino gefällig zu beweisen."

Während dieser Unterredung hatten die Knappen des Ghino den Abt und die Seinigen bereits von allen Seiten umringt; er zog demnach, wie er sich gefangen sahe, voll Unmuth mit dem Abgesandten nach dem Schlosse, und seine Leute und sein Gepäck mit ihm. Hier hatte Ghino die Anstalt so getroffen, daß man den Abt ganz einsam in ein kleines dunkles Kämmerchen des Palastes einsperrte; alle Uebrigen aber wurden, ein Jeder seinem Range gemäß, in dem Schlosse ganz bequem untergebracht. Die Pferde und das Gepäcke wurden, ohne das Geringste davon anzutasten, in Sicherheit gebracht, und wie dieses geschehen war, ging Ghino selbst zu dem Abte, und sprach zu ihm: „Herr Ghino, dessen Gast Ihr seid, läßt Euch bitten, ihm anzuzeigen, wohin Ihr Willens waret zu reisen, und in welcher Absicht."

Der Abt war klug genug, seinen Stolz an die Seite zu setzen, und sagte ihm, wohin er wollte, und weswegen.

Wie Ghino dieses hörte, begab er sich weg, und nahm sich vor, ihn ohne Bäder gesund zu machen. Er ließ sein Kämmerchen tüchtig einheizen und wohl bewachen, und kam nicht eher wieder zu ihm, als am folgenden Morgen, da er ihm auf einem weißen Tafeltuche ein Paar Schnitte geröstetes Brot vorsetzte, und einen tüchtigen Becher voll Vernaccia von des Abts eigenem Vorrath, wobei er zu ihm sagte: „Herr Abt, wie Ghino jünger war, legte er sich auf die Heilkunde, und er sagt, er habe nie eine bessere Heilart für einen verdorbenen Magen gefunden, als die er bei Euch anwenden will. Die beiden Dinge, die ich Euch hier vorsetze, sollen zum Anfange dienen; nehmt sie also, und habt guten Muth."

Der Abt, der mehr Lust hatte, zu essen, als zu schwatzen, aß das Brot und trank den Wein, wiewohl nicht mit der besten Laune, und sprach hernach

Manches in einem hohen Tone, hatte Vieles zu fragen und zu erinnern, und verlangte vor allen Dingen den Ghino zu sprechen.

Ghino ließ einige Dinge, als gleichgültig, unerwiedert, antwortete auf einige andere sehr höflich, und versicherte, daß Ghino ihn besuchen würde, so bald er Zeit hätte. Hierauf verließ er ihn wieder, und kam am folgenden Tage um dieselbe Zeit abermals mit seiner gewöhnlichen Portion Brot und Wein, und hielt ihn auf diese Weise so lange hin, bis er bemerkte, daß der Abt anfing, trockne Bohnen zu essen, die er absichtlich in der Kammer hatte liegen lassen. Wie er dieses gewahr ward, fragte er ihn in Ghino's Namen, wie er meinte, daß es nunmehr um seinen Magen stände.

Der Abt antwortete: „Ich würde glauben, mich wohl zu befinden, so bald ich nur nicht mehr in seinen Händen wäre, und nächst diesem habe ich kein größeres Verlangen, als mich einmal wieder satt zu essen; so gut finde ich mich durch seine Arznei hergestellt."

Ghino ließ demnach mit des Abts eigenem Geräthe einen schönen Saal für ihn und seine Begleiter zurüsten, und ein großes Mahl bereiten, zu welchem er, außer den Leuten des Abts, auch viele Einwohner des Ortes einladen ließ. Des andern Morgens ging er zu dem Abte, und sagte: „Mein Herr, da Ihr Euch jetzt wohl befindet, so ist es Zeit, daß Ihr Euer Krankenzimmer verlaßt." Er nahm ihn hierauf bei der Hand, und führte ihn in den für ihn bereiteten Saal, wo er ihn bei seinen Leuten ließ, und indessen Anstalt machte, daß es bei dem Gastmahle recht festlich zuginge. Der Abt unterhielt sich ein wenig mit den Seinigen, und erzählte ihnen, wie er gelebt hätte, dagegen sie ihm alle beschrieben, wie trefflich sie von Ghino wären bewirthet worden. Wie nun die Mittagstunde kam, ließ Ghino den Abt und die übrigen Gäste über der Tafel auf's Beste bedienen, gab sich aber immer noch nicht zu erkennen. Nachdem der Abt eine gute Weile am Tische zugebracht, und Ghino indessen veranstaltet hatte, daß alle sein übriges Geräth und Gepäcke in einem andern großen Saale aufgestellt, und seine sämmtlichen Pferde, bis auf das schlechteste Saumroß in einen Hof geführt waren, welcher unter den Fenstern des Saales war, ging dieser zu dem Abte, und fragte ihn, wie er sich befände, und ob er glaubte, genugsam Kräfte gesammelt zu haben, um weiter zu reisen.

Der Abt antwortete, er fühle sich stark genug, und seinen Magen genugsam wieder hergestellt, und ihm würde völlig wohl sein, wenn er nur nicht mehr in der Gewalt des Ghino wäre.

Ghino führte ihn darauf in den andern Saal, wo seine Sachen und seine Diener waren, ließ ihn an ein Fenster treten, von welchem er alle seine Pferde übersehen konnte, und sagte: „Herr Abt, Ihr müßt wissen, daß Ghino ein Edelmann ist, den seine vielen und mächtigen Feinde von Haus und Hof gejagt haben. Die Nothwendigkeit, sich seiner Haut zu wehren und seine adeligen Rechte zu verfechten (und nicht der Muthwille, oder böse Absichten) haben ihn gezwungen, auf der Landstraße zu rauben, und sich gegen den päbstlichen Stuhl aufzulehnen. Ich selbst bin dieser Ghino. Weil Ihr mir nun ein rechtschaffener Herr zu sein scheint, so bin ich nicht Willens, nachdem ich Euch Euren Magen wieder in Ordnung gebracht habe, Euch so zu behandeln, wie ich es mit manchen Anderen machen würde, wenn ich ihn so, wie Euch, in meine Gewalt bekäme, und dem ich ein Lösegeld nach meinem Gefallen vorschreiben würde; sondern ich bitte Euch nur, mir in Rücksicht auf meine Umstände so viel von dem Eurigen mitzutheilen, als Euch selbst beliebt. Hier seht Ihr alle Eure Sachen vor Euch, und aus diesem Fenster könnt Ihr im Hofe alle Eure Pferde sehen. Nehmt demnach so viel ihr wollt, davon zurück, ja nehmet Alles, wenn es Euch gefällt, und bedienet Euch von Stund' an Eures freien Willens, zu gehen, oder zu bleiben, wie es Euch beliebt."

Der Abt verwunderte sich sehr, eine so biedere Sprache von einem Straßenräuber zu hören, und empfand darüber so viel Wohlgefallen, daß sein Zorn und Unwillen in einem Augenblicke verschwanden, und sich in Wohlwollen verwandelten. Er ward auf der Stelle des Ghino Freund, umarmte ihn, und sagte: „Ich schwöre bei Gott, daß ich, um die Freundschaft eines solchen Mannes zu gewinnen, für welchen ich Dich jetzt halte, mir viel größere Unannehmlichkeiten würde gefallen lassen, als ich bisher glaubte, von Dir erlitten zu haben. Verwünscht sei die Ursache, die Dich gezwungen hat, ein so schmähliches Gewerbe zu ergreifen!"

Nach diesen Worten ließ er von seinem beträchtlichen Gepäcke nur ein Weniges, ingleichen nur die nothwendigsten Pferde nehmen, ließ alles Uebrige dem Ghino, und kehrte nach Rom zurück. Der Pabst hatte von der Aufhebung des Abtes schon gehört, und obwohl es ihn sehr verdroß, so konnte er sich doch nicht enthalten, ihn zu fragen, wie ihm das Bad bekommen wäre.

Lächelnd antwortete der Abt: „Heiliger Vater, ich habe viel näher, als bei den Bädern, einen trefflichen Arzt gefunden, der mich vollkommen wieder

hergestellt hat." Er erzählte ihm hierauf, wie es ihm gegangen war. Der Pabst lachte darüber, und der Abt, von Edelmuth getrieben, bat sich in der Folge des Gesprächs eine Gnade von ihm aus. Der Pabst, der sich ganz etwas Anders vermuthete, versprach ihm willig, sein Begehren zu erfüllen, worauf der Abt sagte: „Heiliger Vater, was ich von Euch bitten will, ist, daß Ihr meinen Arzt, Ghino di Tacca, zu Gnaden aufnehmt; denn unter allen Biedermännern, die ich je kennen lernte, ist er gewiß Einer von den ersten, und das Böse, was er begeht, schreibe ich mehr auf die Rechnung des Schicksals, als auf die seinige, und wenn Ihr seine Lage verbessert, indem Ihr ihm irgend Etwas anweiset, wovon er anständig leben kann, so zweifle ich nicht, daß Ihr in kurzer Zeit ebenso von ihm denken werdet, wie ich."

Wie der Pabst dieses hörte, welcher selbst großmüthig war und redliche Männer hochschätzte, zeigte er sich sehr bereitwillig und sagte: wenn Ghino wirklich ein solcher Mann wäre, wie der Abt ihn beschriebe, so möchte er ihn nur auf sein Wort kommen lassen.

Ghino kam also auf Veranstaltung des Abtes unter sicherem Geleit nach Hofe. Der Pabst erkannte bald seine guten Eigenschaften, nahm ihn zu Gnaden auf, ließ ihn zum Spitalritter schlagen und schenkte ihm eine Großpriorei des Ordens, die er auch als ein Diener und Freund der heiligen Kirche und des Abts von Cligny Zeitlebens besaß."

Dritte Erzählung.

Mithridanes, der im Begriff ist, den Nathan aus Eifersucht über seine Wohlthätigkeit umzubringen, trifft ihn an, ohne ihn zu kennen, und erfährt von ihm selbst, wie er ihm am leichtesten beikommen kann. Dem zu Folge findet er ihn in einem Wäldchen, wird beschämt indem er ihn erkennt, und wird sein Freund.

Alle und Jede betrachteten es wie ein halbes Wunder, daß ein Geistlicher irgend etwas Edles und Großes hätte thun können. Wie indessen die Frauenzimmer aufhörten, davon zu reden, befahl der König dem Filostrato, eine neue Geschichte zu erzählen.

„Edle Jungfrauen (sprach Filostrato)! Groß war die Freigebigkeit des Königs von Spanien, und vielleicht war die Großmuth des Abts von Cligny vollends etwas Unerhörtes: doch werdet Ihr vermuthlich mit

nicht geringerer Verwunderung von einem Manne hören, dessen Edelmuth gegen einen Andern, der ihm nach seinem Blut und Leben stand, so weit ging, daß er selbst sich Mühe gab, ihm Beides aufzuopfern, welches auch gewiß geschehen wäre, wenn Jener es ihm hätte rauben wollen; wie ich Euch in einer kurzen Geschichte erzählen will.

Wenn wir den Versicherungen einiger Genueser und anderer Reisenden, die in Kitay gewesen sind, Glauben beimessen können, so lebte daselbst einst ein sehr vornehmer und überaus reicher Mann, Namens Nathan. Dieser hatte ein Landhaus, nicht fern von einer Heerstraße, welche ein Jeder nothwendig ziehen mußte, der entweder vom Morgenlande nach dem Abendlande, oder vom Abend- nach dem Morgenlande reisen wollte. Da er nun ein wohlthätiger, gastfreier Mann war und seine edelmüthigen Gesinnungen gern durch Handlungen an den Tag legen mochte, so ließ er, weil es an Handwerkern nicht fehlte, in kurzer Zeit einen von den größesten, prächtigsten und schönsten Palästen, die man jemals gesehen hat, erbauen, und daselbst Alles in reichlicher Menge anschaffen, was nöthig war, um jeden Biedermann nach Stand und Würden aufzunehmen und zu bewirthen, und seine zahlreiche Dienerschaft mußte einen Jeden, welcher ging und kam, mit Fröhlichkeit empfangen und ihm aufwarten.

Wie er schon alt und betagt war und dennoch in seiner Gastfreiheit nicht ermüdete, kam von ungefähr das Gerücht von ihm zu den Ohren eines Jünglings, Namens Mithridanes, der in einem nicht weit entfernten Lande wohnte. Da er sich bewußt war, eben so reich zu sein wie Nathan, so ward er eifersüchtig auf seine Tugenden und auf seinen Ruhm, und beschloß, denselben durch eine noch größere Freigebigkeit zu verlöschen oder zu verfinstern. Er ließ demnach einen ebenso geräumigen Palast bauen, wie der des Nathan, und fing an, einen jeden Vorüberreisenden mit dem größesten Aufwande zu bewirthen, so daß er sich wirklich in kurzer Zeit keinen geringen Namen erwarb. Es traf sich jedoch einmal, indem der junge Mann allein in dem Hofe seines Palasts wandelte, daß ein armes Weiblein durch eine von den vielen Pforten zu ihm hinein kam und ihn um ein Almosen bat, welches er ihr auch gab. Sie kam durch eine andere Pforte wieder herein und bat ihn um ein zweites Almosen, das sie gleichfalls empfing, und so fuhr sie zwölfmal nacheinander fort. Wie sie endlich auch noch das dreizehnte Mal wieder kam, sagte Mithridanes: „Gute Frau, Du wiederholst ziemlich oft Deine Bitte.“ Inzwischen gab er ihr doch wieder

ein Almosen. Wie die Alte seine Worte hörte, rief sie: „O wie bewunderns-würdig ist die Wohlthätigkeit des Nathan! Ich bin zu ihm durch die zwei-unddreißig Pforten eingegangen, die sein Palast ebensowohl wie dieser hat, und habe ihn um Almosen gebeten, und jedesmal hat er es mir gegeben, ohne sich auch nur einmal merken zu lassen, daß er mich wieder erkannt hätte; und hier erkennt man mich schon das dreizehnte Mal und macht mir Vorwürfe."

Mit diesen Worten ging die Alte davon und kam nicht wieder. Wie Mithridanes hörte, was sie sagte, und das Lob des Nathan als eine Schmälerung seines eigenen Ruhmes betrachtete, ward er bis zur Wuth entrüstet und dachte: „Wehe mir! wenn werde ich die Freigebigkeit des Nathan, die ich zu übertreffen gedachte, in großen Dingen auch nur erreichen, da ich es ihm im Kleinen nicht einmal gleich thun kann? Wahrlich, alle meine Mühe ist vergebens, wenn ich nicht ihn selbst aus dem Wege räume, und da ihn seine Jahre nicht unter die Erde bringen, so muß ich es nur bald mit eigenen Händen thun." In dieser Anwandlung von Jähzorn machte er sich auf und stieg, ohne sich mit Jemand über seinen Plan zu besprechen, mit einigen wenigen Begleitern zu Pferde, kam am dritten Tage an den Ort, wo Nathan wohnte, und befahl seinen Begleitern, sich nicht merken zu lassen, daß sie ihm angehörten, sondern sich so lange selbst Herberge zu suchen, bis sie nähere Nachricht von ihm erführen.

Er war gegen Abend angekommen. Wie er nun seine Begleiter entfernt hatte, begegnete ihm von ungefähr Nathan selbst, der ohne alle Begleitung, nicht weit von seinem schönen Palaste, in ganz schlichter Kleidung spatzieren ging. Er kannte ihn nicht und fragte ihn, ob er ihm nicht sagen könnte, wo Nathan wohnte.

„Mein Sohn (antwortete Nathan freundlich), das kann Dir in dieser ganzen Gegend Niemand besser sagen, als ich; und wenn Du willst, so bin ich bereit, Dich selbst hinzuführen."

Der Jüngling erwiederte, daß ihm dieses sehr lieb sein würde; allein wenn es möglich wäre, so müßte es auf solche Weise geschehen, daß er von Nathan weder gekannt, noch gesehen würde.

„Auch dieses will ich Dir zu Gefallen thun, weil Du es wünschest," sprach Nathan.

Mithridanes stieg also vom Pferd und ging mit Nathan, der ihn mit allerlei angenehmen Gesprächen unterhielt bis an seinen Palast, wo

Nathan einem von seinen Dienern befahl, das Pferd des Fremdlings in Acht zu nehmen, und ihm zugleich heimlich in's Ohr sagte, er möchte eiligst alle Leute im Hause warnen, sich gegen den jungen Fremdling nicht merken zu lassen, daß er ihr Herr wäre. Wie sie in den Palast traten, führte er den Mithridanes in ein schönes Zimmer, wo ihn Niemand gewahr ward, außer denen, die er selbst zu seiner Aufwartung bestellte; und hier ließ er ihn aufs Beste verpflegen und leistete ihm selbst Gesellschaft.

Mithridanes, den er immer um sich hatte, konnte zwar nicht umhin, ihn wie einen Vater zu verehren; doch fragte er ihn einst, wer er wäre.

„Ich bin (gab er ihm zur Antwort) nur einer der geringsten Diener des Nathan. Von meiner Jugend an bin ich mit ihm aufgewachsen und bin bei ihm alt geworden; ich bin aber bei ihm nie weiter gekommen, als Du siehst; denn obgleich ein jeder Andere Ursache hat, mit ihm zufrieden zu sein, so kann ich mich seiner doch nicht sehr rühmen."

Aus diesen Worten schöpfte Mithridanes Hoffnung, seinen bösen Anschlag leicht und mit weniger Gefahr ausführen zu können. Nathan fragte ihn darauf ohne Umschweif, wer er wäre, und welche Absicht ihn hergeführt hätte, und erbot sich, ihm in Allem nach seinem Vermögen mit Rath und That beizustehen. Mithridanes stand ein wenig bei sich an, was er ihm antworten sollte, entschloß sich aber am Ende, sich ihm gänzlich anzuvertrauen, und nachdem er in einer langen Vorrede ihn um Treue und Verschwiegenheit gebeten hatte, forderte er Rath und Beistand von ihm, indem er ihm zuleich seinen Namen und seine Absicht ohne Zurückhaltung entdeckte.

Nathan konnte zwar die Rede und den grausamen Vorsatz des Mithridanes nicht ohne innerliche Erschütterung mit anhören; doch faßte er sich und antwortete ihm mit ruhigem Blicke, ohne sich lange zu bedenken: „Mithridanes, Dein Vater war ein edler Mann und Du willst ihm nicht nachstehen, und hast deswegen das große Werk unternommen, Dich gegen alle Menschen freigebig und wohlthätig zu beweisen. Ich table Dich auch nicht, daß Du dem Nathan seine Tugenden beneidest, denn wenn ihm Viele nacheiferten, so würde die Welt, die voll Elends ist, bald gut und glücklich werden. Dein Vorsatz, den Du mir eröffnet hast, soll ganz gewiß verschwiegen bleiben; darin kann ich Dir jedoch besser mit gutem Rath, als mit thätiger Hilfe beistehen.

Mein Rath ist dieser: Du siehst von hier aus in einer Entfernung von

ungefähr einer halben Meile ein kleines Gehölz, in welchem Nathan jeden Morgen ganz allein eine geraume Zeit zu seinem Vergnügen umherwandelt. Dort kannst Du ihn ohne Mühe finden und mit ihm verfahren, wie Du es für gut findest. Solltest Du ihn tödten, so geh, um sicher wieder nach Hause zu gelangen, nicht denselben Weg, den Du hergekommen bist, sondern folge demjenigen, der Dich, wie Du sehen wirst, linker Hand aus dem Gehölze führt. Er ist zwar etwas weniger gebahnt, als der andere; allein er führt Dich näher und sicherer nach Hause."

Wie Mithridanes diese Weisung erhalten und Nathan sich entfernt hatte, gab er in der Stille seinen Leuten, die auch in demselben Palaste waren, Nachricht, wo sie ihn am folgenden Tage erwarten sollten. Sobald der neue Tag anbrach, ging Nathan, dem Rathschlage gemäß, welchen er dem Mithridanes gegeben hatte, allein in das Wäldchen und seinem Tode entgegen. Mithridanes stand gleichfalls auf, nahm seinen Bogen und sein Schwert, die einzigen Waffen, die er hatte, stieg zu Pferde und ritt nach dem Wäldchen zu, wo er von ferne den Nathan, ganz allein wandelnd, gewahr ward. Da er wünschte, ihn erst zu sehen und reden zu hören, ehe er ihn erschlüge, so sprengte er auf ihn zu, ergriff ihn bei der Binde, die er um das Haupt trug, und sprach: „Alter, Du bist des Todes."

„Dann habe ich ihn verdient," antwortete Nathan.

Wie Mithridanes seine Stimme hörte und sein Angesicht erblickte, erkannte er ihn augenblicklich für Denjenigen, der ihn so gütig aufgenommen, so vertraulich begleitet und ihm so aufrichtig gerathen hatte. Sein Haß verließ ihn, sein Zorn verwandelte sich in Schamröthe, er warf sein Schwert, das er schon gezückt hatte, von sich; sprang vom Pferde, warf sich dem Greise mit Thränen zu Füßen und sagte: „Jetzt, theurer Vater, erkenne ich in der That Eure Großmuth, indem ich sehe, wie Ihr mit Vorbedacht Alles selbst eingeleitet habt, um Euer Leben in meine Hände zu liefern, welchem ich ohne Ursache nachgestellt und Euch dieses selbst offenbart habe. Aber Gott, der in dem entscheidenden Augenblicke besser über mich und über meine Pflicht wachte, als ich selbst, hat mir die Augen geöffnet, welche mein schändlicher Neid mir verschlossen hatte; und je mehr Ihr bereit gewesen seid, mir zu willfahren, um desto mehr ist es meine Pflicht, mein Verbrechen zu bereuen. Rächet Euch demnach an mir, so wie Ihr glaubt, daß mein Vergehen es verdient."

Nathan hieß ihn aufstehen, umarmte ihn zärtlich und sagte: „Mein

Sohn, Du magst Deinen Vorsatz böse nennen oder nicht, so brauchst Du deswegen nicht um Vergebung zu bitten; denn Du faßtest ihn nicht aus Haß, sondern aus Ruhmsucht. Sei demnach unbesorgt vor mir, und sei versichert, daß kein Mensch in der Welt Dich mehr liebt, als ich, indem ich Deinen emporstrebenden Geist erwäge, der Dich antreibt, nicht Reichthümer anzuhäufen, wie die Geizigen thun, sondern Deine gesammelten Schätze wohl anzuwenden. Schäme Dich auch nicht, daß Du getrachtet hast, mir das Leben zu nehmen, um Dich berühmt zu machen, und glaube ja nicht, daß ich mich darüber verwundere. Die größesten Kaiser und die berühmtesten Könige haben fast durch keine andere Kunst ihre Grenzen erweitert und folglich ihren Ruhm vermehrt, als durch Todtschlag, und zwar haben sie nicht, wie Du thun wolltest, nur *einen* Menschen, sondern viele Tausende hingeopfert, Länder verheert und versengt, und Städte dem Erdboden gleich gemacht. Wenn Du demnach, um Dich berühmter zu machen, mich einzelnen Mann aus dem Wege räumen wolltest, so thatest Du nichts Außerordentliches, sondern etwas sehr Gewöhnliches."

Mithridanes suchte sein verkehrtes Vorhaben nicht zu bemänteln, sondern wußte es dem *Nathan* Dank, daß er selbst es so glimpflich entschuldigte. Indem er das Gespräch fortsetzte, bezeigte er ihm sein Erstaunen darüber, daß *Nathan* sich hätte entschließen können, seine Absicht zu befördern und ihm selbst dazu Rath zu geben.

Nathan antwortete: „*Mithridanes*, Du mußt Dich über meinen Rath und über meinen Entschluß nicht wundern; denn seitdem ich Herr über meine Handlungen gewesen bin und gesucht habe, Dasjenige zu thun, was Du gleichfalls unternommen hast, ist Niemand zu mir in mein Haus gekommen, dem ich nicht nach meinem besten Vermögen Alles gewährt hätte, was er von mir verlangte. Du kamst und trachtetest nach meinem Leben, und wie ich Dich Deinen Wunsch äußern hörte, wollte ich nicht, daß Du der Einzige sein solltest, der mich unbefriedigt verließe; darum entschloß ich mich ohne Bedenken, Dir mein Leben aufzuopfern, und damit es Dir nicht fehlte, so gab ich Dir selbst den Anschlag, wie Du mir mein Leben rauben könntest, ohne das Deinige in Gefahr zu setzen. Und darum sage ich Dir noch einmal und bitte Dich, nimm es mir, wenn es Dir behagt, und erfülle Deinen Wunsch; ich wüßte nicht, wie ich es besser verlieren könnte. Ich habe es nun achtzig Jahr genossen und es nach meinem Wohlgefallen und Vergnügen angewandt, und ich weiß, daß mir nach dem Gange, welchen die Natur

gewöhnlich mit andern Menschen und mit allen Dingen überhaupt nimmt, nur noch eine kleine Frist übrig bleibt, und diese zu verschenken, wie ich bisher meine Schätze verschenkt und verwendet habe, scheint mir besser, als mein Leben so lange behalten zu wollen, bis die Natur es mir wider meinen Willen abnimmt. Hundert Jahre sind nur ein kleines Opfer, wie viel mehr denn sechs oder acht, die ich noch erleben könnte? Nimm es also, wenn es Dir behagt; ich bitte Dich darum, denn in meinem ganzen Leben habe ich noch Niemand gefunden, der es begehrt hätte, und wenn Du, der Du darnach trachtetest, es nicht nimmst, so weiß ich nicht, wenn sich ein Liebhaber dazu finden wird. Und gesetzt, es fände sich auch ein Anderer, so weiß ich doch, daß es mit den Jahren immer mehr von seinem Werthe verliert. Nimm es denn, ich bitte Dich, ehe es noch mehr in seinem Werthe sinkt."

Mithridanes schämte sich und sprach: „Gott bewahre, daß ich ein so theures Gut, wie Euer Leben, Euch rauben oder länger darnach trachten sollte, wie ich einst gethan habe! Ehe ich die Jahre desselben verkürzen wollte, wünschte ich lieber, wenn es möglich wäre, sie mit den meinigen zu verlängern."

„Und wenn Du das könntest, wolltest Du es dann wirklich auch thun?" fragte Nathan hastig.

„Ja wohl!" antwortete Mithridanes mit Freudigkeit.

„Wohlan, so thue was ich Dir sagen will (sprach Nathan). Du, als ein junger Mann, bleibst unter dem Namen Nathan in diesem Hause, und ich beziehe das Deinige und lasse mich künftig Mithridanes nennen."

Mithridanes antwortete: „Wenn ich so löblich zu handeln verstände, wie Ihr es versteht und verstanden habt, so würde ich ohne langes Bedenken Euer Anerbieten annehmen; allein da ich gewiß weiß, daß mein Betragen den Ruhm des Nathan nur vermindern würde, und da ich einem Andern Dasjenige nicht verderben mag, was ich an mir selbst nicht zur Vollkommenheit zu bringen verstehe, so muß ich es ausschlagen."

So führten Mithridanes und Nathan noch manche angenehme Gespräche mit einander, und gingen zusammen zurück nach dem Palaste, wo Nathan den Mithridanes noch einige Tage aufs Gastfreieste bewirthete, und ihn mit aller Sorgfalt und Weisheit in seinem großen und löblichen Bestreben bestärkte. Wie endlich Mithridanes den Wunsch äußerte, mit den Seinigen wieder nach Hause zu reisen, entließ ihn Nathan, nachdem

er ihn völlig überzeugt hatte, daß er ihn an Güte und Wohlwollen nimmermehr würde übertreffen können."

Vierte Erzählung.

Herr Gentile de Carisendi kommt von Modena und rettet eine geliebte Dame, die man für todt gehalten hatte, aus dem Grabe. Nachdem sie wieder zur Besinnung gekommen ist, wird sie von einem Knaben entbunden, und Herr Gentile überliefert sie sammt ihrem Kinde ihrem Gemahl.

Alles staunte vor Wunder, daß Jemand sein eigenes Blut und Leben aufopfern könnte, und man gestand sich einmüthig, daß Nathan den König von Spanien und den Abt von Cligny an Großmuth übertroffen hätte. Nachdem jedoch Vieles darüber hin und her war gesprochen worden, gab der König Lauretta einen Wink, das Wort zu nehmen, welches auch unverzüglich geschah.

„Meine jungen Freundinnen (sprach sie), man hat uns lauter sehr schöne und herrliche Sachen erzählt, und wir Alle sind noch so voll von den erhabenen und trefflichen Dingen, die wir gehört haben, daß ich nicht weiß, was uns noch übrig bleibt, wenn wir nicht die Liebesgeschichten zu Hülfe nehmen, die uns noch immer reichlichen Stoff zur Unterhaltung darbieten. Deswegen, und weil überdies solche Dinge unsern jugendlichen Jahren am meisten angemessen sind, will ich Euch von einer edelmüthigen Handlung eines Liebhabers erzählen. Ihr werdet sie nach reiflicher Ueberlegung vielleicht nicht weniger bewundern, als irgend etwas von dem, was man Euch bereits gezeigt hat, wenn es wahr ist, daß man gern seine Schätze aufopfert, alle Feindseligkeiten vergißt, und sein Leben, ja was noch mehr ist, seine Ehre und seinen guten Namen tausend Gefahren aussetzt, um zu dem Besitze des geliebten Gegenstandes zu gelangen.

In der berühmten Stadt Bologna in der Lombardei war einmal ein Rittersmann, der nicht weniger wegen seiner Tugenden, als wegen seines Adels, sehr hochgeachtet war, und Messer' Gentile Carisendi hieß. Dieser junge Edelmann verliebte sich in eine Dame, Namens Madonna Catalina, die Gattin eines gewissen Niccoluccio Caccianimico; weil sie aber seine Liebe nicht erwiederte, so ging er aus Verzweiflung nach Modena, wo er zum Stadthauptmann erwählt ward. Wie Nicco-

luccio nun einst von Bologna abwesend war, und seine Frau, die sich hoch schwanger befand, sich auf einem Landhause, ungefähr drei Meilen von der Stadt aufhielt, bekam sie plötzlich einen so heftigen Anfall von Krankheit, daß alle Merkmale des Lebens bei ihr verschwanden, und daß sie deswegen auch von ihrem Arzte für todt gehalten ward. Weil nun ihre nächsten Verwandten versicherten, von ihr gehört zu haben, daß sie in ihrer Schwangerschaft noch nicht so weit gekommen wäre, daß die Frucht zur Reife gediehen sein könnte, so ward sie ohne weitere Umstände, unter vielen Thränen der Ihrigen in einem Kirchengewölbe beigesetzt. Dieses ward dem Herrn Gentile unverzüglich von einem Freunde gemeldet, und so wenig er sich auch der Güte seiner Dame zu rühmen hatte, so betrübte er sich doch über diese Nachricht, und dachte bei sich selbst: „Katharina Du bist nun todt. In Deinem Leben konnte ich nie einen Blick von Dir erhalten; doch jetzt, da Du Dich nicht wider mich sträuben kannst, will ich Dir wenigstens im Tode noch einen Kuß rauben." Es war schon Abend, wie er mit diesem Vorsatze in Begleitung eines Dieners heimlich zu Pferde stieg, und ungesäumt nach dem Orte ritt, wo die Dame begraben lag. Er öffnete das Grab, legte sich an die Seite der geliebten Leiche, und seine Wange an die ihrige, und küßte sie einigemal mit vielen Thränen. Wie nun aber die Begierden der Menschen keine Grenzen kennen, sondern immer weiter und weiter gehen, zumal bei den Verliebten, so dachte Dieser auch, indem er schon im Begriff war, wieder weg zu gehen: „Ei, warum soll ich nicht, da ich einmal hier bin, einmal ihren Busen berühren, da ich sie nie wieder berühren werde und nie berührt habe?" Er konnte diesem Triebe nicht widerstehen, legte seine Hand auf ihren Busen, und glaubte nach einer kleinen Weile zu fühlen, daß ihr Herz unter seiner Hand schlüge. Wie er nun alle Furcht beiseite setzte, und fortfuhr, sie genauer zu beobachten, überzeugte er sich bald, daß sie nicht todt war, wiewohl er nur wenige und schwache Spuren des Lebens an ihr bemerkte. Er hob sie demnach mit Hilfe seines Dieners sanft aus dem Grabe, setzte sie vor sich auf sein Pferd, und brachte sie in der Stille nach seinem Hause in Bologna. Seine Mutter, eine vortreffliche und verständige Frau, welche das Haus bewohnte, und von ihrem Sohne den ganzen Vorgang erfuhr, eilte, sie durch laue Bäder und gelinde Erwärmung wieder herzustellen, und es gelang ihr, die schlummernden Lebensgeister bei ihr wieder zu erwecken. Indem sie zur Besinnung kam, hob ein tiefer Seufzer ihre Brust, und sie fragte, wo sie wäre.

„Sei ruhig, Liebe (antwortete die verständige Matrone); Du bist in guten Händen."

Wie sie sich endlich völlig erholte und um sich blickte, und nicht wußte, an welchem Orte sie sich befand, und wie sie vollends den Gentile um sich sahe, fragte sie voll Verwunderung seine Mutter, wie sie dahin gekommen wäre.

Herr Gentile erzählte ihr Alles umständlich; sie ward sehr gerührt dadurch, und dankte ihm nach einer kleinen Weile von ganzem Herzen; doch beschwor sie ihn zugleich bei seiner Rittersitte, sich in seinem Hause kein Betragen gegen sie zu erlauben, welches ihrer Ehre, und der Ehre ihres Gemahls zuwider wäre, und sie, sobald es Tag würde, nach ihrem eigenen Hause bringen zu lassen.

„Madonna (erwiederte Gentile), was auch sonst meine Wünsche gewesen sein mögen, so will ich doch weder jetzt noch künftig, weder hier noch anderswo, Euch anders begegnen, als einer geliebten Schwester, nachdem mir Gott die Gnade erwiesen hat, Euch aus dem Grabe mir lebendig wieder zu geben, und meine vormalige Liebe zum Werkzeuge Eurer Erweckung zu gebrauchen. Weil jedoch die Wohlthat, die Euch durch mich in dieser Nacht widerfahren ist, einige Belohnung verdient, so müßt Ihr mir eine Gefälligkeit nicht abschlagen, um welche ich Euch bitten will."

Sie gab ihm liebreich zur Antwort, sie wäre willig, ihm Alles zu gewähren, was sie ohne Verletzung ihrer Ehre vermögend wäre zu thun.

„Madonna (sprach hierauf Gentile), alle Eure Verwandten und Jedermann in Bologna glauben ganz gewiß, daß Ihr gestorben seid, und Niemand wird Euch in Eurem Hause erwarten. Ich bitte Euch deswegen, so lange bei meiner Mutter hier verborgen zu bleiben, bis ich von Modena wieder herkomme, welches nicht lange währen soll. Ich wünsche dieses aus keiner andern Ursache, als weil ich Euch gerne, als ein kostbares Geschenk, in Gegenwart der angesehensten Männer dieser Stadt Eurem Gemahl überliefern möchte."

Die Dame, welche wußte, wie Vieles sie dem Ritter zu danken hatte, und sein Begehren anständig fand, bequemte sich, ihm gefällig zu sein, und versprach es ihm auf ihre Ehre, obgleich sie sehnlich gewünscht hätte, die Ihrigen unverzüglich durch ihre Auferweckung zu erfreuen. Doch kaum hatte sie ihre Antwort von sich gegeben, so fühlte sie, daß die Stunde ihrer Entbindung sich einstellte, in welcher ihr die Mutter des Gentile so lieb-

reich Beistand leistete, daß sie in einer kleinen Weile einen schönen gesunden Knaben zur Welt brachte. Dieser Umstand verursachte dem Herrn Gentile und ihr selbst eine doppelte Freude. Herr Gentile machte Anstalt, daß sie mit allem Nöthigen wie seine eigene Gemahlin bedient ward, und ritt hierauf nach Modena, wo er so lange blieb, bis die Zeit seiner Amtsverwaltung zu Ende ging. Wie er nun nach Bologna zurück kam, veranstaltete er am Tage seiner Ankunft ein großes Gastmahl in seinem Hause, zu welchem viele angesehene Leute, und unter Andern auch Niccoluccio Caccianimico, eingeladen wurden. Wie er nun ankam und vom Pferde stieg, und seine Gäste versammelt fand, und auch die Dame frischer und gesunder als jemals mit ihrem Kleinen vorgefunden hatte, setzte er sich mit großer Freude mit seiner Gesellschaft zu Tische, und ließ sie mit den herrlichsten Speisen bedienen. Wie die Mahlzeit fast zu Ende ging und er vorher der Dame seine Absicht entdeckt, und mit ihr Abrede genommen hatte, wie sie sich verhalten sollte, sprach er zu seinen Gästen: „Meine Herren, ich habe gehört, das man in Persien einen Gebrauch haben soll, den ich sehr gut finde, nämlich, daß man einen Freund, den man besonders ehren will, zu sich einladet, und ihm diejenige Person zeigt, die man am liebsten hat, sie sei Weib, Geliebte, Tochter, oder wer sie wolle, zum Zeichen, daß man ihm eben so gerne sein eigenes Herz (wenn man könnte) zeigen würde, als man ihm diese sehen läßt. Ich bin Willens, diese Sitte hier in Bologna zu beobachten. Ihr, meine Herren, habt mich an meinem Tische mit Eurer Gegenwart beehrt, und ich will suchen, Euch auf gut Persisch wieder eine Ehre zu erweisen, indem ich Euch Dasjenige zeige, was mir in der Welt das Liebste ist und sein muß. Ehe ich aber Dieses thue, bitte ich Euch, mir vorher eine Frage zu beantworten, die ich Euch vortragen will. Ein Mann hat in seinem Hause einen guten treuen Diener, welcher gefährlich krank wird. Ohne das Ende dieses Menschen abzuwarten, läßt ihn sein Herr auf die Straße hinaustragen und bekümmert sich weiter nicht um ihn. Ein Fremder geht vorüber, hat Mitleiden mit dem Kranken, nimmt ihn in sein Haus, und bringt ihn mit vieler Mühe und Pflege wieder zu seiner Gesundheit. Nun möchte ich gerne wissen, ob sein voriger Herr sich mit Recht würde beklagen können, wenn ihn Jener in seinem Dienste behielte, und sich weigerte, ihn wieder heraus zu geben?"

Die Herren sagten Verschiedenes über diese Frage, und baten zuletzt einstimmig den Niccoluccio Caccianimico, der ein sehr guter und an-

genehmer Redner war, sie zu beantworten. Niccoluccio begann damit, daß er die persische Sitte lobte, und sagte hierauf, er wäre mit allen übrigen Herren der Meinung, der erste Herr habe nicht mehr das geringste Recht an seinen Diener, da er ihn in seiner hilflosen Lage nicht nur verlassen, sondern gar verstoßen habe. Er sei vielmehr, vermöge der empfangenen Wohlthaten, der Knecht des zweiten geworden, und wenn Dieser ihn behalte, so geschehe dem ersten dadurch weder Gewalt, noch Unrecht, oder irgend eine Beleidigung.

Alle übrigen Gäste, unter welchen sich viele verständige Männer befanden, erklärten einstimmig, daß sie eben der Meinung wären, welche Niccoluccio geäußert hätte. Der Ritter, dem diese Antwort sehr lieb war, und dem es noch mehr Vergnügen machte, daß Niccoluccio sie gegeben hatte, sagte, er selbst wäre gleichfalls dieser Meinung. „Und nunmehr (sprach er) ist es Zeit, daß ich Euch die versprochene Ehre erweise." Er rief hierauf zwei seiner Diener, sandte sie zu der Dame, die er aufs Prächtigste hatte kleiden und schmücken lassen, und ließ sie bitten, die Gesellschaft mit ihrer Gegenwart zu erfreuen. Sie trat bald darauf, mit ihrem niedlichen Knaben auf dem Arm, begleitet von den beiden Dienern, in den Saal, und setzte sich auf Begehren des Ritters neben einem von den Gästen. „Meine Herren (sprach Herr Gentile), hier seht Ihr Diejenige, die mir jetzt und immer das Liebste in der Welt ist und sein wird. Betrachtet sie, und urtheilet selbst, ob sie es verdient, und ob ich Recht habe."

Die Herren bezeigten ihr ihre Ehrerbietung, priesen sie sehr, und erklärten dem Ritter, daß sie ihm von Rechtswegen theuer sein müßte; und indem sie sie mit Aufmerksamkeit betrachteten, so waren Viele unter ihnen, welche sie für Diejenige würden gehalten haben, die sie wirklich war, wenn sie nicht geglaubt hätten, daß sie todt wäre. Am meisten heftete Niccoluccio seine Augen auf sie, und indem der Ritter sich auf einen Augenblick entfernt hatte, konnte er seine Neugier, zu wissen, wer sie wäre, nicht zurück halten und fragte sie, ob sie aus Bologna wäre oder nicht.

Es kostete der Dame viele Ueberwindung, auf die Frage ihres Gemahls nicht zu antworten; allein sie schwieg, weil sie es dem Ritter versprochen hatte. Ein Anderer fragte sie, ob der Knabe ihr eigenes Kind wäre; wieder ein Anderer, ob sie die Gattin des Gentile oder ob sie sonst mit ihm verwandt wäre; allein sie gab Keinem eine Antwort. Indem nun Herr Gentile wieder herein trat, sprach Einer von den Gästen: „Mein Herr, Ihr

habt da in der That eine große Schönheit; allein sie scheint ja stumm zu sein. Ist sie es wirklich?"

„Meine Herren (antwortete Gentile), es ist kein geringer Beweis ihrer Tugend, daß sie in Eurer Gegenwart nicht gesprochen hat."

„So saget uns denn selbst, wer sie ist!" sprach Jener.

„Das will ich gerne thun (versetzte der Ritter), wenn Ihr Alle mir versprechen wollt, daß Niemand sich von seiner Stelle bewegen will, bis ich meine Erzählung geendigt habe."

Ein Jeder versprach es, und da die Tafel bereits aufgehoben war, so setzte sich Herr Gentile neben die Dame, und sagte: „Meine Herren, eben diese Dame ist der gute, treue Diener, wegen dessen ich Euch vorhin meine Frage vorlegte. Die Ihrigen schätzten sie so wenig, daß sie sie, wie eine geringfügige und unnütze Sache auf die Straße warfen, wo ich sie aufnahm, und durch meine Sorgfalt und Mühe sie aus dem Tode in's Leben zurückbrachte. Gott hat meine gute Absicht angesehen, und hat sie aus einer reizlosen Leiche wieder so schön werden lassen, wie Ihr sie seht. Damit Ihr aber deutlich versteht, wie dieses zugegangen ist, so will ich es Euch kürzlich erklären."

Er erzählte hierauf Alles, was von dem ersten Anbeginn seiner Liebe, als zur gegenwärtigen Stunde vorgefallen war, zum großen Erstaunen aller Anwesenden, und er beschloß mit diesen Worten: „Wenn Ihr demnach alle (und Niccoluccio insbesondere) nicht seit wenigen Augenblicken Eure Meinung geändert habt, so gehört diese Dame mit allem Rechte mir, und kein Anderer darf sie von Rechtswegen mir abfordern."

Alle schwiegen, und waren voll Erwartung, was er weiter sagen würde, und Niccoluccio nebst einigen Andern, so wohl als die Dame, waren bis zu Thränen gerührt. Doch Herr Gentile stand auf, nahm das Knäbchen auf seinen Arm, und die Dame bei der Hand, ging zum Niccoluccio, und sprach zu ihm: „Steh auf, Gevatter, ich übergebe Dir hier nicht Deine Frau, die von Dir und von ihren Verwandten verwahrloset ward, sondern meine Gevatterin, nebst diesem Knaben, von dem ich versichert bin, daß Du ihn gezeugt hast. Ich habe ihn aus der Taufe gehoben, und ihm den Namen Gentile gegeben; und ich beschwöre Dich, Deine Frau darum nicht minder zu lieben, weil sie fast drei Monate in meinem Hause gewohnt hat, denn ich schwöre Dir bei dem Gott, der es mir vielleicht eingegeben hat, mich in sie zu verlieben, damit meine Liebe ihr das Leben

retten möchte, daß sie weder in dem Hause ihrer Eltern, noch in dem Deinigen jemals keuscher gelebt hat, als in dem meinigen bei meiner Mutter." Hierauf sprach er zu der Dame: „Madonna, ich erlasse Euch von diesem Augenblick an Eures Versprechens, und übergebe Euch frei und ledig Eurem Niccoluccio." Indem er demselben mit diesen Worten seine Gattin und sein Söhnchen in die Arme geliefert hatte, trat er zurück, und setzte sich nieder.

Niccoluccio empfing seine Gemahlin und ihr Kind mit desto größerer Wonne, je weniger er dieses hatte hoffen können. Er dankte dem Ritter nach seinem besten Vermögen, und alle Uebrigen, die bis zu Thränen gerührt waren, überhäuften ihn (so wie Jeder, der davon hörte) mit Lobeserhebungen. Donna Catalina ward mit unbeschreiblicher Freude in ihrem Hause empfangen, und noch lange darnach ward sie von den Bolognesern wie eine Auferstandene mit Wunder betrachtet, und Messer' Gentile blieb nach dieser Zeit ein beständiger Freund des Niccoluccio und aller seiner und Catalina's Verwandten.

Was sagt Ihr dazu, meine holden Mädchen? Meint Ihr, daß ein König, der sein Zepter und seine Krone verschenkt; daß ein Abt, welcher ohne Mühe und Kosten einen Straßenräuber mit dem Pabst aussöhnt; oder daß ein abgelebter Greis, der seine Kehle dem Dolche seines Feindes darbietet, etwas so Großes gethan habe, als Messer' Gentile? Er, ein junger feuriger Mann, welcher mit Recht auf Dasjenige Anspruch machen zu können glaubte, was ein Anderer weggeworfen, und was er zu seinem Glücke gefunden und aufgehoben hatte, und welcher dennoch seine Glut nicht nur aus Mäßigung unterdrückte, sondern freiwillig Dasjenige, woran er sonst mit allen seinen Sinnen und Gedanken gehangen, und es gern hätte rauben mögen, zurückgab, wie er es in seinen Händen hatte? Wahrlich, mich däucht, Alles was wir gehört haben, reicht nicht bis an dieses Uebermaß von Heldenmuth."

Fünfte Erzählung.

Madonna Dianora fordert von Herrn Ansaldo im Jänner einen Garten, so schön und blühend, wie im Mai. Ansaldo verschafft ihn ihr mit Hilfe eines Schwarzkünstlers. Ihr Gemahl erlaubt ihr darauf, dem Ansaldo zu Willen zu sein; wie dieser aber seine Großmuth erfährt, erläßt er ihr das gegebene Versprechen, und auch der Schwarzkünstler thut Verzicht auf die ihm von Ansaldo versprochene Belohnung.

Nachdem ein Jeder in dem fröhlichen Kreise den Herrn Gentile mit Lobsprüchen bis in den Himmel erhoben hatte, forderte der König Emilia auf zur Nachfolge. Sie schien den Augenblick zum Reden kaum erwarten zu können, und begann, indem sie schnell das Wort nahm, folgendermaßen: „Zarte Mädchen, Niemand kann mit Grund leugnen, daß Herr Gentile nicht sehr großmüthig gehandelt hätte; wenn man aber behaupten wollte, daß ihn Niemand übertreffen könnte, so ließe sich vielleicht ohne Mühe beweisen, daß man wohl noch mehr leisten könne; und davon will ich Euch eine kleine Geschichte erzählen.

Im Friaul, einem Lande, das zwar ein wenig kalt, aber voll angenehmer Gebirge, fischreicher Ströme, und klarer Quellen ist, liegt eine Stadt, Namens Udine, in welcher einst eine schöne und edle Dame wohnte, Dianora genannt, die Gattin eines sehr reichen Mannes, welcher Gilberto hieß, und ein sehr gefälliger angenehmer Mann war. Diese Dame verdiente wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaften die Liebe eines gewissen adeligen und angesehenen Herrn, Namens Ansaldo Gradense, welcher ein allgemein beliebter Mann, und als ein tapfrer Ritter und feiner Weltmann überall gleich berühmt war. Dieser liebte sie mit Inbrunst, und that alles, was er konnte, um ihre Gegenliebe zu gewinnen, und schickte deswegen nicht selten Botschaften an sie: allein er gab sich vergebliche Mühe. Weil ihr nun die Bitten des Ritters endlich zur Last wurden, und weil sie fand, daß er sich nicht abhalten ließ, sie mit seiner Liebe und mit seiner Zudringlichkeit zu verfolgen, obwohl sie ihm Alles abschlug, so kam sie auf den Einfall, durch eine sonderbare Forderung, die er nach ihrer Meinung nie würde erfüllen können, ihn sich vom Halse zu schaffen. Sie sprach demnach einst zu einer gewissen Frau, die er oft zu ihr zu schicken pflegte: „Gute Frau, Du hast mir oft versichert, daß Herr Ansaldo mich über alles liebt, und hast mir in seinem Namen sehr beträchtliche Geschenke versprochen; die er aber gerne für sich behalten mag, weil sie mich nie bewegen können, ihn zu lieben, und

seinen Wünschen nachzugeben; wenn ich aber wüßte, daß er mich wirklich so sehr liebte, wie Du sagest, so würde ich mich geneigt finden lassen, ihn wieder zu lieben, und zu thun was er verlangt. Wenn er mir nun solche Beweise davon geben wollte, wie ich fordere, so würde er über mich gebieten können."

„Was begehrt Ihr denn, das er thun soll, Madonna?" fragte die Alte.

Sie antwortete: „Ich verlange im nächsten Jänner nahe vor dieser Stadt einen Garten voll frischer Kräuter, duftender Blumen, und belaubter Bäume, so schön, wie man sie im Mai nur haben kann. Wenn er mir diesen nicht verschafft, so laß ihn weder Dich, noch Andere jemals wieder zu mir schicken; denn wenn er mich noch weiter reizte, so würde ich, nachdem ich bisher meinem Gemahl und meinen Verwandten Alles verschwiegen habe, es ihnen endlich klagen, und würde suchen, ihn mir vom Halse zu schaffen."

Wie der Ritter hörte, was sie verlangte, fand er die Sache zwar äußerst schwierig, wo nicht unmöglich, und merkte wohl, daß ihre Forderung nichts anderes zur Absicht hatte, als ihm alle Hoffnung zu benehmen; doch nahm er sich vor, nichts unversucht zu lassen, wie weit er ihr Begehren erfüllen könnte. Er schickte deswegen in allen vier Weltgegenden umher, um Jemand aufzusuchen, bei dem er Rath und Hilfe finden könnte, und es gelang ihm wirklich, Jemand anzutreffen, der ihm für einen ansehnlichen Lohn versprach, das Verlangte durch Schwarzkunst zuwege zu bringen. Herr Ansaldo schloß demnach für eine sehr beträchtliche Summe einen Vertrag mit ihm, und sah mit Sehnsucht der bestimmten Zeit entgegen. Wie diese heran kam, und die Kälte sehr heftig, und Alles mit Eis und Schnee bedeckt war, wußte der Künstler es durch seine verborgene Wissenschaft in der Neujahrsnacht zu veranstalten, daß am folgenden Morgen (laut der Versicherung Derjenigen, die es gesehen haben) auf einer schönen Ebene vor der Stadt auf einmal einer der schönsten Gärten, die man jemals irgendwo gesehen hatte, mit Gras und Bäumen, Blumen und Früchten aller Art zum Vorschein kam. Wie Herr Ansaldo dieses zu seiner großen Freude gewahr ward, ließ er die herrlichsten Früchte und die schönsten Blumen abpflücken, schickte sie heimlich zu seiner Dame, und ließ sie einladen, den Garten, den sie verlangt hätte, zu besehen, und sich dadurch von der Größe seiner Liebe zu überzeugen. Zugleich ließ er sie bitten, sich ihres Versprechens zu erinnern, und als eine brave Frau für die Erfüllung desselben zu sorgen.

Wie sie die Früchte und Blumen sahe, und bereits von einigen Leuten von dem wunderbaren Garten gehört hatte, fing sie an, ihr Versprechen zu bereuen. Allein ungeachtet ihrer Reue trieb sie doch die Neugier, mit einigen anderen Damen aus der Stadt den Garten zu besehen, und konnte nicht umhin, ihn zu bewundern; doch kehrte sie höchst betrübt nach Hause zurück, indem sie bedachte, wozu sie sich anheischig gemacht hatte. Ihr Schmerz war so groß, daß sie ihn nicht gänzlich verbergen konnte, sondern auch äußerliche Merkmale davon blicken ließ, welche ihr Mann gewahr ward, und in sie drang, ihm die Ursache davon zu eröffnen. Lange schwieg sie vor Scham; doch endlich fühlte sie sich genöthigt, ihm Alles ausführlich zu entdecken. Gilberto zürnte anfänglich sehr, wie er es hörte; doch wie er die wohlgemeinte Absicht seiner Gemahlin in Betrachtung zog, ließ er seinen Zorn fahren, und sagte: „Dianora, es ziemt sich nicht für eine kluge und sittsame Frau, dergleichen Gesandtschaften zu empfangen, und mit Jemand unter irgend einer Bedingung einen Handel über ihre Keuschheit zu schließen. Die Worte gehen durch das Ohr ein in das Herz, und machen viel mehr Eindruck, als Mancher sich vorstellt, und den Verliebten ist fast nichts unmöglich. Du hast folglich übel gethan, zuerst Gehör zu geben, und hiernächst einen Vertrag einzugehen. Weil ich jedoch die Reinigkeit Deines Herzens kenne, so will ich Dir, um Dich Deines Versprechens zu entledigen, verstatten, was wohl kein Anderer erlauben würde; und dazu bewegt mich zum Theil die Furcht vor dem Schwarzkünstler, mit dessen Hilfe Herr Ansaldo, wenn Du ihm nicht Wort hieltest, sich vielleicht an uns rächen könnte. Du sollst demnach zu ihm gehen, und suchen ihn, wo möglich, zu bewegen, Dich ohne Verletzung Deiner Keuschheit von Deinem Versprechen zu entbinden. Gelingt Dir aber dieses nicht, so überlaß ihm für diesmal Deine Person, ohne ihm Dein Herz zu schenken."

Die Dame weinte, wie sie die Rede ihres Mannes hörte, und wollte durchaus von der Erlaubniß ihres Mannes nicht Gebrauch machen. Gilberto aber bestand, aller ihrer Weigerungen ungeachtet, auf seinem Willen. Sie ging demnach am folgenden Morgen früh, bei Anbruch des Tages, ungeschmückt, unter Vortretung zweier Diener, und von einem Kammermädchen gefolgt, nach dem Hause des Herrn Ansaldo. Wie dieser hörte, daß seine Dame zu ihm kam, wunderte er sich sehr, stand auf, und ließ den Schwarzkünstler rufen. „Du sollst sehen (sprach er zu ihm), welchen Schatz mir Deine Kunst verschafft hat." Hierauf ging er mit ihm, ohne in seinem

Betragen irgend eine unordentliche Begierde blicken zu lassen, der Dame ehrerbietig entgegen, führte sie in ein schönes Zimmer, in welchem ein großes Feuer brannte, nöthigte sie zum Sitzen, und sprach zu ihr: „Madonna, wenn meine unwandelbare Liebe einige Vergeltung von Euch verdient, so bitte ich Euch, die Güte zu haben, mir die wahre Ursache zu sagen, warum Ihr zu dieser ungewöhnlichen Stunde, und in solcher Begleitung zu mir kommt?"

Mit verschämtem Blick und mit Thränen in den Augen gab sie ihm zur Antwort: „Mein Herr, mich hat weder meine Liebe zu Euch, noch mein gegebenes Versprechen hergeführt, sondern der Befehl meines Gemahls, welcher mehr Rücksicht auf die Rastlosigkeit Eurer ungeziemenden Liebe genommen hat, als auf seine eigene Ehre und auf die meinige, und nur auf diesen Befehl bin ich für diesmal erbötig, mich Eurem Willen zu unterwerfen."

Wenn Herr Ansaldo sich über die ersten Worte der Dame verwunderte, so erstaunte er noch mehr über die Großmuth des Herrn Gilberto, welche auf einmal seine brünstige Liebe in ein edleres Mitgefühl verwandelte. „Madonna (sprach er)! das wolle Gott nimmermehr (wenn es sich so verhält, wie Ihr sagt), daß ich die Ehre Desjenigen verletzen sollte, der mit meiner Liebe so viel Nachsicht hat. Ihr sollt nicht länger, als es Euch selbst beliebt, und nicht andern, als wenn Ihr meine Schwester wäret, hier verweilen, und Euch, so bald es Euch gefällt, wieder entfernen. Danket Eurem Gemahl in meinem Namen in solchen Ausdrücken, die Ihr selbst für angemessen haltet, für seine große Güte, und betrachtet mich in Zukunft jederzeit wie Euren Bruder und Diener."

Die Dame war froher, als jemals, wie sie diese Worte hörte. Sie antwortete: „Ich konnte in Rücksicht auf Eure Gesinnungen mit Recht bei meinem Besuche keine andere Behandlung von Euch erwarten, als die Ihr mir widerfahren laßt, und ich bleibe Euch dafür auf immer verbunden." Sie nahm hierauf mit Hochachtung Abschied von ihm, und begab sich mit ihren Begleitern zurück zu ihrem Gemahl, welchem sie Alles erzählte, was vorgefallen war: weswegen zwischen ihm und Herrn Ansaldo die vertrauteste Freundschaft angeknüpft ward.

Wie der Schwarzkünstler, welchem Herr Ansaldo die versprochene Belohnung geben wollte, die Großmuth des Gilberto gegen Ansaldo, und des Ansaldo gegen die Dame sahe, sprach er: „Behüte der Himmel

daß ich in Ansehung meines Lohns weniger edelmüthig handeln sollte, als Gilberto in Rücksicht auf seine Ehre, und Ihr in Ansehung Eurer Liebe! Das Geld ist bei Euch in den würdigsten Händen, und ich bitte Euch, es zu behalten."

Der Ritter hielt sich für beschämt, und wollte ihn bewegen, wo nicht Alles, doch wenigstens einen Theil des Goldes anzunehmen, allein seine Mühe war umsonst. Nach dreien Tagen ließ der Künstler den Garten wieder verschwinden, der Ritter nahm Abschied von ihm, und verbannte aus seinem Herzen seine ungebührliche Liebe, die sich in der Folge in zärtliche Freundschaft für die Dame verwandelte.

Was sagen wir nun, meine liebenswürdigen Damen? Wollen wir eine, wegen vergeblich genährter Hoffnung schon lau gewordene Liebe zu einer halb todten Frau höher schätzen, als das Betragen des Herrn Ansaldo, der noch mit völliger Inbrunst liebte, und der in dem Augenblicke, da seine Erwartung auf's Höchste gespannt war, die so sehnlich erwünschte Beute, so zu sagen, schon in seinen Armen hatte? Mich däucht, es wäre thöricht, wenn man diesen Edelmuth mit jenem vergleichen wollte.

Sechste Erzählung.

Der siegreiche König Karl der Alte verliebt sich in ein junges Mädchen, schämt sich aber seiner thörichten Leidenschaft, und vermählt sie und ihre Schwester mit würdigen Männern.

Wer alles beschreiben wollte, was die Damen untereinander darüber sprachen, wer in der Begebenheit mit Madonna Dianora sich am großmüthigsten bewiesen hätte, Gilberto, Ansaldo, oder der Schwarzkünstler, der hätte vieles zu erzählen. Genug, nachdem der König ihnen etwas Zeit zu ihrem Wortwechsel gegönnt hatte, gab er Fiammetta einen Wink, durch eine neue Erzählung dem Streit ein Ende zu machen. Sie zauderte nicht, und sprach: „Edle Mädchen, ich bin immer der Meinung gewesen, in einer Gesellschaft, wie die unsrige, müßte man so sehr bei allgemeinen Bemerkungen bleiben, daß die gar zu genaue Ausdeutung des Gesagten den Uebrigen keinen Anlaß zum Streit geben könnte. Dieses schickt sich besser für junge Studenten in ihren Schulen, als für uns, die

wir mit dem Rocken und mit der Spindel genug zu thun haben. Obwohl ich demnach eben jetzt etwas im Sinne hatte, das vielleicht verschiedene Urtheile veranlassen könnte, so will ich dieses lieber an die Seite setzen, da ich finde, daß Ihr über das vorhin Gesagte noch uneinig seid, und will Euch statt dessen erzählen, wie einst ein nicht gemeiner Mann, sondern ein großer König, eine adelige Handlung ausübte, die ihm nicht zur Unehre gereichte.

Ihr alle mögt wohl schon oft von dem Könige Karl dem Alten, oder dem Ersten, gehört haben, durch dessen tapfres Unternehmen und seinen darauf folgenden herrlichen Sieg über den König Manfredi die Ghibellinen aus Florenz vertrieben, und die Guelfen wieder in den Besitz desselben versetzt wurden. Bei diesen Umständen war ein gewisser Rittersmann, Namens Messer' Neri degli Uberti mit allen den Seinigen und mit einem großen Vermögen von dort ausgewandert, wollte sich aber nirgends anders, als unter dem Schutze des Königs Karl niederlassen; und um in einer ruhigen Einsamkeit zu leben, und seine übrigen Tage in Ruhe zuzubringen, zog er nach Castell' a Mare, und kaufte sich ungefähr einen Bogenschuß von der Stadt ein Gütchen mitten unter Oelbäumen, Nußbäumen und Kastanien, welche in der Gegend häufig wachsen, ließ sich daselbst ein hübsches bequemes Landhaus bauen, neben dem Hause einen schönen Garten anlegen, und mitten in demselben (weil er an fließendem Wasser keinen Mangel hatte) einen großen klaren Fischteich nach unserer Art, welchen er mit allerlei schmackhaften Fischen besetzen ließ. Indem er sich hier die Verschönerung seines Gartens zum einzigen Geschäfte machte, traf es sich, daß König Karl in der heißen Jahreszeit sich nach Castell a Mare begab, um daselbst eine Zeitlang auszuruhen. Weil er nun von dem schönen Garten des Herrn Neri hörte, bekam er Lust, ihn zu sehen, und da man ihm gesagt hatte, wer er war, so glaubte er, weil er von der gegenseitigen Partei war, mit ihm desto weniger Umstände machen zu können, und ließ ihm sagen, er wollte am folgenden Abend nebst vier Cavalieren in seinem Garten mit ihm zu Nacht essen.

Dem Herrn Neri war dieses sehr lieb; er ließ alles aufs Herrlichste zubereiten, und traf mit den Seinigen Anstalten, um dem Könige den Empfang in seinem schönen Garten recht angenehm zu machen. Nachdem der König den ganzen Garten und das Haus besehen, und alles sehr schön gefunden hatte, fand er die Tafeln neben dem Fischteiche gedeckt, und setzte sich nach dem Händewaschen an eine derselben nieder. Dem Grafen Guido

von Montfort, einem der Cavaliere, die mit ihm gekommen waren, befahl er sich an der einen Seite neben ihm zu setzen, und an der andern mußte Herr Neri Platz nehmen. Die übrigen drei Herren mußten auf seinen Befehl nach der Anweisung des Herrn Neri bei der Tafel aufwarten. Die niedlichsten Speisen wurden aufgetragen, die Weine waren von den besten und köstlichsten, und alles ging mit der schönsten und löblichsten Ordnung zu, ohne alles Geräusch und Verwirrung, welches dem Könige ungemein gefiel. Indem er nun an der Tafel saß, und sich in der lieblichen Einsiedelei recht wohl behagte, traten zwei junge Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren in den Garten, deren goldene Locken in feinen Ringeln ihre Schultern umflossen, und mit leichten ländlichen Kränzen gekrönt waren. Ihre Angesichter glichen an Zartheit der Züge und Farbe mehr Engeln, als Menschen, und ihre schneeweißen Kleider von der allerfeinsten Leinwand schlossen auf der bloßen Haut vom Gürtel aufwärts fest an, indeß sie sich nach unten erweiterten, und bis über die Aenkel hinabreichten. Die eine trug ein Paar Hamen auf der Schulter, die sie mit der Linken faßte, und in der Rechten hielt sie eine lange Stange. Die andere, welche ihr nachfolgte, hatte auf der linken Schulter eine Pfanne, unter dem Arm ein Reisigbündel, und in der Hand einen Dreifuß, und in der Rechten einen Oelkrug und eine kleine brennende Fackel.

Der König verwunderte sich, wie er die Mädchen kommen sahe, und war begierig, zu sehen, was dieses zu bedeuten hätte. Indem die Mädchen sich näherten, bogen sie ehrerbietig und bescheiden die Knie vor dem Könige, und gingen nach der Treppe, wo man in den Teich hinabstieg. Die eine, welche die Pfanne trug, setzte dieselbe nebst den übrigen Sachen nieder, nahm die Stange von der andern, und beide stiegen hinab in das Wasser, welches ihnen bis an die Brust reichte. Einer von den Dienern des Herrn Neri zündete eiligst Feuer an, setzte die Pfanne auf den Dreifuß, that Oel hinein, und wartete, daß die Mädchen ihm Fische zuwürfen. Die eine jagte mit ihrer Stange die Fische aus ihren Schlupfwinkeln ihrer Schwester zu, und diese fing sie, zur nicht geringen Ergötzung des Königes, mit ihren Hamen auf, und so erhielten sie in der Geschwindigkeit eine große Menge Fische, welche der Diener fast lebendig in die Bratpfanne that, indeß die Mädchen von Zeit zu Zeit einige von den schönsten dem Könige, dem Grafen Guido, und ihrem Vater zuwarfen. Der König belustigte sich, die Fische auf der Tafel herumspringen zu sehen, und sie freundlich scherzend den Mädchen

wieder zuzuwerfen, und dieser Scherz ward so lange fortgesetzt, bis der Diener alle diejenigen gebraten hatte, die ihm waren gegeben worden. Diese wurden jedoch mehr als ein Zwischengericht aufgetragen, als daß sie eine Hauptschüssel hätten vorstellen sollen. Wie die Mädchen fanden, daß die Fische fertig waren, und wie sie genug gefischt hatten, stiegen sie wieder aus dem Wasser, in welchem ihr feines leichtes Gewand sich so fest an ihre schönen zarten Glieder angelegt hatte, daß es fast keine einzige ihrer Schönheiten mehr verhüllte. Jede von ihnen hob die Geräthe wieder auf, die sie mitgebracht hatte, ging züchtig erröthend vor dem Könige vorüber, und begab sich wieder nach Hause.

Der König, der Graf und die dienenden Cavaliere hatten die liebenswürdigen Mädchen aufmerksam betrachtet, und ihre Schönheit und reizende Gestalt, und nicht weniger ihre Anmuth und Artigkeit, heimlich bewundert; vorzüglich aber war der König von ihnen ganz entzückt worden. Er hatte in dem Augenblicke, da sie aus dem Wasser stiegen, einen jeden ihrer Reize mit einem so aufmerksamen Staunen gemustert, daß er nichts würde gefühlt haben, wenn man ihn auch mit Nadeln gestochen hätte, und je mehr er an sie dachte, ohne jedoch zu wissen, wer sie wären, um desto lebhafter erwachte in seinem Herzen die Begierde, ihnen zu gefallen, und ließ ihn deutlich genug merken, daß er Ursache hätte, sich sehr in Acht zu nehmen, um nicht verliebt zu werden, inzwischen wußte er selbst nicht, welcher von beiden er den Vorzug geben sollte; so sehr waren sie in allen Dingen einander ähnlich. Nachdem er eine Zeitlang darüber hin und her gedacht hatte, fragte er endlich den Herrn Neri, wer die beiden Jungfrauen wären?

„Sire (antwortete Herr Neri), sie sind meine Töchter und Zwillingsgeschwister Die eine nennt man Ginevra die Schöne, und die andere Isotta die Goldlockige."

Der König rühmte sie sehr, und ermahnte ihn, sie zu verheiraten, worauf aber Herr Neri so viel möglich vermied, eine bestimmte Antwort zu geben. Indem nun die Mahlzeit bis auf den Nachtisch vorbei war, kamen die beiden Jungfrauen wieder, in schönen seidenen Gewändern, mit zwei großen silbernen Schüsseln, gefüllt mit allerlei Früchten, welche die Jahrszeit darbot, und stellten sie vor dem Könige auf die Tafel. Darauf traten sie einige Schritte zurück, und sangen ein Lied, welches mit den Worten anfing:

Wie weit Du, Liebe, mich gebracht
das ist fürwahr nicht leicht gesagt

mit so vieler Anmuth und Lieblichkeit, daß der König, der sie mit Wonne betrachtete und ihnen zuhörte, glaubte, alle Schaaren der Engel wären vom Himmel herabgekommen, um ihm vorzusingen. Wie sie gesungen hatten, neigten sie sich ehrerbietig, und baten den König um Urlaub, den er ihnen auch mit freundlicher Miene ertheilte, obwohl es ihm innerlich leid war, daß sie sich entfernten.

Nach geendigtem Gastmahl stieg der König mit seinen Begleitern zu Pferde, und kehrte mit ihnen unter allerlei Gesprächen nach seinem Hoflager zurück. Er verschwieg seine Empfindungen; da er aber, ungeachtet der wichtigsten Staats-Angelegenheiten, die ihn beschäftigten, die Anmuth und die Reize der schönen Ginevra nicht vergessen konnte, um derentwillen er auch ihre Schwester, die ihr so sehr ähnlich war, mit liebte, so verwickelte er sich dergestalt in dem Netze der Liebe, daß er fast an nichts Anderes denken konnte, und deswegen unter allerlei Vorwand einen beständigen Umgang mit Herrn Neri unterhielt, und ihn fleißig in seinem schönen Garten besuchte, um die liebenswürdige Ginevra zu sehen.

Wie er es endlich nicht länger aushalten konnte, und weil er kein anderes Mittel wußte, auf den Einfall kam, nicht nur Ginevra, sondern auch zugleich ihre Schwester dem Vater zu entführen, entdeckte er dem Grafen Guido sowohl seine Liebe, als seine Absicht. Da der Graf aber ein rechtschaffener Mann war, so gab er ihm zur Antwort: „Sire, ich wundere mich über das, was Ihr mir saget, und ich verwundere mich darüber mehr, als ein Anderer, je genauer ich glaube, Eure Gesinnungen von Jugend auf gekannt, und aufmerksamer, als irgend ein Anderer, beobachtet zu haben. Da ich nun in Euren Jugendjahren, in welchen die Liebe sich am leichtesten ihrer Beute bemächtigt, nie bemerkt habe, daß Ihr mit dieser Leidenschaft bekannt wäret, so kommt es mir jetzt, da Ihr dem Alter entgegen geht, so fremd und sonderbar vor, Euch sagen zu hören, daß Ihr verliebt seid, daß ich es fast für ein Wunder halten muß; und wenn es mir zukäme, Euch darüber Vorstellungen zu machen, so wüßte ich wohl, was ich Euch sagen würde, wenn ich bedenke, daß Ihr Euch noch mit den Waffen in der Hand in einem neueroberten Reiche befindet, mitten unter einem fremden Volke voll List und Ränke, überhäuft mit Sorgen und Unruhen, und mit den wichtigsten Staatsgeschäften, daß Ihr noch nicht einmal einen bleibenden Wohnsitz habt wählen können, und daß Ihr bei dem Allen dem Reiz der verführerischen Liebe Raum gegeben habt. Das heißt nicht handeln, wie ein groß-

müthiger König, sondern wie ein schwacher Jüngling. Ja, was noch mehr ist, Ihr saget, Ihr habt Euch vorgenommen, diesem ehrlichen Ritter seine beiden Töchter zu rauben, nachdem er Euch in seinem Hause so gastfrei bewirthet und um Euch recht hoch zu ehren, Euch seine Kinder fast nackend gezeigt hat, um Euch seine völlige Zuversicht zu beweisen, und daß er Euch wie einen König und nicht wie einen raubgierigen Wolf betrachtet. Habt Ihr denn schon so bald vergessen, daß die Gewaltthätigkeiten, welche Manfredi gegen die Weiber ausgeübt hat, Euch zuerst den Weg zum Throne dieses Reichs gebahnt haben? Könnt Ihr Euch eines Verbrechens schuldig machen, welches der ewigen Strafe mehr werth ist, als wenn Ihr Demjenigen, der Euch ehret, seine Ehre, seine Hoffnung und seinen Trost zu rauben trachtet? Was würde man von Euch sagen, wenn Ihr so handeln wolltet? Ihr glaubt vielleicht, es sei genug zu Eurer Entschuldigung, wenn Ihr sagt: Ich that dieses, weil er ein Ghibelline ist. Aber ziemt es denn einem gerechten Könige, Diejenigen, die sich ihm selbst in die Arme werfen, auf eine solche Art zu behandeln, sie mögen sein, wer sie wollen? Ich gebe es Euch zu bedenken, Sire, daß es Euch zwar zum großen Ruhme gereicht, den Manfredi überwunden zu haben; daß es aber noch weit rühmlicher ist, sich selbst zu überwinden und da Ihr Andere zur Ordnung anhalten sollt, so beherrschet Euch selbst, zähmet Eure Begierden, und verdunkelt nicht mit einem solchen Flecken den glänzenden Ruhm, den Ihr Euch erworben habt."

Diese Worte drangen dem Könige durch's Herz, und er fühlte sie um desto tiefer, je heller ihm ihre Wahrheit in die Augen leuchtete. Mit einem schweren Seufzer gab er zur Antwort: „Graf, es ist wahr, daß es dem wohlgeübten Helden weit leichter ist, einen jeden andern Feind, er sei so mächtig wie er wolle, zu überwinden, als seine eigenen Begierden. Allein so schwer auch der Kampf, und so unerschwinglich auch die dazu erforderlichen Kräfte sein mögen, so habt Ihr mich doch durch Eure Worte dergestalt angespornt, daß ich nicht säumen darf, Euch in wenigen Tagen durch die That zu überzeugen, daß ich mich eben so wohl beherrschen, als Andere überwinden kann."

Es verstrichen auch wirklich nur wenige Tage, so ging der König nach Neapel zurück, und theils um den Ritter für die ihm bewiesene Ehrerbietung zu belohnen, theils um sich selbst die Veranlassung zu irgend einer unedlen Handlung zu benehmen, entschloß er sich (so schwer es ihm auch ward, Andere in den Besitz desjenigen zu setzen, was er selbst so sehnlich begehrt

hatte), die beiden Jungfrauen zu verheiraten, und zwar nicht wie Töchter des Herrn Neri, sondern als wenn sie seine eigenen Prinzessinnen wären. Er stattete sie mit Genehmigung ihres Vaters königlich aus, und gab Ginevra die Schöne dem Herrn Maffeo da Palizzi und Isotta die Goldlockige dem Herrn Guiglielmo della Magna, zweien edlen Rittern und angesehenen Baronen, zu Gemahlinnen, und nachdem er sie ihnen überantwortet hatte, ging er mit schwerem Herzen nach Puglia, und bändigte durch unablässige Anstrengung seine Begierden dergestalt, daß er die Fesseln der Liebe gänzlich zerbrach, und hernach zeitlebens frei von dieser Leidenschaft blieb.

Manche werden vielleicht sagen, daß es für einen König nur eine Kleinigkeit war, ein Paar Mädchen auszustatten, und dieses will ich gerne einräumen; allein ich behaupte, daß es außerordentlich edel gehandelt war, wenn wir bedenken, daß ein verliebter König seine Geliebte vermählte, ohne die Frucht, oder auch nur die Blüthe seiner Liebe zu genießen. Und so handelte dieser großmüthige König, indem er den edlen Ritter fürstlich belohnte, die geliebten Mädchen zu großen Ehren erhob und sich selbst mannhaft überwand."

Siebente Erzählung.

Der König Peter erfährt, daß Lisa vor Liebe zu ihm krank liegt. Er redet ihr freundlich zu, und verheiratet sie nachher mit einem wackeren Jüngling, küßt ihr die Stirne, und nennt sich in der Folge beständig ihren Ritter.

Fiammetta hatte ihre Erzählung geendigt und die männliche Großmuth des Königs Karl war sehr erhoben worden, obgleich einige von den Damen, die ghibellinisch gesinnt waren, ihm ihr Lob versagten. Pampinea, welche der König hiernächst aufforderte, begann folgendermaßen: „Edle Freundinnen! Kein vernünftiger Mensch wird den König Karl anders beurtheilen, als Ihr gethan habt, wofern er ihm nicht aus andern Nebenursachen gehässig ist. Weil mir jedoch von einem seiner Gegner eine nicht weniger löbliche Behandlung einer unserer jungen Florentinerinnen einfällt, so muß ich Euch diese gleichfalls erzählen.

Zu der Zeit, wie die Franzosen aus Sicilien vertrieben wurden, war in Palermo ein sehr reicher florentinischer Apotheker, Namens Bernardo Puccini, der mit seiner Frau eine einzige Tochter hatte, welche sehr schön

und in einem mannbaren Alter war. Wie nun der König Peter von Aragonien Herr der Insel ward, stellte er mit seinen Edelleuten in Palermo große Feierlichkeiten an, bei welchen er selbst nach cataloniſcher Weise turnierte; und da traf es sich, daß Lisa, die Tochter des Bernardo, an einem Fenster ihn rennen sah und von seiner Gewandtheit so eingenommen ward, daß sie die Augen nicht von ihm abwenden konnte und sich heftig in ihn verliebte.

Wie die Ritterfeste schon vorüber waren, beschäftigte sie sich in dem Hause ihres Vaters noch immer in Gedanken mit ihrer hochstrebenden Liebe. Das Bewußtsein ihres niedrigen Standes, welches ihr so wenig Hoffnung übrig ließ, in ihrer Liebe glücklich zu werden, machte ihr dabei viele Qual; doch fühlte sie sich immer wieder von ihrer Liebe zu dem Könige hingerissen, wiewohl sie sich nichts davon durfte merken lassen, um sich nicht noch größeren Verdruß zuzuziehen. Der König, welcher nichts von ihrer Liebe ahnete, bekümmerte sich auch nicht darum, und dadurch ward ihr Schmerz noch unendlich vermehrt. Weil nun ihre Leidenschaft immer zunahm und ein trüber Tag immer auf den andern folgte, so unterlag sie endlich ihrem Schmerz, ward krank und schwand von einem Tage zum andern dahin, wie der Schnee im Sonnenschein. Ihre betrübten Aeltern suchten sie aufzumuntern und sparten kein Geld für Arztlohn und Heilmittel, um ihr zu helfen; doch Alles half nichts, weil sie selbst vor verzweifelnder Liebe nicht zu leben wünschte. Da jedoch ihr Vater sich erbot, Alles für sie zu thun, was sie verlangte, so kam sie einst auf den Gedanken, wenn es füglich geschehen könnte, dem Könige ihre Liebe und den Vorsatz, den sie gefaßt hatte, zu entdecken. Zu diesem Ende bat sie ihren Vater, einen gewissen Minuccio d'Arezzo zu ihr kommen zu lassen, welcher als ein geschickter Sänger und Musiker berühmt, und bei dem Könige Peter sehr wohl gelitten war. Bernardo glaubte, daß seine Tochter ihn verlangte, damit er ihr etwas vorspielen und singen sollte, und ließ ihn rufen; und da er ein sehr gefälliger Mensch war, so kam er den Augenblick zu ihr, und nachdem er sie durch einige freundliche Worte ein wenig aufgemuntert hatte, spielte er ihr auf seiner Geige ein Paar sanfte Stücke vor und sang hernach einige Lieder. Doch bei dem verliebten Mädchen war dies Alles nur Oel in's Feuer gegossen, statt ihr Linderung zu verschaffen, welches seine Absicht war. Endlich sagte sie, sie wünschte mit ihm einige Worte insgeheim zu sprechen, und wie sich deswegen Jedermann entfernte, sprach sie zu ihm: „Minuccio, ich habe Dich auserwählt, um Dir

ein Geheimniß anzuvertrauen; allein ich erwarte vor allen Dingen, daß Du es nimmermehr irgend einem Menschen entdeckest, außer Demjenigen, den ich Dir nennen werde; auch bitte ich Dich zugleich, mir nach Deinem besten Vermögen behilflich zu sein. Wisse demnach, mein lieber Minuccio, daß unser Herr und König Peter an dem Tage, da er das große Fest wegen seiner Thronbesteigung gab, mir so vortrefflich in seinen Waffenspielen erschien, daß die Liebe zu ihm ein Feuer in meinem Busen entzündete, welches mich in den Zustand versetzt hat, worin Du mich siehst. Da ich nun wohl weiß, wie wenig einem Könige an meiner Liebe gelegen ist, und ich sie dennoch nicht aus meinem Herzen verbannen kann, und da ich ihre Qual nicht länger zu ertragen vermag, so halte ich den Tod für ein kleineres Leiden und bin fest entschlossen, zu sterben. Allein ich muß gestehen, daß ich untröstlich davon scheiden würde, wenn der König es nicht vorher erführe, und da ich Niemand kenne, durch welchen ich ihm bequemer meinen Vorsatz entdecken könnte, als durch Dich, so will ich Dir ihn anvertrauen, und bitte Dich, ihn davon zu unterrichten und mich wissen zu lassen, wenn es geschehen ist, damit ich durch ein ruhiges Ende mich dieser Marter entziehen könne."

So sprach sie mit Thränen und schwieg. Minuccio bewunderte ihren hohen Geist und staunte über ihren traurigen Entschluß; er bedauerte sie herzlich und sann sogleich darauf, wie er ihr auf eine schickliche Weise dienen könnte „Lisa (sprach er), ich gebe Dir mein Wort und darauf kannst Du Dich verlassen, daß ich Dich nimmermehr hintergehen werde. Ich bewundere Deinen erhabenen Geist, der Dich angetrieben hat, Dein Herz auf einen so großen König zu setzen, und ich verspreche Dir meinen Beistand, durch welchen ich hoffe, wenn Du guten Muth fassen willst, soviel auszurichten, daß ich Dir innerhalb dreien Tagen Nachrichten bringe, die Dir überaus lieb sein werden, und um keine Zeit zu verlieren, will ich sogleich Hand an's Werk legen."

Lisa beschwor ihn auf's Neue mit ihren Bitten und versprach ihm, sich zu beruhigen; worauf er sie verließ.

Minuccio begab sich hierauf zu einem gewissen Mico von Siena, einem sehr guten Dichter für die damalige Zeit, und bewog ihn, folgendes Lied für ihn zu dichten:

Geh, Amor, eile hin zu meinem Herren,
erzähl' die Qualen ihm, die ich erdulde,
und sag' ihm, daß ich sterbe,

Indem ich furchtsam meinen Wunsch verschweige.
Ich bitte, Amor, mit gefaltnen Händen,
geh hin zu meinem Herrn in seinen Palast,
sag' ihm, wie ich mich liebend nach ihm sehnte,
weil er mit Zärtlichkeit mein Herz erfüllt hat;
Sag' ihm, ich fürchte, in der Glut zu sterben,
die mich entzündet, und ich kann die Zeit nicht
erwarten, diesen Qualen zu entrinnen,
die ich um ihn erdulden muß, vor Sehnsucht,
vor Furcht, und vor Verschämtheit:
Ich bitte, laß ihn meine Leiden wissen.

Amor! seitdem ich mich in ihn verliebte,
hast Du mir minder Muth, als Furcht gegeben,
daß ich mich nur ein einzig Mal erkühnte,
ihm, der mir so viel Kummer zugezogen,
den Wunsch des Herzens offen zu bekennen;
doch so zu sterben, macht den Tod mir bitter.
Vielleicht würd' es ihn selber nicht verdrießen
wieviel ich um ihn dulden muß, zu hören,
wenn Du mir nur die Kühnheit
verliehst, ihm meinen Zustand zu entdecken

Doch da es Dir, o Amor! nicht gefallen,
mir so viel Kraft und Kühnheit zu verleihen,
mein Herz vor dem Gebieter auszuschütten,
so laß von Dir die Gnade mich erflehen,
daß Du durch Boten, oder ihm erscheinend
im Traumgesicht, ihn an den Tag erinnerst,
da ich mit Schild und Lanze ihn gerüstet
erblickte, mit den andern Rittern kämpfend;
denn seit ich ihn gesehen,
will mir vor Liebe jetzt mein Herz vergehen.

Minuccio setzte dieses Lied unverzüglich in solche sanfte und rührende Töne, welche dem Inhalt angemessen waren, und ging am dritten Tage nach Hofe, wie der König eben noch an der Tafel saß. Dieser befahl ihm, etwas zu singen und zu spielen. Er stimmte darauf dies Lied so rührend an, daß Alle, die sich in dem königlichen Saale befanden, ihm mit stillem Entzücken zuhörten, und der König selbst staunte fast noch mehr als die Andern. Wie Minuccio sein Lied zu Ende gesungen hatte, fragte ihn der König, wie es käme, daß er sich nicht erinnern könnte, dieses Lied jemals vorher gehört zu haben?

„Gnädiger Herr (versetzte Minuccio)! dies Lied ist erst seit dreien Tagen gedichtet und in Musik gesetzt worden."

Wie der König ihn hierauf fragte, wer es gemacht hätte, gab er zur Antwort, er könnte dieses Niemand, als ihm selbst entdecken. Da der König neugierig war, es zu wissen, so ließ er ihn nach der Tafel in sein Geheimzimmer kommen, wo Minuccio ihm Alles ausführlich erzählte, was ihm Lisa gesagt hatte. Dies ergötzte den König sehr; er lobte das Mädchen und sagte, eine so hochgesinnte Jungfrau verdiente Mitleiden, er möchte demnach zu ihr gehen, sie in seinem Namen trösten und ihr versprechen, daß er sie noch an demselben Abend besuchen wollte.

Minuccio, der sich freute, dem Mädchen so gute Zeitung zu bringen, ging unverzüglich mit seiner Violine zu ihr, erzählte ihr unter vier Augen Alles, was vorgefallen war, und sang ihr das Lied, indem er es mit seiner Violine begleitete. Sie ward so innig vergnügt darüber, daß sie alsobald merkliche Zeichen der Besserung spüren ließ, und ohne daß Jemand im Hause etwas davon wußte, erwartete sie mit Verlangen den Besuch des Königs.

Dieser, der ein sehr gütiger und edelmüthiger Herr war, erwog die Erzählung des Minuccio und die ihm bekannte Schönheit des Mädchens, und ward dadurch noch mehr zum Mitleiden bewogen. Gegen den Abend stieg er zu Pferde, als wenn er einen Spazierritt thun wollte, ritt nach der Gegend zu, wo der Apotheker wohnte, und ließ sich seinen schönen Garten öffnen, vor welchem er abstieg, und nach einigen andern Reden den Bernardo nach seiner Tochter fragte und ob sie schon verheiratet wäre.

„Nein, gnädiger Herr (sprach Bernardo); verheiratet ist sie noch nicht; vielmehr ist sie seit einiger Zeit sehr krank gewesen und ist es noch; doch hat es sich heute seit Mittag ungemein mit ihr gebessert."

Der König konnte leicht errathen, woher die Besserung käme, und er sagte: „Es wäre wahrlich schade, wenn ein so hübsches Geschöpf so früh der Welt entrissen würde; wir wollen hingehen und sie besuchen."

Bald darauf ging er mit zweien von seinem Gefolge und mit dem Vater zu ihr in's Zimmer, trat an das Bett, in welchem sie sich ein wenig aufgerichtet hatte und mit Sehnsucht wartete, ihn zu empfangen, und sprach zu ihr, indem er ihre Hand nahm: „Madonna, was soll das bedeuten? Ihr seid jung und solltet Andere erfreuen, und Ihr werdet selbst krank? Wir bitten Euch, uns zu Liebe so gutes Muths zu sein, daß Ihr bald wieder gesund werdet."

Wie das Mädchen ihre Hand in der Hand Desjenigen fühlte, den sie über Alles liebte, fand sie sich zwar ein wenig beschämt, allein sie fühlte sich zugleich so glücklich, wie im Paradiese, und gab, so vernehmlich als sie konnte, zur Antwort: „Gnädiger Herr! Ich nahm eine Bürde auf mich, die für meine schwachen Kräfte viel zu schwer war, und das ist die Ursache meiner Krankheit. Es wird aber, Dank sei Eurer Güte! bald besser mit mir werden."

Der König allein verstand den geheimen Sinn dieser Worte und schätzte deswegen das Mädchen um desto höher, und er machte heimlich dem Schicksal Vorwürfe, daß es sie in einen so niedrigen Stand gesetzt hatte. Nachdem er sich noch eine kleine Weile bei ihr aufgehalten und ihr zugeredet hatte, entfernte er sich.

Diese Herablassung des Königs ward allgemein gerühmt und dem Apotheker und seiner Tochter zur großen Gnadenbezeigung angerechnet. Das Mädchen empfand so viele Freude darüber, als jede Andere an dem Besitze ihres Liebhabers würde gehabt haben, und sie ward so dadurch aufgemuntert, daß sie bald wieder völlig gesund und schöner als jemals ward. Wie sie nun wieder hergestellt war, überlegte der König mit seiner Gemahlin, wie er ihre Liebe am besten nach Verdienst vergelten könnte. Er machte sich deswegen einst mit vielen seiner edelsten Barons auf und ritt nach dem Hause des Apothekers, welchen er sammt seiner Tochter in den Garten zu sich berufen ließ, wohin auch die Königin mit vielen ihrer Hofdamen gekommen war und mit vieler Güte das junge Mädchen vor sich ließ. Nach einer kleinen Weile nahmen der König und die Königin die Lisa auf die Seite, und der König sprach zu ihr: „Tugendhafte Jungfrau, wegen Eurer großen Liebe zu uns haben wir Euch eine große Ehre zugedacht, die Ihr um unsertwillen Euch werdet wohl gefallen lassen. Da Ihr nämlich in dem Alter seid, Euch zu verheiraten, so wünschen wir, daß Ihr Denjenigen als Euren Gemahl empfangt, den wir selbst für Euch gewählt haben; doch sind wir zugleich entschlossen, uns beständig Euren Ritter zu nennen und dafür von Eurer großen Liebe nicht mehr zu verlangen, als einen einzigen Kuß."

Das Mädchen, welches ganz schamroth geworden war, ließ sich den Willen des Königes gefallen und antwortete mit leiser Stimme: „Gnädiger Herr, ich bin versichert, wenn man es erführe, daß ich mich in Euch verliebt hätte, so würden mich die meisten Menschen für unsinnig halten und würden vielleicht glauben, daß ich soweit meinen Verstand verloren hätte, daß ich

den Unterschied zwischen Eurem Stande und dem meinigen verkennte. Aber Gott, der allein die Gedanken der Menschen kennt, weiß es, daß ich von dem Augenblicke, da ich mich in Euch verliebte, wohl empfand, daß Ihr ein König wäret und ich die Tochter des Apothekers Bernardo, und daß es sich keineswegs für mich schickte, in meinem Herzen nach so hohen Dingen zu streben. Allein Ihr wißt wohl besser, als ich, daß Niemand sich aus freier Wahl verliebt, sondern nachdem ihn Geschmack und Leidenschaft anreizen, deren Drange ich zwar eine Zeitlang meine schwachen Kräfte entgegengesetzt habe; doch wie ich nicht länger widerstehen konnte, mußte ich Euch lieben und ich liebe Euch noch, und werde Euch ewig lieben. Allein seitdem ich mich von der Liebe zu Euch hingezogen fühlte, faßte ich zugleich den Vorsatz, Euren Willen stets zu dem meinigen zu machen; und deswegen werde ich mich nicht nur gern mit Demjenigen vermählen, den Ihr mir bestimmt habt, und ihn lieben (indem ich selbst dadurch zu Ehren und zum Wohlstande gelange), sondern ich würde mit Freuden durchs Feuer gehen, wenn ich glauben könnte, Euch damit gefällig zu sein. Ihr wißt, wie wenig es mir zukömmt, Euch meinen König, zu meinem Ritter zu haben; darum enthalte ich mich gänzlich, dieses zu beantworten, und auch den Kuß, den Ihr als die einzige Frucht meiner Liebe von mir verlangt, werde ich nicht ohne die Erlaubniß meiner gnädigen Königin bewilligen. Dagegen bitte ich Gott, daß er Euch und meiner Königin Eure große Güte nach Verdienst desto reichlicher lohnen wolle, je weniger ich selbst im Stande bin, Euch nach Gebühr dafür zu danken."

Die Königin war ungemein zufrieden mit der Antwort des Mädchens und fand sie so tugendsam, wie der König sie ihr beschrieben hatte. Der König ließ den Vater und die Mutter der Jungfrau rufen, und wie er fand, daß sie mit Allem zufrieden waren, was er beschlossen hatte, ließ er einen jungen Edelmann, der aber nicht reich war, Namens Perdicone, zu sich rufen, gab ihm zwei Ringe in die Hand und befahl ihm, sich mit der schönen Lisa zu verloben, wozu er ihn auch willig fand. Der König schenkte ihm, außer vielem köstlichen Geschmeide, welches er und die Königin der jungen Braut verehrten, die schönen, großen und fruchtbaren Güter Cefalu und Calatabellota, mit den Worten: „Diese geben wir Dir als einen Mahlschatz für die Jungfrau; was wir Willens sind, für Dich selbst zu thun, das wirst Du in der Folge sehen."

Darauf sprach der König zu der Braut: „Jetzt wollen wir die Frucht einernten, die uns von Eurer Liebe gebührt." Mit diesen Worten legte er

beide Hände an ihr Haupt und küßte ihr die Stirne. Perdicone, Lisa's Aeltern, und sie selbst, waren hocherfreut, und die Hochzeit ward fröhlich gefeiert. Viele Leute behaupten auch, daß der König der jungen Braut getreulich Wort hielt, und daß er nie bei einem Turnier mit andern Sinnbildern und Farben erschien, als die sie ihm aufgab.

Durch solche Handlungen gewinnen Könige die Herzen ihrer Unterthanen, geben andern Leuten Anlaß zu edlen Thaten, und erwerben sich unvergänglichen Ruhm. Aber heutiges Tages richten wenige darauf ihr Augenmerk, und die meisten Fürsten sind grausam und eigenmächtig geworden."

Achte Erzählung.

Sophronia wird die Gemahlin des Titus Quintus Fulvius, indem sie glaubt, mit dem Hegesippus vermählt zu sein, und zieht mit ihm nach Rom. Hegesippus kommt in kümmerlichen Umständen gleichfalls dahin, und weil er wähnt, daß Titus ihm geringschätzig begegnet, so gibt er vor, einen Menschen erschlagen zu haben, um sich dem Tode zu weihen. Titus erkennt ihn, und nimmt, um ihn zu retten, den Mord auf sich. Wie dies der eigentliche Thäter erfährt, gibt er sich selbst an. Octavius spricht sie deswegen alle drei los, und Titus gibt dem Hegesippus seine Schwester, und die Hälfte seines Vermögens.

Wie Pampinea aufgehört hatte, zu reden, und wie der König Peter von Allen war gerühmt worden (besonders aber von der ghibellinischen Dame), nahm Filomena auf Befehl des Königs folgendermaßen das Wort: „Wer weiß es nicht, meine edlen Freundinnen, daß die Könige Alles vermögen, was sie wollen, und daß es ihnen auch vorzüglich obliegt, sich edelmüthig zu zeigen? Wer demnach, wenn er es in seiner Gewalt hat, Dasjenige thut, was ihm angemessen ist, der handelt zwar löblich; allein man braucht sich nicht so sehr darüber zu wundern, oder ihn mit solchen Lobsprüchen zu überhäufen, wie einen andern, der solche Handlungen ausübt, und von welchem man sie wegen seiner geringeren Mittel und Kräfte weniger fordern konnte. Da Ihr nun mit so vielen Worten die Handlungen der Könige erhebt, und sie so rühmlich findet, so zweifle ich nicht, daß Ihr dergleichen von Leuten, die unsers Standes sind, mit noch mehr Wohlgefallen hören und sie rühmen werdet, wenn sie mit den Königen wetteifern, und sie wohl gar übertreffen. Ich will Euch deswegen erzählen, wie löblich und

edelmüthig einst ein paar Freunde aus dem Bürgerstande sich gegen einander betragen haben.

Zu der Zeit, da Octavius Cäsar noch nicht den Beinamen Augustus führte, sondern noch als einer von den Triumvirn in Rom herrschte, war daselbst ein Edelmann, Namens Publius Quintus Fulvius, der seinen Sohn Titus Quintus Fulvius, einen jungen Mann von vortrefflichen Anlagen, nach Athen sandte, um die Weltweisheit zu lernen, und ihn daselbst einem seiner ältesten Freunde, dem edlen Chremes, auf das Dringendste empfahl. Chremes nahm auch den jungen Titus zu sich in sein eigenes Haus, wo er ihn seinem Sohne Hegesippus zugesellte, und die beiden Jünglinge von dem Philosophen Aristippus gemeinschaftlich unterrichten ließ. Da sie nun beständig bei einander waren, so wurden sie sich in ihren Gesinnungen so ähnlich, daß eine so vertraute Freundschaft und Brüderschaft zwischen ihnen entstand, welche hernach nichts als der Tod trennen konnte. Keiner von ihnen befand sich wohl oder zufrieden, wenn der Andere nicht bei ihm war. Beide hatten zu gleicher Zeit ihre Studien angefangen, und da sie Beide mit gleichen Fähigkeiten begabt waren, so erreichten sie auch mit gleichen Schritten auf eine rühmliche Weise die höchsten Stufen der Weltweisheit. Auf diese Art brachten sie wohl drei Jahre mit einander zu, zum großen Vergnügen des Chremes, welcher den Einen nicht weniger als den Andern, wie seinen Sohn betrachtete. Nach Verlauf dieser Zeit aber (weil doch einmal Alles vergänglich ist), ward Chremes, der schon bejahrt war, diesem Leben entrückt, und die Jünglinge betrauerten ihn Beide, wie ihren leiblichen Vater so aufrichtig, daß die Freunde und Verwandten des Chremes nicht wußten, welcher von Beiden über den Verlust am untröstlichsten war.

Nach einigen Monaten begab es sich, daß die Freunde und Angehörigen des Hegesippus und Titus mit ihnen, jenen ermahnten, sich zu verheiraten, und daß die Ersteren ein wunderschönes Mädchen aus einem der edelsten Geschlechter in Athen für ihn aussuchten, welches Sophronia hieß und ungefähr fünfzehn Jahr alt war. Wie nun die Zeit der Vermählung nahe heran kam, bat Hegesippus einst den Titus, der Sophronia noch nicht gesehen hatte, mit ihm zum Besuch zu ihr zu gehen. Wie sie in ihr Haus kamen, und sich Beide neben ihr gesetzt hatten, fing Titus an, die Verlobte seines Freundes so aufmerksam zu betrachten, als wenn man ihn gedungen hätte, alle ihre Reize zu mustern; und da ihm Alles an ihr

über alle Maße gefiel, und seine höchste Bewunderung erregte, so ward er unvermerkt so sehr in sie verliebt, als ein Liebhaber nur immer werden kann. Nachdem sie eine kurze Zeit bei ihr zugebracht hatten, entfernten sie sich, und gingen wieder nach Hause. So bald sich Titus in seiner Kammer allein befand, fing er an, sich in Gedanken mit der Jungfrau, die ihm so sehr gefallen hatte, zu beschäftigen, und ward immer mehr von ihr entzückt, je länger er an sie dachte. Wie er endlich auf sich selbst aufmerksam ward, sagte er sich mit einem tiefen Seufzer: Wehe Deiner Gemüthsruhe, Titus! An welche Person hängst Du Dein Herz, Deine Liebe und Deine Hoffnungen? Weißt Du denn nicht, daß sowohl das Gute, das Du von dem Chremes und von den Seinigen empfangen hast, als die herzliche Freundschaft, welche Dich mit dem Hegesippus verbindet, es Dir zur Pflicht machen, dieses Mädchen, welches seine Braut ist, so achtungsvoll, wie eine Schwester zu lieben? Warum begehrst Du sie denn? Wohin lässest Du Dich von Deiner verführerischen Leidenschaft, wohin von der täuschenden Hoffnung verleiten? Oeffne die Augen der Vernunft; lerne Dich selbst kennen, Du Verkehrter! Gieb Raum der Ueberlegung; zügele Deine ungezähmten Begierden; thue Deinen unstatthaften Wünschen Einhalt, und gieb Deinen Gedanken eine andere Richtung. Unterdrücke Deine Lüsternheit im ersten Aufkeimen, und überwinde Dich selbst, so lange es noch Zeit ist. Was Du begehrst, das ziemt sich nicht für Dich; was Du zu erlangen trachtest, das verwehrt Dir die Rechtschaffenheit; und wenn Du auch so gewiß wärest, als Du es nicht bist, Deine Absicht zu erreichen, so müßtest Du die Versuchung fliehen, wenn Du bedächtest, was die wahre Freundschaft von Dir fordert, und was Du ihr schuldig bist. Was wirst Du denn beginnen, Titus? Du mußt Deiner ungeziemenden Liebe entsagen, wenn Du Deine Pflicht thun willst.

So bald er sich aber Sophronia wieder dachte, so zeigte sich ihm auch wieder Alles in einem andern Lichte und er sagte: „Das Gebot der Liebe hat mehr Kraft, als alle andern, und es zerbricht nicht nur die Vorschriften der Freundschaft, sondern selbst die göttlichen Gesetze. Wie oft hat nicht schon der Vater seine Tochter geliebt, der Bruder die Schwester, und die Stiefmutter den Stiefsohn? und das ist doch weit abscheulicher, als wenn ein Freund sich in das Weib des Andern verliebt, welches alle Tage geschieht. Was also die Liebe befiehlt, dem muß ich mich unterwerfen. Mögen doch Leute von reiferen Jahren sich an Dasjenige binden, was recht ist! Ich darf

nichts anders wollen, als was die Liebe will. Die Schönheit dieses Mädchens ist werth, einen Jeden zu entzücken; wer will es denn einem jungen Manne, wie mir verdenken, wenn ich mich in sie verliebe? Ich liebe sie ja nicht darum, weil sie dem Hegesippus gehört, sondern ich liebe sie um ihrer selbst willen, und würde sie immer lieben, sie möchte gehören, wem sie wollte. Das Schicksal allein ist Schuld, daß es sie meinem Freunde Hegesippus, und nicht einem Andern, zugetheilt hat, und wenn sie Jemand lieben muß, wie es wegen ihrer Schönheit nicht anders möglich ist, so müßte es dem Hegesippus, wenn er es erführe, lieber sein, daß ich sie verehre, als ein Anderer.

Dann lachte er wieder über seine Thorheit, indem er von diesen Betrachtungen zu den entgegengesetzten, von jenen zu diesen, und von diesen wieder zu jenen überging, und damit nicht nur diesen Tag und die folgende Nacht, sondern auch mehrere folgende Tage und Nächte zubrachte, bis ihm die Lust zum Essen und der Schlaf verging, so daß er sich vor Schwachheit zu Bette legen mußte.

Hegesippus, der ihn schon einige Tage sehr tiefsinnig gesehen hatte, und ihn jetzt bettlägerig fand, betrübte sich sehr darüber; er kam ihm nicht von der Seite, und wandte allen möglichen Fleiß und Kunst an, um ihn aufzumuntern; wobei er nicht unterließ, ihn oft inständig zu bitten, ihm die Ursache seines Tiefsinns und seiner Krankheit zu entdecken. Lange suchte Titus ihn mit manchem erdichteten Vorwande hinzuhalten, bis Hegesippus seine Ausflüchte merkte, und so ernstlich in ihn drang, daß er ihm unter Thränen und Seufzern antwortete: „Hegesippus! wenn es den Göttern so gefiele, so hätte ich lieber gewünscht, zu sterben, als länger zu leben, seitdem das Schicksal mich in eine Lage versetzt hat, in welcher meine Tugend auf eine solche Probe gestellt worden, daß sie zu meiner großen Beschämung sich hat überwinden lassen. Ich erwarte jedoch in Kurzem den Lohn dafür, den ich verdiene, nämlich den Tod, welcher mir lieber sein wird, als das Leben, mit dem Bewußtsein meiner Niederträchtigkeit, die ich Dir nicht ohne große Schamröthe bekennen muß; denn ich kann und darf Dir nichts verhehlen."

Er erzählte ihm darauf die Ursache seines Trübsinns von ihrem ersten Anbeginn; den Kampf zwischen seinen verschiedenen Betrachtungen, und welche zuletzt die Oberhand behalten hätten, und entdeckte ihm, daß die Liebe zu Sophronia ihm das Leben zu verkürzen drohte; daß er einsehe, wie

ungebührlich seine Liebe wäre; daß er, um sie abzubüßen, fest beschlossen hätte, zu sterben; und daß er hoffte, seinen Wunsch bald erfüllt zu sehen.

Wie Hegesippus sein Bekenntniß vernahm und seine Thränen fließen sahe, stand er einen Augenblick bei sich an, weil er selbst von den Reizen des schönen Mädchens eingenommen war; wiewohl nur in geringerem Maße. Doch bald besann er sich, daß das Leben seines Freundes ihm weit theurer sein müßte, als seine Neigung zu Sophronia. Die Thränen seines Freundes lockten ihm selbst Thränen in die Augen, und er gab ihm schluchzend zur Antwort: „Titus, wenn Du nicht Trost bedürftest, so würde ich Dich bei Dir selbst verklagen, daß Du unsere Freundschaft verletzen, und mir Deine heftige Leidenschaft so lange verschweigen konntest. Denn wenn Du sie auch nicht für erlaubt hieltst, so durftest Du doch Deinem Freunde so wenig das Unerlaubte, als das Erlaubte verhehlen. Denn so wie der wahre Freund sich über die löblichen Dinge mit seinem Freunde erfreut, so sucht er ihm die unerlaubten aus dem Sinne zu reden. Doch ich will mich nur an das Gegenwärtige halten, und will zu Demjenigen übergehen, was Dir jetzt am nothwendigsten zu sein scheint. Wenn Du in Sophronia, meine verlobte Braut, heftig verliebt bist, so wundert mich das gar nicht, und es würde mich vielmehr wundern, wenn dieses nicht wäre, da ich weiß, wie reizend sie ist, und wie empfänglich Dein Gemüth für alles Edle und Liebenswürdige ist, so daß Du um desto zärtlicher lieben mußt, je vortrefflicher der geliebte Gegenstand ist. So sehr demnach Deine Liebe zu Sophronia zu billigen ist, so unrecht handelst Du gegen das Schicksal (wenn Du Dir gleich nichts davon merken lässest), indem Du es anklagst, daß es sie mir beschieden hat; weil Du Dir einbildest, daß Du sie mit besserem Fug hättest lieben dürfen, wenn sie einem Anderen, als mir gehörte. Wenn Du aber noch so vernünftig bist, wie Du zu sein pflegtest, so sage mir, wem anders konnte das Schicksal sie zutheilen, daß Du mehr Ursache hättest, es ihm zu verdanken, als indem es sie zu der Meinigen machte? Ein jeder Andere würde sie (wenn Deine Liebe auch noch so erlaubt gewesen wäre) weit lieber sich selbst, als Dir gegönnt haben. Dieses darfst Du hingegen von mir nicht erwarten, wenn Du mich so sehr für Deinen Freund hältst, wie ich es wirklich bin und zwar aus der Ursache, weil ich mich nicht erinnere, seit dem Anbeginn unserer Freundschaft irgend etwas besessen zu haben, welches Dir nicht eben so sehr zugehört hätte, als mir selbst. Wenn demnach die Sache auch schon so weit gediehen wäre, daß sie sich auf keine

andere Weise mehr abhelfen ließe, so würde ich in diesem Stücke so handeln, wie in allen andern Dingen. Allein so weit ist es noch nicht gekommen, und noch steht es in meiner Macht, sie Dir ganz allein zu überlassen; und dies bin ich entschlossen zu thun. Denn ich wüßte nicht, was Dir meine Freundschaft werth wäre, wenn ich in einer Sache, die sich füglich thun läßt, nicht meinen Wunsch nach dem Deinigen einrichten könnte. Sophronia ist freilich meine Braut; ich finde sie sehr liebenswürdig, und ich habe mit Freude meiner Vermählung mit ihr entgegen gesehen; allein da Du viel stärker empfindest, als ich, und dieses köstliche Kleinod viel feuriger begehrest; so sei versichert, daß sie meine Kammer nicht als meine Gattin, sondern als die Deinige betreten soll. Laß demnach Deinen Kummer fahren, verbanne Deine Traurigkeit, erlange Deine vorige Gesundheit wieder, sei fröhlich und getrost, und erwarte mit freudiger Zuversicht den Lohn Deiner Liebe welche ihn weit besser verdient, als die meinige."

Wie Titus diese Worte des Hegesippus vernahm, fühlte er zwar seine Hoffnung sehr dadurch geschmeichelt, allein seine Vernunft machte ihn schamroth, indem sie ihm zeigte, daß das Uebermaß der Großmuth seines Freundes ihm desto mehr die Pflicht auflegte, sie nicht zu mißbrauchen. Dies vermehrte seine Beklemmung und kaum war er vermögend, ihm zu antworten: „Hegesippus! Deine edelmüthige und aufrichtige Freundschaft giebt mir das beste Beispiel, wie ich mich selbst gegen Dich betragen soll. Mögen die Götter verhüten, daß ich Diejenige von Dir als die Meinige annehmen sollte, welche sie Dir, als dem Würdigern, beschieden haben! Wenn sie vorausgesehen hätten, daß sie bei mir besser aufgehoben wäre, so glaube mir nur, sie würden sie weder Dir, noch einem Andern gegeben haben. Erfreue Dich demnach Deiner eigenen Wahl, des vernünftigen Raths Deiner Freunde und der Bescheerung der Götter, und überlaß mich dem Kummer, der mir, als dem Unwürdigern, zum Loose gefallen ist. Ueberwinde ich ihn, so wird es Dir lieb sein; besiegt er mich, so werde ich von meiner Qual befreit."

„Titus (antwortete Hegesippus), wenn meine Freundschaft mir das Recht giebt, Dich zu nöthigen, mir eine Gefälligkeit zu erweisen, und wenn ich Dich irgend bewegen kann, mir zu Willen zu sein, so bin ich fest entschlossen, in dem jetzigen Falle Alles aufzubieten, und wofern Du meinen Bitten nicht gutwillig Gehör giebst, so werde ich alle Zwangmittel gebrauchen, deren man sich zum Besten seines Freundes zu bedienen schuldig ist, damit

Sophronia Deine Gattin werde. Ich weiß, wieviel die Gewalt der Liebe vermag; ich weiß, daß sie nicht einmal, sondern oft, den Verliebten ein trauriges Ende bereitet hat, und ich sehe Dich so sehr in die Enge getrieben, daß Du weder umkehren, noch Deinen Schmerz überwinden kannst; sondern wenn Du fortfährst mit ihm zu kämpfen, als Besiegter fallen mußt; und dann würde ich Dir gewiß bald nachfolgen. Deswegen muß mir, wenn ich Dich auch sonst nicht liebte, schon aus dieser Ursache Dein Leben theuer sein. Sophronia muß demnach die Deinige werden; denn Du würdest nicht leicht eine Andere finden, die Dir so wohl gefiele: und da ich hingegen leichter meine Liebe einer Andern widmen kann, so wird Dir und mir zugleich geholfen. Ich würde mich vielleicht in diesem Stücke weniger uneigennützig zeigen; wenn die Weiber so selten und so schwer zu finden wären, wie die Freunde. Da ich nun ohne Schwierigkeit ein anderes Weib, aber nicht so leicht einen zweiten Freund wiederfinden kann, so will ich lieber jene, ich will nicht sagen verlieren (denn ich verliere sie nicht, indem ich sie Dir gebe, und mein zweites Ich wird sie nur noch glücklicher machen), sondern sie nur abtreten, um Dich nicht zu verlieren. Wenn also meine Bitten noch etwas über Dich vermögen, so überhebe Dich Deines Kummers, beglücke Dich und mich zugleich, und sieh mit froher Erwartung den Freuden entgegen, welche Du Dir von dem Besitze der geliebten Person versprichst."

Titus schämte sich zwar, Sophronia von seinem Freunde zur Gattin anzunehmen, und sträubte sich deswegen noch lange; doch da ihn von der andern Seite seine Liebe und das Zureden des Hegesippus mächtig antrieb, so sprach er endlich: „Höre, Hegesippus, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, daß ich es mehr mir selbst, oder Dir zu Gefallen thue, wenn ich Deinen Bitten nachgebe, womit Du so sehr in mich dringst. Da aber Deine Großmuth sich so weit erstreckt, daß sie meine gerechte Schamröthe überwindet, so will ich es thun; allein ich versichere Dir, daß ich nie vergessen werde, daß Du mir nicht nur die geliebte Person, sondern auch mit ihr das Leben schenkest. Wollten die Götter (wenn es möglich wäre), daß ich Dir dereinst zu Deinem Nutzen ehrenvolle Beweise geben könnte, wie sehr Du mich dadurch beglückest, daß Du Dich meiner besser erbarmest, als ich selbst."

Hegesippus antwortete ihm: „Damit uns unser Vorhaben nach Wunsch gelinge, Titus, so will ich Dir sagen, wie wir es nach meiner Meinung anfangen müssen: Du weißt, daß meine Verwandten und die Verwandten Sophronia's lange Zeit mit einander Unterhandlungen

gepflogen haben, ehe sie meine Braut geworden ist. Wenn ich demnach jetzt erklären wollte, daß ich sie nicht zur Frau begehrte, so würde großes Aergerniß dadurch gegeben werden, und ich würde mich mit meinen eigenen Freunden und mit den ihrigen darüber entzweien. Wenn sie jedoch nur dadurch die Deinige würde, so würde ich mich wenig darum bekümmern; allein ich fürchte, wenn ich in diesem Augenblicke von ihr abließe, so würden ihre Eltern sie bald einem Andern, und wahrscheinlicherweise nicht Dir geben, und Du würdest also das nicht erhalten, was ich verlöre. Wenn Du es demnach zufrieden bist, so will ich das, was ich angefangen habe, fortsetzen, und will Sophronia als meine Braut heimführen, und das Hochzeitfest feiern, und wir wollen schon Anstalt machen, daß Du an meiner Stelle das Beilager mit ihr vollziehst. Zu gelegener Zeit wollen wir hernach die wahren Umstände entdecken. Sind sie damit zufrieden, so ist es desto besser; wo nicht, so können sie doch eine geschehene Sache nicht wieder rückgängig machen, und sie werden sich zufrieden geben müssen."

Der Anschlag gefiel dem Titus, und wie dieser wieder hergestellt und bei Kräften war, empfing Hegesippus Sophronia als seine Braut in seinem Hause, feierte sein Hochzeitsfest, und wie der Abend kam, führten die Frauen die junge Braut in ihre hochzeitliche Kammer, und ließen sie allein. Die Kammer des Titus war neben derselben, und man konnte aus der einen in die andere gehen. Wie nun Hegesippus in seine Kammer gegangen war, und das Licht ausgelöscht hatte, schlüpfte er in die Kammer des Titus, und lud ihn ein, sich zu der Braut zu legen. Titus schämte sich, bereuete seinen Entschluß, und wollte nicht hineingehen; allein Hegesippus, dem es mit der That eben so sehr, als mit Worten, ein Ernst war, ihn glücklich zu machen, schickte ihn nach langem Widerstreben in das Brautgemach. Indem sich Titus zu der Braut in's Bett legte, fragte er sie leise, und gleichsam scherzend, ob sie noch seine Frau werden wollte. Sie bejahte seine Frage, weil sie glaubte, daß er Hegesippus wäre, und Titus steckte ihr darauf einen kostbaren Ring an den Finger, und erklärte sich für ihren Gemahl.

Nach vollzogener Vermählung erfreute sich Titus oft und eine geraume Zeitlang seiner Liebe mit ihr, ohne daß weder sie selbst, noch irgend Jemand anders erfuhr, daß ein Anderer, als Hegesippus, ihr Lager mit ihr theilte. Indem aber die Sachen zwischen Titus und Sophronia auf diesem Fuße standen, empfing Titus die Nachricht, daß sein Vater

Publius gestorben wäre, weswegen man ihn bat, eiligst nach Rom zu kommen, um seine Erbschaft anzutreten. Er berathschlagte sich demnach unverzüglich mit dem Hegesippus, wie er es anfangen sollte, abzureisen, und Sophronia mitzunehmen, welches nicht füglich geschehen konnte, und auch nicht geschehen mußte, ohne ihr Alles zu entdecken. Sie gingen demnach einst Beide mit ihr in ihre Kammer, wo sie ihr Alles ausführlich bekannten, und Titus überzeugte sie von der Wahrheit durch die Erwähnung mancher kleinen Umstände, die zwischen ihnen vorgefallen waren. Sie blickte sie Beide ein wenig zürnend an, und die Thränen stürzten ihr über die Wangen, indem sie sich beklagte, daß sie von Hegesippus wäre hintergangen worden. Ohne seinen Verwandten ein Wort zu sagen, ging sie nach dem Hause ihrer Eltern, und erzählte ihnen den Betrug, welchen Hegesippus ihr und ihnen gespielt hätte, und daß sie die Frau des Titus geworden wäre, indem sie geglaubt hätte, mit dem Hegesippus verheiratet zu sein. Ihr Vater ward darüber sehr aufgebracht, und es kam darüber zwischen ihm und seinen und Hegesipp's Verwandten zu manchem Wortwechsel, wobei es sehr laut und heftig herging. Hegesippus ward beiden Theilen verhaßt, und ein Jeder hielt ihn nicht nur des Tadels, sondern auch einer schweren Strafe werth. Er selbst hingegen behauptete völlig recht gehandelt, und von Sophronia's Verwandten Dank verdient zu haben, indem er ihr einen besseren Gemahl, als er selbst wäre, verschafft hätte.

Titus, dem dies Alles zu Ohren kam, war sehr erzürnt darüber, und weil er wohl wußte, daß die Griechen so lange drohen und Lärm machen, als ihnen Niemand antwortet, hingegen bis zur Niederträchtigkeit demüthig werden, so bald man ihnen die Spitze bietet; so hatte er nicht Lust, sie länger ohne Antwort fortschwatzen zu lassen, und da er atheniensischen Witz mit römischem Muthe in sich vereinigte, so wußte er auf eine geschickte Weise eine Zusammenkunft zwischen Hegesipp's und Sophronia's Verwandten in einem Tempel zu veranstalten; worauf er mit dem Hegesipp ohne andere Begleitung zu ihnen hinantrat, und die Versammlung folgendermaßen anredete: „Es ist die Meinung vieler Weltweisen, daß Alles, was die Sterblichen beginnen, von den unsterblichen Göttern vorhergesehen und bestimmt ist; und deswegen behaupten auch Einige, daß Alles, was geschehen ist, und was geschehen wird, unbedingt nothwendig sei, wiewohl Andere diese Nothwendigkeit blos auf das Geschehene eingeschränkt wissen wollen. Wenn man diesen Meinungen einige Aufmerksamkeit widmet, so wird man

sich bald überzeugen, daß wer geschehene Dinge, die nicht zu ändern sind, tadeln will, sich klüger dünken muß, als die Götter, von denen wir doch voraussetzen müssen, daß sie nach ewigen und unwandelbaren Gesetzen uns und unsere Angelegenheiten regieren; so daß die thörichte und unbesonnene Verwegenheit Derjenigen klar am Tage liegt, welche ihre Fügungen meistern wollen, und wie sehr solche Leute verdienen, für ihre Frechheit in Ketten und Bande geschlagen zu werden. Meiner Meinung nach befindet Ihr Euch sammt und sonders in diesem Falle, wenn es wahr ist, daß Ihr so gesprochen habt und noch (wie ich höre) fortfahret, darüber zu sprechen, daß Sophronia, die Ihr dem Hegesippus zugedacht hattet, meine Gemahlin geworden ist; und bedenkt nicht, daß sie von Ewigkeit her mir, und nicht dem Hegesipp zur Frau bestimmt war, wie der Erfolg jetzt beweiset. Weil jedoch die Lehre von einer verborgenen Vorsehung und Absicht der Götter Manchen nicht einleuchten will, welche der Meinung sind, daß die Götter sich um unsere Angelegenheiten wenig bekümmern, so will ich blos nach menschlichen Ansichten der Dinge mit Euch reden, und in dieser Hinsicht werde ich zweierlei thun müssen, was sonst sehr wider meine Gewohnheit streitet; ich werde nämlich mich selbst ein wenig rühmen, und einen Andern einigermaßen heruntersetzen, oder herabwürdigen müssen. Da es jedoch zur gegenwärtigen Sache unumgänglich nöthig ist, und da ich mich an keiner Seite um ein Haar von der Wahrheit entfernen werde, so muß ich mich dazu entschließen. Mehr von jähem Zorne gereizt, als durch vernünftige Gründe bewogen, Euch zu beschweren, scheltet Ihr, und lästert, und verdammt den Hegesippus, nicht nur durch heimliches Afterreden, sondern auch durch laute Verleumdung, weil er mir nach seiner Absicht diejenige zur Gattin verschafft hat, die Ihr nach Eurer Absicht ihm zugedacht hattet. Ich hingegen glaube, daß er dafür großes Lob verdient, weil er eines Theils die Pflicht eines Freundes erfüllt, und weil er zweitens viel klüger, als Ihr, gehandelt hat. Ich will Euch jetzt nicht erklären, wie weit die heiligen Gesetze der Freundschaft den einen Freund verpflichten, dem andern zu dienen; sondern ich will mich damit begnügen, Euch daran zu erinnern, daß das Band der Freundschaft viel fester bindet, als die Bande des Blutes und der Verwandtschaft; denn die Freunde wählen wir uns selbst, und die Verwandten müssen wir nehmen, so wie sie das Schicksal uns gibt. Wenn demnach dem Hegesipp mein Leben theurer war, als Euer Wohlwollen, so muß Euch das nicht wundern, so bald Ihr mich als seinen Freund anerkennt, der ich zu sein hoffe. Doch

genug hiervon! Indem ich aber zu meiner zweiten Behauptung übergehe, werde ich Euch ein wenig umständlicher zeigen müssen, in wie fern er klüger gehandelt hat, als Ihr; denn wie mich däucht, so versteht Ihr nichts von der Vorsehung der Götter, und fast noch weniger von den Gefühlen der Freundschaft. Ihr meinet also, nach Euren Einsichten, nach Eurem Gutdünken, und nach Eurer Ueberlegung, Ihr müßtet Sophronia einen jungen Mann, einen Philosophen, und zwar den Hegesippus zum Gemahl geben. Wohlan, Hegesippus gab sie nicht minder einem Jüngling und einem Philosophen. Euch beliebte es, sie einem Athenienser zu bestimmen; er gab sie einem Römer. Ihr wähltet für sie einen edlen Jüngling; er einen noch edleren. Ihr wolltet sie mit einem reichen Manne verheiraten; er vermählte sie mit einem der reichsten. Ihr wolltet sie mit einem Jünglinge versprechen, der sie kaum kannte, und folglich noch weniger lieben konnte; und Hegesipp überlieferte sie in die Arme desjenigen, der sie höher schätzte, als sein höchstes Glück, und als sein eigenes Leben.

„Laßt uns dies Alles, was ich gesagt habe, einzeln betrachten, und laßt uns sehen, ob es wahr und ob es löblicher sei, als was Ihr beabsichtiget hattet. Daß ich jung bin, so wohl wie Hegesippus, darüber dürft Ihr nur Eure eigenen Augen befragen, und daß ich die Weltweisheit studirt habe so gut wie er, daß wißt Ihr, ohne lange Vorrede. In unsern Jahren sind wir einander gleich und mit gleichen Schritten sind wir auch in den Wissenschaften vorwärts gegangen. Es ist wahr, er ist ein Athenienser, und ich bin ein Römer. Wollte man über den Vorrang unserer Vaterstädte streiten, so würde ich sagen: meine Vaterstadt ist frei, und die seinige ist zinsbar. Die meinige ist Gebieterin einer Welt, und Athen ist meiner Vaterstadt unterthan. Die meinige ist in der Blüthe der Macht, der Waffen und der Wissenschaften, und die Vaterstadt Hegesippus hat sich nur allein der Wissenschaften zu rühmen. Ueberdies erscheine ich zwar hier unter Euch nur in der bescheidenen Gestalt eines Schülers; allein in Rom bin ich keiner der geringsten des Volkes. Meine eignen Häuser und die öffentlichen Plätze in Rom sind voll uralter Bildsäulen meiner Vorfahren, und die römischen Jahrbücher erwähnen vieler Siegeszüge der Quintier nach dem Capitol. Der Ruhm unseres Namens ist auch noch nicht welk geworden, sondern steht noch jetzt in seiner besten Blüthe. Ich würde es verachten, meiner Reichthümer zu erwähnen; denn Armuth und Ehre waren in den ältesten Zeiten

das Erbtheil und der Stolz der edlen Römer. Wenn aber heutiges Tags die Meinung sich geändert hat, und wenn der Mann nur nach seinem Reichthum geschätzt wird, so darf ich wohl sagen, daß nicht Geiz und Gierigkeit, sondern die Gunst des Glücks mich zum Besitzer eines ansehnlichen Vermögens gemacht hat. Ich weiß zwar wohl, daß Ihr es wünschtet, daß Ihr es noch wünscht, und nicht Unrecht habt, zu wünschen, den Hegesippus zu Eurem Blutsfreunde zu haben; allein in mancher Rücksicht sollte es Euch doch nicht minder lieb sein, mich in Rom unter die Eurigen zu zählen, wenn Ihr bedenkt, daß Ihr an mir einen guten Gastfreund und einen nützlichen, eifrigen und mächtigen Beschützer, sowohl in Euren besonderen, als in öffentlichen Angelegenheiten finden werdet. Wer wird denn, wenn man Alles ohne Vorurtheil und mit kaltem Blute betrachtet, Eure Anschläge für besser halten, als die Absichten meines Hegesippus? Gewiß Niemand. Folglich ist Sophronia an den Titus Quintus Fulvius, einen altadeligen und reichen römischen Bürger und einen Freund des Hegesippus, sehr vortheilhaft vermählt, und wer sich darüber beklagt oder ärgert, der thut nicht, was Recht ist, und weiß selbst nicht, was er will. Vielleicht wird Dieser oder Jener mir einwenden, Sophronia finde sich nicht sowohl dadurch beleidigt, daß sie die Gemahlin des Titus geworden, als durch die Art und Weise, wie sie es geworden sei; durch heimliche Künste und ohne Vorwissen ihrer Aeltern und Verwandten. Dies ist aber weder etwas Wunderbares, noch etwas Neues und Unerhörtes. Ich will gern von Denjenigen schweigen, welche wider den Willen ihrer Aeltern Männer genommen haben, oder welche mit ihren Liebhabern davon gegangen und erst Buhlerinnen gewesen sind, bevor sie Eheweiber wurden, und früher durch ihre Schwangerschaft oder Niederkunft als mit klaren Worten ihre Verheiratung kund gethan haben; und demnach hat man sich auch dergleichen Dinge wohl aus Noth müssen gefallen lassen. Das ist aber Sophronia nicht widerfahren, sondern Hegesippus hat sie auf eine ehrliche und rechtschaffene Weise dem Titus gegeben. Sollten wiederum Andere behaupten, Derjenige, welcher sie mir vermählte, habe nicht das Recht dazu gehabt, so sind das thörichte und weibische Einwendungen, die von weniger Ueberlegung zeugen. Braucht denn das Schicksal nicht mancherlei ungewöhnliche Mittel und Wege, um manche Dinge zu ihrem bestimmten Ziele zu bringen? Was brauch' ich mich darum zu bekümmern, daß vielleicht ein Schuhflicker und kein Gelehrter irgend eine Sache nach seiner Weise für mich ausgerichtet

hat, er mag dabei heimlich oder öffentlich zu Werke gegangen sein, sobald sie nur gut ausgefallen ist? War der Schuhflicker nicht ein gewandter Mann, so ist es meine Sache, mich in der Folge in Acht zu nehmen, ihm nichts wieder anzuvertrauen; aber für das Geschehene bin ich schuldig, ihm zu danken. Hat demnach Hegesippus Sophronia glücklich verheiratet, so ist es eine lächerliche Thorheit, sich über die Art und Weise zu beklagen, wie er es gethan hat. Wenn Ihr seiner Einsicht nicht trauet, so seht Euch vor, daß Ihr ihn künftig keine Ehen mehr stiften laßt; und dankt ihm für diese. Wisset indessen, daß ich keinesweges gesucht habe, durch List oder durch Betrug dem Adel und der Reinigkeit Eures Bluts in der Person Sophronia's einen Schandfleck anzuhängen; denn obwohl ich sie verstohlenerweise zu meiner Frau gemacht habe, so kam ich doch nicht wie ein Ehrenschänder, in der Absicht, ihr ihre Keuschheit zu rauben; oder wie ein Feind, um sie gewaltsamerweise zu besitzen und den Namen Eures Verwandten zu verschmähen; sondern weil ich in ihre Schönheit und Tugend heftig verliebt war und wohl wußte, daß Ihr sie mir nicht würdet gegeben haben, wenn ich auf diejenige Weise, worauf Ihr vielleicht hindeutet, um sie angehalten hätte, aus Furcht, daß ich eine von Euch so sehr geliebte Person mit mir nach Rom führen möchte; so nahm ich meine Zuflucht zu den heimlichen Anschlägen, die ich Euch jetzt gern gestehen will, und bewog den Hegesippus, sich um meinetwillen zu einer Sache willig finden zu lassen, wozu er sonst keine Neigung hatte. Bei dem Allen suchte ich mir den Besitz ihrer Person (so inbrünstig verliebt ich auch war) nicht als bloßer Liebhaber zu verschaffen, sondern als ihr wirklicher Gemahl, und sie selbst wird es Euch als Wahrheit bezeugen, daß ich sie nicht eher berührt habe, bis ich mit den gewöhnlichen Worten und mit einem Ringe mich mit ihr vermählt, und auf meine Frage, ob sie mich zum Gemahl haben wollte, ihre einwilligende Antwort erhalten hatte. Wenn sie sich jetzt für betrogen hält, so muß sie nicht mir, sondern sich selbst die Schuld beimessen, indem sie mich nicht gefragt hat, wer ich wäre. Das schreckliche Uebel, der unverzeihliche Fehler, das schwere Verbrechen, dessen sich Hegesippus als Freund und Titus als Liebhaber schuldig gemacht haben, besteht also darin, daß Sophronia die Gemahlin des Titus Quintus geworden ist! Deswegen verlästert Ihr den Hegesippus, drohet ihm und stellet ihm nach. Was könntet Ihr mehr thun, wenn er sie an einen Bettler, einen Landstreicher, einen Knecht verheiratet hätte? Welche Fesseln, welche Kerkerstrafe, welche Mar=

tern würden Euch genügt haben? Doch genug hiervon. Es ist ein Zeitpunkt eingetreten, den ich noch lange nicht erwartet hatte; mein Vater ist gestorben, und ich sehe mich genöthigt, nach Rom zu gehen, wohin ich Willens bin, Sophronia mitzunehmen. Aus dieser Ursache habe ich Euch Dasjenige entdeckt, was ich sonst vielleicht noch lange würde verschwiegen haben; und dies muß Euch lieb sein, wofern Ihr klug seid. Denn wenn ich Euch hätte betrügen oder beschimpfen wollen, so konnte ich Sophronia geschändet verlassen; allein das verhüten die Götter, daß ein römischer Sinn sich jemals dergleichen Niederträchtigkeit erlauben sollte! Sophronia ist und bleibt demnach durch die Zulassung der Götter, in Kraft der Gesetze, durch den löblichen Beistand meines Hegesippus und durch meine angewandte List meine Gemahlin. Weil Ihr Euch aber vielleicht für weiser als die Götter, und für klüger als alle andern Menschen haltet, so beweiset Ihr mir auf eine doppelte Art Euer Mißfallen an dieser Sache, einmal, indem Ihr mir Sophronia vorenthaltet, an welche Ihr kein weiteres Recht habt, als mir beliebt, Euch zu verstatten, und zweitens, indem Ihr dem Hegesippus wie Eurem Feinde begegnet, da Ihr ihm doch vielmehr Dank schuldig seid. Wie thöricht Ihr daran handelt, darüber will ich mich jetzt nicht weitläuftig auslassen; sondern ich will Euch nur als Euer Freund rathen, Euren Zorn fahren zu lassen und mir meine Sophronia wiederzugeben, damit ich Euch als Euer Blutsfreund zufrieden verlasse und Euch ferner zugethan bleibe; denn Dasjenige, was geschehen ist, mag Euch gefallen oder nicht, so seid versichert, daß ich, wenn Ihr nicht thut, was ich begehre, den Hegesippus mit mir nehme, und wenn ich nach Rom komme, so will ich mir Diejenige, die mir mit Recht zugehört, wider Euren Dank und Willen wohl verschaffen, und Ihr sollt erfahren, was es auf sich hat, einen Römer zur Rache zu reizen und ihn zum Feinde zu haben."

Wie Titus dieses gesprochen hatte, erhob er sich mit zornigem Blicke, nahm den Hegesippus bei der Hand, warf den Kopf in die Höhe, zum Zeichen, daß er sich um Alle, die in dem Tempel versammelt waren, wenig bekümmerte und entfernte sich mit drohender Geberde. Diejenigen, die im Tempel zurückblieben, fühlten sich theils durch seine Rede bewogen, ihn gern als ihren Freund und Verwandten zu betrachten, theils hatten seine letzten Worte sie in Schrecken gesetzt, so daß sie es einstimmig für besser hielten (da Hegesippus sich nicht hatte mit ihnen befreunden wollen), den Titus in ihre Verwandtschaft aufzunehmen, als der Verbindung mit Jenem zu entsagen

und sich zugleich den Titus zum Feinde zu machen. Sie kamen demnach zu ihm und erklärten ihm, sie wären bereit, ihm Sophronia zu geben, ihn als einen lieben Verwandten und den Hegesippus als ihren Freund anzusehen. Hierauf begrüßten sie sich an beiden Seiten als Brüder und Freunde und Sophronia ward dem Titus wieder zugesandt, sobald ihre Verwandten zu Hause kamen. Als ein vernünftiges Weib schickte sie sich in die Umstände, schenkte ihre Liebe, die dem Hegesippus war gewidmet gewesen, dem Titus, und zog mit ihm nach Rom, wo sie sehr liebreich und ehrerbietig empfangen ward.

Hegesippus verlor jedoch in Athen bei Jedermann alle Achtung, und bei Gelegenheit einiger bürgerlichen Unruhen ward er bald nachher nebst allen den Seinigen in Armuth und Elend aus der Stadt vertrieben und auf immer aus ihrem Gebiete verbannt. Wie er nun in seiner Verbannung nicht nur verarmt, sondern gänzlich an den Bettelstab gerathen war, half er sich mit Noth und Kummer fort und kam nach Rom, um zu versuchen, ob sich Titus noch seiner erinnern würde. Da er fand, daß er noch lebte und bei allen Römern sehr beliebt war, so wartete er, nachdem er seine Wohnung ausfindig gemacht hatte, vor seiner Hausthüre, bis er herauskam; er getraute sich aber nicht, in seinem armseligen Aufzuge ihn anzureden, sondern suchte nur, ihm zu Gesichte zu kommen, in der Erwartung, daß Titus ihn erkennen und zu sich rufen würde. Weil aber Titus ihm vorbeiging und Hegesippus meinte, er hätte ihn wohl bemerkt, aber nicht auf ihn geachtet, so verursachte das Andenken an Dasjenige, was er einst für ihn gethan hatte, daß er vor Unwillen und Verzweiflung davon ging. Es war schon spät des Abends, und er befand sich hungerig, ohne Geld und ohne Obdach. Des Lebens müde gerieth er in eine abgelegene öde Gegend der Stadt und ward eine geräumige Höhle gewahr, die er sich zum Nachtlager erkor und sich schlecht genug bekleidet und bedeckt auf den bloßen Erdboden niederlegte, wo er von Gram und Kummer betäubt endlich einschlief. Gegen den Morgen kamen zwei Räuber in die Höhle, um den Raub der vergangenen Nacht mit einander zu theilen; sie geriethen dabei in Streit, der Schwächere ward von dem Stärkeren erschlagen und dieser machte sich aus dem Staube. Hegesippus hatte Alles gehört und gesehen und glaubte durch diesen Zufall ein Mittel zu finden, sich den Tod zu verschaffen, ohne zum Selbstmörder zu werden; er blieb deswegen liegen, bis die Wächter, die den Lärm gehört hatten, hinzukamen, sich seiner bemächtigten und ihn

gefangen davon führten. Wie man ihn verhörte, bekannte er, daß er den Mord begangen hätte und hernach nicht im Stande gewesen wäre, sich aus der Höhle zu entfernen. Der Prätor, Marcus Varro, verurtheilte ihn folglich nach dem damaligen Gebrauche zur Kreuzigung. Zufälligerweise kam Titus eben in den Richtsaal und indem er den armen Verurtheilten betrachtete, und hörte, weswegen er zum Tode verdammt war, erkannte er plötzlich die Gesichtszüge des Hegesippus, und ward sehr erstaunt, ihn in Rom und in einer so schmählichen Lage vorzufinden. Da ihm sehr daran gelegen war, seinem Freunde zu helfen, und da er kein anderes Mittel zu seiner Rettung zu ersinnen wußte, als wenn er sich selbst anklagte, um ihn zu erlösen, so trat er schleunig vor und rief: „Marcus Varro! Laß den armen Mann wieder zurückbringen, den Du verurtheilt hast; denn er ist unschuldig. Ich habe die Götter schon genug durch die eine Sünde beleidigt, daß ich Denjenigen erschlug, den Deine Wächter diesen Morgen todt gefunden haben, und ich will sie nicht zum zweiten Mal durch den Tod eines andern Unschuldigen erzürnen."

Varro erstaunte und er bedauerte, so viele Menschen im Richtsaale zu Zeugen zu haben. Da er aber nicht mit Ehren umhin konnte, zu thun, was die Gesetze verlangten, so ließ er den Hegesippus zurückholen und sprach zu ihm in Gegenwart des Titus: „Wie konntest Du so thöricht handeln, daß Du ohne den geringsten Zwang Etwas bekanntest, das Du nie begangen hast, da doch Dein Leben dabei auf dem Spiele stand! Du sagtest, Du wärest Derjenige, der diese Nacht den Menschen erschlagen hätte, und nun kömmt Dieser und spricht: „er habe es gethan."

Hegesippus sah sich um und fand, daß es Titus war, und er begriff sehr wohl, daß er dieses lediglich thäte, um ihm aus Dankbarkeit für die einst von ihm empfangene Wohlthat das Leben zu retten. Er weinte vor Rührung und sagte: „Varro, in Wahrheit, ich erschlug den Menschen, und das Mitleiden des Titus kömmt jetzt zu spät."

„Prätor (sprach Titus wieder), Du siehst, Dieser ist ein Fremdling, und man fand ihn ohne Waffen neben dem Erschlagenen. Du kannst wohl denken, daß ihn nur seine Dürftigkeit bewegt, den Tod zu suchen; laß ihn also frei und strafe mich, der ich es verdient habe."

Varro wunderte sich über den sonderbaren Wetteifer der Beiden, und stellte sich bereits vor, daß keiner von Beiden schuldig wäre. Indem er deswegen auf Mittel sann, sie Beide frei zu geben, trat ein junger Mensch auf,

Namens Publius Ambustus, ein verruchter und in ganz Rom berüchtigter Spitzbube, welcher den Mord wirklich begangen hatte, und da er am besten wußte, wie unschuldig die Beiden an der That waren, wegen deren sie sich selbst anklagten, so ging ihm ihre Unschuld dergestalt zu Herzen, daß er von Mitleiden durchdrungen sich dem Prätor darstellte und sagte: „Varro, meine Thaten bringen mich dahin, die schwierige Frage zwischen diesen Beiden zu entscheiden. Ich weiß nicht, welcher Gott mich zwingt und antreibt, meine Uebelthat zu gestehen. Wisse denn, daß keiner von diesen Beiden an dem Verbrechen schuldig ist, zu welchem sie sich bekennen. Ich aber bin wirklich Derjenige, welcher jenen Menschen heute früh kurz vor Tagesanbruch erschlug, und diesen armen Mann fand ich an eben dem Orte schlafend, wo ich meinen Raub mit Demjenigen theilte, den ich hernach erschlug. Den Titus zu vertheidigen wäre überflüssig, denn sein guter Ruf ist zu allgemein bekannt, und ein Jeder weiß wohl, daß er nicht der Mann ist, den dergleichen Verdacht treffen kann. Laß sie demnach alle Beide los und vollziehe an mir die Strafe, welche die Gesetze mir auflegen."

Octavius selbst hatte bereits von dieser Begebenheit gehört, und ließ alle Drei vor sich fordern, um von ihnen zu hören, welche Ursachen einen Jeden von ihnen bewogen hätten, sich das Todesurtheil zu wünschen. Sie erzählten ihm Alles, und Octavius entließ die beiden Freunde, weil sie nichts verschuldet hatten, und schenkte dem Dritten das Leben um ihrentwillen. Titus nahm nunmehr seinen Hegesipp zu sich, und nachdem er ihm wegen seines Kleinmuths und Mißtrauens freundschaftliche Vorwürfe gemacht hatte, führte er ihn sehr liebreich in sein Haus, wo ihn Sophronia mit zärtlichen Thränen schwesterlich empfing. Nachdem ihn Titus mit Speise erquickt, und ihn seinem Stande und seinen Tugenden gemäß gekleidet hatte, theilte er mit ihm alle seine Güter und Schätze, und gab ihm überdieß seine Schwester Fulvia zur Gemahlin, wobei er ihm die Wahl ließ, bei ihm zu bleiben, oder mit Allem, was er ihm geschenkt hatte, nach Achaia zurückzukehren.

Hegesippus, der sich theils wegen seiner Verbannung gezwungen, theils von seiner Freundschaft und schuldigen Dankbarkeit gegen den Titus bewogen fühlte, entschloß sich, ein römischer Bürger zu werden. Lange lebte er mit seiner Fulvia, mit dem Titus und mit Sophronia in einem Hause froh und glücklich, und ihre Freundschaft wuchs mit jedem Tage, wofern es möglich war, daß sie noch inniger werden konnte.

So ist demnach die Freundschaft die herrlichste aller Tugenden, und

nicht nur der größesten Achtung, sondern auch des höchsten Ruhmes würdig. Sie ist die weise Mutter der Großmuth und des Wohlthuns, die Schwester der Dankbarkeit und der Menschenliebe, und die Feindin des Hasses und des Eigennutzes. Unaufgefordert ist sie zu jeder Stunde bereit, Andern alles Gute zu erweisen, was sie wünschen würde, das man ihr selbst thun möchte. Allein selten findet man heutigen Tages zwei Leute, an welchen sie ihren seligen Einfluß offenbart; Dank der schändlichen Gierigkeit der Menschen, die nur auf ihren eigenen Nutzen erpicht, jedes Gefühl der Freundschaft, weit über die Gränzen der Erde hinaus, auf immer verbannt hat. Welche Liebe, welche Schätze, welche Bande des Blutes hätten wohl den Hegesippus bewegen können, aus Mitleiden mit den Seufzern und Thränen des Titus einer schönen und geliebten Braut zu entsagen, und sie ihm zu überlassen — wenn sie es nicht that? Welches Verbot, welche Drohungen, welche Rücksichten, hätten die Arme des Jünglings Hegesippus abhalten können, in der einsamen Kammer, in der Dunkelheit und im eigenen Bette das schöne junge Weib zu umschlingen, welches ihm vielleicht unschuldigerweise oft selbst Aufmunterung gab — wenn sie es nicht vermochte? Welche Verhältnisse, welche Vortheile, welche Aussichten hätten ihn bewegen können, sich weder an seine eigenen, noch an Sophronia's Verwandten zu kehren, sich um die ehrenrührigen Lästerungen des Pöbels nicht zu bekümmern, und seinem Spott und Hohn Trotz zu bieten — wenn sie ihn nicht dazu antrieb?

Und an der andern Seite, wer hätte den Titus auffordern können, da er sich füglich stellen konnte, als wenn er von nichts wüßte, sich bereitwillig zu zeigen, sein eigenes Leben aufzuopfern, um den Hegesipp vom Kreuze zu retten — wenn sie ihn nicht anspornte? Wer konnte ihn so freigebig machen, daß er ohne Bedenken die Hälfte seines großen väterlichen Erbguts dem Hegesipp hingab, welchem das Schicksal das Seinige genommen hatte — wenn sie ihm nicht seine Hand öffnen hieß? Wer hätte ihn bewegen können, sich der Armuth und des Elends des Hegesippus nicht zu schämen, und ihm freiwillig seine eigene Schwester zur Gattin zu geben — wenn sie ihm diesen Eifer nicht eingab?

Mögen denn immerhin die Menschen sich nach vielen Bekannten umsehen, sich viele Brüder, viele Kinder wünschen, oder mit ihrem Gelde sich eine Menge Knechte kaufen, und sich nicht darum bekümmern, ob unter diesen allen auch wohl Jemand sei, der sich nicht mehr vor der geringsten ihm selbst

drohenden Gefahr scheuen, als sich hüten wird, dem Vater, dem Bruder, oder dem Herrn seinen Genuß zu rauben; da man hingegen den Freund ganz anders handeln sieht."

Neunte Erzählung.

Saladin, als Kaufmann verkleidet, wird von Messer' Torello herrlich bewirthet, Torello geht auf einen Kreuzzug, und bestimmt seiner Gemahlin eine gewisse Frist, nach welcher sie sich wieder verheiraten kann, im Fall sie keine Nachricht von ihm bekommt. Er wird gefangen, und wegen seiner Geschicklichkeit, Falken abzurichten, zu dem Sultan gebracht, welcher ihn wieder erkennt, sich ihm gleichfalls zu erkennen gibt und ihn sehr ehrenvoll aufnimmt. Torello wird krank und wird durch magische Kunst in einer Nacht nach Pavia versetzt, indem seine Frau eben im Begriff ist, wieder Hochzeit zu machen. Er wird von ihr erkannt, und führt sie wieder heim.

Filomena hatte ihre Rede geendigt, und die edelmüthige Dankbarkeit des Titus war mit gebührendem Lobe erhoben worden; und jetzt nahm der König, um dem Dioneo den letzten Platz zu überlassen, selbst das Wort, und sagte: „Liebliche Jungfrauen, Filomena hat wahr geredet in Demjenigen, was sie Euch von der Freundschaft erzählt, und am Ende ihrer Rede hat sie sich mit Recht beklagt, daß sie heutiges Tages von den Menschen so wenig geschätzt wird. Wenn wir hier wären, um die Mängel der Welt zu verbessern, oder sie auch nur zu rügen, so könnte ich zu ihren Bemerkungen noch Vieles hinzufügen. Weil aber dieses nicht unser Zweck ist, so fällt mir ein, Euch in einer zwar ziemlich langen, jedoch im Ganzen unterhaltenden Geschichte, eine von den trefflichen Handlungen Saladin's zu erzählen, damit wir aus den Begebenheiten, die Ihr in meiner Erzählung hören werdet, lernen (wenn wir auch wegen unserer Mängel die Freundschaft eines Menschen nicht im vollen Maße erwerben können), wenigstens Andern gerne zu dienen, in der Hoffnung, unsere Dienste dereinst belohnt zu sehen.

Wisset demnach, daß (wie Einige versichern) zur Zeit des Kaisers Friedrich des Ersten ein allgemeiner Kreuzzug von der ganzen Christenheit unternommen ward, um das heilige Land wieder zu erobern. Wie Saladin, ein sehr kluger Fürst, welcher damals Sultan von Babylon war, etwas davon erfuhr, nahm er sich vor, die Zurüstungen der christlichen Regenten zu diesem Zuge selbst in Augenschein zu nehmen, um seine Maß-

regeln dagegen desto besser treffen zu können. Wie er nun in seinem Reiche alle nöthigen Vorkehrungen gemacht hatte, ging er unter dem Vorwande einer Wallfahrt mit zweien seiner vornehmsten und verständigsten Leute, und nur von dreien Dienern begleitet, auf Reisen. Nachdem er schon verschiedene christliche Länder durchzogen hatte, und durch die Lombardei kam, um über das Gebirge weiter hinauf zu gehen, traf es sich, daß er auf dem Wege von Mailand nach Pavia einem Edelmann aus Pavia begegnete, Namens Messer' Torello d'Istria, der mit seinen Dienern, Hunden und Falken nach einem schönen Landsitze ging, den er am Ufer des Tesino besaß. So bald Herr Torello die Fremden gewahr ward, schienen sie ihm Leute von Stande und Ausländer zu sein, und er wünschte ihnen gütlich zu thun. Wie demnach Saladin sich bei einem seiner Leute erkundigte, wie weit sie noch bis nach Pavia hätten, und ob sie noch früh genug daselbst anlangen könnten, um in die Stadt zu kommen, gab Herr Torello selbst statt seines Dieners zur Antwort: „Meine Herren, Ihr könnt nicht mehr zeitig genug dahin kommen, um eingelassen zu werden.“

„Wenn das ist (sprach Saladin), so seid so gütig, uns zu sagen, wo wir am besten Herberge finden können; denn wir sind hier fremd.“

„Das will ich gerne thun (erwiederte Torello). Ich war eben im Begriff, einen meiner Diener bis in die Nähe von Pavia zu schicken, um etwas zu bestellen. Er soll Euch begleiten, und Euch an einen Ort bringen, wo Ihr ein gutes Nachtlager finden werdet.“

Er gab hierauf einem seiner vertrautesten Diener heimlich einen Wink, was er thun sollte, und er selbst eilte indessen so schnell er konnte nach seinem Landhause, ließ ein schönes Abendessen bereiten, und die Tafel in seinem Garten decken, und setzte sich hierauf vor seine Thüre, um seine Gäste zu erwarten. Der Diener führte während der Zeit die Reisenden unter verschiedenen Gesprächen unvermerkt auf einigen Umwegen nach dem Landgute seines Herrn. So bald Herr Torello sie kommen sahe, ging er ihnen lächelnd entgegen, und sagte: „Seid mir herzlich willkommen, meine Herren!“ Saladin war scharfsinnig genug, zu merken, daß der Edelmann besorgt hatte, sie möchten seine Einladung nicht angenommen haben, wenn er sie gebeten hätte, wie er ihnen auf dem Wege begegnete, und daß er sie durch eine kleine List nach seinem Hause gelockt hatte, damit sie sich nicht weigern könnten, bei ihm zu übernachten. Er gab demnach dem Torello, indem er seinen Gruß erwiederte, zur Antwort: „Mein Herr,

wenn man sich über zuvorkommende Leute beklagen dürfte, so würden wir über Euch zu klagen haben; denn ungerechnet, daß Ihr uns einen kleinen Umweg habt machen lassen, zwingt Ihr uns, eine große Gefälligkeit von Euch anzunehmen, die wir mit nichts, als mit einem einzigen Gruß verdient haben."

Der Ritter, der ein sehr wohlredender Mann war, antwortete: „Meine Herren, die Bewirthung, die Ihr bei mir findet, ist nur eine Kleinigkeit gegen das, was Ihr verdient, so weit ich nach dem Aeußerlichen von Euch schließen kann. Ihr würdet aber wirklich außerhalb Pavia nirgends einen erträglichen Aufenthalt finden; und deswegen laßt es Euch nicht verdrießen, einen kleinen Abweg gemacht zu haben."

Während dieser Unterredung bezeigten sich seine Diener geschäftig, die Pferde der Reisenden, welche inzwischen abgestiegen waren, zu beschicken, und Herr Torello führte die drei Fremden in die für sie bereiteten Zimmer, wo er ihnen die Stiefeln ausziehen und sie mit erfrischendem Wein bedienen ließ, indeß er selbst sie mit angenehmen Unterredungen bis zur Abendmahlzeit unterhielt. Saladin und seine Begleiter so wohl, als ihre Diener, verstanden genug von unserer Sprache, um sich verständlich zu machen, und Andere zu verstehen, und sie fanden Alle an dem Ritter den gefälligsten und artigsten Mann, der sie mit seinen Gesprächen besser unterhielt, als irgend Jemand, den sie bisher angetroffen hatten. Torello an seiner Seite glaubte zu bemerken, daß seine Gäste treffliche Männer wären, und zugleich viel vornehmer, als er im Anfange gedacht hätte; und es war ihm deswegen leid, daß er sie nicht mit einem stattlicheren Mahle für den Abend bewirthen konnte. Er nahm sich aber vor, am folgenden Tage das Fehlende nachzuholen. Zu dem Ende gab er einem seiner Diener die nöthigen Befehle, und schickte ihn an seine Gemahlin, eine sehr verständige Frau, nach Pavia, wo man die Thore nie zu verschließen pflegte. Hierauf führte er die Fremden in seinen Garten, und erkundigte sich höflich, wer sie wären.

Saladin antwortete: „Wir sind cyprische Kaufleute, und kommen von Cypern, um wegen unserer Geschäfte nach Paris zu reisen."

„Wollte Gott (erwiederte Torello), daß in unserm Lande die Edelleute das wären, was in Cypern (wie ich sehe) die Kaufleute sind!"

Unter diesen Gesprächen kam die Abendstunde heran; man setzte sich zum Essen, und der Tisch ward so gut besetzt, wie es in der Geschwindigkeit

nur immer möglich gewesen war. Nach aufgehobener Tafel glaubte Herr Torello, daß seinen Gästen am meisten mit der Ruhe gedient sein würde; er ließ ihnen demnach sehr schöne Betten anweisen, und sie legten sich bald darauf schlafen.

Der Diener des Torello hatte indessen die Botschaft seines Herrn in Pavia an die Gemahlin desselben bestellt. Mit einem mehr königlichen, als weiblichen Sinne ließ sie augenblicklich alle Freunde und Diener ihres Gemahls berufen, und alles zu einem herrlichen Gastmahle veranstalten; ließ die vornehmsten Einwohner der Stadt beim Fackellichte einladen, ließ Kleider, Wäsche und köstliches Pelzwerk zurecht legen, und alles Uebrige so einrichten, wie es ihr Gemahl ihr aufgetragen hatte.

Des andern Morgens früh standen die Reisenden auf; Herr Torello stieg mit ihnen zu Pferde, nahm seine Falken mit, und ritt mit seinen Gästen an einen Furt, um ihnen zu zeigen, wie seine Vögel abgerichtet wären. Wie hierauf Saladin um einen Wegweiser bat, der ihn nach Pavia führen, und ihm daselbst das beste Quartier anweisen könnte, sprach Her Torello: „Das nehme ich selbst auf mich, weil ich ohnehin dort Geschäfte habe.“

Sie glaubten dieses, und da es ihnen sehr lieb war, so machten sie sich mit ihm auf den Weg. Wie sie um die dritte Stunde in Pavia ankamen, und glaubten, daß Herr Torello sie nach dem besten Gasthofe führen würde, brachte er sie nach seinem eigenen Hause, woselbst schon gegen fünfzig der vornehmsten Leute zu ihrem Empfange versammelt waren, welche sich um die Wette beeiferten, ihnen ihre Pferde und die Steigbügel zu halten. Saladin und seine Gefährten merkten bald, wie sich die Sache verhielt, und sagten: „Herr Torello, dies haben wir uns nicht von Euch erbeten. Ihr habt uns gestern Abend schon mehr Gutes erwiesen, als wir wünschen konnten, und Ihr könntet uns jetzt wohl ohne weitere Umstände unsere Straße ziehen lassen.“

„Meine Herren (erwiederte Torello)! was ich gestern Abend für Euch thun konnte, das habe ich weniger Euch selbst zu verdanken, als dem Zufall, der Euch zu einer solchen Stunde zu mir führte, da Ihr genöthigt waret, in meiner Hütte vorlieb zu nehmen. Diesen Morgen aber steht es bei Euch selbst, mich und alle diese Herren, die um Euch sind, zu verbinden; wenn Ihr glaubt, daß es gütig gehandelt sein werde, ihnen abzuschlagen, in ihrer Gesellschaft bei mir Mittag zu essen, so habt Ihr Euren Willen.“

Saladin und seine Begleiter ließen sich bereden, und stiegen ab. Die

Cavaliere begleiteten sie nach den prächtigen Zimmern, die ihnen zur Aufnahme bestimmt waren. Hier legten sie ihre Reisekleider ab, erfrischten sich ein wenig, und begaben sich alsdann nach dem Saale, wo auf's Herrlichste für sie angerichtet war. Nachdem sie die Hände gewaschen und sich zur Tafel gesetzt hatten, wurden sie mit der größten Ordnung und Pracht bedient, und mit so köstlichen Speisen bewirthet, daß man einem Kaiser nicht besser und ehrerbietiger hätte aufwarten können. Und obgleich Saladin und seine Begleiter große Herren waren, und gewohnt, Alles, was groß und prächtig ist, zu sehen, so mußten sie sich dennoch hier über Alles verwundern und es außerordentlich finden, da ihr Wirth kein Fürst, sondern nur ein gewöhnlicher Edelmann war. Nach der Mahlzeit und nach aufgehobener Tafel entließ Herr Torello seine Nachbaren und Freunde nach einigen kurzen Gesprächen zur Mittagsruhe, und blieb allein mit seinen drei fremden Gästen, die er darauf in ein anderes Zimmer führte, und um ihnen Alles zu zeigen, was ihm das Liebste war, so ließ er seine Gemahlin rufen, eine treffliche Frau, von großer Schönheit und von hohem stattlichen Wuchs. Sie erschien sehr reich gekleidet, in Begleitung ihrer beiden engelähnlichen Kinder, und nahte sich, freundlich grüßend, ihren Gästen. Diese standen auf, und empfingen sie ehrerbietig, nöthigten sie, sich neben ihnen zu setzen, und liebkosten ihre beiden holden Kinder. Da sich Herr Torello während ihrer Unterhaltung mit ihnen ein wenig entfernte, so nahm seine Gemahlin Gelegenheit, sich bescheiden zu erkundigen, woher sie kämen, und wohin sie wollten; und sie antworteten ihr eben so wie ihrem Gemahl.

„In diesem Falle (sprach sie mit freundlicher Miene) wird Euch ein wenig weibliche Vorsorge nicht unnütz sein; und ich erbitte es mir deswegen von Euch als eine besondere Gunst, ein kleines Geschenk, welches ich Euch will herbringen lassen, nicht zu verschmähen, sondern in Rücksicht dessen, daß ein Weib nach ihrem geringen Vermögen nicht viel geben kann, mehr auf den guten Willen der Geberin zu sehen, als auf den Werth des Geschenks, und es freundschaftlich anzunehmen."

Es wurden hierauf einem Jeden zwei Kleider gebracht, das eine mit Seide, das andere mit Pelzwerk gefüttert, und nicht für Bürger oder Kaufleute, sondern für Personen von hohem Stande gemacht, nebst seidenen Unterkleidern und feinem leinenen Gewande. „Nehmet dieses von mir (sprach sie). Ich habe Euch mit meinem Gemahl auf gleichen Fuß gekleidet; und da Ihr weit von Euren Frauen entfernt seid, einen langen Weg be-

reits zurückgelegt, und noch eine weite Reise vor Euch habt, so werden die übrigen Sachen, so geringe auch ihr Werth ist, Euch vielleicht zu Statten kommen; denn die Kaufleute sind (wie ich wohl weiß) an Reinlichkeit und an Bequemlichkeit gewöhnt."

Die Herren verwunderten sich und sahen, daß Herr Torello es an keinem Stücke wollte fehlen lassen, ihnen Gutes und Ehre zu erweisen, und fast vermutheten sie, nach der Kostbarkeit der Kleider zu urtheilen, daß Herr Torello ihren Stand errathen hätte. Inzwischen antwortete Einer von ihnen: „Edle Frau! Dies sind so köstliche Sachen, daß wir sie nicht füglich annehmen könnten, wenn uns nicht Euer freundliches Ansinnen, dem man nichts versagen kann, dazu nöthigte."

Nachdem dieses geschehen, und Torello schon wieder herein gekommen war, nahm die Dame Abschied von ihnen, und ging hin, um auch ihre Diener mit den nöthigen Sachen versorgen zu lassen. Herr Torello erhielt von ihnen, durch vieles Bitten, daß sie den ganzen Tag bei ihm blieben. Wie sie demnach zuerst ein wenig geruht hatten, legten sie ihre Kleider an und ritten mit ihrem Wirth in der Stadt umher, worauf sie in einer zahlreichen Gesellschaft angesehener Männer zu gehöriger Stunde ein prächtiges Abendmahl bei ihm einnahmen und sich alsdann zur Ruhe begaben. Mit Anbruch des Tages standen sie auf, und fanden statt ihrer abgerittenen Gäule drei schöne mächtige Staatsrosse für sich, und starke frische Pferde für ihr Gefolge gesattelt und aufgezäumt fertig. Wie Saladin dieses sahe, konnte er sich nicht enthalten, zu seinen Gefährten zu sagen: „Ich schwöre bei Gott, daß ich nie einen wackerern, höflichern und verständigern Mann, als diesen, gefunden habe; und wenn die christlichen Könige sich gegen ihres Gleichen so als Könige betragen, wie dieser als Rittersmann, so braucht der Sultan von Babylon nicht zu besorgen, daß ein Einziger von ihnen, geschweige denn so Viele, als sich jetzt gegen ihn rüsten, ihm über den Hals fallen werde." Weil sie nun fanden, daß Weigern vergeblich sein würde, so dankten sie ihm sehr verbindlich und bestiegen ihre Pferde. Herr Torello begleitete sie eine große Strecke aus der Stadt, und endlich mußte Saladin (der sich zwar ungerne von ihm trennte, weil er ihm sehr lieb geworden war) ihn bitten, zurückzukehren, weil er eilte, weiter zu kommen. Indem Herr Torello mit Leidwesen Abschied von ihm nahm, sprach er zu ihnen: „Meine Herren, ich muß umkehren, weil Ihr es so haben wollt; doch dies muß ich Euch noch sagen: Ich weiß nicht wer Ihr seid, und ich will auch nicht

weiter in Euch dringen, um es zu erfahren; allein Ihr mögt sein wer Ihr wollt, so überredet Ihr mich diesmal nicht, zu glauben, daß Ihr Kaufleute seid. Lebt wohl!"

Saladin, der bereits von allen Freunden des Torello Abschied genommen hatte, gab ihm zur Antwort: „Mein Herr, es kann sich wohl dereinst fügen, daß wir Euch unsere Waare zeigen, und Eurem Glauben zu Hilfe kommen. Lebt glücklich!"

Wie nun Saladin davon reisete, mit dem festen Vorsatz, wenn er lebte, und der Krieg, welcher ihm bevorstand, ihn nicht daran verhinderte, dem Torello dereinst nicht minder Ehre zu erweisen, als er von ihm empfangen hatte, unterhielt er sich noch lange unterwegs mit seinen Gefährten von ihm und seiner Gemahlin, und von seinem ganzen Wesen und Benehmen, und erhob ihn deswegen außerordentlich. Nachdem er nun alle Abendländer, nicht ohne viele Mühe, durchstreift hatte, ging er zu Wasser mit den Seinigen wieder nach Alexandria, und rüstete sich, von Allem unterrichtet, zur Gegenwehr.

Herr Torello sann noch lange nach seiner Zurückkunft in Pavia, wer seine drei Gäste wohl möchten gewesen sein; allein er errieth es nicht, und blieb mit seinen Vermuthungen immer weit vom Ziele. Wie die Zeit des Kreuzzuges kam, und man dazu allenthalben große Zubereitungen machte, ließ Herr Torello sich durch keine Bitten und Thränen seiner Gemahlin in dem Vorsatze stören, den Zug mit zu machen, und nachdem er alles Nöthige dazu vorbereitet hatte und im Begriff war, die Reise anzutreten, sprach er zu seiner Gemahlin: „Liebe Frau, Du siehst, ich ziehe auf diese Kreuzfahrt, so wohl um leiblicher Ehre, als um des Heils meiner Seele willen. Ich empfehle Dir unsere Habe und unsere Ehre, und da ich zwar weiß, daß ich abreise, allein wegen tausenderlei Zufälle, die mir begegnen können, nicht die geringste Gewißheit habe, daß ich wiederkommen werde, so bitte ich Dich, mir eine Gunst zu gewähren, daß Du nämlich, es gehe mir wie es wolle, wenn Du keine gewisse Nachricht von meinem Leben bekömmst, ein Jahr, einen Monat und einen Tag wartest, von dem heutigen Tage meiner Abreise an gerechnet, ehe Du Dich wieder vermählst."

Die Frau schwamm in Thränen und antwortete: „Torello, ich weiß nicht, wie ich den Schmerz über Deine Abreise ertragen werde; allein wenn ich ihn überlebe, und wenn über Dich etwas Andres verhängt ist, so

sei im Leben und im Tode versichert, daß ich als die Gemahlin des Torello leben und sterben, und Dich nie vergessen werde."

„Frau (erwiederte Torello), ich bin überzeugt, daß Du Alles, was Du mir versprichst, erfüllen wirst, so weit es in Deinem Vermögen steht. Allein Du bist ein junges Weib, bist schön, und bist aus einem angesehenen Geschlechte. Du besitzest viele liebenswürdige Eigenschaften, und bist allgemein bekannt. Deswegen ist kein Zweifel, daß nicht viele große und vornehme Männer, so bald man glauben wird, daß ich nicht mehr bin, sich bei Deinen Brüdern und Verwandten um Dich bewerben werden, deren Zureden Du, wenn Du auch gerne wolltest, nicht wirst widerstehen können, sondern wirst Dich nach ihrem Willen fügen müssen; und das ist die Ursache, weswegen ich Dir die gedachte Frist und keine längere vorschreibe."

Sie antwortete: „Ich werde mir alle Mühe geben, so zu handeln, wie ich Dir gesagt habe, und wenn es zum Aeußersten kömmt, so will ich doch gewiß Deiner Vorschrift gehorchen. Ich bitte Gott, daß er diesmal weder über Dich, noch über mich Dergleichen verhängen wolle."

Nach diesen Worten umarmte sie ihn mit Thränen, zog einen Ring vom Finger, den sie ihm überreichte und sprach: „Wenn ich sterben sollte, ehe ich Dich wiedersehe, so erinnere Dich meiner, so oft Du diesen Ring ansiehst." Er nahm ihn und stieg zu Pferde, und nachdem er von Jedermann Abschied genommen hatte, machte er sich auf den Weg, begab sich mit seinem Gefolge in Genua an Bord einer Galeere, und kam in kurzer Zeit nach Acre, wo er zu dem übrigen Heere der Christen stieß. Fast unmittelbar darnach brach bei demselben eine ansteckende Krankheit aus, und während dieser Zeit gelang es dem Saladin entweder durch List oder durch Glück, daß er den ganzen Ueberrest der Christen in seine Gefangenschaft bekam, und sie hin und wieder in verschiedene Städte verlegte. Unter andern ward auch Torello gefangen, und nach Alexandria abgeführt. Weil ihn daselbst Niemand kannte, und weil er sich aus Furcht auch nicht zu erkennen gab, so mußte er sich aus Noth gebrauchen lassen, Falken abzurichten, welches er meisterlich verstand, und da traf es sich, daß der Sultan von ihm hörte, der ihn auf freien Fuß stellen ließ und ihn zu seinem Falkner machte. Torello, welchen Saladin (der ihn weder erkannte, noch von ihm erkannt ward) stets bei seinem Taufnamen zu nennen pflegte, dachte nur immer nach Pavia zurück, und hatte mehr, als einmal, Versuche gemacht, zu entfliehen, die ihm aber nie gelungen waren. Wie nun einst gewisse genuesische Ge-

sandte zum Saladin kamen, um über die Loskaufung ihrer Landsleute zu unterhandeln, entschloß sich Torello, ihnen bei ihrer Abreise Briefe an seine Gemahlin mitzugeben, um ihr zu melden, daß er noch lebte, und sie bäte, seine Wiederkunft abzuwarten, welche hoffentlich nicht weit entfernt sein würde. Er bat zugleich einen von den Gesandten, mit welchem er wohl bekannt war, die Briefe an den Abt San Pietro, der sein Oheim war, zu bestellen. Bald nachher traf es sich, indem Saladin mit Torello von seinen Falken sprach, daß dieser lächelte, und dabei einen Zug an seinem Munde verrieth, welchen Saladin, wie er bei ihm war, besonders bemerkt hatte. Dieser Zug erinnerte ihn an Torello. Er betrachtete ihn demnach genauer, und wie er glaubte ihn zu erkennen, veränderte er das Gespräch und fragte ihn: „Sage mir, Christ, aus welcher Gegend des Abendlandes bist Du?"

„Ich bin aus der Lombardei (antwortete Torello) aus einer Stadt, welche Pavia heißt, und bin ein armer geringer Mann."

Saladin, der seiner Sache schon etwas gewisser zu sein glaubte, freute sich und dachte: „Gott schenkt mir Gelegenheit, diesem Mann zu zeigen, wie werth mir seine Dienstfertigkeit gewesen ist. Er sagte ihm nichts weiter, sondern ließ alle seine Kleider in ein Zimmer bringen, führte ihn hinein und sprach: „Sieh zu, Christ, ob unter diesen Kleidern eines ist, das Du vormals gesehen hast."

Torello betrachtete sie und ward diejenigen gewahr, welche seine Gemahlin dem Saladin gegeben hatte; doch getraute er sich nicht, sie für dieselbigen zu halten. Indessen antwortete er.: „Gnädiger Herr, ich kenne keines von diesen Kleidern; aber diese zwei sind denen ähnlich, mit welchen ich einst mit dreien Kaufleuten, die mich besuchten, zugleich bekleidet war."

Jetzt hielt sich Saladin nicht länger. Er umarmte ihn zärtlich und sagte: „Ihr seid Herr Torello d'Istria, und ich bin einer von den drei Kaufleuten, welche Eure Gattin mit diesen Kleidern beschenkte. Jetzt ist die Zeit gekommen, Euch zu zeigen, mit welchen Waaren ich handle, wie ich Euch beim Abschiednehmen sagte, daß es sich vielleicht fügen könnte."

Torello ward über diese Worte halb froh und halb schamroth. Er freute sich, daß er einen solchen Gast gehabt hatte, und er schämte sich zugleich, weil er fürchtete, ihm nicht Ehre genug erwiesen zu haben. Aber Saladin fuhr fort: „Herr Torello, da Gott Euch zu mir geführt hat, so betrachtet von nun an nicht mich, sondern Euch selbst, als Herrn hier in

meinem Hause.“ Er freute sich mit ihm herzlich des Wiedersehens, ließ ihn fürstlich kleiden, stellte ihn allen Großen seines Reichs vor, und befahl ihnen sämmtlich, so lieb ihnen seine Gnade wäre, ihn so hoch zu ehren, wie ihn selbst. Dieses ward auch von allen willig beobachtet, vorzüglich aber von den beiden Herren, welche als Gefährten des Sultans mit ihm in seinem Hause gewesen waren.

Der plötzliche Glanz seiner Herrlichkeit brachte ihm seine Angelegenheiten in der Lombardei auf eine Zeit lang ein wenig aus dem Gedächtniß, zumal, da er im Geringsten nicht zweifelte, daß seine Briefe richtig an seinen Oheim wären bestellt worden. Es war indessen bei dem christlichen Heere, an dem Tage, da Saladin es überrumpelte, ein Ritter aus der Provence, von keiner sonderlichen Bedeutung, Namens Torel de Dignes, gestorben und begraben worden. Da nun Herr Torel d'Istria wegen seines Adels in dem ganzen Heere bekannt war, so dachte Niemand, wie es hieß, Herr Torel wäre gestorben, an Torel von Dignes, sondern ein Jeder glaubte, Herr Torel von d'Istria wäre todt, und die Ueberrumpelung und Aufhebung der Armee verhinderte die Aufklärung dieses Irrthums, so daß verschiedene Italiener mit der Nachricht von seinem Tode nach Hause kamen, von welchen einige sogar versicherten, sie hätten ihn todt gesehen und wären bei seinem Leichenbegängniß gegenwärtig gewesen. Wie seine Gemahlin und seine Verwandten dieses hörten, war ihre Trauer unbeschreiblich groß, und nicht nur sie betrauerten seinen Verlust, sondern auch ein Jeder, der ihn gekannt hatte. Es würde zu viele Zeit erfordern, den Schmerz, die Traurigkeit und die Klagen seiner Gattin zu beschreiben. Genug, nachdem sie ihn einige Monate mit vielem Gram und Kummer beweint hatte, und ihr Schmerz anfing, sich ein wenig zu legen, bewarben sich die vornehmsten Männer in der Lombardei um ihre Hand, und ihre Brüder und Verwandten fingen an, ihr zuzureden, sich wieder zu vermählen. Nachdem sie sich eine geraume Zeit mit vielen Thränen geweigert hatte, sah sie sich endlich genöthigt, den Wünschen ihrer Verwandtschaft nachzugeben, mit der Bedingung, daß sie nicht gezwungen würde, sich vor Ablauf der von ihrem Gemahl anberaumten Frist wieder zu verheiraten.

Indem die Sachen in Pavia so standen, und die angesetzte Frist bereits bis auf ungefähr acht Tage verstrichen war, traf es sich, daß Herr Torello in Alexandria einen Mann gewahr ward, der mit den genuesischen Gesandten zugleich an Bord derselben Galeere nach Genua ab-

gesegelt war. Er ließ ihn zu sich rufen, und fragte ihn, wie ihre Reise abgelaufen, und wie sie in Genua angekommen wären.

„Mein Herr (antwortete der Mann), die Galeere hat eine sehr unglückliche Fahrt gehabt, wie man mir in Creta gesagt hat, wo ich geblieben bin. Denn wie sie auf die Höhe von Sicilien gekommen sind, hat sich ein heftiger Sturm aus Norden erhoben, der sie an die barbarische Küste verschlagen und auf ein Sandriff getrieben hat, wo sie mit Mann und Maus untergegangen ist. Ich selbst habe zwei Brüder dabei verloren."

Herr Torello, welcher keine Ursache hatte, an der Wahrheit dieser Erzählung zu zweifeln, und welchem es jetzt einfiel, daß die Frist, die er seiner Gemahlin anberaumt hatte, in wenigen Tagen zu Ende ging, und daß sie, weil man nichts von ihm in Pavia gehört habe, sich wahrscheinlicherweise wieder verheiraten würde, bekümmerte sich so sehr darüber, daß er vor Gram bettlägerig ward, weder Speise noch Trank zu sich nahm, und sich nur den Tod wünschte. Wie Saladin dieses hörte, der ihn so lieb hatte, kam er zu ihm, erfuhr nicht ohne Mühe und Bitten die Ursache seines Kummers und seiner Krankheit, und schalt ihn, daß er ihm nicht längst seine Lage offenbart hätte; inzwischen bat er ihn, sich zu beruhigen, und versprach ihm in diesem Falle, solche Anstalten zu treffen (die er ihm auch mittheilte), daß er zu rechter Zeit wieder in Pavia sein sollte. Torello verließ sich auf Saladin's Versprechen, und da man ihm oft gesagt hatte, dergleichen Dinge wären möglich zu machen, und wären schon oft wirklich geschehen, so ließ er sich beruhigen, und bat den Saladin, die Sache zur Ausführung zu bringen. Saladin befahl demnach einem seiner Schwarzkünstler, dessen Geschicklichkeit er kannte, die Anstalt zu treffen, daß Torello auf seinem Bette in einer Nacht nach Pavia gebracht würde. Der Schwarzkünstler versprach, dieses zu bewerkstelligen, und bat nur, daß man den Torello zu seinem eigenen Besten einschläfern möchte. Sobald dies veranstaltet war, ging Saladin wieder zum Torello, und da er ihn noch fest entschlossen fand, zu sterben, wenn er nicht zur bestimmten Zeit in Pavia sein könnte, so sprach er zu ihm: „Torello! wenn Ihr Eure Gemahlin so herzlich liebet, und Euch sehr darum bekümmert, daß sie keinem Andern zu Theil werde, so kann ich Euch, bei Gott! deswegen nicht tadeln; denn unter allen Weibern, die ich in meinem Leben gesehen habe, ist sie diejenige, die ich wegen ihrer Sitten und Eigenschaften, und wegen ihres ganzen Betragens (ihre Schönheit, als eine vergängliche Blume nicht einmal

mitgerechnet) am meisten der Bewunderung und Liebe würdig befunden habe. Es würde mir außerordentlich lieb gewesen sein, nachdem Euch der Zufall zu mir geführt hatte, wenn Ihr und ich unsere übrige Lebenszeit mit einander hätten zubringen, und gemeinschaftlich an der Regierung dieses Landes Theil nehmen können. Oder wenn mir der Himmel dies nicht beschieden hatte, weil es Euer fester Entschluß war, entweder zu rechter Zeit nach Pavia zurückzukehren, oder zu sterben; so hätte ich sehr gewünscht, dieses zeitig zu wissen, damit ich Euch mit solcher Pracht und Ehre, und unter solcher Begleitung wieder nach Eurem Hause hätte bringen lassen, wie es Euren Verdiensten angemessen ist. Weil mir aber dieses nicht vergönnt wird, so will ich Euch auf die angezeigte Art dahin befördern."

„Gnädiger Herr (erwiederte Torello), Ihr habt mich schon mehr durch die That, als durch Worte überführt von Eurer Güte, die ich nie in einem so hohen Grade verdient habe; und wenn Ihr auch nichts von dem, was Ihr sagt, erwähntet, so würde ich doch in Tod und Leben mich darauf verlassen. Weil ich aber einmal meinen Entschluß unveränderlich gefaßt habe, so bitte ich Euch, Dasjenige, wozu Ihr Euch erbietet, bald zu thun; denn morgen schon ist der letzte Tag, da man mich noch erwarten wird."

Saladin versprach ihm, unfehlbar dafür zu sorgen. Am folgenden Tage ließ er, in der Absicht, den Torello in der nächstfolgenden Nacht fortzuschicken, in einem großen Saale ein schönes reiches Bett, mit lauter Sammet und Goldstoff gepolstert, nach morgenländischer Art aufmachen, und es mit einem Teppich bedecken, der streifenweise mit den köstlichsten Perlen und Edelsteinen besetzt, und von unschätzbarem Werthe war, nebst zweien Ohrkissen, die sich zu einem solchen Bette schickten. Hierauf befahl er, dem Herrn Torello, der schon wieder bei Kräften war, das reichste und schönste türkische Kleid anzulegen, und ihm eine von den längsten und feinsten Binden nach türkischer Weise um den Kopf zu winden. Wie es nun schon spät ward, kam Saladin mit vielen seiner Vornehmen in das Zimmer des Herrn Torello, setzte sich neben ihm, und fast bis zu Thränen bewegt, sprach er zu ihm: „Torello, die Stunde des Scheidens kömmt heran, und da ich wegen der Beschaffenheit des Weges weder mit Euch reisen, noch Euch Begleitung mitgeben kann, so bin ich genöthigt, von Euch Abschied zu nehmen, und bin aus dieser Ursache hergekommen. Ehe ich Euch aber Gott empfehle, bitte ich Euch, um der Liebe und Freundschaft willen, die zwischen uns besteht, daß Ihr mich nie vergeßt, und daß Ihr, wo möglich

so bald Ihr Eure Sachen in der Lombardei in Ordnung gebracht habt, ehe unsere Lebenstage verstreichen, mich wenigstens noch einmal besucht, damit ich alsdann, wenn ich mich Eurer Wiederkunft werde erfreuet haben, Dasjenige nachholen könne, was ich jetzt wegen Eurer schleunigen Abreise versäumen muß. In der Zwischenzeit aber laßt Euch die Mühe nicht verdrießen, bei mir mit Euren Briefen gegenwärtig zu sein, und Alles, was Euch gefällig ist, von mir zu fordern; weil ich gewiß für Euch mehr, als für irgend einen lebendigen Menschen in der Welt thun werde."

Herr Torello konnte sich der Thränen nicht enthalten, und sie verwehrten ihm die Rede, so daß er nur mit wenigen Worten erwiedern konnte: es wäre ihm auf immer unmöglich, seine Wohlthaten und seinen Edelmuth zu vergessen, und er wollte unfehlbar Alles thun, was er ihm befohlen hätte, wenn ihm das Leben gefristet würde. Saladin umarmte ihn demnach auf's zärtlichste, empfahl ihn Gott, und verließ das Zimmer. Auch die übrigen vornehmen Herren nahmen Abschied von ihm, und folgten dem Saladin in den Saal, wo das Bett bereitet war. Weil es schon spät ward, und der Schwarzkünstler eilte, die Abfahrt zu veranstalten, so ward ein Arzt mit einem Schlaftrunke zum Torello gesandt, welchen er ihm als einen stärkenden Labebecher empfahl, und nachdem er denselben zu sich genommen hette, fiel er bald darauf in einen festen Schlaf. Saladin ließ ihn so schlafend auf das kostbare Bett legen, stellte eine große, schöne und reiche Krone neben ihn, die auf eine so ausgezeichnete Art gemacht war, daß man leicht erkennen konnte, sie wäre für die Gemahlin des Torello bestimmt. Ihm selbst steckte er darauf einen Ring an den Finger, mit einem Carfunkel, der so feurig wie eine Fackel leuchtete, und dessen Werth unschätzbar war. Er ließ ihm auch einen Säbel umgürten, mit einem so reichbesetzten Gefäß, daß es schwer war, den Werth desselben zu schätzen. Ueberdies ließ er ihm seine Kleider vorn mit einem Hefte zusammenfügen, an welchem sich Perlen von nie gesehener Schönheit und eine Menge der kostbarsten Edelsteine befanden. An beiden Seiten ließ er zwei sehr große goldene Becken voll Goldstücke hinstellen, und rings umher eine Menge Netzbeutel, gefüllt mit Perlen, Ringen, Gürteln, und anderem Geschmeide, wovon man lange erzählen könnte. Darauf gab ihm Saladin noch einen Kuß, und befahl dem Schwarzkünstler zu eilen; und sogleich verschwand das Bett mit Torello, und mit Allem, was darauf befindlich war, vor den Augen des Saladin und seiner Großen, die sich noch lange mit einander von Torello unterhielten.

Dieser ward inzwischen, seinem Wunsche gemäß, in der Kirche zu Sankt Peter in Ciel d'Oro in Pavia, mit allen vorbesagten Schätzen und Kleinoden niedergesetzt, und er schlief noch, wie zur Frühmette geläutet ward, und wie der Kirchner mit einer Fackel in der Hand in die Kirche kam, und plötzlich das reiche Bett gewahr ward, worüber er sich nicht nur gewaltig wunderte, sondern so erschrack, daß er in aller Eile die Flucht nahm. Wie der Abt und die Mönche ihn fliehen sahen, verwunderten sie sich, und fragten nach der Ursache; welche ihnen der Kirchner sagte.

„Ei (sprach der Abt) Du bist ja kein Kind mehr, und bist auch kein solcher Neuling in dieser Kirche, daß Du so leicht erschrecken müßtest. Komm, laß uns gehen, und zusehen, was Dich so bange gemacht hat."

Es wurden also mehr Lichter angezündet, und der Abt ging mit allen seinen Mönchen in die Kirche, wo sie das wunderschöne und kostbare Bett, und auf demselben den schlafenden Ritter erblickten, und indem sie noch furchtsam und schüchtern die köstlichen Kleinode betrachteten, ohne sich zu getrauen, das Bett im geringsten zu berühren, erreichte die Wirkung des Schlaftrunks ihr Ende, und Herr Torello erwachte mit einem tiefen Seufzer aus seinem Schlummer; worüber der Abt und alle seine Mönche so sehr erschracken, daß sie mit einem lauten Domine fac me salvum! davon liefen. Wie Herr Torello die Augen öffnete, und um sich her blickte, fand er, daß er wirklich an dem Orte war, den er sich von Saladin erbeten hatte. Er freute sich sehr darüber, richtete sich auf zum Sitzen, und wie er Alles, womit er sich umgeben fand, betrachtete, mußte er sich über die fürstliche Freigebigkeit Saladin's, so sehr er sie auch längst gekannt und bewundert hatte, noch immer mehr verwundern. Wie er die Mönche fliehen sah, und die Ursache errieth, rief er, ohne seinen Platz zu verlassen, den Abt und bat ihn, unbesorgt zu sein, indem er Torello, sein Neffe wäre. Der Abt, der ihn seit mehreren Monaten für todt hielt, erschrack darüber noch mehr; doch nach und nach ließ er sich durch wiederholtes Zureden, und durch triftige Gründe einigermaßen beruhigen, bezeichnete sich mit dem Kreuze, und kam ihm näher.

„Wofür fürchtet Ihr Euch, lieber Vater (sprach Herr Torello)? Ich bin vom Auslande wieder zurückgekommen."

Obgleich er nun einen langen Bart hatte, und auf türkisch gekleidet war, so erinnerte sich doch der Abt nach und nach seiner Gesichtszüge. Er beruhigte sich demnach vollends, nahm ihn bei der Hand, und sagte: „Mein Sohn, sei willkommen! Du mußt Dich über unsere Furcht nicht verwun-

dern; denn hier in der Stadt ist kein Mensch, der Dich nicht ganz gewiß für todt hält; ja ich muß Dir sagen, daß Frau Adalieda, Deine Gemahlin, durch die Bitten und Ueberredungen ihrer Verwandten getrieben, sich wider ihren Willen wieder verlobt hat, und daß sie diesen Morgen von ihrem neuen Bräutigam heimgeführt werden, und mit ihm Hochzeit machen wird, wozu bereits die Anstalten gemacht sind."

Herr Torello stand auf von seinem reichen Bette, grüßte den Abt und seine Mönche freundlich, und bat sie Alle, sich von seiner Wiederkehr nicht eher etwas verlauten zu lassen, bis er ein gewisses Geschäft ausgerichtet hätte. Er brachte zuvörderst alle seine köstlichen Kleinode in sichere Verwahrung, und erzählte hierauf dem Abte alle Begebenheiten, die sich bis dahin mit ihm zugetragen hatten. Der Abt freuete sich über sein Glück, wofür er mit ihm Gott dankte. Hiernächst fragte Torello nach dem künftigen neuen Gemahl seiner Gattin, welchen der Abt ihm nannte, worauf Herr Torello zu ihm sprach! „Ehe man erfährt, daß ich wiedergekommen bin, will ich erst sehen, wie sich meine Frau an ihrem Hochzeitstage benimmt, und obgleich ihr geistlichen Herren eben nicht gewohnt seid, bei dergleichen Gastereien zu erscheinen, so müßt Ihr doch, mir zu Liebe, es so einrichten, daß wir zusammen dahin gehen."

Der Abt bezeigte sich willig dazu bereit, und so bald es Tag ward, ließ er dem Bräutigam sagen, er wünschte nebst einem andern Gaste bei seiner Hochzeit gegenwärtig zu sein. Der Edelmann ließ ihm antworten, sie wären ihm willkommen. Wie demnach die Mittagsstunde kam, ging Herr Torello, so wie er gekleidet war, mit dem Abte nach dem Hause des Bräutigams, und ward von Jedermann angestaunt, allein von keinem Menschen erkannt, denn der Abt stellte ihn einem Jeden als einen türkischen Herrn vor, welchen der Sultan als Gesandten an den König von Frankreich schickte. Herr Torello ward gebeten, an einer Tafel Platz zu nehmen, wo er gerade seiner Gemahlin gegenüber saß, und mit großem Wohlgefallen betrachtete, weil ihm ihre Miene zeigte, daß ihre Vermählung ihr nicht lieb war. Sie blickte ihn gleichfalls bisweilen an; doch ohne ihn irgend zu erkennen, denn dieses verhinderte sein langer Bart, und die Meinung, in welcher sie stand, daß ihr Gemahl gestorben wäre. Wie endlich Herr Torello begierig war, sie auf die Probe zu stellen, ob sie sich seiner noch erinnerte, zog er den Ring vom Finger, den sie ihm geschenkt hatte, ließ einen Edelknaben, welcher ihr aufwartete, zu sich rufen, und sprach zu ihm:

„Sage der Braut in meinem Namen, es sei in meinem Lande der Gebrauch, wenn ein fremder Gast, wie ich, an der Tafel einer Braut zugegen ist, daß die Braut, zum Zeichen, daß er ihr willkommen sei, ihr Trinkgeschirr mit Wein füllt, und es dem Gaste schickt, welcher daraus trinkt, so viel ihm beliebt, und den Becher wieder zudeckt, worauf die Braut das Uebrige ausleert.“

Der Knabe bestellte den Auftrag, und da die Braut ihn für einen großen Herrn hielt, so nahm sie mit ihrer gewöhnlichen Klugheit und Artigkeit, zum Zeichen, daß ihr seine Gegenwart lieb wäre, einen großen vergoldeten Kelch, der vor ihr stand, befahl ihn zu schwenken und mit Wein zu füllen, und ihn dem fremden Herrn zu bringen. Herr Torello hatte ihren Ring in den Mund genommen, ließ ihn im Trinken unvermerkt in den Becher fallen, in welchem er nur ein wenig Wein übrig ließ, deckte den Becher wieder zu, und schickte ihn der Dame zurück. Diese empfing ihn, und um die Landessitte ihres Gastes zu beobachten, nahm sie den Deckel ab, setzte den Becher an den Mund, und ward den Ring gewahr. Sie erkannte ihn den Augenblick für Denjenigen, den sie ihrem Gemahl beim Abschiede gegeben hatte, nahm ihn heraus, und betrachtete aufmerksam den vermeinten Fremdling. Sobald sie ihn erkannte, war sie fast außer sich, stieß den Tisch um, der vor ihr stand, und eilte mit den Worten: „Dies ist mein Gemahl; dies ist wirklich mein Torello!“ nach der Tafel, an welcher er saß, und ohne auf ihren Schmuck, und auf die Speisen, die auf dem Tische standen, zu achten, bog sie sich zu ihm hinüber, so weit sie konnte, schloß ihn fest in ihre Arme, und ließ ihn nicht los, man mochte sagen, oder thun, was man wollte, bis Herr Torello selbst sie bat, sich ein wenig zu mäßigen, indem sie noch Zeit genug haben würde, ihn zu umarmen. Sie richtete sich demnach wieder auf, und da bereits alle Hochzeitgäste in Bewegung gerathen, und zum Theil sehr froh waren, einen so wackern Rittersmann wieder in ihrer Mitte zu haben, so bat Herr Torello Jedermann um Gehör, und erzählte der Gesellschaft alle Schicksale, die ihn von dem Tage seiner Abreise an, bis auf den Gegenwärtigen betroffen hatten; und beschloß mit der Bitte, der Edelmann, der in der Voraussetzung, daß er todt wäre, sich mit seiner Gemahlin verlobt hätte, möchte sich es nicht leid sein lassen, wenn er sie wieder nähme, weil er lebte.

Dem Bräutigam war die Sache zwar ein wenig empfindlich; doch gab er von freien Stücken und in aller Freundschaft zur Antwort, er habe das Recht, mit seinem Eigenthume nach seinem Belieben zu schalten. Die Dame

gab demnach den Ring und die Krone zurück, welche ihr neuer Bräutigam ihr geschenkt hatte, steckte den Ring, den sie in dem Becher gefunden hatte, an ihren Finger, und setzte die Krone auf, die ihr von Saladin war geschenkt worden; worauf sie, von dem ganzen hochzeitlichen Zuge feierlich begleitet, mit ihrem Torello nach seinem Hause ging. Hier erfreueten sie ihre bekümmerten Freunde, Verwandten und Mitbürger, welche die ganze Sache fast wie ein Wunderwerk betrachteten, mit einem fröhlichen Feste viele Tage lang. Torello beschenkte Denjenigen, welcher die Kosten der hochzeitlichen Anstalten umsonst gemacht hatte, ingleichen den Abt und noch einige Andere mit einigen von seinen köstlichen Kleinodien. Dem Saladin gab er durch mehr als einen Boten Nachricht von seiner glücklichen Wiederkehr in sein Vaterland und lebte als sein treuer Freund und Verehrer noch viele Jahre mit seiner wackeren Gemahlin, indem sie Beide sich noch immer mehr des Wohlthuns beflissen.

So endigten die Trübsale des Herrn Torello und seiner geliebten Gemahlin und so ward ihre freiwillige und edelmüthige Gastfreiheit belohnt. Manche Leute möchten wohl gern auch für gastfrei gehalten werden; allein obgleich es ihnen nicht an Mitteln fehlt, es zu sein, so wissen sie sich doch so wenig darin zu schicken, daß sie erst ihre Gefälligkeiten weit theurer erkaufen lassen, als sie hernach werth sind. Wenn also diese keinen Dank damit verdienen, so müssen weder sie, noch Andere, sich darüber verwundern.

Zehnte Erzählung.

Der Markgraf von Saluzzo wird von seinen Unterthanen gebeten, sich zu vermählen. Um eine Gemahlin nach seinem eigenen Wunsche zu haben, wählt er die Tochter eines Landmanns, mit welcher er zwei Kinder zeugt, und sich nachher stellt, als wenn er sie umbringen ließe. Hernach gibt er vor, daß ihm seine Gemahlin zuwider sei, und daß er eine andere gewählt habe. Er läßt dem zu Folge seine eigene Tochter nach Hofe kommen, als wenn sie seine Gemahlin werden sollte, indeß er ihre Mutter im bloßen Hemde von sich verstößt. Wie sie jedoch dies alles geduldig erträgt, nimmt er sie mit verdoppelter Liebe wieder zu sich, stellt ihr ihre beiden erwachsenen Kinder vor, ehrt sie als seine Gemahlin und läßt ihr als Markgräfin huldigen.

Wie der König seine lange Erzählung endigte, welche Allen schien sehr gefallen zu haben, sprach Dioneo lächelnd: „Der ehrliche Rittersmann, welcher eben meinte, mit seiner neuen Braut zu Bette zu gehen, gäbe Euch

gewiß keinen Pfennig für alles Lob, daß Ihr dem Herrn Torello zollt.“ Weil er nun wußte, daß ihm allein noch zu reden oblag, so fuhr er fort: „Meine sanften Damen, es scheint mir, daß heute die Könige, Sultane und lauter solche große Herren bei Euch an der Tagesordnung sind. Damit ich also nicht zu weit von Euch abweiche, so will ich Euch Etwas von einem Markgrafen erzählen und zwar eben keine großmüthige Handlung, sondern einen offenbaren tollen Streich, wiewohl er zuletzt glücklich für ihn ausfiel. Doch möchte ich Keinem rathen, ihm es nachzuthun, weil mich däucht, es sei Schade gewesen, daß er so gut dabei wegkam.“

Vor vielen Jahren war einmal ein junger Herr, Namens Gualtieri, der Stammhalter der Markgrafen von Saluzzo. Er hatte weder Gemahlin noch Kinder, brachte seine Zeit beständig mit der Jagd und Reigerbeize zu und dachte nie daran, sich nach einer Gattin umzusehen; und daran that er (däucht mich) sehr klug. Weil aber seine Unterthanen damit nicht recht zufrieden waren, so baten sie ihn oft, sich zu vermählen, damit es ihm nicht an Erben und ihnen nicht an Landesherren fehlen möchte, und sie selbst erboten sich, ihm eine Gemahlin aus einem solchen Hause vorzuschlagen, daß er sich eine glückliche Ehe mit ihr versprechen könnte.

Gualtieri antwortete: „Meine Freunde, Ihr nöthiget mich zu Etwas, wozu ich nie geneigt war, weil ich sehe, wie schwer es hält, Jemand zu finden, dessen Gesinnung mit der Unsrigen übereinstimmt, und wie groß hingegen die Menge Derjenigen ist, welche anders denken, und wie sauer Demjenigen das Leben gemacht wird, der ein Weib bekömmt, daß sich nicht für ihn schickt. Wenn Ihr meint, von der Weise der Väter und Mütter auf die Sitten der Töchter schließen und mir nach dieser Regel ein Weib nach meinem Herzen auserwählen zu können, so irrt Ihr Euch sehr; denn ich wüßte nicht, wie Ihr die Väter ausfindig machen oder hinter die Geheimnisse der Mütter kommen wolltet; und wenn Ihr das Alles auch wüßtet, so sind doch oft die Töchter von den Müttern sehr verschieden. Weil Ihr aber einmal entschlossen seid, mich an diese Kette zu legen, so bin ich es gleichfalls zufrieden; und damit ich mich über Niemand zu beklagen habe, als über mich selbst, wenn die Sache übel ausfallen sollte, so will ich selbst für mich wählen; allein ich versichere Euch, wofern Ihr Diejenige, die ich mir wähle (sie mag sein, wer sie will), nicht als Eure Gebieterin ehret, so sollt Ihr mit Eurem Schaden gewahr werden, wie schwer es mir ankömmt, mich wider meinen Willen auf Eure Bitte zu vermählen.“

Die guten Leute gaben ihm zur Antwort, sie wollten sich Alles gefallen lassen, wenn es ihm nur gefällig wäre, sich zu verheiraten. Gualtieri hatte schon seit einiger Zeit einen großen Gefallen an der Aufführung eines gewissen armen Mädchens gefunden, welches auf einem Dorfe nahe bei seinem Palaste lebte, und da er sie überdies sehr schön fand, so glaubte er, mit ihr ganz vergnügt leben zu können, und nahm sich deshalb, ohne länger zu wählen, vor, sie zu heiraten; weswegen er ihren Vater, einen sehr armen Mann, zu sich kommen ließ und mit ihm Abrede nahm, sie zu seiner Gemahlin zu machen. Hiernächst ließ Gualtieri alle seine treuen Vasallen zusammen berufen und sagte zu ihnen: „Meine Freunde, es ist Euer Wunsch gewesen und Ihr wünscht es noch jetzt, daß ich mich entschließen soll, mich zu vermählen, und ich will es thun, mehr um Euch zu gefallen, als aus eigener Neigung, eine Frau zu nehmen. Ihr wißt, was Ihr mir versprochen habt, nämlich, daß Euch Diejenige als Eure Gebieterin lieb und werth sein sollte, die ich mir wählen würde. Da nun die Zeit gekommen ist, mein Versprechen gegen Euch zu erfüllen, so erwarte ich dagegen von Euch, daß Ihr mir gleichfalls Wort haltet. Ich habe hier ganz in der Nähe ein junges Mädchen nach meinem Herzen gefunden, mit welchem ich Willens bin, mich zu verbinden und sie in wenigen Tagen heimzuführen. Machet demnach Anstalt, ein schönes Hochzeitsfest zu bereiten und sie ehrerbietig zu empfangen, damit ich Ursache haben möge, mit Euch zufrieden zu sein, sowie ich Euch durch die Erfüllung meines Versprechens zufrieden stelle."

Die guten Leute bezeugten ihm ihre herzliche Freude darüber und versicherten ihm, die Braut als ihre Gebieterin anzuerkennen und zu ehren, sie möchte sein, wer sie wollte. Hierauf bestrebten sie sich um die Wette, Alles zu einem herrlichen und fröhlichen Feste zu veranstalten, und dieses that auch Gualtieri an seiner Seite. Er ließ Alles aufs prächtigste und schönste zurüsten, ließ eine Menge seiner Verwandten und Freunde, die vornehmsten Herren in der Nachbarschaft und Andere einladen; auch ließ er viele schöne und köstliche Kleider verfertigen, die er einem andern Mädchen anmessen ließ, welches mit Derjenigen, die er sich erwählt hatte, von einerlei Wuchs und Größe war, nebst einer Menge Gürtel, Ringe und einer kostbaren Krone, kurz Alles, was sich für die künftige fürstliche Braut schickte. Wie der Tag kam, den er zu seiner Vermählung angesetzt hatte, stieg er des Morgens, nachdem er alles Nöthige angeordnet hatte, nebst allen Denen, welche gekommen waren, ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen, zu Pferde und sagte: „Meine Herren, es ist Zeit,

daß wir die Braut heimholen.“ Er ritt hierauf mit allen seinen Begleitern nach dem Dörfchen, und wie sie vor der Hütte des Mädchens ankamen, sahen sie das Mädchen, welches eben in großer Eile mit einem Kruge Wasser vom Brunnen zurückkehrte, um mit andern Mädchen hinzugehen, die Braut des Markgrafen zu sehen. Wie Gualtieri sie gewahr ward, rief er sie bei ihrem Namen Griselda, und fragte, wo ihr Vater wäre.

Sie antwortete bescheiden: „Gnädiger Herr, er ist in der Hütte.“

Gualtieri stieg ab und befahl Allen, die bei ihm waren, zu warten. Er selbst ging hinein und sprach zu dem Vater des Mädchens, welcher Giannucole hieß: „Ich bin gekommen, Griselda zu meiner Gemahlin zu machen; allein vorher will ich sie in Deiner Gegenwart um einige Dinge befragen.“ Er verlangte hierauf von ihr zu wissen, ob sie, wenn er sich mit ihr vermählte, sich jederzeit bestreben wollte, ihm zu Gefallen zu leben und sich nichts verdrießen zu lassen, was er sagen oder thun würde; ob sie ihm stets wollte gehorsam sein und was dergleichen Dinge mehr waren; welches Alles sie willig versprach. Darauf nahm Gualtieri ihre Hand, führte sie hinaus, ließ sie in Gegenwart Aller, die mit ihm gekommen waren, nackend auskleiden, ließ die Sachen bringen, die er für sie bestellt hatte, und sie damit bekleiden und beschuhen, und ließ ihr auf ihr losfliegendes Haar eine Krone setzen. Indem sich noch ein Jeder höchlich darüber verwunderte, sprach er: „Meine Herren, hier ist Diejenige, die ich entschlossen bin, zu meiner Gemahlin zu machen, wenn sie mich zu ihrem Gemahl annehmen will.“ Darauf wandte er sich an Griselda und fragte sie: „Griselda, willst Du mich zu Deinem Gemahle?“ Sie antwortete: „Ja, gnädiger Herr!“ „Und ich begehre Dich zu meiner Gemahlin,“ antwortete der Markgraf, und verlobte sich mit ihr in Aller Gegenwart. Er ließ sie hiernächst ein Staatsroß besteigen und führte sie in Begleitung eines stattlichen Gefolges nach seinem Palast. Hier ward die Vermählung mit eben so vieler Pracht gefeiert, als wenn er sich mit einer königlichen Prinzessin aus Frankreich verbunden hätte. Die junge Braut schien auch mit den neuen Kleidern einen neuen Sinn und ein neues Betragen angenommen zu haben. Sie war, wie bereits ist gesagt worden, schön von Angesicht und Gestalt, und jetzt zeigte sie sich eben so reizend, liebenswürdig und einnehmend, als schön; so daß sie nicht schien die Tochter des Giannucole und hinter den Schafen erzogen, sondern die Tochter eines edlen Rittersmanns zu sein; welches einen Jeden verwunderte, der sie sonst gekannt hatte. Sie bezeigte

sich übrigens so demüthig und gehorsam gegen ihren Gemahl, daß er sich als den glücklichsten und zufriedensten von der Welt betrachtete; und gegen die Unterthanen des Markgrafen war sie so liebreich und gütig, daß ein Jeder sie mehr als sich selbst liebte, sie herzlich ehrte und für ihre Wohlfahrt und Erhöhung betete; und da man anfänglich meinte, Gualtieri hätte nicht klüglich gehandelt, sie zur Gemahlin zu nehmen, so pries man jetzt seine Weisheit und Klugheit über Alles in der Welt, weil Niemand anders als er ihre hohen Tugenden unter der ärmlichen Hülle der bäurischen Kleidung jemals würde ausfindig gemacht haben. Mit einem Worte, nicht nur in seinem Gebiete, sondern überall wußte sie es in kurzer Zeit dahin zu bringen, daß man ihre Tugenden und ihr löbliches Betragen einstimmig erhob und Alles zurücknahm, was man von ihrem Gemahle gesagt hatte, wie er sich mit ihr zuerst vermählte. Nicht lange, nachdem sie die Gemahlin des Gualtieri geworden war, ward sie schwanger und brachte ein Töchterchen zur Welt, welches dem Gualtieri viel Freude machte. Allein bald nachher bekam er einen sonderbaren Einfall und nahm sich vor, durch eine langwierige Prüfung die Geduld seiner Gattin auf die schwerste Probe zu stellen. Er begegnete ihr deswegen zuerst mit harten Worten und gab vor, seine Unterthanen wären höchst mißvergnügt wegen ihrer niedrigen Herkunft, zumal, weil sie fänden, daß sie fruchtbar wäre, und sie murrten beständig über die Geburt ihrer Tochter, die ihnen äußerst mißfällig zu sein schiene. Die Markgräfin, ohne den geringsten Unmuth in ihren Geberden und Betragen blicken zu lassen, gab ihm zur Antwort: „Mein Herr und Gebieter, verfahre mit mir, wie Du glaubst, daß es Deiner Ehre und Deiner Ruhe am zuträglichsten ist; ich werde mit Allem zufrieden sein, da ich weiß, daß ich die Geringste unter allen Deinen Unterthanen bin und daß ich die Ehre nicht verdiente, die Du mir aus Gnaden erzeigt hast."

Diese Antwort gefiel dem Markgrafen außerordentlich, weil er fand, daß die Erhebung, die ihr von ihm und von Andern wiederfahren war, sie im geringsten nicht stolz gemacht hatte. Nicht lange darauf, nachdem er sich in unbestimmten Ausdrücken gegen sie hatte verlauten lassen, daß ihre Tochter seinen Unterthanen im Wege wäre, schickte er einen Diener an sie ab, welcher ihr mit verstellter Traurigkeit sagen mußte: „Gnädige Frau, mein Leben hängt an der Vollziehung eines Befehls, den mir mein Herr gegeben hat. Er hat mir befohlen, Euch Eure Tochter abzufordern, und ich soll...."

Hier schwieg der Diener, und die Markgräfin, welche die Worte hörte,

die Miene des Dieners beobachtete, und sich an die Reden ihres Gemahls erinnerte, konnte nicht anders denken, als daß er Befehl hätte, das Kind umzubringen. Sie nahm es aus der Wiege, küßte es und gab ihm ihren Segen; und so schwer es ihrem mütterlichen Herzen auch ward, so gab sie es doch dem Diener in die Arme und sagte: „Da hast Du sie, thue mit ihr Alles, was Dein Herr Dir befohlen hat; nur überlasse sie nicht (wenn es nicht sein ausdrücklicher Wille ist) den Thieren und Vögeln zum Raube."

Der Diener nahm das Kind und sagte seinem Herrn, was die Markgräfin gesprochen hatte. Dieser verwunderte sich über ihre Standhaftigkeit, schickte den Diener mit dem Kinde zu einer seiner Verwandten nach Bologna und ließ sie bitten, das Kind mit aller Sorgfalt warten und erziehen zu lassen, ohne Jemand zu entdecken, wessen Tochter sie wäre.

Nach einiger Zeit ward Griselda abermals schwanger und kam zur großen Freude des Markgrafen zu rechter Zeit mit einem Knäbchen nieder. Weil ihm aber an demjenigen, was er bereits gethan hatte, noch nicht genügte, so verwundete er das Herz seiner Gemahlin noch tiefer, indem er mit verstelltem Zorn eines Tages zu ihr sagte: „Weib, seitdem Du diesen Knaben geboren hast, kann ich mit meinen Leuten gar nicht mehr auskommen; so laut beschweren sie sich darüber, daß nach mir dereinst ein Enkel des Giannucole über sie herrschen soll. Ich besorge deswegen, wenn ich mich nicht selbst von Land und Leuten vertreiben lassen, daß ich mich werde gezwungen sehen, zum zweiten Mal so zu verfahren, wie ich schon einmal gethan habe; und daß ich mich am Ende noch überdies werde von Dir scheiden und eine Andere heiraten müssen."

Griselda hörte Alles gelassen an und antwortete blos: „Mein Herr, sorge nur für Deine eigene Ruhe, und wenn es darauf ankömmt, Deine Wohlfahrt zu befördern, so nimm auf mich nicht die geringste Rücksicht; denn nichts in der Welt ist mir theuer, als nur insofern ich sehe, daß es Dich glücklich macht."

Nach einigen Tagen ließ Gualtieri ihr den Knaben auf eben dieselbe Art abfordern, wie er ihr vorhin ihr Töchterchen hatte abnehmen lassen und schickte ihn gleichfalls zur Erziehung nach Bologna, indem er die Mutter in dem Wahne ließ, daß ihr Söhnchen umgebracht wäre. Sie äußerte sich darüber in Geberden und Worten nicht anders, als das erste Mal; worüber sich Gualtieri zum höchsten verwunderte, und sich selbst gestehen mußte, kein anderes Weib könnte es ihr in diesem Stücke gleich thun. Ja, wenn er

nicht oft Zeuge gewesen wäre, wie zärtlich sie sich gegen ihre Kinder betrug, so lange dieses ihm gefällig war, so würde er geglaubt haben, daß sie sich aus ihnen wenig machte; jetzt aber konnte er ihr Betragen für nichts anders, als für die Wirkung ihrer großen Klugheit halten.

Seine Unterthanen, welche wirklich glaubten, er hätte die Kinder aus dem Wege räumen lassen, ärgerten sich sehr über ihn und hielten ihn für einen Grausamen, indeß sie seine Gemahlin herzlich bemitleideten. Griselda sagte inzwischen zu ihren Frauen, welche ihr Beileid über den Tod ihrer Kinder bezeugten, nichts weiter, als daß sie sich Alles gefallen ließe, was Demjenigen beliebte, der sie gezeugt hätte.

Schon waren seit der Geburt ihrer Tochter viele Jahre verflossen, wie Gualtieri glaubte, daß es nunmehr Zeit wäre, ihre Gelassenheit und Ergebung auf die letzte und schwerste Probe zu stellen. Er sagte demnach zu Verschiedenen von den Seinigen, er könnte den Gedanken nicht länger ausstehen, Griselda zur Gemahlin zu haben; er sehe wohl ein, daß er vormals eine jugendliche Thorheit begangen hätte, wie es ihm eingefallen wäre, sie zu nehmen; er wollte deswegen, wo möglich sich von dem Pabste die Erlaubniß zu verschaffen suchen, Griselda zu verstoßen, und eine andere Gemahlin zu nehmen.

Dieses ward ihm zwar von vielen rechtschaffenen Männern widerrathen; allein er antwortete weiter nichts darauf als: es müßte so sein. Wie Griselda dieses hörte, und daß ihr nichts anders bevorstände, als wieder zu ihrem Vater zurückgeschickt zu werden und vielleicht wieder die Schafe zu hüten, wie sie vormals gethan hatte, und daß sie würde eine andere Gattin in dem Besitze Desjenigen sehen müssen, welchem sie ihr ganzes Herz ergeben hatte, schmerzte sie dieses zwar tief in ihrer Seele; allein sie beschloß nichtsdestoweniger, es mit eben dem festen Muthe, wie alle vergangenen Ungerechtigkeiten ihres Schicksals geduldig zu ertragen.

Nicht lange darnach ließ Gualtieri untergeschobene Briefe von Rom kommen, und gab vor, der Pabst habe ihm erlaubt, Griselda zu verstoßen, und sich mit einer andern zu vermählen. Er ließ demnach in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung Griselda vor sich kommen und sprach zu ihr: „Griselda, ich habe von dem Pabste Erlaubniß erhalten, Dich zu entlassen und eine andere zu heiraten. Da nun alle meine Vorfahren Männer von hohem Adel und Herren dieses Landes gewesen sind, die Deinigen hingegen lauter Ackersleute, so will ich Dich nicht zu meiner Gemah-

lin behalten, sondern Du kannst mit dem Mahlschatze, den Du mir zugebracht hast, nach dem Hause des Giannucole zurückkehren, und ich will eine andere Braut heimführen, die sich besser für mich schickt."

Griselda hielt, wider die Natur der Weiber, doch nicht ohne die äußerste Mühe, ihre Thränen zurück, indem sie diese Worte hörte und antwortete: „Gnädiger Herr! Ich habe zu jeder Zeit wohl eingesehen, daß meine niedrige Herkunft Eurem hohen Stande nicht angemessen wäre. Was ich Euch bisher gewesen bin, das verdankte ich Gott und Euch, und habe Euer Geschenk nie als mein Eigenthum, sondern nur als ein Darlehn betrachtet. Es gefällt Euch jetzt, es wieder zu fordern, und ich muß es mir gefallen lassen, es Euch zurück zu geben. Hier ist der Ring, mit welchem Ihr mich Euch vermählt habt; empfanget ihn wieder zurück. Ihr befehlt mir, die Morgengabe wieder mit nach Hause zu nehmen, die ich Euch gebracht habe. Dazu habt Ihr keinen Zahlmeister nöthig, und ich brauche weder Beutel, noch Saumthier; denn es ist mir noch nicht entfallen, daß Ihr mich nackend genommen habt. Wenn Ihr es nun für schicklich haltet, daß dieser Leib, welcher zwei von Euch gezeugte Kinder getragen hat, dem Anblick eines Jeden Preis gegeben werde, so will ich auch nackend wieder heimgehen: Doch bitte ich Euch, zum Lohn für meine Jungfrauschaft, die ich Euch zugebracht habe, und die ich nicht wieder mitnehme, daß Ihr mir wenigstens erlaubt, über die mitgebrachte Aussteuer ein einziges Hemd mit mir zu nehmen."

Gualtieri, der sich kaum der Thränen erwehren konnte, hielt sich hart und sagte: „So nimm denn ein Hemd mit!"

Alle, die um ihn waren, baten ihn, er möchte ihr doch ein Kleid geben, damit man Diejenige, welche dreizehn Jahr und darüber seine Gemahlin gewesen wäre, nicht so armselig und schmählich im bloßen Hemde aus seinem Hause gehen sehe. Doch alle Bitten waren vergeblich, und Griselda mußte im Hemde, mit unbedecktem Haupte und barfuß davon gehen, und Jedermann zerfloß in Thränen, wie sie Abschied nahm, und sich nach dem Hause ihres Vaters begab.

Giannucole, der sich nie hatte überreden können, daß Gualtieri seine Tochter wirklich zur Gemahlin erkoren hätte, und der demnach täglich einen solchen Auftritt erwartete, hatte die Kleider aufgehoben, welche sie am Tage ihrer Vermählung ablegte. Jetzt gab er sie ihr wieder, und sie legte sie an und verwaltete wie vormals jeden niedrigen Dienst in der väterlichen

Hütte, indem sie mit standhaftem Muthe die Schläge ihres harten Schicksals ertrug.

Nachdem Gualtieri es so weit getrieben hatte, gab er gegen seine Leute vor, er hätte sich mit der Tochter eines Grafen von Panago versprochen, und indem er große Zurüstungen zu seiner Hochzeit machen ließ, schickte er nach Griselda und ließ sie zu sich rufen. Wie sie kam, sprach er zu ihr: „Ich bin im Begriff, das Beilager mit meiner erwählten Braut zu vollziehen, und ich wünsche, daß sie bei ihrer ersten Ankunft standesmäßig möge empfangen werden. Du weißt wohl, daß ich kein Frauenzimmer im Hause habe, welches die Zimmer gehörig einzurichten und manches Andere anzuordnen wüßte, was zu einer solchen Feierlichkeit erforderlich ist. Weil Du nun mit Allem hier im Hause am besten bekannt bist, so bringe Alles in Ordnung, wie es sich gebührt; laß diejenigen Frauen einladen, die sich nach Deiner Meinung dazu schicken, und empfange sie, als wenn Du Frau im Hause wärest. Wenn die Hochzeit vorbei ist, kannst Du wieder nach Hause gehen."

Obgleich ein jedes dieser Worte für Griselda ein Dolchstich durch das Herz war, indem sie es nicht so leicht fand, ihre Liebe aufzugeben, als ihrem äußerlichen Glücke zu entsagen, so sprach sie doch: „Mein Herr, ich bin willig und bereit." Sie kam in ihrer groben bäurischen Kleidung in den Palast zurück, den sie erst kürzlich im bloßen Hemde verlassen hatte; fegte die Zimmer und brachte sie in Ordnung; ließ die Teppiche aufhängen, die Decken ausbreiten, die Küche bestellen; verrichtete jeden Dienst, wie die geringste Magd im Hause, und ruhete nicht, bis sie alles Nöthige bereitet und angeordnet hatte. Hierauf ließ sie in Gualtieri's Namen alle Edelfrauen in der Gegend einladen und bereitete sich zu dem Tage der Vermählung. Wie dieser herankam, empfing sie, zwar in ihrer ärmlichen Kleidung, jedoch mit edler weiblichen Würde und Anstand und mit fröhlichem Angesichte die eingeladenen Frauen.

Gualtieri, welcher seine beiden Kinder in Bologna bei seiner Base, die mit einem Grafen von Panago vermählt war, sorgfältig hatte erziehen lassen, hatte jetzt, da das Mädchen schon zwölf Jahr alt und sehr schön, und der Knabe im sechsten Jahre war, nach Bologna gesandt, und seinen Vetter bitten lassen, mit den beiden Kindern nach Saluzzo zu kommen, und ein zahlreiches und standesmäßiges Gefolge mitzubringen, unter dem Anschein, daß er die junge Person dem Markgrafen als Braut

zuführte, und sich gegen Niemand merken zu lassen, daß die Sache sich anders verhielte.

Der Graf that, was Gualtieri ihn gebeten hatte; er begab sich nach einigen Tagen mit dem Fräulein und ihrem Bruder und mit einem angemessenen Gefolge auf den Weg und kam um Mittagszeit nach Saluzzo, woselbst eine Menge Landleute und andere Menschen aus der Nachbarschaft versammelt waren, um die junge Braut zu erwarten. Nachdem die Edelfrauen sie empfangen hatten, kam auch Griselda in den Saal, wo die hochzeitliche Tafel gedeckt war, und begrüßte sie als ihre Gebieterin. Die Frauen, welche den Markgrafen vergeblich gebeten hatten, Griselda in einem Zimmer verborgen bleiben zu lassen oder ihr eins von ihren ehemaligen Kleidern zu leihen, damit sie nicht so armselig vor den fremden Gästen erscheinen müßte, wurden nunmehr zur Tafel gebeten und man fing an, aufzutragen. Ein Jeder heftete seine Augen auf die junge Braut und Alle erklärten, Gualtieri habe einen guten Tausch getroffen. Auch Griselda beeiferte sich, sie und ihren Bruder zu loben.

Gualtieri glaubte nunmehro die Geduld seiner Gemahlin genugsam geprüft zu haben, weil er fand, daß alle diese außerordentlichen Schritte sie nicht im Geringsten erschütterten, und weil er gewiß überzeugt war, daß sie sich nicht durch Leichtsinn oder Thorheit leiten ließ, indem er ihre Klugheit sehr wohl kannte. Er hielt es demnach für hohe Zeit, sie des Grams zu überheben, welcher unter der Hülle ihrer Standhaftigkeit an ihrem Herzen nagen mußte. Er rief sie demnach in Gegenwart aller Gäste zu sich, und fragte sie lächelnd: „Was denkst Du von meiner Braut? Griselda."

„Gnädiger Herr (antwortete sie), ich denke alles Gute von ihr, und wenn sie (wie ich nicht zweifle) eben so verständig als schön ist, so bin ich versichert, daß Ihr mit ihr als der glücklichste Herr in der Welt leben werdet. Allein ich bitte Euch inständig, ihr nicht so viel Herzwehe zu verursachen, als Derjenigen, die vormals die Eurige war; denn ich zweifele sehr, daß sie es würde ertragen können, theils wegen ihrer großen Jugend, und theils deswegen, weil sie in aller Weichlichkeit des Wohllebens erzogen ist, da hingegen jene von Jugend auf durch lauter Beschwerlichkeiten abgehärtet war."

Wie Gualtieri fand, daß sie in allem Ernste glaubte, seine künftige Gemahlin vor sich zu sehen, und daß sie dennoch in keinem Stücke anders, als Gutes von ihr sprach, ließ er sie neben sich sitzen und sprach zu ihr:

„Griselda, es ist Zeit, daß Du die Früchte Deiner langwierigen Geduld genießest und daß Diejenigen, welche mich für grausam, ungerecht und unvernünftig gehalten haben, einsehen lernen, daß Alles, was ich that, zu einem wohlberechneten Endzwecke hinzielte; denn Dich wollte ich lehren, ein gutes Weib zu sein, und Jene, Dich als ihre Gebieterin anzusehen und zu schätzen, damit ich mir selbst dauerhafte Ruhe verschaffte, so lange ich mit Dir lebe. Dies alles hoffte ich damals, wie ich mich zuerst vermählte, kaum zu erlangen, und Du weißt am besten, wie viel Qual und Kummer ich Dir verursacht habe, um Dich zu prüfen. Weil ich jedoch nie gefunden habe, daß Du in Worten oder durch Handlungen, Dich meinen Wünschen widersetzt hättest und weil ich hoffen darf, die Freude, die ich mir wünschte, an Dir zu erleben, so will ich Dir in einer einzigen Stunde Alles wiedererstatten, was ich Dir in so vielen entzogen habe, und will mit dem sanftesten Balsam die Wunden heilen, die ich Dir schlug. Umarme demnach mit fröhlichem Herzen Diejenige, die Du für meine Braut hältst, nebst ihrem Bruder, als Deine und meine leiblichen Kinder. Sie sind dieselbigen, von welchen Du und viele Andere längst geglaubt haben, ich hätte sie grausamerweise umbringen lassen; und ich bin Dein Gemahl, der Dich mehr, als Alles in der Welt, liebt; und ich glaube mich rühmen zu können, daß kein Mann so sehr, wie ich, Ursache hat, sich seines Weibes zu freuen."

Mit diesen Worten umarmte und küßte er sie und führte sie, vor Freuden weinend, zu ihrer Tochter, die über Alles, was sie hörte, ganz erstaunt war, umschloß sie und ihren Bruder auf's Zärtlichste, und riß sie und viele Andere, die gegenwärtig waren, aus ihrem Irrthum. Die Frauen verließen fröhlich die Tafel, gingen mit Griselda in ein Nebenzimmer, wo sie ihr unter günstigern Vorbedeutungen ihre schlechten Kleider auszogen, und sie mit einem von ihren eigenen reichen Gewändern bekleideten, und führten sie (die auch in ihren Lumpen den edlen Anstand nicht abgelegt hatte) als ihre Gebieterin in den Saal zurück. Hier empfing sie voll Wonne ihre Kinder, und da Jedermann über diese glückliche Begebenheit herzlich froh war, so vervielfältigten sich die Freudenfeste und Jubelfeiern, und währten noch viele Tage, und ein Jeder pries die Klugheit des Gualtieri; wiewohl man sich nicht enthalten konnte, die mit seiner Gemahlin angestellten Prüfungen etwas zu hart und bitter zu finden; allein über Alles ward Griselda's weises Betragen mit Recht erhoben. Der Graf von Panago ging nach einigen Tagen wieder nach Bologna zurück. Gualtieri erhob

den Giannucole aus dem Bauernstande und versetzte ihn, als seinen Schwager, in eine solche Lage, daß er sein Alter in Ehren und mit großer Zufriedenheit beschließen konnte.

Was lernen wir aus dieser Begebenheit? Daß vom Himmel eben sowohl göttliche Gesinnungen in die niedrigsten Hütten herabsteigen, als es in den königlichen Palästen Menschen giebt, welche vielmehr verdienten, Schweine zu hüten, als über Länder und Leute zu herrschen. Wer anders, als eine Griselda, hätte die schweren und unerhörten Prüfungen des Gualtieri, nicht blos ohne Murren, sondern mit fröhlichem Angesichte, ertragen können? Ja vielleicht hätte er verdient, an ein Weib zu gerathen, welches sich, nachdem er sie im bloßen Hemde aus dem Hause gejagt, an einen Andern gehängt hätte, um zu einem hübschen Rock zu kommen."

Hier endigte Dioneo seine Erzählung und die Frauenzimmer, von welchen die Eine nach dieser, die Andere nach jener Seite zog, die Eine dieses tadelte, die Andere jenes erhob, hatten sich bereits darüber satt geplaudert, wie der König nach der Sonne blickte und fand, daß sie sich schon der Abendstunde näherte. Ohne von seinem Sitze aufzustehen, fing er an, folgendermaßen zu reden: „Reizende Mädchen! Ihr wißt wohl, es ziemt sich nicht nur für verständige Leute, des Vergangenen eingedenk zu sein und auf das Gegenwärtige zu merken, sondern es wird von großen Männern als die höchste Weisheit betrachtet, wenn man nach Maßgabe dieser beiden auch das Zukünftige zu berechnen weiß. Wir haben, wie Ihr wißt, schon seit vierzehn Tagen Florenz verlassen, um uns zum Besten unserer Gesundheit und zur Erhaltung unseres Lebens ein wenig Zerstreuung zu verschaffen, und die Traurigkeit, den Schmerz und die Angst zu meiden, welche seit dem Ausbruche der schrecklichen Pestseuche daselbst herrschen; und mich däucht, wir haben dieses mit vieler Wohlanständigkeit ausgeführt. Denn obgleich wir uns hier manche lustige Streiche (die vielleicht zum Theil die Begierden reizen konnten) erzählt, und dabei immer gut gegessen und getrunken, gesungen und gespielt haben, welches Alles bei schwachen Gemüthern leicht Anlaß hätte geben können, die Wohlanständigkeit zu verletzen: so habe ich doch weder von Eurer Seite, noch von der unsrigen, irgend ein Wort gehört oder eine Handlung bemerkt, welche Tadel verdienten, sondern Alles, was ich gehört und gesehen habe, schien mir nichts, als Ehrbarkeit, Eintracht und geschwisterliche Vertraulichkeit an-

zuzeigen. Dieses muß mir allerdings, um Eurer und meiner Ehre und Nutzens willen, sehr lieb sein. Damit jedoch aus einer zu langen Fortsetzung einer und derselben Sache nicht Ueberdruß erwachsen möge und damit wir Niemand Anlaß geben, uns wegen unseres langen Außenbleibens zu verlästern, so bin ich der Meinung, nachdem bereits ein Jeder von uns an seinem bestimmten Tage die Ehre genossen hat, mit welcher ich mich noch jetzt bekleidet sehe, daß wir nunmehr, wenn es Euch gefiele, wieder dahin zurückkehren sollten, woher wir gekommen sind. Ueberdies gebe ich Euch zu bedenken, daß unsere Gesellschaft, von welcher man in vielen andern Zirkeln rings um uns her schon gehört hat, bald so zahlreich werden würde, daß wir unser ganzes Vergnügen darüber einbüßten. Gefällt Euch demnach mein Rath, so will ich die mir übertragene Krone bis zu unserer Abreise, die ich auf morgen anzusetzen gedenke, behalten: wofern Ihr aber anders gesinnt seid, so habe ich bereits bei mir beschlossen, wen ich für den morgenden Tag damit bekrönen will."

Die Mädchen und Jünglinge rathschlagten lange mit einander; doch endlich erklärten sie sämmtlich den Vorschlag des Königs für gut und weise und entschlossen sich, ihn zu befolgen. Der König ließ deswegen den Schaffner rufen, nahm mit ihm Abrede, wie es am folgenden Morgen mit Allem sollte gehalten werden, und erhob sich, nachdem er die Gesellschaft bis zum Abendessen beurlaubt hatte. Bis dahin vertrieb sich ein Jeder die Zeit, wie sonst, der Eine auf diese, der Andere auf jene Weise. Zu gehöriger Stunde kamen sie fröhlich bei der Abendtafel wieder zusammen, und fingen hernach an, zu singen, zu tanzen und zu spielen. Indem nun Lauretta den Reihen anführte, ersuchte der König Fiammetta, ein Lied dazu zu singen, welches sie mit lieblicher Stimme folgendermaßen begann:

Wenn nicht die Eifersucht der Liebe folgte,
so wär' ich zehnmal froher,
als ich jetzt bin, und je ein Mädchen sein kann.

Wenn rasche, muntre Jugend,
die den Geliebten schmückt, sein Mädchen freuet;
wenn Edelmuth und Tugend,
wenn Tapferkeit und Kühnheit,
Vernunft und Würde, Zierlichkeit der Rede
und Artigkeit, entzücken,
so ist mir, traun! ein schönes Loos gefallen,
weil ich in dem Geliebten
im vollsten Maße dieß vereint erblicke.

Allein, wenn ich bedenke,
daß andre Mädchen auch so klug, wie ich, sind,
so macht die Furcht mich zittern,
und nur das Schlimmste ahnend,
besorg' ich, daß auch sie die Sehnsucht fühlen,
die mir das Herz entrückt hat.
Dann macht mich das, was mir das höchste Glück ist,
oft unaussprechlich traurig,
bricht mir das Herz, und kümmert mir mein Leben.

Fänd' ich bei dem Geliebten
die Treue so bewährt, wie seine Tugend,
so quälte mich kein Argwohn.
Doch da man täglich siehet,
wie leicht ein neuer Reiz zur Liebe anlockt,
so trau' ich keinem Manne.
Dies quält mich so, daß ich das Leben hasse;
denn wenn ihn eine ansieht,
so fürcht' ich schon, daß sie mit ihm davon läuft.

Laßt mich denn bei den Göttern
(Ihr Mädchen!) Euch beschwören, daß Ihr nimmer
so schmerzlich mich beleidigt;
denn wo sich eine fände,
die mir durch Blicke, Worte und Geberden
so sehr zu schaden suchte,
so hütet Euch. Denn wenn ich es erfahre,
so schwör' ich Euch, Ihr Kleinen,
Ihr sollt die Thorheit bitterlich beweinen.

Kaum hatte Fiammetta ihr Lied geendigt, wie Dioneo, der neben ihr saß, lachend zu ihr sagte: „Madonna! Ihr würdet uns eine große Gefälligkeit erzeigen, wenn Ihr uns allen seinen Namen sagtet, damit Euch Niemand aus Unwissenheit in Eurem Besitze störe; indem Ihr Euch so sehr darüber entrüsten würdet."

Nach diesem sang man noch einige andere Lieder, und die Nacht war schon halb vergangen, wie der König Allen empfahl, sich zur Ruhe zu begeben. Wie der neue Tag anbrach, und der Schaffner bereits alles Gepäcke vorausgeschickt hatte, folgte die Gesellschaft ihrem bedächtigen Könige, und kehrte nach Florenz zurück. Die drei jungen Herren trennten sich von den Damen bei Santa Maria Novella, wo sie mit ihnen Gesellschaft gemacht hatten, und wo sie jetzt von ihnen Abschied nahmen, um ihren anderweitigen Vergnügungen nachzugehen, und die Jungfrauen kehrten zu gelegener Zeit nach ihren Wohnungen zurück.

Nachschrift des Verfassers.

Meine werthen Leserinnen, zu deren Vergnügen ich diese langwierige Arbeit unternommen habe, ich glaube, durch den Beistand der göttlichen Gnade (welchen ich vermuthlich mehr eurem frommen Gebete, als meinem eigenen Verdienst zu verdanken habe) dasjenige vollkommen geleistet zu haben, was ich Euch im Anfange dieses Werkes versprach. Nachdem ich also zuvörderst Gott und hiernächst Euch gedankt habe, so wird es Zeit sein, die Feder niederzulegen, und der ermüdeten Hand ein wenig Ruhe zu gönnen. Doch ehe ich ihr diese gestatte, will ich vorher in aller Kürze auf einige Sächelchen antworten, als auf stillschweigende Einwürfe, welche vielleicht irgend eine von Euch, oder sonst Jemand möchte vorzubringen haben; denn ich bin gewiß überzeugt, daß dieses Werkchen kein besonderes Vorrecht vor irgend einem anderen erwarten darf; vielmehr erinnere ich mich, schon am Anfange der vierten Tagesordnung erwähnt zu haben, daß es dergleichen Vorrecht *nicht* genossen hat.

Einige von Euch werden *vielleicht* sagen, daß ich mir, wie ich diese Erzählungen niederschrieb, zu viele Freiheiten erlaubt habe, und daß ich zum Beispiel die Frauenzimmer bisweilen solche Sachen erzählen, und noch öfter anhören lasse, welche züchtige Mädchen weder sagen, noch anhören sollten. Das kann ich aber nicht einräumen; denn es ist nichts so unzüchtig, daß es sich nicht füglich mit anständigen Worten erzählen ließe, und dieses glaube ich so ziemlich geleistet zu haben. Gesetzt aber, es verhielte sich so, wie Ihr sagt (denn ich begehre nicht mit Euch zu streiten, weil Ihr mich doch überwinden würdet), so antworte ich, daß ich mehr als eine Ursache anzuführen habe, warum ich so und nicht anders handeln mußte. Denn erstlich, wenn sich etwas von dergleichen Dingen in irgend einer der Erzählungen findet, so hat es die Natur derselben erfordert, und ein jeder Vernünftige, welcher die Sache im rechten Lichte betrachtet, wird einsehen, daß ich sie nicht anders erzählen konnte, wenn ich ihr nicht ihre wahre Gestalt nehmen wollte. Und wenn ja hin und wieder ein kleiner Umstand, oder ein Wörtchen sich fände, welches den scheinheiligen Weiblein (die ihre Worte lieber, als ihre Handlungen auf die Waage legen, und sich mehr Mühe geben, fromm zu scheinen, als fromm zu sein), gar zu leichtsinnig klingt, so sage ich, daß es mir nicht unanständiger ist, es *geschrieben* zu haben, als andern Männern und Weibern, wenn sie jeden Tag von Keilen und Spalten, von Mörsern und Stämpfern, von Würsten und dergleichen reden. Ueberdieß muß man meiner Feder die Freiheit nicht absprechen wollen, die man dem Pinsel eines jeden Malers einräumt, welchem es Niemand (wenigstens nicht mit Recht) zum Vorwurf macht, daß er nicht nur den heiligen *Michel*, oder *Görge*, den Drachen bald mit dem Schwerte, bald mit der

Lanze, an dieser oder an jeder Stelle, wie es ihm einfällt, verwunden läßt, sondern daß er Christum als einen Mann und Eva als eine Frau malt, und daß er demjenigen, der für ein ganzes Menschengeschlecht gestorben ist, bald mit einem Nagel, bald mit zweien, die Füße ans Kreuz heftet. Nächst diesem wird man auch wohl einsehen, daß diese Sächelchen nicht in der Kirche sind erzählt worden, von deren Dingen man nicht anders reden soll, als mit reinem Herzen und in den ehrfurchtsvollesten Ausdrücken, obgleich man in ihren Geschichten auch wohl auf Dinge stößt, die noch ganz anders klingen, als die ich geschrieben habe; auch nicht in den Schulen der Weltweisen, wo ebenfalls alles ehrbarlich zugehen muß; auch nicht an andern Orten unter Geistlichen oder Schulmännern; sondern in Gärten und Lustörtern, unter jungen, jedoch verständigen Leuten, die sich nicht durch Märchen bethören ließen, und zwar zu einer Zeit, da die ehrbarsten Leute sich nicht würden geschämt haben, mit den Hosen auf dem Kopfe einher zu gehen, wenn sie dadurch ihr Leben hätten retten können. Uebrigens können sie freilich, so wie sie sind, so wohl schaden, als nützen, wie eine jede andere Sache, und es kömmt dabei alles auf den Zuhörer an. Wer weiß es nicht, daß der Wein, der nach der Behauptung des Cinciglione, des Scolaïo, und vieler andern, die herrlichste Sache von der Welt ist, dem Fieberkranken zum Gift wird? Wollen wir ihn darum zum wirklichen Gifte machen? Wer erkennt nicht das Feuer für eins der nützlichsten und nöthigsten Bedürfnisse der Sterblichen? Wollen wir es denn ein Uebel nennen, weil es auch Häuser, Dörfer und Städte in die Asche legt? Die Waffen vertheidigen bald das Leben und das Eigenthum derer, die friedlich gesinnt sind, bald tödten sie die Menschen, nicht weil sie an sich böse sind, sondern weil man sie zum Bösen mißbraucht. Kein verderbtes Gemüth hat je ein Wort weislich verstanden, und so wie diesem die ehrbaren Dinge nichts frommen, so können hingegen diejenigen, welche weniger ernsthaft und ehrbar sind, einen reinen Sinn nicht beflecken, so wenig als der Koth den Sonnenstrahl und der irdische Unflath die Schönheiten des Himmels. Welche Bücher, welche Schriften, welche Worte sind heiliger, erhabener und ehrwürdiger, als die Bücher der heiligen Schrift? Und dennoch ist die Menge derjenigen groß, welche durch die verkehrte Auslegung derselben sich und Andre ins Verderben gestürzt haben. Eine jede Sache an und für sich selbst ist immer zu etwas nützlich; wenn sie aber unrecht gebraucht wird, so kann sie viel schaden. Eben dieses gilt auch von meinen Erzählungen: Will Jemand böse Gedanken aus ihnen schöpfen, oder Anlaß zu bösen Handlungen von ihnen nehmen, so werden sie das nicht verhindern können, wenn vielleicht der Stoff dazu in ihnen liegt, oder wenn man sie so lange verkehrt und verdreht, bis man ihn hinein legt. Wer aber Nutzen und Vortheil aus ihnen ziehen will, dem werden sie ihn nicht versagen, und Niemand wird ihnen ihre Nützlichkeit absprechen, wenn sie zu gehöriger Zeit und von solchen Personen gelesen werden, für welche sie geschrieben sind. Wer seinen Rosenkranz zu beten, oder Grützkuchen und Torten für seinen Gewissensrath zu backen hat, der lasse sie liegen; sie werden Keinem nachlaufen, um sich lesen zu lassen.

Und doch sieht man selbst die Betschwestern manchmal ganz eigene Sächelchen treiben und reden.

Es wird auch wohl einige geben, welche meinen, dieses und jenes Geschichtchen hätte lieber sollen weggelassen werden.

Zugestanden! Ich konnte und durfte sie aber nicht anders schreiben, als sie waren erzählt worden, und folglich hätten die erzählenden Personen etwas Besseres sagen sollen, so würde ich auch was Besseres geliefert haben. Doch wenn man auch voraussetzen wollte, ich wäre so wohl der Erfinder, als der Schreiber dieser Erzählungen (wiewohl ich das nicht bin), so würde ich sagen: ich schäme mich nicht, daß sie nicht alle gleich schön sind; denn außer Gott selbst wird kein Meister gefunden, der alles gut und vollkommen macht, und Karl der Große, der den Orden der Tafelrunde stiftete, konnte doch nicht so viele zu Rittern derselben schlagen, daß er von ihnen ein ganzes Heer hätte errichten können. Unter der Menge von Dingen muß immer Verschiedenheit stattfinden. Kein Feld war je so sorgfältig gebaut, daß nicht Nesseln, Dornen und Disteln darauf wuchsen, und sich unter das beste Getreide mischten. Wer nun immer mit einfältigen Weiberchen zu plaudern hat (wie die meisten von Euch sind), der würde thöricht handeln, wenn er sich den Kopf zerbrechen wollte, um lauter ausgesuchte Dinge zu ersinnen, und immer in einem abgemessenen Tone zu reden. Mit einem Worte, wer in diesem Büchelchen herumblättert, der lasse alles ungelesen, was ihm anstößig ist, und lese nur das, wovon er sich Vergnügen verspricht; und damit sich Niemand betrogen finde, so trägt eine jede Geschichte ein Zeichen vor der Stirne, woran man sehen kann, was ihr im Busen steckt.

Ich glaube ferner, daß Manche einwenden werden, einige Erzählungen wären viel zu lang gerathen.

Diesen sage ich noch einmal: Wer etwas Besseres zu thun hat, der handelte thörlich, wenn er sie läse, wenn sie auch noch so kurz wären. Und obwohl schon eine geraume Zeit verflossen ist, seitdem ich anfing, sie zu schreiben, so habe ich doch jetzt am Ende meiner Arbeit noch nicht vergessen, daß ich damals mein Geschwätz nur den Müßigen, und keinen Andern anbot. Wer aber zum Zeitvertreib lieset, dem ist nichts zu weitläuftig, so lange es ihm zur Erreichung seines Endzwecks beförderlich ist. Ein kurzer Vortrag ist nur demjenigen etwas werth, der sich belehren will, und also nicht liest, um sich die Zeit zu vertreiben, sondern um sie nützlich anzuwenden. Aber so verhält es sich nicht mit Euch Frauenzimmern, die Ihr nicht wißt, wie Ihr die übrige Zeit los werden sollt, die Ihr nicht den Vergnügungen der Liebe gewidmet habt. Da nun überdieß keine von Euch weder in Athen, noch in Paris, oder Bologna zu studieren pflegen, so muß man mit Euch ein wenig ausführlicher sprechen, als mit denen, welche sich das Verständniß an gelehrten Sachen abgeschliffen haben.

Ich zweifle nicht, daß sich nicht auch noch Einige finden sollten, welche mir vorwerfen, daß zu viele Possen und leichtsinniges Geschwätz in die vorgetragenen Sachen eingestreut sind, und daß es sich für einen Mann von Ernst und Gewicht nicht schicke, dergleichen Sachen geschrieben zu haben.

Diesen bin ich vielen Dank schuldig (und will ihn hiermit abgestattet haben), weil sie sich aus wohlgemeintem Eifer meines guten Namens annehmen; allein meine Antwort ist fertig: Ich bekenne, daß ich bin gewogen, und mehr als einmal in meinem Leben gewogen worden, und eben daher kann ich denjenigen guten Damen, die mich noch nicht selbst gewogen haben, sagen, daß ich nicht schwer, sondern so leicht wäge, daß ich im Wasser oben schwimme. Wenn man nun noch dazu bedenkt, daß die Predigten der Mönche, die doch zur Absicht haben sollen, den Menschen ihre Gebrechen vorzuhalten, heutiges Tages nichts, als lauter Schwänke und leeres Geschwätz enthalten, so habe ich geglaubt, daß dergleichen sich noch wohl eher zu meinen Erzählungen passen würden, die nur geschrieben sind, um den Weibern die Grillen zu vertreiben. Sollten sie jedoch zu viel dabei lachen, so können ihnen ja die Klaglieder Jeremiä, die Passionsgeschichte, oder die bußfertige Magdalena das Lachen bald wieder vertreiben.

Wer wird endlich zweifeln, daß nicht Einige mir auch eine böse Zunge und ein wenig Hang zum Afterreden zur Last legen sollten, weil ich hie und da von den Mönchen die Wahrheit rede?

Denen, welche dieses thun, ist es sehr zu verzeihen, weil sie vermuthlich durch triftige Gründe dazu bewogen werden; denn die Mönche sind ein gutes Völkchen, welches aus lauter Gottesfurcht die Unbequemlichkeit meidet, von Zeit zu Zeit die Weiblein kitzelt, und nichts davon nachsagt; und wenn sie nur nicht insgemein ein wenig nach dem Bock röchen, so könnte man sich ganz artig mit ihnen die Zeit vertreiben. Ich gestehe inzwischen, daß man unter den Dingen dieser Welt nichts Beständiges findet, sondern daß alles einem immerwährenden Wechsel unterworfen ist; und dieses könnte denn auch wohl meine Zunge betroffen haben. Weil ich nun meinem eigenen Urtheil nicht trauen wollte (welchem ich in Sachen, die mich selbst angehen, niemals folge), so fragte ich neulich eine meiner Nachbarinnen, welche mir darauf versicherte, daß ich die sanfteste Zunge von der Welt hätte: und wie sie mir dieses sagte, blieben mir doch wirklich von meinen Erzählungen nur noch wenige zu schreiben übrig. Weil demnach jene Damen gewiß allzu leidenschaftlich von mir urtheilen, so muß ich sie bitten, mit dem Gesagten statt aller weitern Antwort vorlieb zu nehmen.

So mag denn von nun an eine Jede von mir denken und reden, wie es ihr gefällt, und da es einmal Zeit ist, den Worten ein Ende zu machen, so danke ich demjenigen, der mich nach einer so langwierigen Arbeit durch seinen Beistand zum erwünschten Ziele geführt hat. Und Ihr, meine liebenswürdigen Frauen, lebt wohl und zufrieden unter seiner Obhut, und gedenkt an mich, wenn irgend einer, oder der andern von Euch, vielleicht Einiges von dem, was sie gelesen haben, zum Frommen gereicht.

Ende.

Stereotypie und Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.



